













# Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

---

fünfzehnter Jahrgang. — Zweiter Band.  
(April bis Juni 1890.)



Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

421.3

1109/11/11/11/11/11

1109/11/11/11/11/11

1109/11/11/11/11/11

1109/11/11/11/11/11

10

1109/11/11/11/11/11



# Inhalt

des

## Zweiten Quartal - Bandes des Jahrgangs XV.

(April bis Juni 1890.)

	Seite.
Emanuel Kónyi: Beust und Andrassy 1870—1871. I. II. . . . .	1. 145
F. Winkel: Der Aufenthalt an der See und seine Heilwirkungen. . . . .	29
Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Hoon. XI. XII.	
XIII. . . . .	48. 129. 257
S. Kyn: Die Here. Novelle. II. III. . . . .	66. 174
Kardinal Manning: Die Arbeit, ihre Würde und ihr Recht. (Schluß). . . . .	90
B. von dem Kneesebeck: Kaiserin Augusta. . . . .	102
A. von Okoliczanyi, K. u. K. österr.-ung. Gesandter: Beiträge zur Charakteristik des Grafen Andrassy. . . . .	166
Ludwig Büchner: Auch ein Wort über Telepathie. . . . .	193
Friedrich Rippold: Der Beginn der Freiheitskriege. Aus den Lebens- erinnerungen des Feldmarschalls von Boyen. I. II. . . . .	202. 333
A. von Klinkowstroem: Die deutsche Frau. . . . .	218
Graf Greppi, Kgl. italienischer Botschafter: Die Schule des Diplomaten. . . . .	225
Ilse Frapan: Recht wider Recht. Novelle. . . . .	284
F. Hann: Warum es auf hohen Bergen kalt ist. . . . .	301
Ludwig Dessoir und seine Freunde. . . . .	314
And. Mehlum: Die Lofoten und die Lofotenfischerei. Deutsch von Georg Philippus. . . . .	326

	Seite
W. Dreyler: Der Mann im Monde. . . . .	348
Otto Ritschl: Die Mittelstraße in der Theologie. . . . .	356

---

Berichte aus allen Wissenschaften:

Litteraturgeschichte.

A. H. Braasch: Aus Karl von Hase's vergessenen Schriften. . . . .	117
---	-----

Rechtsgeschichte.

K. Friedrichs: Philologische Studien zur Urgeschichte des germanischen Rechts. . . . .	236
--	-----

Gesundheitspflege.

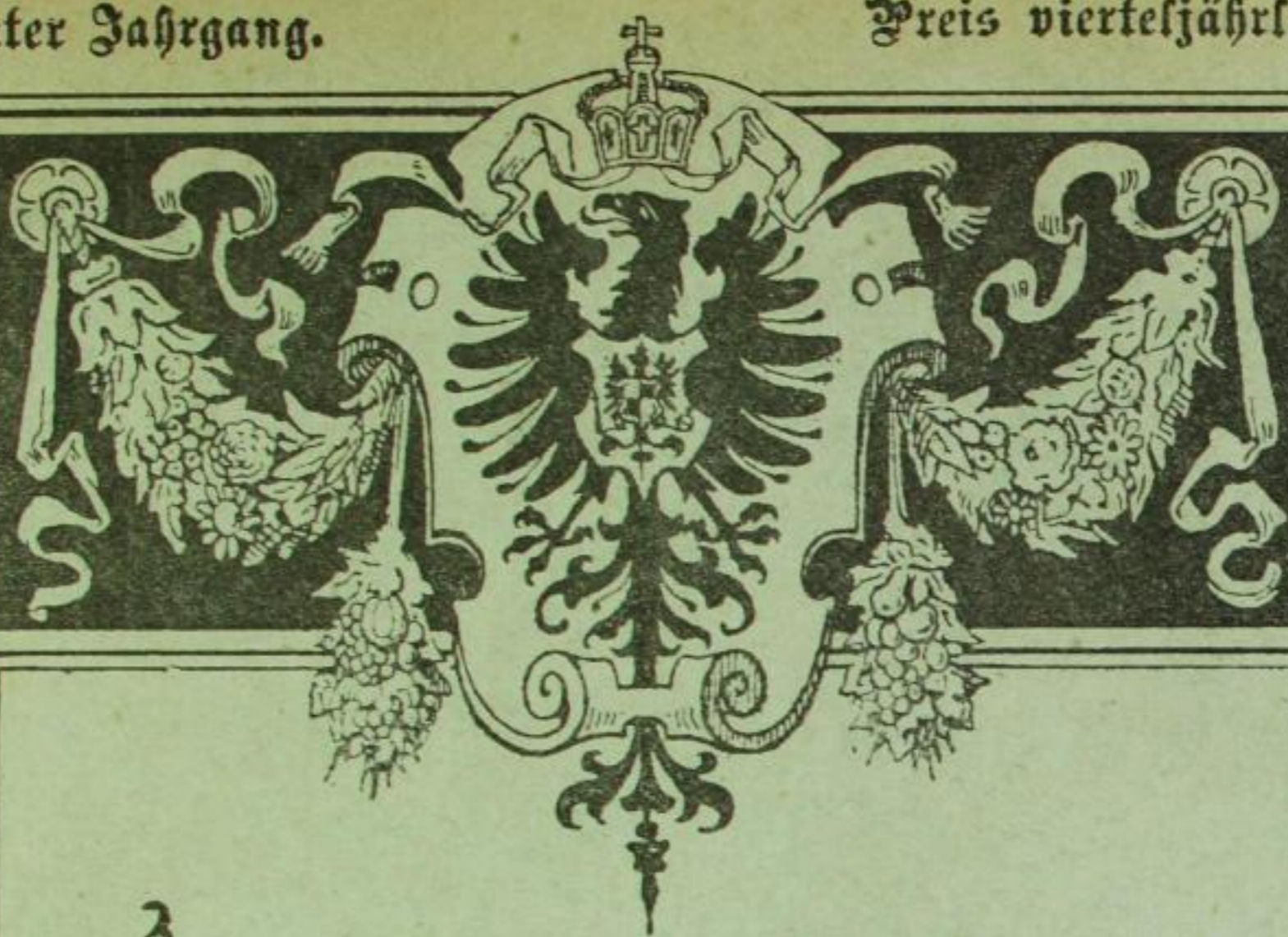
E. Lewy: Die Berufskrankheiten des Eisenbahnpersonals. . . . .	243
--	-----

Physik.

Karl Schmidt: Sir William Thomson über Boscovich's Molekulartheorie. . . . .	249
--	-----

Kleine Revuen:

Litterarische Revue . . . . .	123. 366
Litterarische Berichte . . . . .	127. 252
Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes . . . . .	380
Kunst-Revue . . . . .	381



# Deutsche Revue

über das  
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben  
von

Richard Fleischer.



1890. April.

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und  
halbjährlich ein Kunstheft.

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau

Berlin

Expedition: Lauenzienstraße 60. Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

## Inhalts-Verzeichnis.

April 1890.

	Seite
I. Emanuel Kónyi: Beust und Andrássy 1870—1871. I. . . . .	1
II. F. Winkel: Der Aufenthalt an der See und seine Heilwirkungen . . . . .	29
III. Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Hoon. XI. . . . .	48
IV. S. Kyn: Die Here. Novelle. (Schluß). . . . .	66
V. Kardinal Manning: Die Arbeit, ihre Würde und ihr Recht. (Schluß.) . . . . .	90
VI. B. von dem Kneesebeck: Kaiserin Augusta . . . . .	102
VII. Berichte aus allen Wissenschaften . . . . .	117
Litteraturgeschichte. A. G. Braasch: Aus Karl von Hase's vergessenen Schriften.	
VIII. Litterarische Revue . . . . .	123
IX. Litterarische Berichte . . . . .	127

---

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.  
Übersetzungsrecht vorbehalten.

# Beust und Andrássy, 1870—1871.

Von  
Emanuel Kónyi.

Prorsus admirabile videtur hoc illis naturam dare, quod  
Graeci longa sapientium doctrina, praeceptisque philoso-  
phorum consequi nequeunt.

Sustinus über die Scythen.

## I.

**B**raf Ferdinand Beust schließt in Österreich die Reihenfolge jener Staatsmänner ab, welche aus dem „Reiche“ nach Wien berufen wurden, um nebst der österreichischen auch der deutschen Reichspolitik Richtung zu geben. Seine Ernennung zum Minister der äußeren Angelegenheiten der Habsburger Monarchie fällt mit dem Ausgleiche zwischen Österreich und Ungarn vom Jahre 1867 zusammen. Beust begünstigte dieses Ausgleichswerk, und Ungarn behält ihn dafür in dankbarer Erinnerung. Über die Verdienste, die er sich als Minister des Äußeren Österreich-Ungarns erworben, hat niemand so glänzende Streiflichter geworfen als er selbst in seinen „Erinnerungen und Aufzeichnungen<sup>1)</sup>.“ Nur daß der geschichtliche Wahrheitsgehalt der „Aufzeichnungen“ und darum auch ihre Zuverlässigkeit mit der Klarheit in der Darstellung nicht überall gleichen Schritt hält. Für denjenigen, der die Beust'schen „Erinnerungen“ zu Geschichtszwecken benützen will, wird eine beträchtliche Dosis von Vorsicht sehr anzuraten sein; denn das Geschichtsbild, welches uns Beust zeichnet, giebt die Züge der Zeitereignisse nicht nur nicht lebensstreu, sondern sogar in höchst verzerrter und entstellter Weise wieder. Ganz besonders gilt dies von jenem bedeutsamen Zeitabschnitte, in welchem der deutsch-französische Krieg für die Entwicklung der Beziehungen der Donaumonarchie nach außen und der Sturz des Kabinetts Hohenwart für die Gestaltung der inneren Verhältnisse den Ausschlag gaben.

Durch die vielfachen Schwankungen, welche seine Ministerlaufbahn in Österreich kennzeichnen, zieht sich einem roten Faden gleich der eine und einzige Gedanke hindurch, die preußischen Bestrebungen nach der Weltmachtstellung zu durchkreuzen,

<sup>1)</sup> Stuttgart, Cotta 1887.

Deutsche Revue. XV. April-Heft.

die Macht Preußens womöglich zu schwächen und die Einigung Deutschlands zu hindern. Es erleidet keinen Zweifel, daß Beust lediglich im Hinblick auf dieses Ziel den Ausgleich mit Ungarn als die hauptsächlichste Vorbedingung einer Erstärkung Österreichs fördern zu sollen geglaubt hat. Ein kurzer Überblick über die entscheidenden Ereignisse in den preußisch-österreichischen Beziehungen vom Jahre 1866 ab erleichtert uns, die tiefer gelegenen Beweggründe dieser Beust'schen Tendenz klar ins Auge zu fassen.

Der Artikel IV. des Prager Friedens vom 23. August 1866 enthält bekanntlich die Bestimmung, daß Österreich die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes anerkennt und seine Zustimmung giebt zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Beteiligung des österreichischen Kaiserstaates. Österreich erkannte den norddeutschen Bund an und erklärte sich damit einverstanden: „daß die südlich von der Linie des Mains gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt und der eine internationale unabhängige Existenz haben wird.“ Preußen, welches dazumal durch Napoleon III. allein verhindert wurde, den Gedanken eines allgemeinen deutschen Bundes zu realisieren, mußte sich mit der Schöpfung des norddeutschen Bundes zufrieden geben. Gleichzeitig schloß aber Preußen (am 22. August 1866) ein geheimes Schutz- und Trutzbündnis mit den süddeutschen Staaten, welches nebst gegenseitiger Verbürgung der Gebietsintegrität auch die Bestimmung enthielt, daß die Südstaaten für den Kriegsfall ihre gesamte Kriegsmacht dem Oberbefehl des Königs von Preußen unterstellen sollten.

Beust, der in seinen Erinnerungen „die Sache beim rechten Namen nennen will“, bezeichnet diese Geheimverträge als „ein Meisterstück deloyaler Handlungsweise“ des Fürsten Bismarck. Sein Streben war demnach auch seit dem Beginn seiner österreichischen Ministerschaft darauf gerichtet, den festeren Anschluß der Südstaaten an den norddeutschen Bund zu hintertreiben, ja noch mehr, sie, wenn möglich, zu Österreich in ein ähnliches Verhältnis zu bringen wie das, in welchem Preußen zu Sachsen und den übrigen Staatengliedern des nördlichen Bundes stand. Beust nahm für gewiß an, daß Napoleon III. die Einigung der deutschen Staaten aus Rücksichten auf die Machtstellung Frankreichs nicht zugeben könne, daß es zwischen Preußen und Frankreich zum Kriege kommen müsse, und daß seine auf die Wiedererlangung der österreichischen Machtstellung in Deutschland gerichteten Hoffnungen alsdann in Erfüllung gehen würden.

Eine ganz andere Auffassung vertrat der damalige ungarische Ministerpräsident Graf Julius Andrássy. Seine Auffassung ging dahin, daß die Verdrängung Österreichs aus Deutschland den Bestand der Donaumonarchie nicht im geringsten gefährde, daß das Streben nach der Wiedererlangung der deutschen Vormachtstellung für Österreich nicht nützlich, sondern schädlich sei, und daß letzteres überdies nicht einmal im stande sei, den Einigungsprozeß zwischen Süd- und Norddeutschland in seinem Fortgange aufzuhalten. Dem entsprechend hielt Andrássy dafür, daß es im wohlerwogenen Interesse der Monarchie liege, in einem freundschaftlichen

Einvernehmen mit Preußen zu stehen, jedenfalls aber mit diesem ein derartiges Verhältnis anzubahnen, daß es sich in kritischen Augenblicken nicht gegen Österreich fehre, sondern mindestens auf dem Fuße wohlwollender Neutralität verbleibe. Andrássy gab sich Mühe, bei Beust auch die allerletzten Zweifel zu zerstreuen, als ob eine andere Politik auf die Zustimmung Ungarns rechnen könnte.

Man weiß, daß im Jahre 1867 der bayerische Minister Fürst Hohenlohe im Hinblick auf die aus der Luxemburger Frage entstandene Besorgnis eines preußisch-französischen Krieges mit Genehmigung des Königs von Bayern eine Versöhnung zwischen Österreich und Preußen herbeiführen wollte. Daß dieses Bestreben beim Grafen Bismarck freundlichen Anklang fand, geht aus seiner Note an den preußischen Gesandten am Wiener Hofe, Herrn von Werther, mit unzweideutigster Klarheit hervor. In dieser Note heißt es: „Es ist seit der Wiederherstellung des Friedens stets unser Wunsch gewesen, das freundschaftliche Verhältnis mit Österreich zu gewinnen, welches den beiderseitigen Interessen und der beiderseitigen Vergangenheit entspricht. Zu den allgemeinen Gründen dieser unserer Disposition hat sich in neuester Zeit das besondere Motiv gesellt, den Frieden zu erhalten. Diesen Zweck würde eine Defensiv-Allianz Österreichs mit Preußen und seinen deutschen Verbündeten erreichen, weil einer solchen gegenüber Frankreich einen Angriff auf Deutschland nicht unternehmen würde.“ Bismarck zählte sodann der Reihe nach jene Vorteile auf, welche die Defensivallianz für Österreich gewähren würde, und ermächtigte Herrn von Werther, den Abgesandten Bayerns in dieser Richtung zu unterstützen, in Wien die Erklärung abzugeben, daß der König von Preußen bereit sei, ein solches Bündnisverhältnis anzunehmen und schließlich alle und jede Gerüchte über geheime Verträge, die Preußen mit irgend einer Macht (mit Rußland) eingegangen wäre, auf das bestimmteste zu dementieren.

Wir wissen, daß Beust diesen Antrag entschieden zurückwies. Ja, er that noch mehr als das, er machte über die hierauf bezüglichen Eröffnungen des Grafen Tauffkirchen und des Freiherrn von Werther so vollständige Mitteilung in Paris, daß die französische Regierung Reklamationen in München erhob.<sup>1)</sup>

Am 15. Mai 1867 richtete Beust eine Note nach München, in der er erklärte, Österreich könne zu den Militärverträgen Preußens mit den süddeutschen Staaten oder gar zu einer weiteren Verletzung des Prager Friedens seine Einwilligung nicht erteilen. Diese Note hob hervor, Österreich müsse behutsam allem ausweichen, was dahin gedeutet werden könnte, als würde es mit Worten und Thaten dem Rechte entsagen, sich zu gelegener Zeit auf den Frieden von Prag zu berufen. Bayern werde gut thun, eine zuwartende Haltung einzunehmen und sich eines jeden weiteren Schrittes über die im Prager Frieden gezogene Linie hinaus zu enthalten.

Der norddeutsche Bund konstituierte sich im Jahre 1867 als einheitliche Macht, und zu Ende dieses Jahres überreichten die preußischen Gesandten und Botschafter den Höfen, bei welchen sie accreditiert waren, ihre neuen Beglaubigungsschreiben.

<sup>1)</sup> S. „Bismarck. Zwölf Jahre deutscher Politik.“ Leipzig 1884, S. 11. 12.

Je lebhafter sich die öffentliche Meinung in Süddeutschland für den Anschluß an den norddeutschen Bund kundgab, um so eifriger wirkte Beust dieser Bewegung entgegen, und um so öfter richtete das Organ Bismarck's, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, ihre Aufforderung an das ungarische Volk, das auf die Wiederherstellung des österreichischen Einflusses in Deutschland gerichtete Bestreben zu vereiteln. Das Kanzlerblatt führte Ungarn zu Gemüte, daß die „Welfisch-Wiener Kriegspartei“, falls es ihr gelingen würde, Preußen der Frucht seines Sieges von 1866 in Deutschland zu berauben, auch Ungarns Freiheiten vernichten würde. Ungarn solle das Steuerruder des österreichischen Staatschiffes in seine Hände nehmen und sich bestreben, entscheidenden Einfluß auf die Leitung der auswärtigen Politik zu gewinnen, weil Preußen sonst der unversöhnliche Feind Österreich-Ungarns sein werde. Ein Schriftsteller, der in der Umgebung Bismarck's lebte und in die politischen Pläne desselben eingeweiht war, wandte sich wegen der Ausdehnung des norddeutschen Bundes über die Südstaaten im Dezember 1868 an die Redaktion des „Pester Lloyd“. Die Ausführungen dieses Gewährsmannes, welche am 20. Dezember in den Spalten des erwähnten Blattes zur Veröffentlichung gelangten, gipfelten darin, daß Preußen die unabweisliche Pflicht habe, die Einheit der deutschen Staaten, welche den Wünschen der überwiegenden Mehrheit des süddeutschen Volkes entspreche, ins Leben zu rufen. Die betreffende Korrespondenz ermahnte Österreich und Ungarn, Preußen nicht nach Rußland hin zu drängen. „Wir vermögen nicht zu glauben“, bemerkte der Berliner Gewährsmann des Weiteren, „daß Ungarn Neigung verspüre, der Beust'schen Politik beizutreten und für dieselbe Opfer zu bringen. Ungarn geziemt es vielmehr, die Einseitigkeit und die Beschränktheit der Beust'schen Politik zu forrigieren und den nationalen Interessen Ungarns in der Monarchie maßgebende Geltung zu verschaffen. Die richtige Politik Österreich-Ungarns kann einzig und allein die sein, mit einem freien Deutschen Reiche in gutem Verhältnisse zu leben.“

In der Nummer vom 29. Dezember 1868 des „Pester Lloyd“ hat Max Falk auf diesen Brief des preußischen Gewährsmannes die Antwort erteilt, welche nicht nur der treue Ausdruck der ungarischen öffentlichen Meinung war, sondern, wie es der Schreiber dieser Zeilen vom Grafen Andrassy weiß, auch seiner Auffassung in allem und jedem vollständig entsprach. Nach den einleitenden Zeilen erwidert Falk auf die Frage, was Ungarn thun würde, falls Preußen sich über den Prager Frieden hinwegsetzen möchte, das Folgende:

„Nichts hindert uns, auf diese Frage offen zu antworten und nicht nur unser eigenes Programm zu präzisieren, sondern auch das unserer Regierung, — das letztere nicht auf Grund irgend einer Inspiration, sondern auf Grund einer genauen Kenntnis der Stimmung des Landes und dessen, was in diesem Lande und bei dieser Stimmung für eine parlamentarische Regierung überhaupt möglich ist.

„Nachdem Österreich aus Deutschland verdrängt ist, liegt es ohne Zweifel weit mehr in unserem Interesse, wenn unsere Grenznachbarn die süddeutschen



Staaten sind oder ein süddeutscher Bund, als wenn ein unter preussischer Hegemonie stehendes Deutschland oder vielmehr ein ganz Deutschland umfassendes Preußen bis an die Thore von Salzburg reicht. Allein es giebt für uns ein noch viel wichtigeres Interesse, welches dem eben erwähnten vorangeht, und das ist die Erhaltung des Friedens, den wir nur dann opfern würden, wenn ein noch höheres Interesse in Frage käme. Solch ein Interesse, das höchste und wichtigste unter allen, dem wir selbst die für uns so notwendige Erhaltung des Friedens hintansetzen würden, ist nun die Integrität, der Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie. Ist dieses Interesse durch die Annexion Süddeutschlands an den Nordbund gefährdet? In Zukunft vielleicht — im Augenblicke gewiß nicht. Die Sache steht also auf der einen Seite: die Aussicht, für eine bloß mögliche und auch da nur in keineswegs naher Zukunft mögliche Gefahr sofort mit ungenügenden Kräften in die Schranken zu treten und die innere Kräftigung der Monarchie in unheilvoller Weise zu unterbrechen, ja vielleicht die ganze Existenz des Reiches aufs Spiel zu setzen; auf der anderen Seite: ruhige, aber emsige Fortsetzung des Friedenswerkes, der inneren Stärkung, um dann mit gesammelter Kraft und mit voller Aussicht auf Erfolg unsere vitalen Interessen verteidigen zu können, wenn diese nicht bloß möglicher Weise, sondern in Wirklichkeit bedroht sein sollten . . . die Wahl kann hier einem vernünftigen Menschen unmöglich schwer fallen, und die ungarische Nation hat gewählt; diejenige Politik aber, welche die Nation freiwillig und nach bester Einsicht gewählt hat, wird auch von unserer Regierung befolgt werden müssen.

„Graf Andrássy ist, so weit wir ihn zu kennen die Ehre haben, nicht im entfernte-  
sten von jenen kriegerischen Gelüsten, von jener Leidenschaft für die „Mainlinie“ beseelt, wie sie ihm die preussischen Organe andichten, allein selbst wenn dies der Fall wäre, wie wollte er diese Gelüste praktisch zur Geltung bringen? Um einen Krieg führen zu können, müßten vor allem die Mittel hierzu durch die Delegationen bewilligt werden. Der ungarische Delegierte aber ist noch nicht geboren, der irgend einem Minister, wer er auch sei, nur einen Groschen oder einen Mann bewilligen würde, um damit die Mainlinie gegen einen Einbruch Preußens zu schützen oder Süddeutschland an dem Eintritte in den Nordbund zu hindern. Und selbst wenn einem Manne von so entschieden konstitutioneller Gesinnung, wie es der ungarische Ministerpräsident ist, zugemutet werden könnte, daß er sich allenfalls auch über konstitutionelle Skrupel hinwegsetzen und absolutistisch wirtschaften könnte, so wird man doch mindestens von seinem hellen Verstande voraussetzen dürfen, daß er die Erfahrungen des Jahres 1866 nicht vergessen habe, die ihm klar genug zeigten, wie ein mit solchen Mitteln geführter Krieg endet.

„Und was vom Grafen Andrássy gilt, das gilt auch vom Grafen Beust, es muß auch von ihm gelten. Oesterreich kann keinen Krieg führen, wenn ihm nicht die reichen Mittel Ungarns zur Verfügung stehen, und Graf Andrássy kann ihm diese Mittel nicht zur Verfügung stellen, wenn es sich um die Mainlinie, um den süddeutschen Bund oder überhaupt um irgend ein anderes Interesse handelt als um den Bestand und die Integrität der österreichisch-ungarischen Monarchie.

„Das ist wohl klar genug gesprochen, und wir hoffen, es werde in Berlin verstanden werden. Ob diese von uns gekennzeichnete Politik eine welfisch-wienerische ist, darüber möge nun die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ selber urteilen, wie auch über die Sinnlosigkeit des neuestens vom preussischen Preßbureau ausgegeben mot d'ordre: Ungarn müsse seine Politik von der Beust'schen trennen. Graf Beust ist ein kluger Staatsmann; er will gewiß nur, was er kann, und er kann nur das, was Ungarn will. Es besteht somit schlechterdings kein Gegensatz, der uns zur Loslösung von der Politik Beust's veranlassen könnte. Graf Bismarck möge sich beruhigen. Osterreich-Ungarn wird nichts dazu thun, irgend jemandem eine verlorene Krone wieder zu verschaffen oder eine wacklige auf einem gesalbten Haupte zu befestigen, von welchem sie herabzufallen droht. Doch ja! Eines wäre immerhin möglich. Wenn wir die Hand des Grafen Bismarck auch fernerhin überall dort finden, wo es gilt uns Schwierigkeiten zu bereiten; wenn man, um seine Freundschaft zu gewinnen, nichts Anderes braucht als unser Feind zu sein; wenn wir den nichtungarischen Nationalitäten gegenüber selbst mit den bis an die Grenze des Möglichen gehenden Konzessionen bloß deshalb nichts erreichen, weil sie fortwährend hoffen, in einem von Preußen angezettelten Wirrwarr alle ihre Chimären verwirklichen zu können; wenn uns Graf Bismarck in solcher Weise auch fernerhin das Messer an die Kehle setzt, dann heißt es „Zahn um Zahn“ und „Auge um Auge“; dann werden wir solch einen intriganten Gegner Ungarns und Osterreichs mit allen Mitteln zu zähmen und unschädlich zu machen suchen. Wir werden auch dann keine „welfische“ oder „süddeutsche“ Politik machen, sondern ungarische Politik mit allen uns zweckdienlich scheinenden und, wenn man uns dazu zwingt, auch mit welfischen, süddeutschen oder was immer für andern Mitteln. Das ist dann ein Akt der Nothwehr, der Selbsterhaltung, und wenn es sich einmal darum handelt, dann dürfte Graf Bismarck zu seiner Überraschung erfahren, daß auch der weit- aus überwiegende Teil jener ungarischen Opposition, mit welcher er heute kokettiert, (wie sie mit ihm) nicht auf seiner Seite stehen werde, sondern auf der unsrigen.“

Dieser Artikel machte sowohl in Wien wie in Deutschland Aufsehen, die Wiener Zeitungen schlugen Lärm über die Einmischung Andrássy's in die auswärtige Politik, und Beust klagte, der ungarische Ministerpräsident störe ihm seine Pläne. In Frankreich hinwieder, wo schon die Nachricht über das Schutz- und Trutzbündnis Preußens mit den Südstaaten große Erregtheit hervorrief, wurden die Gemüther und die Leidenschaften angesichts der Fortschritte, welche der deutsche Einheitsgedanke zusehends machte, noch heftiger gegen Preußen aufgereizt.

In den Delegationsverhandlungen des Jahres 1869 äußerten sich einige österreichische Delegierte in der Richtung einer entschiedenen Hinneigung zu einer österreichisch-preussischen Allianz und der Beargöhnung einer Allianz mit Frankreich. Beust erwiderte hierauf in folgender Weise:

„Über die Allianzen läßt sich gewiß sehr vieles reden, und ich begreife sehr wohl, der Gedanke, der so oft entgegentritt: „Preußen ist der natürliche Alliierte

von Österreich; verzichten wir auf alle Verbindungen in Deutschland, und Preußen respektive Deutschland wird unser Alliirter im Orient sein" — der ist in der Ausmalung sehr schön, ich zweifle auch gar nicht an dem guten Willen, ich will gar nicht in Zweifel ziehen, daß da auf der anderen Seite die Hand gereicht werden könnte; aber eine solche Konstellation bildet sich langsam, und dazwischen fallen Momente, die sich eben im voraus nicht berechnen lassen. Im Orient haben wir jetzt — das müssen wir offen bekennen — an Frankreich einen sehr guten Freund. Ob wir gut thun, uns diesen zu entfremden, gerade dort, wo wir ihn brauchen, ist wohl eine ernste Frage, und ebenso ist die Frage noch offen, ob auch die Dinge in Deutschland zu der Zeit, wo wir Deutschland brauchen werden, so beschaffen sein werden, um uns dann die Dienste zu leisten, die wir von ihm erwarten. Also glaube ich, daß alle diese Betrachtungen des geehrten Herrn Vorredners, dessen ich erwähnte, zu der Überzeugung führen müssen, daß die Politik der freien Hand neben ihren Nachteilen auch ihre Vorteile hat. Ich komme nun zu der gewissen Hinneigung zu Frankreich. Ja, meine Herren — warum soll ich es leugnen? — wir stehen in sehr guten, freundlichen Beziehungen zur französischen Regierung, und warum sollte dies nicht sein? Sie hat uns im Verlaufe der letzten Jahre wiederholt Beweise gegeben von ihrer aufrichtigen Zuneigung, sie hat an mehreren Orten und bei mehreren Fragen uns zur Seite gestanden und uns ihre guten Dienste geweiht. Mögen andere Regierungen nicht etwa sagen: „Wir hätten das auch gethan, hätte man uns Gelegenheit dazu geboten“. Wir haben eine französische Unterstützung nicht ange sucht; unter „großen Regierungen“ werden die guten Dienste angeboten und nicht erbeten. Allein dieses gute Vernehmen, von dem ich rede, beschränkt sich nicht nur auf einen freundlichen Verkehr von Kabinet zu Kabinet, er beruht auch wesentlich auf Volkssympathien. In Frankreich hegt man jetzt — wir dürfen das nicht verkennen — aufrichtige Sympathie für alle Völker Österreich-Ungarns. Österreich-Ungarn befindet sich in einem großen Regenerations-Prozesse. Wir kennen keine andere Politik, als daß wir denen, welche diesen Prozeß mit ihren Sympathien begleiten, einen warmen Händedruck reichen; eine kalte Hand kann sich mit der unseren nicht begegnen.“

Die Verhandlungen Beust's mit der französischen Regierung und mit Napoleon III. hatten in Paris den Glauben an eine bewaffnete Hilfe Österreichs gegen Preußen genährt, und die Klagen, die nachher von französischer Seite gegen Beust erhoben wurden, daß er mehr versprochen habe, als er zu halten in der Lage war, trafen ihn keineswegs unverdienter Weise. Zwischen Paris und Wien fand ein lebhafter Briefwechsel statt. Napoleon sicherte Österreich militärische Hilfe für den Fall eines preußischen Angriffes zu, und in Wien erwiderte man, daß man dieses Anerbieten mit Dank annehme. Nach Frankreichs Auffassung konnte dies nichts Anderes bedeuten, als daß Österreich-Ungarn hinwieder seine militärische Hilfe den Franzosen entbiete für den Fall eines deutsch-französischen Krieges. Auch Napoleon hielt fest an dieser Auffassung, denn es

schien ihm unglaublich, daß Österreich-Ungarn sein Schutzanerbieten annehme ohne jede Bereitwilligkeit zu Gegendiensten.

Daß das österreichisch-französisch-italienische Bündnis, welches Beust und Napoleon III. zum Zwecke der gemeinsamen Aktion geplant hatten, nicht zu stande kam, ist lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß letzterer im Herbst des Jahres 1869 sich gegenüber den Wünschen Italiens in der römischen Frage ablehnend verhielt. Und obwohl Beust die italienischen Propositionen unterstützte, so hat dieser Umstand dennoch der Intimität zwischen Paris und Wien keinen Abbruch gethan, wie denn auch der erwähnte Briefwechsel aus dieser Zeit stammt.

Andrassy bekam Wind von der Sache und hielt es, wenn er auch nicht Minister des Aeußeren war, dennoch für seine Pflicht, Gelegenheit zu suchen, um den Franzosen ihre Täuschungen in dieser Hinsicht zu zerstören. Den damaligen französischen Botschafter in Wien, den Herzog von Gramont, warnte Andrassy eindringlich davor, Hoffnungen zu nähren, die sich schließlich als bare Illusionen entpuppen würden, er ermahnte ihn vielmehr, seinem Kabinette auf alle Weise die Überzeugung beizubringen, daß Frankreich für den Fall eines Krieges mit Preußen auf die Mithilfe Österreich-Ungarns ganz und gar nicht zu rechnen habe. Möge auch Beust oder wer immer zugesagt haben, was er wolle, so dürfe man in Paris solchen Zusagen doch keinen Glauben schenken, da sie nicht in Erfüllung gehen würden. Wenn der Botschafter anderer Meinung sei, so werde er sich an die Worte des ungarischen Ministerpräsidenten zu erinnern haben. Wie aus einem später zur Veröffentlichung gelangten Briefe Andrassy's vom 5. Januar 1873 an den österreichisch-ungarischen Botschafter, den Grafen Apponyi, zu ersehen ist, hat der Herzog von Gramont seit dieser Unterredung äußerst sorgfältig vermieden, sich mit Andrassy über politische Dinge zu unterhalten.

Auch ernstere deutsche Geschichtswerke, namentlich aber solche, die über die politische Haltung Andrassy's im Jahre 1870 im Geiste der Unparteilichkeit zu urteilen bestrebt sind, behaupten, daß, „während Graf Beust auf den Krieg rüstete, um Rache zu nehmen für Königgrätz, auch Andrassy rüstete, um die Verbündeten Rußlands zu bekämpfen.“ Und worauf stützt sich dieses Geschichtsurteil? Auf nichts weiter als auf eine Auslassung der angeblich halbamtlichen „Pester Korrespondenz“ vom 20. Juli 1870, aus welcher die folgenden Sätze angeführt werden: „Der Alliierte Rußlands — wer er auch immer sei, wird unser Feind sein. Ungarn hat nur einen natürlichen Gegner, und das ist Rußland. Wir werden ihn bekämpfen, wo und mit wem wir ihn finden, und wer unser Bundesgenosse gegen Rußland sein will, der ist uns willkommen.“<sup>1)</sup>

Jedermann weiß in Ungarn sehr gut, daß es in diesem Lande nach 1867 ebensowenig wie in England eine halbamtliche Presse gab, eine solche fehlte ganz und gar. Selbst das Amtsblatt brachte weder inspirierte Artikel noch halbamtliche Communiqués. Weder der Redakteur noch die Mitarbeiter desselben hatten

<sup>1)</sup> „Bismarck. Zwölf Jahre deutscher Politik.“ S. 27.

irgend eine amtliche Stellung. Der Redakteur wurde einfach kontraktmäßig angestellt und schrieb auch für andere Blätter, er zeichnete seine Artikel bald mit seinem vollen Namen, bald wieder nicht, wie es ihm gut schien, ohne daß Andrássy auf solche unmittelbar oder mittelbar auch nur den geringsten Einfluß übte. Um so mehr gilt dies von der „Pester Korrespondenz“, zu welcher — wie dies der Redakteur derselben bezeugen kann — der ungarische Ministerpräsident keine Beziehungen unterhielt. Davon, daß die obenerwähnten Auslassungen oder andere in diesem Korrespondenzblatte erscheinen würden, wußte Andrássy just soviel, wie von dem Manne im Monde. Ganz in dasselbe Märchenland gehört es, wenn man die Verantwortung für einige deutschfeindliche Artikel in dem Pester Blatte „Reform“ dem Grafen Andrássy in die Schuhe schieben will. Wir kennen sämtliche Personen, die bei diesem Blatte mitwirkten, und wiewohl wir uns hinsichtlich der Provenienz dieser „Reform“-Artikel von vorneherein vollständig von jedem Zweifel frei wußten, ließen wir es uns nicht verdrießen, bei Herrn Eugen Rakosi, der an der Spitze der Redaktion dieses Blattes während der ganzen Zeit seines Erscheinens stand, deshalb anzufragen. Die Antwort des genannten Herrn lautet folgendermaßen: „Die „Reform“ war ein unabhängiges Organ, dasselbe vertrat in der Frage des 1867er Ausgleiches den Standpunkt der Deak-Partei, wurde aber weder von der Partei noch von der Regierung beeinflusst. Die Haltung des Blattes zur Zeit des deutsch-französischen Krieges wurde ebenfalls von den eigenen Mitarbeitern, welche zum internen Verbande der Redaktion gehörten, bestimmt. Diese Mitarbeiter sind zumeist noch unter uns und können davon Zeugenschaft ablegen, daß ihnen niemand dreingeredet, und Graf Andrássy so wenig wie wer sonst sie oder das Blatt irgend wie beeinflusst hat.“

Auch im ungarischen Abgeordnetenhaus kam es zur Sprache und wurde übel vermerkt, daß Blätter, denen Beziehungen zur Regierungspartei nachgesagt wurden, gegen Preußen agitieren. Zur „Vermeidung jedweder irriger Deutungen“ erhob sich Franz Deak am 30. Juli und machte folgende Äußerung:

„Die Regierung hat ein Organ, den amtlichen Anzeiger („Közlöny“). Die Partei selbst hat kein einziges beglaubigtes Organ. Es giebt kein Organ, welches die Partei als solche aufrecht erhielte, es giebt kein Organ, welches die Partei als solche auch nur beeinflussen oder unterstützen würde. Jedwedes Blatt bringt seine eigene und seiner Mitarbeiter Auffassung zum Ausdruck. Was dieses oder jenes Blatt auch schreiben mag, die Partei trägt niemals die Verantwortung dafür, jede Zeitung ist unabhängig, jede schreibt ihre eigene Ansicht nieder. (Allgemeiner Beifall). Die Blätter und ihre Mitarbeiter können persönliche Sympathien und Antipathien haben, sie können solchen folgen und Ausdruck verleihen; das Land hingegen darf nicht nach Sympathien und Antipathien verfahren. (Allgemeine, lebhafteste Zustimmung). Für das Land sind einzig und allein die Interessen des Vaterlandes maßgebend und nicht die Frage, mit welchem der kriegsführenden Teile es mehr, und mit welchem es weniger sympathisiert. (Lebhafter Beifall.) Ich muß dies darum hervorheben, weil ich schon seit langem wahrnehme, daß

man im Auslande bald dieses, bald wieder jenes Blatt als das Organ der einen oder anderen Partei bezeichnet. Ich wiederhole nochmals: kein einziges Blatt ist das Organ der Partei. Wenn ein Mitglied der Partei Mitarbeiter bei dem einen oder anderen Blatte ist, so bringt es nur die eigene Auffassung, nicht aber die der Partei zum Ausdruck. Die Partei lehnt somit in dieser Richtung jedwede Verantwortung ab. Sie will es nicht und wünscht es nicht, daß die politischen Auslassungen des einen oder anderen Blattes als Ausfluß der Parteiauffassung oder gar eines Parteiübereinkommens betrachtet werden. (Lebhafte Zustimmung.) Der Parteistandpunkt sowohl von dieser als von der linken Seite des Hauses wird hier im Hause kundgethan. Hier allein ist die kompetente Stelle, wo die Parteien sich äußern dürfen und äußern müssen. Die Zeitungsstimmen gelten nicht als Parteianschicht, wie wir denn auch wissen, daß nur die im amtlichen Teile des Amtsblattes (des „Közlöny“) erschienenen Publikationen als Regierungsfundgebungen zu betrachten sind.“

Rehren wir zurück auf die Haltung Napoleons III. und bemerken wir, daß er im Gegensatze zu den in seinem Briefwechsel mit Wien gegenseitig gemachten Äußerungen, wonach keiner der korrespondierenden Teile ohne vorhergegangene Verständigung mit dem anderen in den Zustand der Feindseligkeit zu einer dritten Macht übergehen werde, am 19. Juli 1870 Preußen den Krieg erklärte, ohne zuvor Oesterreich-Ungarn befragt zu haben. In Wien wurde nun beratschlagt, welche Haltung die Monarchie diesem Ereignisse gegenüber zu befolgen habe.

Beust in seinen „Erinnerungen“ schreibt: „Sobald die Kriegserklärung bekannt wurde, fanden Sitzungen des vereinigten Ministerrats unter dem Vorsitz des Kaisers statt, was man den großen Kronrat nannte. Nächst den gemeinsamen Ministern beteiligten sich auch die beiden Ministerpräsidenten Graf Potocki und Graf Andrássy. An einem Ministerrat nahm auch Erzherzog Albrecht Teil. Neben und unerachtet der Erklärung der Neutralität wurde eine beschränkte Kriegsbereitschaft beschlossen, welche einen Aufwand von ca. 20 Millionen verursachte.“ Dies liest sich sehr glatt, der Verlauf der Verhandlungen war es aber weit weniger. Wie der Schreiber dieser Zeilen auf Grund von Gesprächen, welche er zu wiederholten Malen mit dem Grafen Julius Andrássy geführt hat, und auf Grund anderer, derzeit noch nicht publizierbarer geschichtlicher Quellen zu konstatieren vermag, ist die Wahrheit die folgende:

Beust beantragte zuwartende Haltung und vorläufige Passivität.

Andrássy hingegen äußerte sich dahin, daß es für die Monarchie nur einen leitenden Gedanken gebe: das Gebot der eigenen Interessen. Er riet zur Politik des strikten Eigennutzes. Keine zweideutige Passivität, sondern die Proklamation der offenen und entschiedenen Neutralität. „Wir müssen aber“, fuhr Andrássy fort, „unser Augenmerk auch auf die untere Donau richten, wo uns die Gefahr von zwei Seiten her droht. Russen sowohl wie Franzosen sind bestrebt, daselbst Verwickelungen herbeizuführen. Die Franzosen deshalb, um uns in den Kriegswirbel mit hineinzuziehen, die Russen wiederum deshalb, um in der Kriegskampagne einen geeigneten Moment zu erhaschen, wo sie in der Lösung der orien-

talischen Frage einen Schritt vorwärts thun könnten." Von diesen Gesichtspunkten geleitet, brachte Andrássy den Antrag ein, zum Schutze der amtlich zu verkündenden Neutralität und besonders gegenüber einer solchen Macht, welche die Neutralität etwa nicht respektieren sollte, die Monarchie, wenn auch nicht auf den Kriegsfuß, so immerhin in bewaffneten Zustand zu bringen.

Beust hielt dafür, daß die amtliche Proklamation der Neutralität der Monarchie unbedingt schaden würde. Frankreich würde dies als eine gegen dasselbe gerichtete feindselige Demarche betrachten, wie ja die österreichische Neutralität thatsächlich Preußen allein zu gute käme, indem es an der Grenze Süddeutschlands und Sachsens geschützt wäre. Die auf diese Weise bewerkstelligte Grenzsicherheit dieser Gebiete würde es Preußen ermöglichen, seine gesamten Streitkräfte gegen Frankreich vorzustößen. Nun habe aber die Monarchie von einem Siege Frankreichs nichts zu befürchten; im Gegenteil, die Interessen Oesterreich-Ungarns im Orient könnten dabei nur gewinnen. Von Preußen habe hingegen die Monarchie nichts Gutes zu erwarten. Dazu komme, daß die Monarchie sich ihrer Aktionsfreiheit begeben, wenn sie sich zur strikten Neutralität bekenne, sie setze damit selbst ihren eigenen Wert herab, und der Sieger — und gar wenn Preußen ein solcher werden sollte, — könne sodann mit der Monarchie nach eigenem Gutdünken verfahren.

Andrássy gab ohne weiteres zu, daß die offiziell verkündete Neutralität Oesterreich-Ungarns für Preußen eine große Beruhigung bringen müßte, aber um so inniger werde sich das Verhältnis der Monarchie zu demselben gestalten, wenn es im Kampfe Sieger bliebe. Was Frankreich anbelange, so mache es dessen Kaiser mit Oesterreich so, wie wenn einer zu dem andern sagte, „reiten wir nebeneinander her“, und sodann, ohne den andern zu fragen oder sonstwie zu benachrichtigen, saddle, zu Pferde steige und fortgaloppiere und dann verwunderlich frage: „Weshalb trabst denn du nicht hinter mir her?“ während dieser noch nicht einmal sein Roß gesattelt habe. Hinsichtlich Frankreichs sei es für Oesterreich ganz dasselbe: ob man Neutralität verkünde oder passiv bleibe. Der Groll der Pariser bleibe den Oesterreichern weder in dem einen, noch in dem anderen Falle erspart. Napoleon sei mit Oesterreich nur dann zufrieden, wenn diese Macht mit ihm vereint und gleichzeitig gegen Preußen in den Krieg ginge. Das könne aber niemand in Vorschlag bringen. Für die offene Proklamierung der Neutralität spreche auch noch ein anderes Argument. Oesterreich müsse die erforderlichen Rüstungskosten von den Delegationen beanspruchen. Wenn die Regierung nun über ihre Haltung nichts verlautbaren lasse, wenn sie keine offizielle Erklärungen abgebe, so werde sie mit den Delegationen einen viel schwierigeren Stand haben, als wenn sie ihnen sagte, die Monarchie solle neutral bleiben, daß aber die Geltendmachung dieser Stellung gewisse Vorbereitungsmaßregeln für die Wehrfähigkeit der Monarchie in ihrem Gefolge habe. Daß die Regierung dem französischen Kabinette bekannt gebe, Oesterreich-Ungarn habe keinerlei Grund, seine Neutralität jetzt oder im weiteren Verlauf des Krieges gegen Frankreich zu kehren, damit erkläre er sich einverstanden. Preußen hinwieder könne die Regierung wissen lassen, daß

sie aus der Neutralität heraustreten werde, falls eine dritte Macht sich in den Krieg mengen sollte.

Man weiß, daß die Propositionen Andrássy's im Kronrate den Sieg davontrugen, und daß auch Beust schließlich diesen Vorschlägen beigetreten ist. Bekannt sind nicht minder die französischen Anklagen wegen jener Deutung, welche Beust ihnen gegenüber der österreichisch-ungarischen Neutralität gegeben hatte, um sie mit gewissen Versprechungen hinzuhalten. Beust erzählt hierüber bloß: „Als der Krieg einmal erklärt war, dann erst sind zwar keine bindende Zusicherungen, wohl aber freundliche Kundgebungen nach Paris gegangen.“<sup>1)</sup> Welcher Natur diese „freundlichen Kundgebungen“ waren, darüber giebt am besten jene vertrauliche Note Aufschluß, welche Beust am Tage nach dem Neutralitätsbeschlusse an den österreichisch-ungarischen Botschafter in Paris, den Fürsten Metternich, richtete, welche Note Hahn<sup>2)</sup> veröffentlicht. Während Beust am Tage nach der offiziellen Kriegserklärung, am 20. Juli 1870, in seinen Rundschreiben an die auswärtigen Vertreter der Monarchie die Neutralität in dem Andrássy'schen und auch von ihm selbst acceptierten Sinne umschreibt, macht er an demselben Tage die folgenden Eröffnungen an den Fürsten Metternich:

„Sie wollen daher Sr. Majestät (Napoleon) und seinen Ministern wiederholen, daß wir getreu den Verpflichtungen, wie sie in den zu Ende vorigen Jahres zwischen den beiden Souveränen ausgetauschten Schreiben festgestellt sind, die Sache Frankreichs wie die unsere betrachten und in den Grenzen des Möglichen zum Erfolge seiner Waffen mitwirken werden.“

Die Note erörtert des weiteren, daß die Intervention Oesterreich-Ungarns die Einmischung Rußlands nach sich ziehen würde, ersteres müsse daher darauf bedacht sein, letzteres bei der Neutralität so lange verharren zu lassen, bis die vorgerückte Jahreszeit die Konzentrierung seiner Truppen nicht mehr gestatte. „Unter diesen Umständen,“ sagt Beust in seiner vertraulichen Note, „ist das Wort Neutralität, welches wir nicht ohne Bedauern aussprechen, eine gebieterische Notwendigkeit für uns. Aber diese Neutralität ist nur ein Mittel, nämlich das Mittel, uns dem wirklichen Ziel unserer Politik zu nähern, das einzige Mittel, unsere Rüstungen zu vollenden, ohne uns einem vorzeitigen Angriffe Preußens oder Rußlands auszusetzen.“ Nach der Behauptung Gramont's, des damaligen französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, hat ihm Metternich am Tage der Überreichung dieser Note gleichzeitig auch die schriftliche Erklärung gemacht, „daß Oesterreich angesichts der Zustände, in welchen es der Krieg überraschte, vor Anfang September nicht auf den Plan treten könne.“ Gramont, Bismarck und Metternich haben damit zugleich die Grundzüge, nach welchen Oesterreich seine bewaffnete Neutralität in eine veritable Kooperation zu Gunsten Frankreichs gegen Preußen umgestalten würde, festgestellt und in Vertragsartikel gesetzt.

<sup>1)</sup> Erinnerungen, 2, S. 383.

<sup>2)</sup> Hahn, Fürst Bismarck, 2, S. 60.



Alles das wurde vor Andrássy verheimlicht, der, als er am 28. Juli im ungarischen Reichstage von einem der Führer der Opposition, von Koloman Tisza, interpelliert wurde, sich in seiner Antwort getreulich an die im Kronrate gefaßten Beschlüsse hielt und im Geiste derselben den Sinn der „Neutralität“ auseinandersetzte. Andrássy sagte unter anderem folgendes: „Koloman Tisza gab in seiner Interpellation auch dem Bedenken Ausdruck, ob nicht Oesterreich etwa die Kriegsvorfälle dazu benützen könnte, seine vor 1866 in Deutschland innegehabte Stellung zurück zu erlangen? Ich halte es für meine Pflicht, hierauf zu antworten, daß, gleichwie die Regierung entschlossen ist, die Unabhängigkeit, die Sicherheit und die Interessen der Monarchie nach jeder Richtung hin zu wahren, so im Schoße der Regierung und der entscheidenden Faktoren jedwede Absicht fehlt, die im Jahre 1866 aufgegebene Stellung in Deutschland wieder zu erringen, welche Stellung auch meiner Überzeugung nach der Monarchie keinerlei Nutzen, wohl aber Gefahren bringen kann!“

Koloman Tisza nahm die Erklärung Andrássy's in bezug auf die deutsche Politik „mit Freude und Beruhigung“ zur Kenntnis, „denn“, fuhr Tisza fort, „ich erblicke darin, daß mit einem System, welches sich überlebt und unserem Vaterlande ohnehin niemals gutes gebracht hat, gänzlich gebrochen wird, die beste Bürgschaft dafür, daß wir nicht gegen unsere Interessen in einen Krieg verwickelt werden, welcher auf uns ein Licht werfen würde, als ob wir naturgemäß im Gegensatze zu einer gebildeten Nation stünden.“

In Wien begann man hierauf aus allen Leibeskräften gegen die preußenfreundliche Gesinnung Andrássy's zu wühlen. Die umsichtsvolle Bedächtigkeit Andrássy's war jenen Kreisen, deren Bestrebungen für die Monarchie leicht verhängnisvoll hätten werden können, ein Dorn im Auge, sie gingen daher wacker daran, den Einfluß Andrássy's zu paralyzieren. Unter anderem wandte man sich auch an einen hervorragenden ungarischen Staatsmann, bei dem man Anwartschaftsgelüste auf die Stelle Andrássy's vermutete, mit der Frage, ob er nicht an die Stelle desselben treten möchte, man würde versuchen, die dahin führenden Wege zu ebnen.

Die deutschen Siege hatten einstweilen diesem Intrigenspiel ein Ende gemacht, die Position Beust's unterwühlt und diejenige Andrássy's befestigt. In unterrichteten Kreisen raunte man sich in die Ohren, die Politik Beust's habe Fiasko gemacht, und seine Tage seien gezählt. Man sprach auch davon, daß das Fingerziehen Beust's mit Andrássy dem Ansehen der Monarchie schade. Diese Rivalität werde früher oder später schließlich doch nur mit dem Abgange Beust's enden, besser, er gehe jetzt, damit in der Leitung der äußeren Politik wenigstens die nötige Einheit hergestellt sei. Die Einheit in der Leitung — aber diese Einheit war nicht im Sinne der von Andrássy befürworteten und vertretenen Richtung gemeint. Man befreundete sich immer mehr mit dem Gedanken eines Bündnisses mit einer auswärtigen Macht zu dem Zwecke, den deutschen Siegen auch mit Waffengewalt in den Weg zu treten. Welche Dimensionen dieser Gedanke in Wien angenommen hatte, dafür spricht ein vor uns liegender, an Andrássy gerichteter

längerer Brief des damaligen gemeinsamen Finanzministers, Melchior Lonyay's, vom 19. August 1870, also schon nach den Schlachten von Weißenburg, Wörth und Spichern, in überaus bezeichnender Weise. Lonyay quälte sich mit dem Gedanken ab, daß Europa, falls Preußen als Sieger aus dem Kriege hervorgehe, in dem Zustand permanenter Bewaffnung erstarren und dem finanziellen sowohl wie dem volkswirtschaftlichen Fortschritte Einhalt werde gebieten müssen. Den Freundschaftsbotschaften, welche aus Petersburg in Wien eintrafen, gab er die Deutung, daß auch Rußland dem Anwachsen der Macht Preußens sorgenvoll gegenüberstehe. Wir zitieren wörtlich die letzten drei Absätze dieses Lonyay'schen Briefes mit den Unterstreichungen wie im Originale:

„Ich meine, wir sollten den von Rußland her gespottnenen Faden ergreifen und uns bestreben, auch England herbeizuziehen, um sodann im Interesse des Friedens und des europäischen Gleichgewichts eine russisch-englisch-österreichisch-ungarische Mediation, wenn nötig, auch mittels Beschleunigung militärischer Vorbereitungsmaßregeln ins Werk zu setzen. Schade um jeden Tag, der in dieser Hinsicht versäumt wird.

Du bedarfst, ich weiß es gut, keiner Ratschläge, und Du weißt selbst gut, was zu thun ist; unsere Auffassungen unterscheiden sich vielleicht nur darin, daß ich eine sofortige energische Aktion auf diplomatischem Gebiete rathe und, falls die Entente mit Rußland gelingt, aber auch vollständig gelingt, auch die militärische Aufstellung für zweckdienlich halte.

Du übst derzeit den größten Einfluß auf das Geschick der Monarchie. Deine Ansicht war bisher maßgebend und ich wünsche, daß sie es auch fernerhin sei. Eben darum gestatte, daß derjenige, der im Jahre 1866 einige Wochen und 1867 ein ganzes Jahr hindurch bei großen Entscheidungen Deir aufrichtigster Gehilfe war, Dich jetzt bitten möge, diesen Brief zu lesen und nicht beiseite liegen zu lassen.

Dein achtungsvoller Freund

Melchior Lonyay.“

Andrassy wies die ihm im vorstehenden zuge dachte Rolle entschieden zurück. Was die russischen Freundschaftsanerbietungen anbelangte, meinte Andrassy, so sollten diese mit dem Ausdruck der Befriedigung zur Kenntnis genommen werden, sonst aber sollte man sich in Wien reserviert halten und keinen Schritt über diese gegenseitige Bekomplimentierung hinaus thun.

Die Wiener Kriegspartei mit dem Kriegsminister Ruhn an der Spitze räsionierte unterdessen mutig drauf los, daß Österreich-Ungarn die deutschen Siege ganz gut hätte vereiteln können, wenn es gleich zu Beginn des Krieges in Aktion getreten wäre, oder zum mindesten ein Heer an der deutschen Grenze zur Aufstellung gebracht hätte. All' diese Klügelei endete mit dem Refrain, die Niederlage Frankreichs werde für Österreich-Ungarn von verhängnisvoller Wirkung sein, Beust erlangte Oberwasser, und schon schien es, Andrassy werde von seiner Stelle weichen müssen und die in einem Briefe des Barons Josef Cötvös aus

dieser Zeit ausgedrückte Zuversicht, Andrássy werde, gleich Metternich im Jahre 1815, der Monarchie ihre politische Richtung bestimmen, vereitelt werden.

Wir haben mehrere, in dieser ereignisreichen Zeit an Andrássy gerichtete Briefe Cötvös' zur Hand. Jeder einzelne Brief ist ein sprechender Beleg dafür, daß sich die Auffassungen dieser beiden Staatsmänner sowohl in Fragen der inneren Politik wie auch hinsichtlich der einzuhaltenden Richtung auf dem Gebiete der äußeren Politik in allen Stücken vollständig deckten. „Wenngleich unsere Ansichten“, schreibt Cötvös, „über Einzelheiten und über die Art und Weise der Durchführung, worin ich mich willig Dir unterordne, manchmal auseinandergehen, so weiß ich dennoch, daß zwischen uns prinzipielle Gegensätze in politischen Fragen niemals platzgreifen werden.“ Cötvös hielt es für notwendig, daß Andrássy in der schweren Zeit des deutsch-französischen Krieges in der Umgebung des Monarchen lebe. „Die hiesigen Agenden“, schreibt der damalige Unterrichtsminister Baron Cötvös, „kannst Du beruhigt mir überlassen, ich werde weder die Mühe noch die Verantwortung scheuen, welche mir Deine Stellvertretung auferlegen wird, Du kannst auch Sr. Majestät versichern, daß in mir neben meiner Milde auch Raum genug vorhanden ist für eine ausreichende Energie zur Wahrung jener Schöpfungen, deren Zustandebringen das Hauptziel meines Lebens war.“ Er würde es nicht gerne sehen, daß Andrássy die Stelle des ungarischen Ministerpräsidenten mit jener des Ministers des Äußeren vertausche, und die schon Anfang Juli flügge gewordenen Gerüchte, wonach Andrássy an die Stelle Beust's kommen würde, thaten Cötvös wehe. „Du gehörst“, schreibt er am 3. Juli an Andrássy, „zu jenen seltenen Günstlingen des Schicksals, deren persönliche Stellung mit der Zukunft einer ganzen Nation verknüpft ist. Wenn Du in diesem hochwichtigen Augenblicke als ungarischer Ministerpräsident die Politik der Monarchie dirigirst, sicherst Du damit die künftige Stellung Ungarns. Wenn Du hingegen als gemeinsamer Minister an leitender Stelle bist, wenn die Monarchie von einem gemeinsamen Minister regiert wird, so kommt der Einfluß, — ganz abgesehen davon, daß selbst Deine persönliche Stellung zum Teil wenigstens dem Umstande zuzuschreiben ist, daß ganz Ungarn hinter Dir steht, — höchstens nur einem Ungar, und der damit erworbene Ruhm nur einem Andrássy und nicht der Zukunft des Vaterlandes zu gute. Verzeihe, wenn ich Dich mit diesen sicherlich überflüssigen Ermahnungen störe, aber ich weiß, es wird an Schmeichelstimmen nicht fehlen, die Dich nach der entgegengesetzten Richtung locken. Weshalb soll nun auch derjenige seine Stimme nicht erheben, der zu Deinen allergetreuesten Freunden zählt, da sein in Dich gesetztes Vertrauen zur Hälfte seiner Vaterlandsliebe entquillt?“ Im selben Briefe schreibt Cötvös des Weiteren: „Was die brennende Tagesfrage — die Haltung der Monarchie gegenüber dem preußisch-französischen Kriege — betrifft, so kenne ich Deine Einflußnahme in dieser Richtung und bin vollständig beruhigt.“

Aus Karlsbad schrieb Cötvös unterm 14. August folgendes:

„Das erste, was mir bemerkenswert erscheint, ist die Volkstümmlichkeit, die Du und die Honvedschaft in österreichischen Offizierskreisen genießt. Das Zu-

trauen ist ein vollständiges und erreicht ganz absonderlich Dir gegenüber einen Höhegrad, der mir fast ein übermäßiger scheint, denn er mündet in den Refrain, Du müßtest die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernehmen. Aber wenn dies geschieht, dann wird das Zutrauen der österreichischen Armee in unsere Honveds wiederum schwächer. Bedeutendere Nachrichten sind in den letzten Tagen nicht eingelaufen. Die deutschen Blätter, zu deren aufmerksamer Lectüre ich jetzt Zeit und Muße genug habe, sind voller Dithyramben; das Publikum deutet die Tagesereignisse nach seinen verschiedentlichen Standpunkten, wobei nur jene Einhelligkeit auffällig erscheint, welche in bezug auf die Vorfälle zwischen Russen und Polen herrscht. Es ist dies seit einem Jahrhundert sicherlich der erste Fall, daß diese beiden Nationen ein und dasselbe Ereignis, wenn auch aus verschiedenen Beweggründen, so doch übereinstimmend als ein „Unglück“ bezeichnen, was um so interessanter ist, als diese Übereinstimmung nicht ein Ergebnis der Zufalls ist, sondern aus der Natur der Dinge hervorgeht. Im selben Maße, als die französische Präponderanz schwindet — und ich bin seit zwanzig Jahren vom unabwendbaren Niedergange des französischen Übergewichtes überzeugt — tritt der Antagonismus zwischen Slaven und Germanen immer mehr in den Vordergrund, und dieser geschichtliche Prozeß wird, wie ich glaube, schon nach kurzer Zeit dahin führen, daß selbst die polnisch-russische Feindschaft angesichts desselben zurücktreten werde.“ . . . . „Die Tschechen, die als Ausgleichselement zwischen Polen und Russen stehen, können und werden uns auch nach dieser Richtung viel schaden. Die tschechischen Blätter haben sich bereits in dieser Lage zurechtgefunden, und die Partei der Tschechen verkündet auch schon in allen Tonarten die naturgemäße Gegnerschaft zwischen Slaven und Deutschen, sie arbeitet im Hinblick auf die nahe bevorstehenden diesseitigen Wahlen mit Geldmitteln, woran sie, wie ich aus sicherer Quelle erfahre, keinen Mangel leidet. In Gemäßheit unserer Lage wird der Anprall dieser beiden Nationen, oder besser gesagt Rassen, gegen einander über unsere Zukunft entscheiden. Und wenn auch dies vorauszu- sehen war, so glaubte wohl kein Mensch, daß der Augenblick, wo wir eine neue politische Stellung einnehmen müssen, uns so nahe bevorsteht, und daß die Aufgabe, der Monarchie, ihre politische Richtung zu bestimmen, gleichwie im Jahre 1815 Metternich, so jetzt Dir zufallen werde. Hier zirkuliert das Gerücht, daß seit der Schlacht von Wörth sich der russische Botschafter viel in Deiner Nähe aufhält. Fürst Schuwalow (des Zaren, ich weiß nicht was für höherer Hofbeamter) spricht mit großer Vertrauensseligkeit über die Politik des ungarischen Ministeriums, und die Russen betonen es bei jeder Gelegenheit allgemein, daß an der Einschränkung Preußens niemand mehr Interesse habe als Oesterreich-Ungarn. Und dennoch sage ich, daß, wenngleich der leicht errungene Sieg der Preußen einige Bedenken einflößen könnte, für uns eine eigentliche Gefahr nur von den Slaven her drohen kann.“ . . . . „Das deutsche Volk kann noch lange nicht an Eroberungen denken, und das hauptsächlich deshalb, weil der jetzige Sieg nicht von Preußen, sondern vom deutschen Volke errungen wurde, und das deutsche Volk wird als solches auf Preußen insofern einwirken, als nunmehr die Idee der

deutschen Einheit an die Stelle Preußens treten wird. Ich gebe zu, daß das deutsche Kaiserthum wiederhergestellt, und daß ein Hohenzoller vor unseren Augen in Frankfurt gekrönt werden wird. Allein der jetzige Feldzug hat dargethan, daß Deutschland stark sein kann, ohne daß die Staatsindividualitäten Bayerns, Württembergs, Sachsens u. s. w. verschwinden müßten, der Krieg wird daher dem bestehenden Partikularismus in Deutschland nicht nur kein Ende machen, sondern es ist sogar anzunehmen, daß Bayern, Württemberg u. s. w. noch mehr erstarren werden, und daß die künftige Staatsform Deutschlands eine föderative sein wird. Wenn auch der Verband ein fester ist, er behält immerhin den föderalistischen Charakter und ist zu Eroberungen schlecht geeignet. Ueberdies ist die Lage so, daß Deutschland das ganze Donauthal denn doch nicht offkupieren kann, es liegt daher in seinem eigenen Interesse, daß dieses im Besitze einer ihm freundlichen, zum Theil deutschen Macht verbleibe und nicht in den Besiß einer slavischen Macht übergehe. Und gerade weil die preußische Politik von einem Manne geleitet wird, den keine Sentimentalität plagt, haben wir von Preußen, wenn es nur nicht provoziert wird, nichts zu fürchten, und darum halte ich die Herstellung freundlicher Beziehungen zu dieser Macht vor allem Andern für notwendig. Daß Deutschland derzeit den entscheidenden Punkt in unserer Politik bildet, das duldet gar keine Zweifel."

In seinem Briefe vom 28. August klagt Cötvös über die Haltung Beust's. „Wenn auch nur der zehnte Theil jener Bewegungen, die ihm von in- und ausländischen Blättern zugeschrieben werden, auf Wahrheit beruht, bringt uns dieser Herr durch seinen Übereifer sicherlich noch in Gefahr.“ . . . „Noch mehr wie stets seit 1866 ist es jetzt meine Überzeugung, daß die einzige Bürgschaft unserer friedlichen Fortentwicklung darin gelegen ist, daß wir mit Preußen auf gutem Fuße leben. Dies mag auch der Grund sein, daß ich mich oft auch im Traume mit unserem Minister des Aeußeren befaße, und zwar nicht auf eine angenehme Weise. Mein einziges Vertrauen beruht auf Dir, der Du weder Börsencourse, noch die Gunst der Journale suchst, sondern nur eine Selbstsucht kennst: Diejenige des Vaterlands.“ Wir wollen aus demselben Briefe noch die folgenden Sätze wiedergeben: „In Anbetracht dessen, daß Frankreich, selbst wenn es noch mehr Niederlagen erleiden sollte, nicht vernichtet werden kann, daß die Zahl seiner verlorenen Schlachten höchstens nur das Maß seiner Unversöhnlichkeit Preußen gegenüber vergrößern wird; ferner in Anbetracht, daß der Krieg, in welchem die Siege unter Mithilfe der Bayern, der Württemberger u. s. w. errungen wurden, nicht mit der Annexion dieser Staaten enden kann, sondern gewissermaßen ein föderalistisch konstituiertes Deutschland zur Folge haben dürfte; schließlich in Anbetracht, daß das unerwartete Anwachsen der Macht Preußens allenthalb die Überzeugung erwecken wird, daß der Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie zur Zügelung der Übermacht Preußens auf der einen und derjenigen Rußlands auf der anderen Seite von doppelter Nothwendigkeit ist: bin ich der festen Ansicht, daß die Siege Preußens für uns keinerlei Gefahr enthalten. Weit bedenklicher wäre für uns das Gegentheil. Denn wenn Preußen unter-

läge, würde dies die Retablierung der deutschen Zustände vor Sadowa nach sich ziehen, dann weiß ich aber wirklich nicht, wer unseren Minister des Aeußeren nebst allen jenen Kreisen, welche in Oesterreich die Geschäfte leiten, davon abhalten könnte, das alte Spiel von neuem zu wiederholen, die Gesamtkraft der Monarchie auf die Wiederherstellung des Einflusses in Deutschland zu vergeuden, und das würde allem Ermessen nach der größte Schlag sein, der unser Vaterland treffen könnte."

In Wien hatte man, wie wir sahen, große Neigung, eine Politik zu machen, die wesentlich anders geartet war, als Baron Cötvös angeraten hatte. Der Umschlag der Wiener Stimmung gegen Andrássy in der Mitte August 1870 fällt zusammen mit dem Eintreffen zweier Diplomaten in Wien. Der eine ist Graf Bizthum, der Vertrauensmann und stets auf Reisen befindliche diplomatische Hauptagent Beust's, den dieser aus Sachsen mit nach Oesterreich brachte und der jetzt aus Florenz kam, wo er mit der Regierung des Königs von Italien in französischen Angelegenheiten Unterhandlungen gepflogen hatte. Bizthum war von Anfang an ein entschiedener Anhänger eines Bündnisses mit Frankreich und machte sich jetzt daran, in Wiener Kreisen den Glauben zu verbreiten, daß der deutsch-französische Krieg weitaus länger andauern werde, als viele meinten, daß das Glück wandelbar sei und daß Preußen, falls es siegte, eine Zeit lang völlig erschöpft sein und uns unterdessen vermutlich in Ruhe lassen werde, daß es aber ganz unbedingt seinen eisernen Arm gegen uns erheben werde, sobald es nur wieder zu Kräften gekommen sei.

Andrássy, der sich schon der Sendung Bizthums nach Florenz widersetzt, diese jedoch nicht zu verhindern vermocht hatte, wünschte alsbald, daß Bizthum Florenz den Rücken kehren und als österreichischer Gesandter nach Brüssel gehen möchte. Beust versprach wohl, Bizthum demgemäß Instruktionen zu erteilen, dieser kam dessen ungeachtet nach Wien, um daselbst mit Beust und Chotek zusammen den Brei einer Aktion gegen Preußen zu rühren.

Rußland fuhr nämlich durch die unerwartet großen Siege der Deutschen ein Schrecken durch alle Glieder, und die Lust nach Eindämmung der preußischen Präponderanz trat zunächst in Freundschaftskundgebungen gegenüber Oesterreich-Ungarn in Erscheinung. Beim Ausbruche des Krieges ergriff der Zar wiederholt die Gelegenheit, dem österreichisch-ungarischen Botschafter gegenüber die Aeußerung abzugeben, daß sich Rußland genötigt sehen würde, aus seiner zuwartenden Stellung herauszutreten, falls Oesterreich-Ungarn sich in den preußisch-französichen Krieg mischen möchte. Die Wiener Antwort hierauf lautete ausweichend. Als nun das Petersburger Kabinet nach den großen Siegen Preußens Oesterreich-Ungarn Freundschaftsbeteuerungen und zwar in immer bestimmterer Gestalt machte, trat Beust, der auf die ersten Anregungen hin noch geschwankt hatte, da er deren Form als verlegend für die Monarchie betrachtete, mit ganzem Herzen der Wiener Kriegspartei bei und berief den Petersburger Botschafter Grafen Chotek zur persönlichen Berichterstattung über die eingetretene neue Wendung nach Wien. Chotek erstattete auch ausführlich Bericht über die gemachten Zusagen des

Zaren, welche dahin lauteten, Österreich-Ungarn könne auf ihn zählen, falls Preußen gegen dieses feindliche Schritte unternehmen würde, auch erzählte Ghotek von den freundlichen und friedlichen Äußerungen des Zaren und des Fürsten Gortschakow zur Beruhigung Österreichs hinsichtlich der Orientpolitik Rußlands und der ihm zugeschriebenen panslawistischen Bestrebungen.

Beust griff jetzt mit beiden Händen nach den russischen Vorschlägen und setzte die Verhandlungen mit dem Petersburger Kabinette eifrigst fort, ohne jedoch Andrassy in diese seine Pläne einzuweißen. Aus Petersburg kam dann auch die Botschaft, daß man die Erstarfung freundschaftlicher Beziehungen freudig begrüße und daraus für die Zukunft alles Gute erhoffe. Auf die Nachricht, daß Rußland beträchtliche Streitkräfte um Warschau, also in der Richtung nach der preußischen und nicht der österreichischen Grenze, zu konzentrieren sich anschicke und es gern sehen würde, daß Österreich eine ähnliche Maßregel vollziehe, um beim Friedensschluß mit gehörigem Nachdruck in Aktion treten zu können, arbeitete Beust einen Sr. Majestät zu unterbreitenden Vorschlag zur Aufstellung eines Observationskorps von 250000 Mann aus.

Baron Hübnier, der Kandidat der Ultramontanen für das auswärtige Amt, beschleunigte seine Heimkehr aus Amerika, wo er im ganzen bloß 8 Tage verweilt hatte, vergebens, Beust saß sattelfest auf seinem Posten.

Während dieser ganzen Zeit waren die Wühlereien gegen Andrassy unausgesetzt in vollem Zuge, man fand seine Auseinandersetzungen höchst langwierig und unklar. Andrassy, hieß es, sei mit sich selbst nicht im reinen, er wisse nicht recht, was er wolle, und man würde seiner nachgerade schon überdrüssig. Tage vergingen, ohne daß man Andrassy wissen ließ, was man im Schilde führte, man ließ ihn nicht einmal zu Worte gelangen. Von diesen Tagen datiert die gänzliche Erkaltung der Beziehungen Andrassy's zu Beust. Der um das Schicksal der Monarchie und des Vaterlandes bekümmerte ungarische Staatsmann lebte in jenen Tagen in schwebender Pein, es quälte ihn die Sorge, daß Beust, alles Ernstes bar, die Monarchie leichtblütig auf ein abschüssiges Terrain hinüberleiten werde, von wo es kein Zurück mehr gebe.

Es war in den letzten Tagen des Monats August, als man es nicht mehr vermeiden konnte, daß Andrassy seine Meinung über die Pläne Beust's aussprach.

Beust erging sich in langen Erörterungen über die Antezedentien des Krieges; diese Erörterungen gipfelten darin, daß Napoleon, ohne Österreich zu fragen, in den Krieg gegangen sei und somit kein Recht habe, sich über Österreichs Neutralität zu beklagen, überdies habe sich Preußen für den Fall eines Einschreitens Österreichs die Einmischung Rußlands gesichert. Unter so bewandten Umständen konnte Österreich-Ungarn nicht daran denken, sich mit bewaffneter Macht an dem Kampfe zu beteiligen; nunmehr sei es jedoch eine brennende Frage, ob man nicht etwas thun müsse, um dem vorzubeugen, daß das Kriegsglück Preußens der österreich-ungarischen Monarchie Unheil bringe? Von bewaffneter Intervention könne auch jetzt keine Rede sein, sondern höchstens von einer diplomatischen Mediation, wobei jedoch zu erwägen wäre, ob Österreich nicht gut daran thäte, das Gewicht

dieser Mediation durch eine Bewaffnungsaction zu erhöhen? Der von England beabsichtigten Neutralitätskundgebung, welche dahin lautete, mittelst eines einfachen Notenaustausches festzustellen, daß keine der Neutralitätsmächte aus der Neutralität heraustreten werde, ohne zuvor die übrigen Mächte davon zu verständigen, legt Beust keinerlei Bedeutung bei. Er spreche sich wohl für die Annahme der Proposition aus, um nicht durch deren Ablehnung Mißtrauen zu erwecken, er lege aber keinerlei Gewicht darauf. Als im hohen Maße wichtig stellte er das Freundschaftsverhältnis dar, in welches die Monarchie in neuester Zeit mit Rußland gekommen sei. Es sei dieses Verhältnis um so wichtiger, da nur das gemeinsame Auftreten dieser beiden Großmächte auf Preußen einen Druck auszuüben imstande sei. Er beantragte daher, die Zuvorkommenheit Rußlands mit gleicher Zuvorkommenheit zu erwidern und mit dieser Macht Hand in Hand in die von derselben proponierte Mediation in Angelegenheit der Gebietsintegrität Frankreichs zu treten.

Andrassy erblickte in den Freundschaftsanerbietungen Rußlands keine Änderung in der traditionellen Politik desselben, sondern bloß einen ad hoc eingenommenen Standpunkt gegenüber den großen obschwebenden Tagesfragen, er empfahl daher die größte Vorsicht. Er glaube, sagte er, an die Friedensliebe des Zaren und seines Ministers für die auswärtigen Angelegenheiten, ihnen stehe jedoch die Partei Miljutin gegenüber, von der nichts Gutes zu erwarten sei. Wenn diese eine Annäherung an uns jetzt acceptierte, so geschehe dies, weil Rußland zu einem Waffengang mit uns noch nicht genug vorbereitet sei, es sei daher nur ein einfaches Gebot der Vorsicht, daß Rußland sich einem Kriege mit Oesterreich-Ungarn so lange nicht aussetze, bis es seine Eisenbahnen ausgebaut und seine Wehrkraft vervollständigt habe. Vielleicht, daß Rußland uns jetzt in den Vordergrund drängen wolle, damit wir ihm die Kastanien aus dem Feuer holen. Vor einer solchen Rolle müsse die Monarchie sich aber hüten. Wenn Rußland Preußen drohen wolle, so möge es dies auf eigene Gefahr thun, wir haben an einem einmaligen Schleswig-Holstein genug und brauchen keine zweite Auflage davon. Wir dürften aus Rücksichten der Opportunität die russische Annäherung nicht zurückweisen, die uns auf alle Fälle nur angenehm sein könne, aber es hieße Gefahr laufen, wenn wir an eine radikale Änderung der russischen Politik und an deren Dauerhaftigkeit glauben und uns daraufhin die Hände binden lassen wollten. Wir müßten uns daher stets vor Augen halten, daß Oesterreich-Ungarn die Mission habe, als Schutzwall gegen russische Ausbreitungsgelüste zu dienen, und daß die Monarchie ein gewichtiger Factor für die Gleichgewichtslage Europas sei, so lange sie dieser ihrer Mission gerecht werde. Was die Integrität Frankreichs anbelangt, so könne die Regierung wohl schon anstandshalber auf diplomatischem Wege ein Wort in der Sache reden; wenn aber Preußen zur Annektierung Elsaß und Lothringens dessen ungeachtet fest entschlossen bleibe, so halte es Andrassy nicht im Interesse Oesterreichs gelegen, Preußen daran hindern zu wollen.

Beust hingegen klammerte sich im Gegensatz zu Andrassy fest an den Vorschlag einer gemeinschaftlichen Mediation mit Rußland. Er bezeichnete die russische



Entente als ein höchwichtiges Ereignis für Österreich, selbst wenn das Einvernehmen sich über nichts Anderes als über die schwebenden Tagesfragen erstrecken würde. Für die Integrität Frankreichs müsse Österreich nicht bloß darum einstehen, weil dies der gewöhnliche Anstand ihm zur Pflicht mache, sondern auch darum, weil in dieser Hinsicht dem Herzog La Tour d'Auvergne vor seiner Abreise aus Wien bestimmte Zusagen gemacht worden seien. Er müsse daher im Interesse der Gebietsintegrität und der Dynastie Frankreichs alles Mögliche anbieten. In Frankreich habe man Kenntniss von den russischen Vorschlägen und würde die Kooperation der beiden Mächte gerne sehen. Ohnehin konnte Österreich-Ungarn dem Begehren Frankreichs, während des Krieges in Aktion zu treten, nicht nachkommen; Frankreich kenne die Gründe und wisse dieselben zu würdigen. Der Herzog von La Tour habe im französischen Kammerausschusse, wo gegen Österreich-Ungarn Angriffe laut geworden seien, weil es die eingegangenen Verpflichtungen nicht einhalte, dieses loyalerweise in Schutz genommen. Dem gegenüber sei nun die Aufgabe Beust's, Loyalität mit Loyalität zu vergelten und das auf die Erhaltung der Gebietsintegrität gegebene Versprechen zu erfüllen.

Andrássy hielt dafür, daß uns schon als guten Nachbarn Preußens wohl die Aufrichtigkeit gebiete, dieses darauf aufmerksam zu machen, daß es durch die Angliederung des Elsaß und Lothringens möglicherweise seine Waffenerfolge aufs Spiel setzen könne; darüber hinaus auch nur einen Schritt zu gehen, sei eine Versündigung gegen die Interessen der Monarchie. Wenn Preußen den Franzosen Elsaß und Lothringen wegnehme, so verspreche der Friedensschluß zwischen beiden Mächten nicht von Dauer zu werden. Der Besitz dieser zwei Provinzen werde Preußen eher schwächen als stärken, durch die Einverleibung derselben hörte die Suprematie Preußens gegenüber Österreich auf, und erst dann sei das Gleichgewicht zwischen den beiden hergestellt.

## II.

Der 2. September 1870, der Tag von Sedan, welcher Napoleon seinen Thron kostete, machte auch die französischen Pläne Beust's zu nichts. Allein schon im November zeigten sich neue dunkle Punkte am diplomatischen Horizont. Rußland, welches 1867 das Geschenk, das ihm Beust in Gestalt eines auf die Revision des Pariser Vertrages vom Jahre 1856 abzielenden Antrages auf dem Präsentierteller darreichte, um dessen Freundschaft gegen Preußen zu gewinnen, vermutlich deshalb kaltblütig ausschlug, weil es damals den Vorschlag für undurchführbar hielt, dasselbe Rußland machte sich den deutsch-französischen Krieg zu nütze, um sich von den seine Macht auf dem schwarzen Meere einschränkenden Bestimmungen dieses Vertrages einseitig und willkürlich loszusagen.

Am 9. November 1870 las der russische Botschafter am Wiener Hofe, Novikow, dem Grafen Beust eine vom 31. Oktober datierte Note Gortschakow's vor, des Inhalts, daß der Zar die seine Hoheitsrechte auf dem schwarzen Meere beschränkenden Bestimmungen des Pariser Vertrages für sich nicht weiter als bindend betrachte, daß er dem Sultan die Separatkonvention, welche den Adnex des Vertrages bilde und bestimme, in welcher Zahl und Größe russische und

türkische Schiffe das Schwarze Meer befahren dürfen, kündige und von alledem die Signatarmächte in Kenntniß setze.

Als Beust das Vorgehen Rußlands, sich von internationalen Verpflichtungen mittelst einer einfachen Deklaration loszusagen, überraschend und verlegend fand, erstaunte der russische Botschafter über die kalte Aufnahme seiner Note bei Beust, der ja 1867 aus eigenen Stücken die Angelegenheit in Fluß gebracht habe. „Ja wohl“, sagte Beust, „ich habe 1867 die Revision des Pariser Vertrages in Vorschlag gebracht, in dachte aber dabei an die Revision durch einen Kongreß und nicht durch eigenmächtiges Vorgehen Rußlands, auch sollte dieser Kongreß nicht allein die Pontusfrage, sondern auch die übrigen noch unerledigten Fragen im Orient, wie beispielsweise die Rechtsverhältnisse der christlichen Bevölkerung, regeln. Die jetzige Note Rußlands hingegen erschüttert den Glauben an die Rechtskraft der Friedensverträge. Dies könnte auch auf den Prager Frieden zurückwirken, was für uns nicht gleichgültig sein kann.“

Andrassy erhielt am 10. November durch den ersten Sektionschef des auswärtigen Amtes, durch den Baron Drczy, von der russischen Note Kenntniß. Da England, Frankreich und Oesterreich am 14. April 1856 die Integrität und die Unabhängigkeit der Türkei verbürgt und gleichzeitig erklärt hatten, jedwede Verletzung des Pariser Vertrages vom 30. März desselben Jahres als casus belli zu betrachten, so war Andrassy vollkommen im klaren darüber, daß die russische Note eine große Indignation sowohl bei den Kabinetten wie in der europäischen Presse hervorrufen werde. Er war daher sehr begierig, von Beust selbst Nachrichten über den Eindruck zu empfangen, welchen die Note hervorgerufen habe.

Es kam aber am 11. November über die Note weder von Beust eine Nachricht, noch ließ sich in der Presse eine Spur davon bemerken. Doch ja, es war eine Spur von der Sache im Abendblatte des „Pester Lloyd“ vom selben Tage. Eine Wiener Correspondenz wußte zu erzählen, daß die Börse am Vormittag des 10. in prächtiger Stimmung eröffnet sei, daß Effekten zu erhöhten Kursen begehrt und bezahlt seien, als urplötzlich das Haus Todesco als Geber in allen Wertgattungen aufgetreten sei.

Lonyay hatte den Abend des 11. November beim österreichischen Ministerpräsidenten Potocky zugebracht. Wodicky und Klakfo, die sich ebenfalls dort befanden, waren der Meinung, die kategorisch gehaltene Form der Petersburger Note weiche in so hohem Maße von der diplomatischen Gepflogenheit Rußlands ab, daß man nur annehmen könne, Bismarck habe dabei die Hand im Spiele. Der Russe würde nicht mit solcher Festigkeit dreinfahren, wenn er nicht von Preußen ermuntert worden wäre. Bismarck habe dies aller Wahrscheinlichkeit nur deshalb gethan, weil ihm England mit seinen Friedensvorschlägen nachgerade lästig zu werden anfange. Er habe es daher geraten gefunden, sich die Engländer vom Halse zu schaffen und sie anderweitig ein klein wenig zu beschäftigen.

Das Morgenblatt des „Pester Lloyd“ vom 12. November 1870 meldete in einem Wiener Telegramm, Rußland habe der Pforte die auf das schwarze Meer bezüglichen

Bestimmungen des Pariser Vertrages gekündigt. Gleichzeitig mit dieser Meldung dementierte das Wiener „Fremdenblatt“ das Gerücht, daß Rußland in Angelegenheit der Revision des Pariser Vertrages eine Circularnote erlassen habe, und leugnete auf Grund guter Informationen die Existenz dieser Note.

Als Andrássy auch am 12. November morgens aus Wien keinerlei Nachricht erhielt, wurde er höchst ungeduldig. Es schien ihm von hoher Wichtigkeit, daß die Großmächte gegen die russische Circularnote allsogleich Verwahrung einlegten, es schien bedenklich, wenn das eine Kabinet erst abwartete, welche Haltung das andere Kabinet einnehmen würde, da in solchem Falle die ganze Protestaktion der Mächte zu einer kraftlosen Einsprache zusammenschrumpfen könnte. Er begab sich noch am selben Tage nach Wien, um mit Beust Rücksprache zu pflegen; zu seiner großen Verwunderung jedoch erfuhr er im Auswärtigen Amte, daß Beust am 10. November nach München gereist sei. Die Anfragen der übrigen Kabinette, welchen Standpunkt Oesterreich-Ungarn als die im hohen Maße interessierte Macht der russischen Note gegenüber einnehmen werde, mußte natürlich diese ganze Zeit hindurch unbeantwortet bleiben.

Vom auswärtigen Amte ging Andrássy zu Lonyay, der in seinen Aufzeichnungen über das mit ersterem gehabte Gespräch bemerkt, daß Andrássy, wie immer, so auch jetzt die Situation mit klarem Blicke erfaßt habe, daß er aber gleichwohl irren dürfe, wenn er annehme, daß die russische Note Bismarck sehr ungelegen komme. Lonyay hielt dafür, die ganze Sache sei zwischen Bismarck und Gortschakow abgekartet worden. Wie Lonyay des weiteren erzählt, habe der türkische Botschafter die Ankunft Andrássy's abgelauscht und ihn sofort nach seinem Eintreffen in Wien aufgesucht. Der Botschafter habe den eigentlichen Inhalt der Note nicht gekannt und diesen erst von Andrássy erfahren. „Soyez le bienvenu, grand prophète!“ waren die ersten Worte des Botschafters bei seinem Eintreten. Andrássy hatte es ihm nämlich gleich nach dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges vorhergesagt, daß Rußland den Pariser Vertrag zerreißen werde.

Am 13. November langte Beust in Wien an. Seine Münchener Reise galt den damals in Versailles stattgefundenen Verhandlungen zwischen Bismarck und den Vertretern der süddeutschen Staaten über den verfassungsmäßigen Rechtskreis der deutschen Centralmacht. Nach einer Münchener Meldung der „Neuen freien Presse“ hatte Beust am 11. den Staatsrat Darenberger als den zeitweiligen Leiter der äußeren Angelegenheiten besucht. Der Minister des Außern Graf Bray und der Justizminister Luz weilten seit dem 20. Oktober in Versailles.

Es stand zweifelsohne mit dieser Reise Beust's im Zusammenhange, daß die württembergischen Minister in Versailles am 13. November aus Stuttgart Instruktionen erhielten, den Vertrag mit Preußen nicht zu unterzeichnen, sondern im Einvernehmen mit den bayrischen Bevollmächtigten vorzugehen. Die württembergischen Minister Mittnacht und Suckow reisten allsogleich von Versailles nach der Heimat ab und reichten ihre Entlassung ein. Der König erteilte hierauf seine Zustimmung zum Vertrage mit Preußen, und der Beitritt Württembergs

machte auch der Zögerung Bayerns ein Ende. Der Vertrag wurde dann auch gegen Ende November unterzeichnet.

Am 13. November, dem Tage der Heimkehr Beust's, besuchte Lonnyan den russischen Botschafter Novikow, aus dessen Äußerungen er entnahm, daß sein Souverain ein freundschaftliches Verhältnis mit Oesterreich-Ungarn sehr gern sehen würde, und daß er bereit sei, der Monarchie erhebliche Begünstigungen zu gewähren, falls diese sich ihm in der Pontusfrage willig erwiese. Lonnyan nahm das Diner im Kasino ein und traf dort mit Basiltshikow, dem ersten Sekretär der russischen Botschaft, zusammen. Dieser sprach mit Emphase aus, daß jetzt endlich der Zeitpunkt da sei, um mit Rußland in gute Beziehungen einzutreten. Der Zar wünsche nichts Anderes als die Beherrschung des Schwarzen Meeres, sei aber zu Gegendiensten bereit. Wenn Oesterreich Rußland in dieser Sache unterstütze, meinte der Sekretär, — faites vos conditions!

Am 14. November verhandelte Beust mit seinen Ministerkollegen und mit Andrassy über die russische Zirkularnote. Er gab an, Novikow bei Überreichung der Note unter anderem erklärt zu haben, daß Oesterreich-Ungarn diese einseitige Außerkraftsetzung des Pariser Vertrages durchaus nicht gleichgiltig hinnehmen könne, weil dieses Vorgehen Rußlands als Lösungswort zu verschiedenen Verwickelungen im Oriente dienen könne. Nebstdem habe Beust der Monarchie hinsichtlich ihrer Entschließungen die Politik der freien Hand vorbehalten. In Konstantinopel, fuhr Beust fort, sei die russische Note noch nicht überreicht worden. England hingegen habe mit Oesterreich gleichzeitig durch eine identische Note von dem Vorhaben Rußlands Kenntnis erhalten und diese Note, wie Beust von Lord Bloomfield unterrichtet worden sei, bereits am 10. November beantwortet.

Bekanntlich hat England Rußlands einseitiges Vorgehen zurückgewiesen und erklärt, daß Verträge nur im Einvernehmen sämtlicher Mitunterzeichner abgeändert werden können.

Andrassy hielt es für die natürlichste Politik, daß die Mächte kollektiv auftreten und durch einen gemeinschaftlichen Protest den Vertragsbruch für null und nichtig erklärten. Andrassy zweifelte nicht im geringsten daran, daß England und Italien der Kooperation in dieser Richtung beitreten würden. Selbst Frankreich würde sich dieser Aktion anschließen, wenn es nicht mit seinem Kriege überbeschäftigt wäre. Auch Preußen sei verpflichtet, sich der gemeinsamen Aktion anzuschließen, wenn es auch in diesem Augenblicke, wo es Krieg führte, sich natürlicherweise Reserve auferlegen müsse. Andrassy fügte noch hinzu, er glaube, daß das Auftreten Rußlands auch die preussische Regierung unliebsam überrascht habe, denn es sei nicht möglich anzunehmen, daß Preußen unter den Umständen, in welchen es sich heute befinde, in dieser Frage mit dem Auftreten Rußlands einverstanden wäre.

Beust hielt die Situation für dermaßen verwickelt, daß er zur weitestgehenden Vorsicht ermahnte, was ihm um so angezeigter erscheine, als die Antwort Englands bloß negativer Natur sei und die Möglichkeit der friedlichen Schlichtung nicht ausschließe. In der englischen Antwortnote heiße es nämlich, wenn Ruß-

land die Signatarmächte ersucht haben würde, zu erwägen, ob die eine oder andere zum Schutze der Türkei getroffene Vertragsbestimmung nicht etwa überflüssig geworden sei, so würde England keinen Anstand genommen haben, auf einen einschlägigen Gedankenaustausch mit den übrigen Mächten einzugehen. Im Interesse Oesterreich-Ungarns liege ebenfalls eine friedliche Beilegung dieses Falles, er könne daher den Vorschlag eines gemeinsamen Protestes um so weniger befürworten, als sich Oesterreich dadurch nur den Vorwurf zuziehen könnte, übereilt gehandelt und den friedlichen Vergleich hintertrieben zu haben. Für ein gemeinsames Einschreiten seien höchstens England, die Türkei und Italien zu gewinnen, Frankreich und Preußen müssen von jeder Kombination ausgeschlossen bleiben. Frankreich wiege sich in Hoffnungen auf russische Hilfe beim Friedensschluß, über den Standpunkt Preußens könne Beust sich nicht mit Bestimmtheit äußern, er neige aber zu der Ansicht, daß zwischen Preußen und Rußland, wenn auch nicht hinsichtlich der Form der Note und des Zeitpunktes ihrer Absendung, so doch über den Gegenstand derselben ein Einvernehmen bestehe. Wenn Oesterreich ein gemeinsames Einschreiten vorschlage, so setze es sich einem Fiasko aus, was nur Rußland allein nützen könnte. Seine Ansicht wäre, mit England vertraulich zu verhandeln und im Einverständnis mit diesem vorzugehen.

Andrássy erörterte wiederholt eingehend die Wirkung eines Kollektiv-Protestes der Großmächte auf die Südslaven, die das Auftreten Rußlands als Vorzeichen für die Realisierung ihrer Pläne betrachteten. Hierin liege der Schwerpunkt der ganzen Affaire für die Monarchie. Er brachte wiederholt seine Ansicht zum Ausdruck, daß die russische Regierung eigenmächtig vorgehe, ohne sich mit Preußen ins Einvernehmen gesetzt zu haben, und es sei sein fester Glaube, daß auch nicht eine der Großmächte von der russischen Zirkularnote unangenehmer berührt worden sein dürfte als gerade Preußen. Dieses sei sicherlich in allererster Reihe daran interessiert, daß der Krieg, den es bisher mit Glück geführt habe, lokalisiert bleibe und daß auch während des weiteren Kriegsverlaufes nichts hinzukomme, was den Krieg zu einem europäischen umgestalten oder doch den Großmächten Anlaß bieten könnte, auf den Kriegserfolg Einfluß zu gewinnen. Gerade der Zeitpunkt, in welchem Preußen und Frankreich miteinander vollauf zu thun haben, müsse Rußland zur willkürlichen Lösung der Pontusfrage am geeignetsten erscheinen, weil es seinen Kalkül auf die schwachen Nerven der übrigen europäischen Großmächte aufgebaut habe. Rußlands Auftreten erinnere an jenen Schneider, der am Spieltische eines Kurortes 20 000 Franks in seiner Hand festhalte, die er soeben gewonnen, und nach diesem für ihn überglücklichen Ereignis eiligen Schrittes das Weite suche, sich aber bei der Ausgangsthür noch einmal umwende und in den Spielsaal hineinrufe: „Gottlob, daß ich gewonnen! denn hätte ich verloren, würde man mich sicherlich hinausgeworfen haben, da ich doch nur ein Schneider bin!“ Rußland sei heute nicht in der Lage, wegen der Pontusfrage einen Krieg zu riskieren. Er sei fest überzeugt, daß Rußland vor einem einmütigen Einschreiten der Großmächte gegen seinen eigenmächtigen Vertragsbruch unbedingt zurückweichen würde. Wenn die österreichisch-ungarische Regierung mit ihrem Auftreten

nur das Eine erreichen könnte, nämlich vor aller Welt darzuthun, daß Rußland des Rückhaltes seitens Preußens nicht sicher sei, wenn zum mindesten das Eine offenkundig würde, daß die Auffassung Rußlands von derjenigen Preußens in dieser Angelegenheit auseinandergehe, so würde auch dies schon von großer Wirkung auf die Südslawen und von großem Einflusse auf die künftige Entwicklung der Dinge sein.

Beust glaubte nicht, daß Rußland mit seiner Zirkularnote unüberlegt zu Werke gegangen sei, es müsse über die Haltung Preußens im Klaren sein, welches ja ein Interesse daran habe, zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland Differenzen entstehen zu sehen, um solcherweise der Monarchie zu schaffen zu geben. Für Beust schien es von höchster Wichtigkeit, die Absichten der Türkei zu kennen, und er erachtete es als seine Hauptpflicht, zu diesem Behufe eine Note nach Konstantinopel zu richten.

Andrassy bemerkte dem gegenüber, daß man nicht erwarten dürfe, die Pforte werde etwas unternehmen, falls sich die übrigen Mächte nicht zu einer entschiedenen Aktion aufrufen.

Der gemeinsame Kriegsminister Ruhn und der österreichische Ministerpräsident Potocky waren ebenfalls der Ansicht, daß sich Rußland mit Preußen zuvor verständigt habe, und teilten in allen Stücken die Auffassung Beust's.

Am 16. November 1870 beantwortete Beust die russische Zirkularnote in etwas schärferen Worten, aber in demselben Geiste, wie es England am 10. November gethan hatte.

Man weiß, daß acht Tage nach diesen zwischen Beust und Andrassy gepflogenen Erörterungen, am 23. November 1870, Bismarck den englischen Gesandten Odo Russell ermächtigte, seinem Kabinet zu melden: daß die russische Zirkularnote Bismarck überraschend gekommen sei; daß, während er jeder Zeit der Meinung gewesen sei, daß der Vertrag von 1856 mit ungerechtfertigter Härte auf Rußland laste, er doch die Art des Vorgehens Rußlands und die zur Erringung einer Revision des Vertrags gewählte Zeit mißbillige; daß er ferner bedauere, wegen des gegenwärtigen Krieges weder sich einmischen, noch selbst das russische Zirkular zur Zeit amtlich beantworten zu können; daß er jedoch, um den Ausbruch eines anderweitigen Krieges zu verhüten, sich entschieden für die Abhaltung von Konferenzen aussprechen werde.<sup>1)</sup>

Über die zweite Besprechung, welche Russell am selben Abende von 10 Uhr bis nach Mitternacht mit Bismarck hatte, berichtet derselbe, die deutsche Regierung habe inzwischen mit dem preußischen Gesandten in Petersburg telegraphisch korrespondiert und ihn, Russell, ermächtigt, seinem Kabinet bekannt zu geben, daß, falls dieses einverstanden wäre, Bismarck gern die Initiative zu dem Vorschlage von Konferenzen ergreifen würde, um eine friedliche Lösung einer Frage zu finden, welche, wie Russell Bismarck gegenüber offen ausgesprochen hatte, in ihrer gegen-

<sup>1)</sup> S. Hahn, Bismarck, 2. Bd., S. 187.

wärtigen Lage geeignet sei, England mit oder ohne Bundesgenossen zum Kriege mit Rußland zu drängen.<sup>1)</sup>

Es ist bekannt, daß die Konferenz zu Beginn des darauffolgenden Jahres abgehalten wurde, daß diese den Grundsatz proklamierte, wonach ein Vertrag nur unter Einverständnis seiner sämtlichen Unterzeichner abgeändert werden könne, daß aber Rußland nichts destoweniger alles erreichte, was es mit seinem Rundschreiben erstrebt hatte.

In seinen Erinnerungen befaßt sich Beust mit diesem höchst traurigen Kapitel seiner Ministerschaft so wenig wie nur möglich. Er reproduziert seine Antwort auf die russische Zirkularnote und bemerkt, die österreichische Regierung sei mit der entschiedenen Zurückweisung des russischen Vorhabens nicht isoliert geblieben. Die erste Erwiderung des englischen Kabinetts — welcher eine zweite mildere nachfolgte — sei von gleicher Schärfe gewesen. Daß österreichischerseits der flagrante Vertragsbruch mit Ernst und mit Beharrlichkeit gerügt worden sei, könne der Monarchie nur zur Ehre gereichen. „Daß unsere Stimme keinen Widerhall fand, werden vielleicht andere mehr als wir selbst einmal zu bereuen haben.“ „Anstatt daß man den dem Fürsten Bismarck eben so sympathischen als ergebenen Lord Odo Russell damals nach Versailles sandte, konnte und mußte man einen bocksteifen Engländer mit der einfachen Interpellation beauftragen, ob die preußische Regierung den von Rußland gethanen Schritt mißbillige oder nicht, ob Preußen sich einem dagegen zu thuenden Kollektivschritt anschließen wolle oder nicht? Im Fall der Bejahung vereinte sich Preußen mit England und Österreich-Ungarn zu entschiedener Einsprache, und Gortschakow war zum Rückzuge genötigt. Viele dagegen die Antwort dahin aus, daß man nicht mißbillige, so war die Entgegnung dann einfach, daß, sobald Preußen in dieser Frage Rußlands Freund sei, es Englands Feind werde und alsdann zu erwarten habe, daß man es als Bundesgenossen Rußlands behandle. Gleicher Standpunkt wäre dann der Österreich-Ungarns gewesen, und dort war man der Ungarn wie der Deutschen sicher, wenn die Spitze sich gegen Rußlandehrte.“<sup>2)</sup>

Man traut den eigenen Augen nicht! Die vorstehenden Sätze schreibt derselbe Beust, der 1867, um im Westen dafür ein Entgelt zu erhalten, selbst mit dem Antrage auf Revision des Pariser Vertrages herausgerückt war, ohne sich mit England und Frankreich als den Siegesmächten im Krimkriege, die für ihre großen Kriegsoffer keinerlei Kriegssentschädigung von Rußland gefordert, aber sich dafür um so fester an die Stipulationen des Vertrags geklammert hatten, ins Einvernehmen zu setzen. Derselbe Beust schreibt die obigen Sätze nieder, der die russische Zirkularnote Tage hindurch bei Seite liegen und deren Vorhandensein in seinem offiziellen Organ in Abrede stellen ließ, der, nachdem ihm die Note vorgelesen wurde, nichts Besseres und nichts Eiligeres zu thun fand, als nach München zu reisen, so daß die Vertreter der Mächte, deren Regierungen gerade in dieser Frage die leitende Rolle der österreichisch-ungarischen Monarchie zugedacht

<sup>1)</sup> Hahn, a. a. D.

<sup>2)</sup> Beust, Erinnerungen, 2. Bd., S. 424.

hatten, das Wiener Auswärtige Amt tagelang bestürmten und ihren Kabinetten nichts weiter melden konnten, als daß Herr von Beust nicht in Wien anzutreffen sei. Als wenn die Dinge im Orient die Monarchie nicht im entferntesten angingen, reiste Beust in souveräner Sorglosigkeit am 10. November nach München, um dort gegen die deutsche Politik Bismarck's zu intrigieren, um erst am 13. zurückzukehren, am 14. mit seinen Ministerkollegen und Andrassy zu verhandeln und die auf einen Kollektivschritt der Mächte abzielenden Vorschläge des letzteren zum Scheitern zu bringen, und endlich am 16. November, sechs Tage später als England, die russische Note zu beantworten. Derselbe Beust erhebt in seinen „Erinnerungen“ gegen England den Vorwurf, Bismarck am 22. November nicht befragt zu haben, ob es bereit sei, einem Kollektivschritte der Mächte beizutreten!!

Zwischen Andrassy und Nowikow kam später einmal die Pontusfrage zur Sprache, bei welcher Gelegenheit Andrassy die Haltung Beust's gegenüber dem russischen Rundschreiben als eine unrichtige bezeichnete. „Und was würden Sie an der Stelle Beust's gethan haben?“ fragte Nowikow. „Ich würde Euch die Note mitsamt dem Papiere zum Verschlucken gegeben haben“ — war die Antwort.

Gelegentlich der Salzburger Entrevue im Jahre 1871 erinnerte Kaiser Wilhelm dem Grafen Andrassy gegenüber an das traditionelle Freundschaftsverhältnis zwischen Preußen und Rußland und hob hervor, daß diese Freundschaft bereits zwei Generationen zähle. „Aber“, fügte der deutsche Kaiser hinzu, „es giebt Augenblicke, die man schwer vergessen kann. Ein solcher Augenblick war derjenige, in dem Gortschakow, während wir uns mitten im Kriege befanden, es angezeigt hielt, die auf das Schwarze Meer bezüglichen Bestimmungen des Pariser Vertrages durch eine simple Note eigenmächtig außer Kraft zu setzen, ohne uns über dieses Vorhaben auch nur avisiert zu haben. Dieses Auftreten war für uns um so unangenehmer, als unser ganzes Streben darauf gerichtet war, daß wir den glücklich begonnenen Krieg ohne europäische Komplikationen und ohne jedwede europäische Einmischung zu Ende führten. Rußlands Vorgehen war aber ganz danach angethan, zu europäischen Verwickelungen zu führen. Ich habe es auch dem Kaiser Alexander geschrieben, daß ich Gortschakow, von dem dieser coup de jarnac herstammt, in diesem Leben nimmermehr die Hand reichen werde.“

Auf dem Berliner Kongreß geschah es, daß Gortschakow, dem das Gehen schwer ankam, auf den Arm Andrassy's gestützt, in der Vorhalle des Beratungssaales wandelte, wo Erfrischungen gereicht wurden. Der Fürst sprach von seinen Erlebnissen und bezeichnete die auf die Versendung der Zirkularnote in der Pontusfrage folgenden Tage als die kritischsten seiner ganzen diplomatischen Laufbahn. Er habe sich tagelang von aller Welt abgesperrt, niemanden empfangen und unter dem fortwährenden Bittern gelebt, die Kabinette würden die Vertragskündigung für ungiltig erklären. Rußland habe im ganzen keine 50 000 Mann zu seiner Verfügung gehabt. Erst nach mehreren Tagen, als er bereits sein Vorhaben gesichert gesehen, sei ihm leichter ums Herz geworden.

(Fortsetzung folgt.)





## Der Aufenthalt an der See und seine Heilwirkungen.

Von  
F. Winckel.

Wer einmal an jenem schönen, buchenumkränzten Gestade der Ostsee gewandelt ist, welches den Namen des heiligen Dammes trägt, dem wird ein großer Granitblock mit der Inschrift aufgefallen sein: Hier gründete Friedrich Franz I. 1794 Deutschlands erstes Seebad. Gewiß wird mancher zweifelnd diese Inschrift betrachtet haben, da es bei der großen Vorliebe, welche die Germanen schon in den ältesten Zeiten für kalte Bäder hatten, kaum glaublich erscheint, daß Deutschland erst am Ende des vorigen Jahrhunderts sein erstes Seebad errichtet habe. Gleichwohl ist jene Angabe durchaus richtig, und es wäre gewiß recht interessant, den Ursachen nachzuforschen, welche die längst als wohlthätig bekannte Anwendung solcher Naturkräfte fast völlig wieder in Vergessenheit brachten. Doch würde mich das zu weit von meinem Thema entfernen, und ich muß mich auf die Erwähnung einiger bekannter Thatsachen beschränken: Homer schon läßt den Diomed und Odysseus zu den Schiffen eilen, um in die kühlende Flut zu steigen, sich vom Staube zu reinigen, ihrer Nerven Kräfte zu heben. Aristophanes ließ, um die Blindheit Pluto's zu heilen, ihn zum Meere führen und baden. Aristoteles verfaßte bereits ein Werk über den Wert der Seebäder, und Euripides schrieb dem Meere die Macht zu, alle menschlichen Leiden hinwegzuspülen. Als nun gar Antonius Musa den Kaiser Augustus durch kalte Seebäder geheilt hatte, da setzte man ihm eine Statue im Tempel des Askulap, und bald kamen diese Seebäder in allgemeine Aufnahme. Der Kaiser Nero aber ließ mit großen Unkosten für seine warmen Bäder in Rom Seewasser herbeischaffen, und die Römer fragten seitdem: Wer ist schlechter als Nero und was ist besser als die Neronianischen Bäder?

Trotz alledem kam erst nach mehr als 1½ Jahrtausenden der englische Arzt Richard Russell 1750 auf den Gedanken, Seebäder für franke Kinder anzuwenden, und seitdem erst haben die Engländer Seebäder in Harwich, Weymouth, Margate, Southampton, Portsmouth und Burlington und (1769) in Brighthelmstone eine Anstalt für warme Seebäder eingerichtet.

Das Seebad Margate war es auch, welchem der bekannte Professor Lichtenberg in Göttingen, wie er sagte, die gesündesten Tage seines Lebens verdankte und welches ihn 1793 veranlaßte, in dem Göttinger Taschenkalender die Frage aufzuwerfen: Warum hat Deutschland noch kein öffentliches großes Seebad? Gleichzeitig wandte er sich an einen Herrn Woltmann in Cuxhafen mit der Frage, ob nicht dort die Anlegung eines Seebades besonders zweckmäßig sei. Herr Woltmann fand aber viele Schwierigkeiten an jenem Orte und war außerdem der Ansicht, daß die Ostsee zur Anlegung eines großen öffentlichen Seebades

weit bequemer und passender sei, weil sie den Abwechselungen der Ebbe und Flut nicht ausgesetzt sei, deshalb immer gleich salziges und frisches, auch wärmeres Wasser ohne Triebsand habe.

In demselben Jahre 1793 erließ auch Dr. Metzger in Königsberg einen Aufruf an seine Mitbürger, allein es blieb zunächst dabei. Gleichzeitig aber beauftragte der Herzog Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin seinen Leibarzt, den Professor Gottlieb Samuel Vogel zu Rostock, wegen Anlegung eines öffentlichen Seebades bei Dobberan die nötigen Untersuchungen anzustellen, und Vogel nahm diesen Auftrag mit so großem Eifer an, daß bereits im Jahre 1794 am heiligen Damm zwei Badeschiffe eingerichtet waren, welchen im Sommer 1796 die Erbauung eines Badehauses für warme Seebäder folgte. In der Front dieses Hauses wurde die schöne Inschrift aus den Antoninischen Bädern angebracht: *Curae vacuus hunc locum adeas, ut morborum vacuus abire possis. Nam hic non curatur, qui curat.* Sorgenfrei komme hierher, damit du krankheitsfrei gehst von dannen; denn wer hier sorget, gesundet hier nicht.

Auf Dobberan folgten dann 1800 Rorderney und Travemünde, 1819 Heringsdorf, 1826 Helgoland, aber erst 1857 Sylt-Westerland, Deutschlands großartigstes Seebad.

Wie wohl bei allem menschlichen Thun spielt die Mode auch hierbei eine bedeutende Rolle. Wenn hervorragende Persönlichkeiten sich einer besonderen oder neuen Kurmethode mit Erfolg bedienen, so stürzt sich bald auch die Menge des Volks auf dieselbe, und ohne Auswahl und Kritik wird sie angewandt, bis die nötige Reaktion kommt und, was dabei vom Übel ist, beseitigt. So kommt manches bald wieder aus der Mode, weil es nicht schön und nicht gut ist, aber auch wirklich Gutes wird oft verworfen, bis die alles überrollende Zeit doch das Gute wieder heraufbringt und die Welt nun mit Erstaunen sich fragt, warum man dasselbe so lange unbeachtet gelassen und verkannt habe. Mancher denkt vielleicht so auch über die heutige Völkerwanderung zu den Seebädern. Denn es nehmen nicht bloß jedes Jahr die Mengen der Besucher dieser Bäder zu, und es thuen sich immer neue Badeorte auf, sondern es steigt die Frequenz so, daß sie die 5, 10, ja 20 fache Besucherzahl aufweisen. Helgoland hatte 1828: 100, 1838: 1000, 1888 aber 12000; Sylt 1874 1400, 1889 über 7000 Badegäste, und in den 24 Badeörtern, welche an der Ostseeküste zwischen Prerow auf dem Darß und Swinemünde liegen, waren im Sommer 1889 über 53000 Badegäste anwesend, Zahlen, die uns gewiß zu der Annahme berechtigen, daß die Zahl der Deutschen allein, welche jährlich an der See Erholung und Heilung suchen, nicht unter  $\frac{1}{4}$  Million betragen wird. Für solch' massenhafte Wanderungen können wir aber die Mode allein nicht verantwortlich machen. Eher lassen sie sich doch durch die Annahme erklären, daß in unserer gewaltig drängenden Zeit, in welcher der Kampf ums Dasein immer härter wird, auch die nervöse Aufregung und Erschöpfung immer mehr überhandnehme und daß diese Leiden die beste Beruhigung und sicherste Heilung an den Gestaden des Meeres finden. Jeden-

falls werden die merkwürdigen Erfolge, welche in dieser Beziehung an der See erzielt werden, in immer größeren Kreisen bekannt und bewundert.

Gar mannigfaltig sind aber in der That auch die Heilpotenzen, durch welche diese Wirkungen erzielt werden. Beginnen wir zunächst mit dem Wasser des Meeres, weil die Meerbäder von jeher für die Hauptsache bei den Aufenthalte an der See gehalten wurden, so müssen wir zuerst den Salzgehalt des Meerwassers berücksichtigen, da man in diesem lange Zeit den wirksamsten Faktor der Seebäder erblickte. Wenn wir kurzweg vom Salzgehalt des Meeres sprechen, so meinen wir natürlich nicht bloß den Gehalt an Kochsalz, sondern nehmen dazu auch die übrigen Salze, namentlich das Chlormagnesium, die schwefelsaure Magnesia und den schwefelsauren Kalk. Allerdings beträgt ja die Menge des Kochsalzes ca. 78% aller Salze des Meeres, allein die ebengenannten sind doch auch mit  $9\frac{1}{2}$ ,  $6\frac{1}{2}$  und  $3\frac{1}{2}$ % beteiligt. Schon daraus, daß der Salzgehalt der Meere sehr verschieden ist, sollte man wohl den Schluß ziehen, daß die Bedeutung desselben für die Badenden keine sehr hervorragende sein könne, weil die Heilkraft der Bäder aller Meere ziemlich gleichmäßig gerühmt wird. Die Ostsee mit ihren 40 größeren und geringeren Strömen zeigt schon sehr erhebliche Variationen. In der Bucht von Abo-Finnland, wo ich ein Mal badete, merkt man kaum etwas vom Salze, der Gehalt soll hier auch nur  $\frac{1}{4}$ % betragen; je weiter nach Westen, um so mehr nimmt derselbe zu, doch erreicht er an der Oberfläche überhaupt nur 1%. In einer Tiefe von 22 Metern findet man allerdings  $2\frac{1}{4}$ %, aber die ist den Badenden wohl nicht zugänglich. Viel bedeutender ist der Salzgehalt der Nordsee, er beträgt sogar an der Oberfläche  $3\frac{1}{3}$ %. Gleichwohl machen sich auch bei ihr die Süßwassereintründungen so weit geltend, daß nicht bloß das nahe am Kontinent gelegene Norderney, sondern auch das weiter entfernte Helgoland einen merklich geringeren Salzgehalt zeigen als z. B. Sylt. Allerdings trifft diese Wahrnehmung nicht überall zu, denn nicht weit von der Mündung des Rhoneflusses in die Bai von Marseille ist der Salzgehalt des Mittelmeeres ein so großer, daß gerade bei Cette große Mengen desselben gewonnen werden. Ich badete einmal im Jahre 1881 in der Bucht von Genua und empfand hinterher, obwohl die Hitze nicht besonders groß war, ein lebhaftes Brennen in der Haut, während ich bei einem Bade vor Jaffa trotz der höheren Temperatur und des höheren Salzgehaltes weniger empfand. Das tote Meer, welches am Jordaneinfluß nur 2,4%, in seiner Nordwestecke, da wo man gewöhnlich ein Bad zu nehmen pflegt,  $20\frac{1}{2}$ % Salze enthält, hat ein so hohes spezifisches Gewicht, daß der Mensch in der That wie ein Kork auf dem Wasser schwimmt. Bei der kristallklaren Beschaffenheit seines Wassers und seiner im Vergleich zur Lufthitze angenehm erfrischenden Temperatur erscheint ein Bad in ihm zunächst höchst angenehm; man muß indes diesen anfänglichen Genuß bald teuer bezahlen, denn bei dem folgenden Ritt durch den Sonnenbrand macht sich die fast ätzende Wirkung dieses Bades in einem qualvollen Brennen und Zucken über die ganze Haut geltend, welches auch durch ein Bad im Jordan nicht ganz beseitigt wird. Haben wir hier also eine äußerst intensive Wirkung eines Salz-

bades vor uns, so drängt sich natürlich die Frage auf, ob denn von dem Salzgehalt des Meerwassers überhaupt viel in den menschlichen Organismus eindringt. Diese Frage ist aber zu verneinen; ein Übergang der Salze in das Blut kommt beim Baden nicht vor, wohl aber findet eine Durchfeuchtung der äußersten Hautschichten mit Salzwasser statt, um so mehr, je länger das Bad dauert und je höher seine Temperatur ist. Hierdurch wird eine Reizung der Haut bewirkt, welche eine gewisse vermehrte Blutzufuhr herbeiführt und noch längere Zeit nach Beendigung des Bades andauernd jenes behagliche, mollige Gefühl bewirkt, das jedermann bekannt ist. Bei sehr zarter, ohnehin reizbarer Haut tritt sogar durch die Seebäder nicht selten ein Badefriesel in Form stechnadelknopfgroßer Bläschen mit rotem Hofe auf; aber den findet man nicht bloß nach den stärkeren Nordsee-, atlantischen- und Mittelmeerbädern, sondern auch nach dem viel geringeren Salzgehalt der Ostsee. Mit der Kongestion zur Haut ist eine stärkere Thätigkeit der Hautdrüsen, daher vermehrte Sekretion verbunden, und hierdurch wird eine erhöhte Wärmeabgabe in Folge stärkerer Verdunstung von der Körperoberfläche bewirkt. Dadurch nehmen die Absonderungen innerer Organe ab.

Der zweite Factor beim Seebade ist dessen Temperatur. Diese ist in den erwähnten Meeren je nach ihrer Lage und nach ihrem Salzgehalt ebenfalls verschieden, jedoch nicht so sehr als der letztere. Sie beträgt in der

Ostsee . . . . .	in den Sommermonaten	16—17° C.
in der Nordsee . . . . .	" " "	16—22° C.
im atlantischen Ocean . . . . .	" " "	20—23° C.
im Mittelmeer . . . . .	" " "	22—27° C.
im indischen Ocean . . . . .	" " "	28° C.
im roten Meere . . . . .	" " "	34.5° C.

Je höher der Salzgehalt, um so geringer ist die Verdunstung bei gleicher Temperatur. Die Mittelmeer- und Nordseebäder zeigen daher eine größere Gleichmäßigkeit der Temperatur als die Ostseebäder und diese wieder mehr als die Süßwasserbäder. Sie erwärmen sich langsamer, bleiben aber auch länger warm und werden bei gleichen Temperaturgraden nicht so kalt als jene empfunden, weil die beträchtliche Bewegung, in der sich das Meer oft befindet, die Gewalt, mit der eine kräftige Welle unsere Körperoberfläche trifft, den die Hautadern zusammenziehenden Effect der niederen Temperatur rasch wieder ausgleicht und so der zuerst in dem kalten Wasser aufgetretenen Blässe der Haut eine merkliche Röthe, d. h. erhöhte Blutzufuhr folgen läßt. An Meeresgestaden, wo weder der Salzgehalt noch der Wellenschlag ein beträchtlicher ist, sind die Badewärter oftmals bemüht, die durch jene bewirkten Hautreizungen zu ersetzen. So werden in einigen russischen Ostseebädern die dort häufigen Quallen oder Teile derselben noch besonders den Bädern zugesetzt, weil sie eine stark hautrötende und Brennschmerz verursachende Eigenschaft besitzen. In den mehr westlich gelegenen Ostseebädern wird der aus dem Bade Herausgetretene in dem Badelaken von dem Badewärter tüchtig abgerieben, und in Norderney folgt der Badewärter dem zum Badefarren Zurückeilenden, indem er in einem Eimer Seewasser mit recht viel Sand schöpft

und den Inhalt des Eimers mit einer gewissen Behemenz gegen den Rücken des Badegastes schleudert. Ein sehr energisches Verfahren! In Sylt dagegen, wo die Wellen so stark sind, daß sie die Badenden nicht selten an den Strand werfen, und wo auch der Sandgehalt der Wellen oft ein recht bedeutender ist, ist eine solche künstliche Zuthat nicht nötig. — Die Stärke der Seebewegung hängt natürlich von der Stärke und Richtung des Windes ab; in dieser Hinsicht sind die Ost- und Nordseebäder Deutschlands auch sehr verschieden. Weitaus am kräftigsten von allen ist Sylt, welches nicht bloß bei Nord-, Nordwest- und West-, sondern auch bei südwestlichen, ja fast südlichen Winden tüchtige Wellen hat, so daß an seinen Gestaden bei tieffster Ebbe mit Wellen gebadet werden kann. — Die Möglichkeit, auch bei starker Brandung zu baden, hängt freilich sehr wesentlich auch von der Beschaffenheit des Bodens ab, je sandiger derselbe ist, je weniger Steine er hat, um so besser. In dieser Beziehung ist von den Nordseebädern wohl Norderney, von den Ostseebädern wohl Heringsdorf am günstigsten situiert. Man unterschätzt hierbei die Kraft der Wellen sehr leicht. So badete ich einmal in Bentnor an der Insel Wight bei starker Brandung, obwohl man mich ausdrücklich gewarnt hatte. Die erste Welle gleich warf mich mit Macht auf den steinreichen Boden, und da verschiedene größere blutende Hautabschürfungen die Folge dieses Falles waren, nahm ich vor der folgenden Welle so rasch als möglich Reißaus. An solchen Seebadeorten müssen die Bäder oft Tagelang ausgefetzt werden, und nur sehr muskulöse Individuen können den Gefahren eines solchen Strandes trotzen. Ich kenne kein Seebad, welches dagegen so günstig angelegt ist wie Biarritz; dort hat man nicht weit von dem früheren kaiserlichen Palais, wo die Fluten sich an zwei hohen Felsen brechen, das prachtvollste Wellenbad; dann wenige Schritte weiter ein köstliches Schwimmbad in ganz ruhigem Seewasser und zwar in einer mit schmalem Eingang versehenen Bucht, in welcher ein kleiner Felsen sogar den Kopfsprung in die klare, tiefe See ermöglicht; am Port des Basques endlich, dicht neben dieser Bucht, rollen über sandigen, flachen Boden die Wellen in großer Länge und Gleichmäßigkeit heran. Hier ist also jede Art von Seebad möglich, und man hat die Gelegenheit, Vergleiche zu ziehen zwischen den Schwimm- und Wellenbädern, aber auch zu sehen, wie die letzteren bei weitem von den meisten bevorzugt werden. Man hat zwar behauptet, die Wirkung der Wellen werde in den Ostseebädern durch die Schwimmbewegungen völlig ersetzt; dem ist aber in der That nicht so; die letzteren sind bei weitem nicht so kräftig. Der Wellenschlag wirkt als starker mechanischer Reiz erregend auf die Empfindungsnerven der Haut und fördert dadurch die Herzaktion und die Wärmeproduktion, außerdem befreit er die Hautoberfläche von den an ihr sitzenden Schuppen, von Staub und dem angetrockneten Sekret ihrer Drüsen und begünstigt dadurch wesentlich die für das Wohlbefinden so notwendige Hautatmung. Man kann sich daher an solchen Orten, wo in der Regel starke Wellen sind, wie besonders in Sylt, von dem bedeutenden Unterschiede in diesen Bädern überzeugen; die bei starkem Ostwind und glatter See zu nehmenden Schwimmbäder sind, wie dort jedermann bekannt ist, lange nicht so erquickend und stärkend wie die Wellenbäder. Von manchen Badegästen wird der Kampf mit den Wellen grade-

zu als eine Art Sport betrieben, und es ist keine Frage, daß dadurch in der That bei schwächlichen, nervösen Individuen ein wohlthätiger Einfluß erzielt werden kann, insofern hierbei eine erhöhte Energie, eine Hebung des Vertrauens zur eigenen Kraft und Leistungsfähigkeit erzielt wird. Doch wird diese Übung von vielen auch übertrieben und dann schadet und schwächt sie nur, ebenso wie ein zu langer Aufenthalt im kalten Seebade. In der Regel sollte derselbe 5 Minuten nicht übersteigen, so daß die Wärmebildung mit der Wärmeabgabe des Körpers gleichen Schritt hält und die Abkühlung desselben nur einige Zehntelgrade beträgt, denn wo sie 1° und mehr erreicht, ist sie bestimmt nachtheilig.

Die Einwirkung des Salzwassers an und für sich verlangsamt die Zirkulation wahrscheinlich durch die Erweiterung der Hautkapillaren. Wenn man also nach dem Seebade in der Regel den Puls beschleunigt, die Pulscurve erhöht, die Zirkulation kräftiger findet, so sind das Effekte der starken Muskelbewegung im Bade, wodurch die Wärmebildung gefördert und zum schnellen Ersatz des Wärmeverlustes beigetragen wird. Endlich sind auch bei der Wirkung des Seebades die kräftigen und tiefen Atemzüge in einer an Salzwasser sehr reichen Luft wohl zu berücksichtigen, da sie in der That Salzwasserinhalationen gleichkommen. Die Wirkungen aller dieser Faktoren zeigen sich nun in der ersten Zeit in einem gewissen Grade von Müdigkeit, bisweilen sogar in einer gewissen Abgeschlagenheit, in erhöhter Neigung zum Schlaf und namentlich in sehr erhöhtem Appetit bald nach dem Bade, welchem dann das Gefühl des Behagens und der Kräftigung folgt.

Diese Erscheinungen werden wesentlich unterstützt durch den weiteren Aufenthalt am Strande. Nicht bloß die Haut, auch unsere übrigen Sinnesorgane werden hier fortdauernd in hohem Grade beeinflusst. So wird zunächst unser Ohr durch die fortwährende Bewegung der See lebhaft in Anspruch genommen. Bald umspült das Meer nur leise murmelnd die Ufer, leise nagend an seinen Konturen, bald wiederholt sich in gleichmäßigem Kommen und Gehen das plätschernde Fallen der Wellen, bald stürmt es in Eile heran, um in klagenden Tönen tief aufseufzend zurückzusinken oder:

Tief geheimnisvoll wie des Weltenschicksals  
Stimme tönt sein Donnergebrüll ins Ohr uns  
Chern, rauh, hohnlächelnd so vieler Völker  
Wiegen- und Grablied.

H. Leuthold.

Aber — so unmelodisch seine Töne manchem erscheinen, so wenig sie ein jeder ertragen kann, so sehr sie manche beunruhigen, aufregen und schlaflos machen, so bald ändert sich doch dieser Eindruck bei vielen, und mancher vermißt dann, wenn er mit dem Gang über die Dünen unter den Wind und in ruhige Umgebung gekommen ist, mit einer gewissen Behmut das stete Rauschen der See; es ist ihm, als ob sie ihm noch so viel Liebes zu sagen hätte, was er nun nicht mehr zu hören bekäme; oder als ob er aus einem Konzert fortgegangen sei, dessen schönster Teil erst nach seinem Fortgehen zur Aufführung kommen sollte. Und

vielfach haben die deutschen Dichter diese Einwirkungen auf das Gemüt des Zuhörers, die beruhigenden wie erregenden, besungen, indem der eine rühmt:

Doch des Lebens erbärmlicher Sorgendrang  
 O wie sinkt er zurück, wie vergess' ich ihn,  
 Wenn die Wogenmusik und der Schaumgesang  
 Durch das hoch aufschauende Herz mir ziehn! H. Allmers.

Ein anderer dankt ihm mit den Worten:

„Dein Bogen und Dein Wellenschlag  
 Entriß mich träger Ruh'.“ Zeise.

Eichendorff hingegen klagt:

Ewig muntres Spiel der Wogen,  
 Viele hast du schon belogen,  
 Mancher kehrt nicht mehr zurück.  
 Und doch weckt das Wellenschlagen  
 Immer wieder frisches Wagen  
 Falsch und lustig wie das Glück.“

Aber am vollsten umfaßt ihre Wirkungen doch Martin Greif, wenn er singt:

Laute Woge des Meeres  
 Schwellend und immer  
 Wieder zerschellend  
 Dringst du zur Seele  
 Und erweckst ihr seltsam  
 Beides — Durst nach Thaten,  
 Und betrachtende Ruhe!

Nicht minder wie das Ohr nimmt unser Auge lebhaften Teil an dem Leben der See. Anfangs werden ja manche von den zahlreichen Lichtreflexen der Meeresoberfläche geblendet, und die Empfindlichkeit unserer Netzhaut erscheint nach dem Bade noch größer als vorher, offenbar weil die Augen als periphere Organe an dem Blutandrang, welcher durch das Bad nach der Körperoberfläche bewirkt wird, teilnehmen. Daher thränt das Auge leichter, wenn man bald nach dem Bade liest, und es bedarf der Ruhe mehr. Welch' einen köstlichen Anblick gewähren ihm dann die verschiedenen Färbungen des Meeres, die grüne, über den seichten, die tiefblaue über den tiefen, und nun gar erst das Meerleuchten:

Plötzlich hebt sich aus dem seichten,  
 Stillen, tiefen Meeresgrund  
 Weiches, wunderbares Leuchten:  
 Ein Geheimnis thut sich kund:

Jede Kräuselwelle flimmert  
 Silberblauen Funkenanz,  
 Und die weite Fläche schimmert  
 Märchenhaft in eigenem Glanz!

Was verborgen schien und dunkel,  
 Ganz von Rätselduft erfüllt,  
 Hat in mildem Lichtgefunkel  
 Seine Seele halb enthüllt.

Ja der Weltenseele Augen  
 Schaun mich an mit milder Glut;  
 Und aus ihren Tiefen saugen  
 Meine Adern neues Blut.

R. Boermann.

Zu den herrlichsten Eigenschaften des Meeres gehört die Durchsichtigkeit seines Wassers; die Lichtstrahlen dringen über 90 Meter tief ein, und die Durchsichtigkeit hängt theils mit seinem Salzgehalt, theils mit seiner Temperatur, theils mit seiner Reinheit zusammen. Bekannt ist, daß der Luftschiffer Moret in einer Höhe von 1700 Metern den 60—80 Meter tiefen Meeresgrund so klar sah, daß er ihn aufzeichnen konnte, ferner, daß man bei Nowaja Semlja in einer Tiefe von 450 Fuß die auf dem Boden liegenden Muscheln erkennen konnte. So bezaubernd ein solcher Anblick wirken kann, so ruft er zuweilen doch auch unangenehme Empfindungen in uns hervor: so ist bei den Antillen nach Schöpf das Wasser so durchsichtig, daß der Kahn, in welchem man fährt, in der Luft zu fahren scheint und daß, wer nicht daran gewöhnt ist, leicht von Schwindel befallen wird. Andererseits ist bekannt, daß Kahnfahrten auf See vielleicht durch den hohen Ozongehalt, der auf dem Meere vorhanden, vielleicht durch die leichte, schaukelnde Bewegung des Körpers oder aber durch die mannigfaltigen Einwirkungen auf unser Auge außerordentlich beruhigend, ja schlafbringend wirken.

Absolut klar und rein ist nun das gewöhnliche Meerwasser nicht, diese Eigenschaft besitzt nur das Wasser des toten Meeres; aus dem gewöhnlichen Meerwasser setzen sich beim Stehen organische Substanzen in nicht unbeträchtlicher Menge ab, welche von Tieren und Pflanzen herkommen. Von diesen rühren auch die Spuren von Jod her, welche fast in jedem Seewasser nachweisbar sind, während Brom sich nicht immer in demselben findet. Natürlich sind so kleine Mengen nicht im stande, irgend eine Wirkung auf den menschlichen Körper auszuüben. Somit rührt nicht von ihnen, sondern von zerfallenden organischen Substanzen der Geruch des Seewassers her, wovon man sich zur Zeit der Ebbe theils an den ausgeworfenen Mengen von Seetang, theils durch eine Wanderung auf den bloßliegenden Bühnen leicht überzeugen kann. Diese Einwirkungen des Seewassers auf die Geruchswerkzeuge sind den meisten weder angenehm noch nützlich, sie mußten hier indes erwähnt werden, um zu betonen, daß doch auch die Seeluft und selbst beim besten Seewinde nicht immer absolut rein und frei von organischen Beimengungen ist.

Mit einigen Worten wollen wir unter den Faktoren des Meeres, welche auf unsere Sinnesorgane mächtig einwirken, auch noch der Ebbe und Flut gedenken. Wie bekannt, kommt dieselbe im Ostseebecken und Mittelmeer fast gar nicht vor; in ersterem findet sie sich nur im westlichen Teil andeutungsweise. Alle Ostsee- und Mittelmeerbadeorte entbehren also nicht bloß dieses ungemein anziehende Schauspiel, sondern auch die mit ihm zusammenhängende rapide Zunahme der Luftfeuchtigkeit und des Ozongehaltes der Luft, wie der steten Wiederzunahme der Wellenstärke. Zum Teil wird dieser Ausfall bei ihnen aber gedeckt durch die köstlichen Kiefer- und Laubholzwälder, welche an den Gestaden der Ost-



see in Zoppot, Großmüritz, am Heiligen Damm, in Kiel und Glücksburg und an vielen anderen Orten zu bewundern sind, und durch die Lorbeerhaine, welche Abbazia, und die Drangen und Pinienhaine, welche Nizza's und der Riviera Hügel befränzen.

Bei dem Aufenthalt am Meeresstrande spielt schließlich auch der Sand eine nicht zu vergessende Rolle. Gibt er an manchen Orten der fröhlichen Jugend Gelegenheit, die wunderbarsten Bauten aufzuführen, welche auf alle mögliche Weise gegen die Meeresfluten geschützt werden müssen und deren gleichwohl immer wieder erfolgende Zerstörung ein aufregendes Schauspiel und neue körperliche Anstrengungen mit sich bringt, so wird er, in der Sonne rasch getrocknet und erwärmt, von jung und alt gern zum Ausruhen, ja zum Schlafen benutzt. Meines Erachtens wird der Gebrauch dieser Sonnen-Sandbäder oft übertrieben, und ich halte es nicht für gut, bald nach einem Bade resp. nach einem Frühstück sich im warmen Sande ohne allen Schutz den Sonnenstrahlen auszusetzen, wie man das so oft sieht; Kopfschmerzen, Katarrhe und andere Folgen treten danach häufiger ein, als das zugestanden wird.

Der Eindruck eines längeren Aufenthaltes in den Dünen ist allerdings ein ganz eigenartiger und von einem Arzte auf Sylt in anziehender Weise geschildert worden. Köstliche, einsame, lauschige Plätzchen, so sagt er, findet man überall in den Dünen. Hoch oben auf ihrem Kamme hat der Meereswind oft eine kleine Mulde gewühlt, in der wir im sonnendurchwärmten, glänzenden Sande liegen können, vor dem Windeshauch geschützt, und hinaus schauen auf das weite, weite unendliche Meer und auf die grüne, im Ring ihrer Dünen friedlich ruhende Insel, über deren von Feldblumen übersäeten Feldern unzählige Lerchen jubelnd emporsteigen, so daß Lerchen- und Wellengesang über uns ineinanderklingt (Lahusen). Da entwickelt sich im Menschen eine Stimmung, die ihn für alles Schöne und Edle ganz besonders empfänglich macht, und so erklärt es sich wohl auch, daß Carmen Sylva ihre ergreifenden Dichtungen der hochausflughenden Jugend mit besonderer Vorliebe in den Dünen des herrlichen Sylt vorzutragen pflegte, wußte sie doch, daß an dieser Stelle die ohnehin so empfänglichen Gemüther von der Majestät der Dichterin und der Poesie ihrer Märchen in der großartigen Natur am tiefsten ergriffen sein würden.

Nun aber kommen wir endlich zu dem Element, welches bei dem Aufenthalt an der See wohl die allerwichtigste Rolle spielt, zu der Seeluft. Ihre Bedeutung wird am besten daraus ermessen, daß der erwachsene Mensch täglich etwa 10 000 Liter derselben verbraucht. Mit welchem Behagen, welcher Wonne saugt der aus der dumpfen Studierstube oder aus dem Dunstkreis volkreicher Städte plötzlich an die See Versetzte die Seeluft ein; wie findet er sie so erquickend und labend, erfrischend und anregend:

Da weht um unsere Wangen der frische Meereswind,  
 Der kühl't Herz und Seele nach heißen Stürmen lind,  
 Der heilet manche Wunde und lindert manchen Harm  
 Und stählt zu neuen Thaten auf's neue Herz und Arm.     D. F. Gruppe.

In vielen, vielen Liedern ist der wunderbaren Wirkung der Seeluft gedacht und auch die Frage, warum sie so heilsam sei, zum Teil beantwortet. Kein Zweifel zunächst, daß es vor allem der die Lüfte reinigende, ihre Luftschichten immer lebhaft bewegende Seewind ist, welcher eine wichtige Rolle für jenes belebende Gefühl spielt. Es gilt diese Behauptung jedoch nur von dem Winde, welcher wirklich über die See kommt, und zwar nicht bloß bei den kontinentalen, sondern auch bei den insularen Seebädern wie Sylt, Helgoland und Norderney. Die Bewohner und ihre Ärzte behaupten bestimmt, und die Badegäste können es nur zu oft an sich beobachten, daß, wenn der Wind an diesen Orten vom Lande kommt, er lange nicht so erfrischend, sondern häufig erschlassend und unangenehm ist, ja daß er sogar auf Helgoland Atmungsbeschwerden und Erkrankungen der Respirationsorgane öfter nach sich zieht. Das ist eine Beobachtung, welche an viele frühere erinnert, von denen ich nur eine besonders prägnante hervorheben möchte. Balambangan ist eine kleine Insel von 45 Meilen im Umfange westlich von Borneo, zum Teil von stehenden Wässern, zum Teil von Sand bedeckt. 1773 ließen sich die Engländer daselbst nieder. Vom Oktober bis in den April bei anhaltenden Nordostwinden, welche von der See kommen, war die Garnison stets gesund. Vom April bis in den Oktober dagegen, bei anhaltenden Südwestwinden, herrschten daselbst bössartige Fieber, welche oft die stärksten Menschen in 12—15 Stunden wegrafften. Hier nahm offenbar der das sumpfige Land passierende Wind in Masse die schädlichen Keime vom Lande auf und wirkte so frankmachend. Wenn nun die Seewinde auch bei Sylt, ja sogar bei Helgoland, welches so weit vom Festlande abliegt, eine, wenn auch viel schwächere, ähnliche schädliche Wirkung haben, so kann es nicht die größere Kälte dieser Winde sein, sondern es müssen trotz der großen Entfernung vom Festlande die Winde ihre Schädlichkeit noch nicht eingebüßt haben, da wir wissen, daß besonders die Lungenentzündungen eben so wie die kalten Fieber durch pflanzliche Parasiten bewirkt werden. Indessen ist noch eine andere Erklärung möglich, doch davon später.

Außer ihrer steten Bewegung hat auch der große Feuchtigkeitsgehalt der Seeluft wesentlichen Anteil an ihrer Wirkung; dieser muß natürlich um so größer sein, je mehr der Wind von der See kommt und je stärker er ist. Diese und die Bewegung der Luft bedingen auch die stärkere Abkühlung des Körpers in ihr, da deren Feuchtigkeit eine bessere Leitungsfähigkeit für die Wärme bedingt. Zugleich übt aber die Seeluft durch die Stärke ihrer Wellen einen Reiz auf die Körperoberfläche aus, welcher den raschen Wiederersatz der verlorenen Wärme unterstützt.

Die größere Reinheit der Seeluft, welche so viele betonen, erklärt sich zum Teil aus ihrer Bewegung; Untersuchungen derselben an dem Gestade von Ostende haben außerdem statt 4—5 nur 2½ Teile Kohlensäure in 10000 ergeben. Dagegen haben häufige Untersuchungen ihrer Mischungsverhältnisse zwischen Sauerstoff und Stickstoff keinen Unterschied von der Landluft konstatieren lassen.

Die Frage, ob die Seeluft auch Salzteile enthält, wurde auf Grund verschiedener Untersuchungen von Ärzten und Chemikern mit Bestimmtheit verneint.

In positivem Sinne aber wird sie ebenso bestimmt beantwortet von Allen, welche nur eine Zeitlang an der See gelebt haben. Nicht nur, daß die Sandgräser am Strande in der Regel die Salz- i. e. Chlorreaktion zeigen, nicht nur daß der am Strande Promenierende — wie ich das in Norderneu besonders oft bemerkt habe — an den Augenbrauen und auf den Lippen Salzkristalle bekommt, die er fühlen, sehen und schmecken kann, Lindemann erzählt, daß bei starkem Winde sogar die Fenster des circa 60 m hoch gelegenen Leuchtturmes auf Helgoland mit Salzteilchen beschlagen. Und wenn man bei Sonnenschein und kräftigem Seewind vor-mittags von ferne den Rand der See beobachtet, so sieht man oft sehr deutlich, wie die See raucht, d. h. wie von dem Wogenschaum am Strande dampfähnlich, nebelgleich, fein verteilte Wassermengen sich in die Luft erheben. Daher klagen denn nicht selten auch nichtbadende Damen, daß ihre Gesichtshaut unter dem Einfluß des salzigen Belages leide. Wirkt nun dieses eingeatmete Salz auf die Schleimhäute wohlthätig ein, löst es Katarrhe, vermindert es die Reizbarkeit, so darf man ihm doch ebensowenig wie dem durch die Haut beim Baden eingedrungenen Kochsalz einen nennenswerten Einfluß auf den Stoffwechsel zuschreiben, denn dazu ist die auf diesem Wege rezipierte Menge im Vergleich zu der mit den Speisen eingenommenen, welche circa 30 gr pro Tag beträgt, doch viel zu gering.

Bekannte Klimatologen haben die Thatsache, daß trockene Luft sowie verminderter Luftdruck nervöse Aufregung, Schlaflosigkeit und Pulsbeschleunigung bewirkt, feuchte Luft und erhöhter Luftdruck dagegen Herabstimmung der Funktionen des Nervensystems, ruhigen Schlaf, verlangsamte Blutbewegung zur Folge hat, benutzt, um den leidenschaftlichen Charakter des Süd- und das ruhigere Temperament des Nordländers zu erklären — da ist aber meines Erachtens die Bedeutung der Luft zur Erklärung dieser Thatsache zu sehr in den Vordergrund geschoben.

Indessen wir haben die wirksamen Bestandteile der Seeluft noch keineswegs erschöpft, an hervorragender Stelle muß der Ozongehalt derselben erwähnt werden. Über die Bestimmung, Eigenschaften und Bedeutung dieses Körpers sind jedoch die Akten noch lange nicht geschlossen. Es steht fest, daß die größten Mengen dieses Gases sich überall da finden, wo erhebliche Quantitäten salzhaltigen Wassers verdunsten, also an Gradierwerken und an der See. Hierbei wird ein Teil des in der Luft enthaltenen Sauerstoffs, in welchem 2 Atome Sauerstoff zu einem Molekül vereinigt sind, ähnlich wie bei der stillen Entladung der Elektrizität durch die Luft in der Weise verdichtet, daß noch ein drittes Atom sich zu den beiden andern, aber zu einer viel loseren Verbindung gesellt, welches bei Berührung mit einem oxydierbaren Körper sofort an denselben abgegeben wird. So hat man die Zerstörung so vieler Farben in der Seeluft, namentlich der Anilinfarben, als Ozonwirkung erklärt, da das Ozon in dieser bleichenden Eigenschaft das Chlor sogar übertrifft.

Diese oxydierende Eigenschaft des Ozons ist nun von manchen Badeärzten sehr geschickt in ihren Schriften verwertet worden, um die heilkräftige Wirkung der Seeluft zu beweisen. „Es ist, so sagt z. B. eine Schrift dieser Art, durch zahlreiche Versuche erwiesen, daß das Ozon die in faulenden Flüssigkeiten be-

findlichen Schimmelpilze zerstört, daß in ozonhaltigem Wasser sich niedere Organismen nicht entwickeln, daß ozonhaltige Luft die Fäulnis tierischer Stoffe verhindert. Hieraus ergibt sich, wie vorteilhaft in gesundheitlicher Beziehung eine Luft ist, in der die etwa hineingelangten Pilze durch ihren Ozongehalt rasch zerstört werden." Wenn dem nun wirklich so wäre, dann wäre ja das früher erwähnte Faktum, daß der Landwind an der See öfters frankmachend wirkt, leicht zu erklären; indem bei demselben dem Strande keine genügenden Mengen von Ozon zugeführt werden, könnten die in der Luft enthaltenen niederen Organismen ungehindert ihre schädlichen Wirkungen entfalten, und die Vorteile des Aufenthaltes auf hoher See wären ebenfalls durch den hohen Ozongehalt der Luft zu erklären. Es mag manches Richtige an dieser Auffassung sein, allein die bisher angestellten Experimente geben uns doch noch nicht ohne weiteres das Recht, dem Ozon eine so große Rolle zuzuschreiben. Es ist richtig, daß Weingeist- und Essighefe und Fäulnisbakterien durch Ozon gelähmt oder getötet werden, aber doch nur dann, wenn dasselbe nicht zu verdünnt ist, und ebenso sicher ist, daß Verdünnungen des Ozons, welche noch lange nicht so schwach sind als jene des atmosphärischen Ozons, die niederen Organismen unversehrt lassen. Also dürfte es doch sehr gewagt erscheinen, anzunehmen, daß die auch in der Seeluft nur vorhandenen minutiösen Mengen von Ozon wirksamer seien. Gleichwohl hat man kein Recht, jede Wirkung des Ozons in der Seeluft zu leugnen. Denn Tiere und Menschen, welche in ozonifzierter Luft längere Zeit zubrachten, zeigten gewöhnlich bald Schläfrigkeit, einige sogar wirklichen Schlaf, falls nicht durch zu starke Ozonwirkung Kratzen im Halse und Husten eintrat. Und auch in den Fällen, in welchen kein Schlaf eintrat, machte sich nach einigen Minuten ein Gefühl behaglichen und leichten Atmens geltend, zuweilen mit heiterer Gemütsstimmung verbunden, ähnlich wie beim Lachgase. Sobald aber der das Ozon bereitende elektrische Strom unterbrochen wurde, hörten diese Symptome in längstens 15 Sekunden auf.

Wenn wir nun noch hinzufügen, daß die bisherigen Bestimmungen des Ozongehaltes der Luft doch noch sehr unvollkommene, höchstens approximative sind; daß ferner auch an der See diese Bestimmungen an demselben Tage fast immer sehr bedeutende Schwankungen ergeben, so wird man sich hüten müssen, dem Ozongehalt der Seeluft einen zu großen Wert beizumessen. Man kann dabei die Thatsache, daß er am Strande immer am stärksten vertreten ist und auch bei Nebel an der See sehr reichlich sich bildet und überhaupt in der Inselnluft auch zu ebener Erde vorkommt und nicht bloß wie anderwärts bloß auf Dächern, Baumgipfeln und Turmspitzen angehäuft ist — trotzdem als Vorzug der Seeluft gelten lassen. Übrigens kommt es bekanntlich in der Nähe der Gletscher, über Wäldern, an Wasserfällen, auf betauten Wiesen, an großen Flüssen und Binnenseen, d. h. überall, wo große Mengen Wasser unter dem Einflusse starken Sonnenlichts verdunsten, ebenfalls in reichlicher Menge vor.

Teilt also die Seeluft ihren Ozongehalt mit manchen Luftschichten im Inneren des Landes, so hat sie doch noch eine Eigenschaft, die sie neben ihrer Reinheit vor allen anderen Luftarten auszeichnet, ja die ihr vielleicht den allergrößten Wert in

sanitärer Beziehung verleiht, das ist die große Konstanz, die lange Zeit andauernde Gleichmäßigkeit ihrer Temperatur. Das Wasser als schlechter Wärmeleiter wird langsamer von der Sonne erwärmt als das Land, verliert aber auch langsamer seine Wärme durch Strahlung; die Wolkenbildung über der Wasserfläche vermindert außerdem die Wärmeabgabe an die Luft, und so finden wir an der See die kühlen Sommer und die warmen Herbste und die geringe Abkühlung in der Nacht. Wochenlang schwankt im Sommer die Temperatur der Luft und des Wassers kaum um  $1\frac{1}{4}$  Grad, eine Thatsache, die einerseits die günstige Wirkung dieser Luft auf gewisse Reizzustände der Respirationsorgane, andererseits auch das Fortkommen südlicher Pflanzen in nördlicheren Breitegraden erklärt. In Helgoland gelangt beispielsweise die Feige und Maulbeere im Freien zur Reife und die Rose oft noch im Dezember zur Blüte; in Norderny gedeiht der *Evo-nymus japonicus* im Freien auch im Winter; in Wyk auf Föhr reifen Wein und Edelkastanien, und in Boldixum kann man unter Lorbeerbäumen sitzen so schön, wie man sie nur jenseits der Alpen findet. Das sind wohl die besten Beweise für die Milde und Gleichmäßigkeit des Seeklimas.

Seine Bedeutung für den Menschen hat sich nun aber in neuester Zeit durch Untersuchungen herausgestellt, welche, höchst interressant, hier etwas näher besprochen werden müssen. Es haben nämlich die Forschungen des Dr. B. Kremser im Königl. Preuß. meteorologischen Institut ergeben, daß die tägliche Veränderlichkeit der Temperatur der Luft vom Meere in dem Kontinent hinein zunimmt und um so größer ausfällt, je stärker das Land gegliedert ist. Am größten sind sie daher in dem höheren Gebirge, etwas geringer in den mitteldeutschen Berglanden, noch niedriger an Main und Mosel, an vierter Stufe steht das Küstenland der in Nord- und Ostsee von Hela bis Emden, und endlich die unterste, fast mit Neapel gleichstehende Stufe besetzen die Nordseeinseln, bei welchen die Veränderlichkeit der Temperatur von einem Tage zum andern im Mittel von wenigstens fünf Jahren noch nicht  $1,5^{\circ}$  C. beträgt. Hieran schließt sich nun die merkwürdige Wahrnehmung, daß mit der erhöhten Temperatur zugleich auch von Landschaft zu Landschaft die Todesfälle zunehmen und zwar nicht etwa um Bruchteile, sondern vom Meeresstrand bis zur Höhe des Gebirges um fast 33 Prozent (Hohenzollern hat nach Kremser's Untersuchungen als durchschnittliche Sterblichkeit pro Mille 32 bei  $2^{\circ}$  täglicher Temperaturschwankung, Schleswig-Holstein dagegen bei  $1,4^{\circ}$  C. nur 22!) Weitere Untersuchungen in dieser Beziehung sind natürlich noch notwendig, doch geht aus dem Gesagten, wie es scheint, hervor, daß das Seeklima der menschlichen Gesundheit zuträglicher ist als das Gebirgsklima.

Das stimmt nun auch mit vielen Beobachtungen, welche man bei Inselanern oder Küstenbewohnern machen kann und von denen wir einige der merkwürdigsten hier zitieren wollen: Im vorigen Jahrhundert, als auf der Insel Helgoland noch Blatternepidemien vorkamen, die Ernährung und das Wasser schlecht und ärztliche Hilfe nur schwer zu haben war, starben pro Jahr daselbst 25 von 1000 Einwohner, während in den letzten 25 Jahren nur 19,5 pro Mille unterlagen.

In demselben Jahrhundert betrug das Durchschnittsalter nur 24 Jahre, ist aber in unserem Jahrhundert auf 49 Jahren gestiegen. Ja im Jahre 1888 starben in Helgoland sogar nur 10 von 1000 Erwachsenen und darunter 7 über 70 Jahre alt. Gegenüber der in Deutschland gewöhnlichen Lebensdauer von 30—40 Jahren erreichten die Helgoländer im letzten Jahrzehnt eine solche von 54 Jahren! (Lindemann). Diese viel längere Lebensdauer der Inselaner ist nun hauptsächlich dem Seeklima, nicht etwa den Seebädern zuzuschreiben, da, wie bekannt, Küstenbewohner und Inselaner am allerwenigsten baden, und von vielen Seiten, besonders aber von dem verstorbenen Prof. Beneke in Marburg ist denn auch schon längst der Satz urgiert worden, daß überhaupt die Seebäder nicht die Hauptsache bei dem Aufenthalt an der See, sondern nur eine Unterstützung der Seeluftwirkung bildeten.

Es ist ferner vielseitig konstatiert worden, daß die Inselaner und Küstenbewohner in der Regel muskulöser als die der Kontinents sind und daß sie — die Frauen mit eingeschlossen — trotz des reichlichen Genusses von Kartoffeln, Gemüse, Brot und Branntwein sehr selten fett sind. Die bewegtere Seeluft zwingt den Organismus, die größeren Wärmeverluste durch reichlichere Verbrennungen zu ersetzen. Obwohl also die Seeluft den Stoffwechsel lebhafter macht, den Appetit sehr anregt und das Körpergewicht in ihr meist nicht unbeträchtlich zunimmt, erscheint der Körper schlanker, kerniger, fettärmer. Ja, selbst Eingewanderte, welche corpulent sind, magern bei unveränderter Lebensweise und ungetrübtem Wohlbefinden auf den Inseln allmählich ab — daher der Ausdruck: die Seeluft zehrt. — Bemerkenswert ist ferner die sogenannte Immunität der Inselaner und Küstenbewohner gegen gewisse Infektionskrankheiten. Dr. Jughenouß, welcher im vorigen Jahrhunderte 7 Jahre in Ostende praktizierte, machte schon auf die Thatsache aufmerksam, daß man dort sehr selten auf Leute stoße, die mit Engbrüstigkeit, Lungensucht, Faul- und Ausschlagsfiebern belastet seien. Bekannt war ferner von den Einwohnern von Malta, daß sie selten von solchen Krankheiten befallen würden. Dr. Lindemann, der einzige Arzt auf Helgoland, sah in den letzten 4½ Jahren keinen Fall von Masern, Scharlach oder Diphtheritis. Aber das ist doch nur ein glücklicher Zufall zu nennen, denn auch auf weit entlegene Inseln können jene Ansteckungskeime gelangen und mit derselben mörderischen Gewalt wüthen wie auf dem Kontinent. Einen Beweis hierfür liefert uns aus neuester Zeit die Nordspitze der Insel Sylt mit ihrer kleinen Ortschaft List. Dorthin wurde im Dezember 1888 durch eine kinderreiche Familie von einer andern westfriesischen Insel her die Diphtheritis verschleppt, und in dieser Familie starben drei, in einer anderen von ihr infizierten im Januar 1889 vier und an den Folgen der Diphtheritis im April noch eine fünfte, d. h. es starben über 7 Prozent aller Bewohner. Diese traurige Epidemie beweist wohl zur Genüge, daß denn doch der Seewind und Kälte und Ozon nichts ausrichten, solche Feinde zu zerstören oder auch nur ihren Transport zu erschweren! Ähnlich liegt es mit der Unempfänglichkeit der Inselaner für Tuberkulose. Manche Ärzte nehmen die Thatsache, daß Lungenschwindsucht bei denselben selten

vorkommt, für erwiesen an, wenn sie auch noch nicht beweisen können, worauf diese Immunität beruhen soll. Man glaubt einerseits, daß die kräftige Konstitution der Inselbewohner sie widerstandsfähiger gegen den Tuberkelbacillus mache, und sucht andererseits, aber gewiß mit Unrecht, ein Präservativ gegen die Einimpfung mit dieser Krankheit in der ozonreicheren Luft. Diese Momente reichen jedoch zur Erklärung keineswegs aus. Es ist allerdings Thatsache, daß Fremde sich an den Seeküsten und auf den Inseln seltener erkälten, auch daß Insulaner wenig von Rheumatismen befallen werden; es ist ferner Thatsache, daß Lungenerkrankungen, welche unter dem stetigen Einflusse von Staub- und Kohlen- und Steinatmungen nicht zur Heilung kommen können, in der Seeluft verhältnißmäßig rasch heilen, daß endlich die sogenannten Heufieberkranken im Unterlande von Helgoland sich ganz frei fühlen, während sie in dem 40 Meter hohen Oberlande, wo etwas Gras wächst, oft ein wenig von ihren Anfällen geplagt werden. Von einer wirklichen Immunität gegen Tuberkulose kann aber, wie die Mortalitätsverhältnisse der Insel Sylt am besten beweisen, sicher keine Rede sein. Diese Insel, nicht so weit vom Festlande entfernt als Helgoland, aber doch durch ein recht breites Wattenmeer von ihm getrennt, nur unbedeutend nördlicher gelegen als Helgoland und in ihrer mittleren Jahrestemperatur nur um  $\frac{1}{2}$  Grad Celsius von Helgoland abweichend, hat, obwohl derselbe Volksstamm dieselbe bewohnt, welcher Helgoland besißt, nicht bloß tuberkulöse Erkrankungen aufzuweisen, sondern sogar recht häufige Todesfälle an ihnen zu verzeichnen. Man schiebt diese Häufigkeit theils auf die immer noch sehr verbreitete Inzucht, theils auf schlechte Wohnung und Kost (kaltes Bökelfleisch mit heißen Kartoffeln), theils auf die durch Seefahrer verbreiteten Krankheiten, theils endlich auf den häufigen Alkoholismus. An der schlechten Wohnung sind die immer massenhafter dahin zusammenströmenden Fremden mit Schuld, indem sie die Insulaner verleiten, jeden nur irgend verfügbaren Raum zu vermieten und ihre zahlreiche Familie in die engsten Räume zusammen zu drängen. Ungeachtet der kurzen Nächte im Sommer und des viel längeren Aufenthalts im Freien kann eine derartige Zusammenpferchung für die Verbreitung der Tuberkulose nur begünstigend wirken. Trotz alledem ist die Morbidität und Mortalität auch auf Sylt der günstigen Wirkung des Seeklimas entsprechend, und wir haben diese Thatsachen hier nur angeführt, um vor allzu großem Enthusiasmus zu warnen und zu raten, auch nicht zu viel von der Seeluft zu erwarten, weil man ihrem wohlbegründeten Ruf dadurch nur schaden kann.

Daß die Inselluft der Küstenluft und jener wieder die Luft mitten auf hoher See vorzuziehen ist und die letztere besonders heilkräftig wirkt, ist schon lange bekannt; daher errichtete man schon 1764 bei einer schweren Epidemie bössartiger Fieber in Neapel mit bestem Erfolge Lazarette am Seestrande, daher schlugen Lind und Monro schon in jener Zeit der englischen Regierung die Einrichtung von Kriegsschiffen zu Hospitälern in fieberreichen Gegenden vor, daher begeben sich noch immer die in Indien, namentlich in Kalkutta lebender Europäer, so-

bald sie vom Fieber ergriffen sind, auf ein Lootschiff und bleiben dort bis zu ihrer Genesung.

Auf Grund aller dieser Thatsachen hat man nun ärztlicherseits den längeren Aufenthalt an der See eventuell in Verbindung mit Seebädern besonders angewandt bei allen denjenigen, welche durch schwere geistige Anstrengungen in einen Zustand hochgradiger Nervosität versetzt worden sind. Man hat ihn ferner auch bei wirklichen Nervenleiden, angeborenen und erworbenen, mit sehr gutem Erfolg in Anwendung gebracht. Wenn aber früher das kalte Seebad auch gegen Wasserscheu und Tobsucht gebraucht wurde, wenn noch so bedeutende Ärzte des vorigen Jahrhunderts wie Boerhaave und van Swieten der großen Furcht und Erschütterung, unter welcher der Kranke wider seinen Willen mit Gewalt zu wiederholten Malen bis beinahe zur Erstickung untergetaucht wurde, die angeblichen Erfolge zuschrieben, wenn noch ein englischer Arzt, Dr. Willis, zur Heilung einer wahnsinnigen Königin von Portugal zu Ende des vorigen Jahrhunderts die kalten Seebäder in Anwendung brachte, so ist man von so heroischen Eingriffen längst abgekommen, weil man sie nicht bloß als erfolglos, sondern als schädlich erkannt hat.

Mit den übrigen Anzeigen für den Gebrauch der Seebäder möchte ich Sie nun nicht weiter behelligen, Sie wissen jedenfalls schon, daß man sie in der Konvalescenz von den verschiedensten Krankheiten, bei Migräne, gewissen Graden von Bleichsucht und Schwächezuständen überhaupt mit ausgezeichnetem Erfolg anwenden kann, wenn nur die inneren Organe, speziell Herz und Nieren gesund sind. Da nun Erkrankungen dieser Organe im höheren Alter recht häufig sind, so gab man die Vorschrift, Personen über 60 Jahre vor dem Gebrauch der Seebäder zu warnen; von dieser Regel kann der Arzt jedoch viele Ausnahmen gestatten, und ein Triester Arzt, Dr. von Goracuchi, erwähnt sogar einen über 80 Jahre Alten, der vom Anfang der Saison bis zu ihrem Ende seit langen Jahren täglich die kalten Seebäder in Triest gebrauchte und sich der besten Gesundheit erfreute.

In neuester Zeit hat man nun auch, gestützt auf die früher erwähnten Beobachtungen hinsichtlich der Konstitution der Inselbewohner, angefangen, Entfettungskuren an der Seeküste zu unternehmen und will schon gute Erfolge erzielt haben, wobei zum Troste für die zu Entfettenden hervorgehoben werden kann, daß das Entziehungs- und Bewegungsverfahren an der See sehr viel laxer gehandhabt werden kann wie im Binnenlande, weil, wie erwähnt, die Seeluft so prächtig mithilft.

Wenn man behauptet hat, Kinder unter 6 Jahren könnten von kalten Seebädern noch mehr Nachteile als Förderung haben, so ist diese Annahme nicht haltbar. Ich habe oft Kindern schon vom dritten Jahre an bei ruhiger See das Baden gestattet und möchte eine sehr richtige Bemerkung des vorhin erwähnten Triester Arztes hier noch zitieren, welcher sagt: Wir haben Fälle gehabt, wo das gar zu zarte Alter der Kinder uns den Mut nahm, Seebäder an-



zuraten, die Eltern, aber diese unsere gegründeten Besorgnisse nicht beachtend, sich dennoch, ihre Lieben im Arme, den ganzen Sommer hindurch Tag für Tag in das kalte Wasser stürzten und dafür zu unserem Erstaunen die große Befriedigung hatten, ihre Kleinen am Ende der Saison nicht nur von den Abweichungen der Wirbelsäule, sondern auch von den Verkrümmungen der Füße vollkommen hergestellt zu sehen.“

Manchem mag diese Angabe wohl übertrieben erscheinen, das aber ist gewiß, daß gerade für kranke Kinder der Aufenthalt an der See die allerschönsten Heilerfolge zu erzielen vermag, eine Beobachtung, welche zu einem sehr wesentlichen Fortschritt in der Neuzeit geführt hat — ich meine die Errichtung besonderer Seehospize für kranke Kinder. War schon früher auf Dr. Russels Anregung, wie erwähnt, 1796 ein Seehospiz dieser Art in Margate errichtet worden, in welchem besonders die Anwendung der Seebäder kultiviert wurde, hat ferner England seitdem noch 33 Konvaleszenten Häuser an seinen Ufern errichtet, welche auch Kinder aufnehmen, bei denen jedoch der Aufenthalt an der See als wesentlichste Heilpotenz benutzt wird, so gründete später die Stadt Paris ein großes Hospital für 600 skrophulöse Kinder in Bercy sur Mer, nachdem erkannt worden war, daß diese armen Geschöpfe in den städtischen Hospitälern mit jahrelangem Herumliegen doppelt, ja dreifach so viel an Verpflegungstagen gebrauchten als an der See und doch nicht so sicher als an dieser hergestellt wurden. An demselben Orte wurde dann das Hospital Rothschild für israelitische Kinder, später in Nizza das Asyl Froelund und in Cannes das Hospital Dollfus zu gleichen Zwecken gegründet.

Dann folgte Belgien mit Middelferde und Benduyne; Holland mit Scheveningen 1866, Zandvoort und Wyk an See 1868; Dänemark mit Refsnaes auf Seeland und Rußland mit Dranienbaum. Italien hat sogar 20 dieser Seehospize allmählich angelegt, deren erstes in Viareggio bis 1882 schon 52000 kranke Kinder verpflegt hatte. Nordamerika hat einige Aufenthalts Häuser an der See für kranke Kinder, welche von Boston, Philadelphia und Newyork unterhalten, hauptsächlich für Säuglinge und deren Mütter sind. Als eine auch nachahmenswerte Einrichtung ist ferner das schwimmende Seehospiz der St. Johannesgemeinschaft in Newyork zu erwähnen, ein Dampfschiff, auf welchem täglich 1000—1500 Kinder bei guter Verpflegung eine Seefahrt machen. Deutschland allein war lange, lange hinter diesen lobenswerten Bestrebungen, der kranken Jugend diese Heilquellen auch zugänglich zu machen, zurückgeblieben, bis es den unausgesetzten Bemühungen des trefflichen Professor Beneke in Marburg aus kleinen Anfängen, die er 1876 in der Diakonissenanstalt in Norderney begann, mit Hilfe unseres edlen Kaiser Wilhelm des Ersten gelang, ein großartiges Kinderhospiz auf Norderney zu gründen, welches 1886 eröffnet wurde. Inzwischen waren 1880 auch in Wyk auf Föhr wie in Zoppot und Großmueritz an der Ostsee solche Heilstätten errichtet worden, und in Sylt ist ebenfalls schon der Anfang mit einer solchen gemacht worden. Die Kurdauer betrug in solchen bisher in der Regel 35—50 Tage. Abreibungen, Umschläge, Douchen

mit Seewasser, warme und kalte Seebäder kommen zur Anwendung bei den Kindern, und man machte bald die erfreuliche Wahrnehmung, daß besonders bei Skrophulose und allgemeiner Schwäche, bei Blutarmut, bei Asthma und den Katarren der Luftwege und in den ersten Stadien der Lungenschwindsucht sich der Aufenthalt an der See glänzend bewährte. Das gute Gedeihen der Kinder war nicht bloß in ihrem frischen Aussehen, in Abnahme der Krankheits Symptome, in Besserung des Appetits, sondern namentlich auch in einer fast konstanten, mehr oder minder bedeutenden Gewichtszunahme zu erkennen, welche in einzelnen Fällen, an der Ostsee sowohl als an der Nordsee, bis zu 8 Kilogramm betrug.

Dagegen wurde auch beobachtet, daß Kinder mit den Erscheinungen vorgeschrittener Lungenschwindsucht und mit Herzfehlern gewisser Art für den Aufenthalt in solchen Hospizen ungeeignet sind, weil diese Kranken nicht Widerstandsfähigkeit genug besitzen, um den Ansprüchen des gesteigerten Stoffwechsels, welche das Seeklima hervorruft, zu genügen.

Die Frage, welche Hospize, ob die an der Ost- oder Nordsee, sich mehr für bestimmte kindliche Erkrankungen und Konstitutionen eignen, ist noch nicht entschieden und überhaupt sehr schwierig zu entscheiden. Es ist leicht gesagt, daß der Aufenthalt an der Ostsee gewissermaßen die mildere Dosis eines Nordseeaufenthaltes sei; so einfach liegt die Sache nicht, und man hat auch bei sehr schwächlichen Kindern an der Nordsee vorzügliche Erfolge gehabt. Es ist bekannt, daß die Südländer — Italiener, Franzosen und Spanier — gegen den Gebrauch der Seebäder nach dem Monat September ein Vorurteil haben, daß sie also, obwohl der Unterschied in der Temperatur des Wassers und der Luft gegen die vorhergehende Zeit nur gering ist, doch ungünstige Erfahrungen mit den späteren Bädern gemacht haben müssen. Auch Dr. von Goracuchi führt an, daß das Wasser in den südlichen Meeren Europas, sobald es etwas kälter als gewöhnlich werde, den mit Drüsenanschwellungen behafteten Individuen nicht gut bekomme, so daß dieselben oft schon während des Badens einen Schmerz in den Drüsen fühlten und nachher eine größere Anschwellung bekämen. Andererseits sind häufig Personen, welche die Kur in der Nordsee ohne alle Besserung gebraucht hatten, durch den Gebrauch südlicher Bäder in der offenen See von ihren Drüsenanschwellungen befreit worden. Wir stehen hier noch sehr vielen Rätseln gegenüber, welche sich nicht mit den uns bisher bekannten Thatsachen lösen lassen. Zu ihrer Erledigung werden aber die vergleichenden Beobachtungen in den verschiedenen Seehospizen wesentlich beitragen, wenn nämlich die Verteilung der hilfsbedürftigen Kinder auf jene Hospize nicht mehr bloß der Nähe der letzteren entsprechend, sondern streng nach bestimmten Indikationen stattfinden wird und wenn man erst einer ganzen Reihe von Kindern nacheinander, je nach der Art des Erfolges, den Aufenthalt in verschiedenen Hospizen dieser Art an Ost- und Nordsee gewährt haben wird.

Als sich nun auch bei diesen Beobachtungen die Erfahrung immer mehr Bahn brach, daß überhaupt der Aufenthalt an der See und das Seeklima die Hauptsache sei, da ging man denn auch einen Schritt weiter und

kam auf den Gedanken, daß die Seebadeorte auch die besten klimatischen Kurorte sein müßten und daß Überwintern an der See den nachhaltigsten Erfolg zu erzielen im Stande sei. So wurden denn zuerst im Kinderhospiz von Rorderney vor einigen Jahren mit 45 Kindern die Versuche der Überwinterung gemacht und zur größten Freude aller Beteiligten — auch dieses Verdienst gebührt wieder vorwiegend dem verstorbenen Beneke — sind die Erfolge bei Skrophulose, bei Blutarmut, bei Bronchialasthma und bei allgemeinen Schwächezuständen so günstige gewesen, daß die Fortsetzung dieser Kuren nun wohl für alle Zeiten gesichert ist.

Es würde daher im höchsten Grade zu beklagen sein, wenn das Vorurteil gegen solche Kuren, von welchem der letzte Bericht über jene Hospize noch spricht, nicht bald völlig überwunden würde und hunderten und tausenden kranker Kinder diese unbeschreiblichen Wohlthaten zu gute kämen. Je größer der Andrang derselben wird, um so weiter werden die Einrichtungen, um so größer die Zahl der in diesen Benutzungskreis gezogenen Inseln werden; dabei wird sich denn bald herausstellen, welche von ihnen am meisten zu diesen Kuren geeignet sind.

Auch die durch schönen Wald geschützten baltischen Gestade eignen sich, nach Ansicht hervorragender Ärzte, recht gut für Winterkuren, und so ist bereits in dem Ostseebade Glücksburg, auf einer Art Halbinsel der Provinz Schleswig gelegen, wo ein prächtiger Hochwald auf niedrigen Hügeln mit sandigem Untergrunde wirksamen Schutz gewährt, ein großes Hotel für nervenleidende und brustschwache Patienten zu einem Winteraufenthalt völlig eingerichtet worden.

Nicht jeder Teil der Küste, nicht jede Insel unsrer Meere wird sich zu solchen Anlagen eignen; diese Versuche sind ja auch noch in ihren Anfängen und werden noch lange Zeit mit dem längst eingebürgerten Zug nach den südlichen klimatischen Kurorten schwerlich fortkurieren können. Daß sie aber eine Zukunft haben, ja eine glänzende Zukunft haben werden, das ist schon jetzt außer allem Zweifel. Jeder von uns, welcher weiß, welche Scharen von Deutschen ihrer Gesundheit wegen alljährlich nach dem Süden eilen, für welche im eignen Vaterlande vielleicht mehr noch als dort geleistet werden könnte, sollte nach Kräften bemüht sein, jene Bestrebungen zu unterstützen, zu fördern und anzuerkennen und zwar nicht bloß im Interesse unseres Vaterlandes, sondern weit mehr zum Glücke aller jener Kranken, denen der Aufenthalt im Auslande und selbst an den sonnigen Gestaden der Riviera doch nur eine traurige Verbannung ist; die das Nichtthören der geliebten Muttersprache schon als schmerzlichen Mangel empfinden und welche bei ihrem leidenden Zustande in der fremden Sprache schon das Kalte und Liebeleere drückt, welches selbst die südlichste Sonne nicht zu erwärmen vermag. Was aber die kranken Kinder und deren Heilung an der See betrifft, so kann ich alle Wünsche für sie nicht besser zusammenfassen als mit den Worten meines seligen Freundes Ludwig Rhoden: Möge es nicht lange mehr dauern, bis auch unsere Städte diese Wohlthaten einsehen, und möge die werththätige Mildigkeit unseres Volkes uns die Mittel nicht versagen, daß wir eine immer wachsende Zahl von Freistellen den Armen und Elenden für ihre Kinder darbieten können, bis unsere Seehospize dasjenige sind, was sie sein sollen, musterhafte Wohl-

thätigkeitsanstalten großen Stiles, arbeitend für Heilung und Erstarfung der werdenden Generationen."

Daß endlich durch diese Bestrebungen denen, welchen das Gebirge lieb ist und oft Erholung und Stärkung gebracht hat, nicht die Freude an demselben geschmälert werden soll, bedarf wohl keiner Versicherung und würde wohl auch eine vergebliche Mühe sein. Noch weniger wird man befürchten, daß durch sie die Bestrebungen jener edlen Menschenfreunde beeinträchtigt werden sollten, welche die Ferienkolonien zu hoher Blüte gebracht haben; sind diese für schwächliche, erholungsbedürftige Kinder, so ist der Aufenthalt an der See vorwiegend für franke Kinder bestimmt. Auch braucht man kein Feind des Auslandes oder exklusiver Patriot zu sein, um die Berechtigung der vorher erwähnten Versuche nach jeder Richtung hin anzuerkennen. Mein Zweck konnte also nur der sein, Sie mit den neuesten Forschungen unserer Ärzte auf diesem Gebiete bekannt zu machen, die Resultate derselben zu prüfen, vor allzu sanguinischen Hoffnungen zu warnen, aber auch das Gute da anzuerkennen, wo es vorhanden ist, und Ihr Interesse für diese Frage so weit anzuregen, daß Sie im gegebenen Falle mit uns dieselben prüfen, hier wie überall zur Erforschung und Förderung der Wahrheit.



## Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

### XI.

**D**ie politisch zwecklos gebliebene Mobilmachung des Jahres 1859 hatte zwar auch die Vorarbeiten für die Armee-Reorganisation aufgehalten, aber sie hatte für die Förderung derselben andererseits doch wichtige indirekte Vorteile gebracht. Dieselben bestanden zunächst darin, daß es den militärischen und politischen Kreisen von neuem klar geworden war, daß die bestehende Heeres-Verfassung ganz ungenügend sei, da die Mobilmachung wieder ganz erhebliche Mängel aufgedeckt hatte. In empfindlichster Weise war es u. a. zur Geltung gekommen, daß die Armee im Frieden keinerlei Trainformationen besaß. Schon allein dadurch wurden die Kriegsvorbereitungen und die Mobilmachung unbeschreiblich erschwert und letztere in schädlichster Weise verzögert; nicht minder hatte sich die Schwerfälligkeit der Organisation bei Formation der Landwehrtruppen sowie die ungenügende Leistungsfähigkeit der letzteren von neuem erwiesen, obwohl kriegerische Leistungen noch gar nicht einmal von ihnen verlangt worden waren. Vor allem hatten sich diese Wahrnehmungen der hohen soldatischen Einsicht des Prinz-Regenten bemerkbar gemacht, der es schwer empfunden hatte, daß auch die politische Haltung Preußens in schädlichster Weise durch die Unzulänglichkeit seiner Armee beeinflusst worden war. Es war klar hervorgetreten, daß auch in Zukunft für den Herrscher selbst wie für seine Re-

gierung erst dann eine energische politische Aktion möglich sein würde, wenn die Stärke und Beschaffenheit des Heeres volles Vertrauen einflößten. Dieses aber fehlte und konnte nur wieder erlangt werden durch schnelligste Durchführung der von Roon vorgeschlagenen Reformen; auf Befehl des Prinz-Regenten sollte also nun auch nicht einen Tag mehr gezögert werden, diese ins Werk zu setzen.

Der erste Schritt dazu wurde durch die stattgehabte Mobilmachung sehr erleichtert. Die auf Kriegsstärke augmentiert gewesenen Landwehrtruppen wurden nämlich — was sonst bei der Demobilmachung hätte geschehen müssen — nicht aufgelöst, sondern in ihrer Mannschafsstärke (unter Entlassung der ältesten Jahrgänge) nur reduziert, so daß sie etwa auf gleiche Kopfstärke gesetzt wurden wie die ebenfalls auf den Friedensstand zurückgeführten Linientruppen. Durchgeführt wurde diese Maßregel bei der gesamten Landwehr-Infanterie und einem Teile der Kavallerie, so daß also für den größten Teil der Armee provisorisch die Kriegsformation auch nach erfolgter Demobilmachung beibehalten wurde. Die auf diese Weise aus den Landwehr-Regimentern der Infanterie hervorgegangenen Truppenteile wurden bis auf weiteres „Landwehrstammбатаиллone,“ und „kombinierte Regimenter“ genannt.

Zugleich war die Bearbeitung der Entwürfe bezüglich definitiver Reform der Heeresverfassung von neuem aufgenommen worden. — Roon hatte schon in den letzten Tagen des Juli Gelegenheit gehabt, den Fürsten von Hohenzollern in Düsseldorf zu sprechen und darüber seiner Frau u. a. berichtet:

„ . . . . . Später lenkte der Fürst das Gespräch auf Gegenstände von allgemeinem Interesse, die politische Lage, den plötzlichen Friedensschluß und Preußens Stellung zu demselben, die Armee-Reform u. s. w., welche letztere in der That beginnen zu wollen scheint, trotz Bonin, dessen Stellung (wie der Fürst äußerte) als Kriegsminister eigentlich ganz unhaltbar geworden ist, indessen bei der eigentümlichen Anhänglichkeit des Regenten an seine Umgebungen dennoch wohl behauptet werden wird. Meinen jüngsten Brief (über die nunmehrige Ausführung der Reform und einige andere Verhältnisse) habe er dem Regenten gegeben, aber bis zur Stunde noch nicht zurückerhalten. Man beabsichtige das und das (genau das von mir vorgeschlagene), und er hoffe, es werde diesmal geraten. Dem konnte ich mich nicht anschließen, weil Bonin die Abwesenheit des Fürsten wohl zu benutzen wissen werde, u. s. w. Dieser meinte, er hoffe doch jetzt auf Erfolg.“

Wiederholt hatte Roon es dankbar anzuerkennen, daß der Fürst von Hohenzollern den Reform-Plänen sehr günstig gesinnt und in loyalster Weise bemüht war, dieselben möglichst zu fördern und Bonin's Widerstand zu überwinden. Auch General Voigts-Rheß, der von gleichem Eifer beseelt war, — weil von der Notwendigkeit der Reorganisation und den Gebrechen der Landwehr überzeugt — hatte sich schon früher (zu Roon) voll Lobes über den Fürsten geäußert:

„Der Fürst ist mir eine treue Stütze. Man muß diesen Mann von Herzen lieb gewinnen; er ist so offen, eine so ehrliche Soldaten-Seele wie wenige.“ —

Endlich, Anfang September, zeigte es sich, daß die Hoffnung, welche der Fürst gehegt, nun wirklich ihrer Erfüllung entgegenging. Roon erhielt am 5. September eine vom 2. aus Ostende datierte Allerhöchste Kabinetts-Ordre:

„Ich beauftrage Sie hierdurch, sich so bald als möglich nach Berlin zu begeben, um mit dem Kriegs-Minister in Betreff des Mir von Ihnen früher vorgelegten und durch das Allgemeine Kriegs-Departement umgearbeiteten Projekts einer Reorganisation der Armee in weitere Beratung, Behufs der Feststellung dieses Projekts, zu treten. (gez.) Wilhelm.

Freund Alvensleben, der mit dem Regenten in Ostende war, fügte noch folgende Erläuterungen hinzu (am 6. September):

„ . . . . 1. Du mußt gleich nach Berlin, dem Wortlaute Deiner Ordre gemäß. Heute geht die Basis Eurer Arbeit dahin ab. Sie soll mit Ablauf des Monats fertig sein, ein schön Stück Arbeit ist es, also urteile selbst, ob du Zeit übrig hast.

„2. Der Minister ist avertiert. Minister will sagen Gen.-Lieut. Hering, der Bonin vertritt, per Kabinetts-Ordre, auch im Ministerrate. Die Ordres konnten nicht anders gefaßt werden. Du hast also mit Hering, nicht mit Bonin zu thun. —

„3. Deine Manöver kann jemand anders abhalten, Du hast Wichtigeres zu thun, und da die Minister die Kammer-Vorlagen schon im Oktober beraten müssen, die Armee-Reform aber unter denselben den ersten Platz einnimmt, so ist periculum in mora . . . .

„4. Der Prinz wird wohl bis nach dem Geburtstag der Prinzess (30. d. M.) in Baden bleiben, dann am 3. Oktober der Einweihung die Rheinbrücke bei Cöln beiwohnen, von dort aber nach Berlin gehen. — Hiernach operire. . . .

Dein treu ergebener Alvensleben.

„Sei womöglich den 8ten. auf dem Kriegsministerium und laß Dir von Voigt-Rheß meinen Brief zeigen . . .“

Über die weitere Entwicklung der Dinge geben wiederum Roon's eigene Aufzeichnungen (Briefe an seine Gemahlin) Aufschluß:

„Berlin (Taubenstraße 48) 10/9. 59.

. . . . „In der Hauptsache habe ich noch kein Urteil. Man hat mich höflich, ja freundlich empfangen, zeigt auch keinen üblen Willen gegen mich; bei alledem aber fühlt es sich heraus, daß man meint, ich hätte auch wegbleiben können, da die eigene Weisheit für ganz zulänglich gehalten wird. Das Merkwürdigste aber ist, daß Bonin vor seiner Abreise zu Kreuze gekrochen ist und sich mit dem aus den meinigen entstandenen Projekte vor Voigts-Rheß einverstanden erklärt hat. Nun sollte die Sache ruhen, bis er aus Wiesbaden zurückgekehrt sei. Damit ist indeß der Prinz-Regent nicht einverstanden gewesen, sondern hat befohlen, die Arbeit bis zum Ende des Monats zum Abschluß zu bringen. Das nun zur Beratung vorliegende Projekt ist nun vom Prinz-Regenten in

mehreren Punkten angefochten worden, und das ist gut, weil der Herr in mehreren derselben entschieden recht hat, d. h. er kommt darin auf meine Vorschläge zurück.

Berlin, 16. September 59.

„ . . . . Heute haben wir die letzte Beratung gehabt. Montag ist noch ein Vortrag bei dem Kriegsminister, d. h. seinem Stellvertreter. Dann bin ich für eine Reihe von 7, 8 Tagen überflüssig hier, vielleicht ganz, je nach der Entscheidung des Prinzen . . . ich denke daran, so lange nach Pommern zu gehen und den Hühnern nachzulaufen . . .“

„Den 19. Gottlob, mein Brief ist fertig und geht morgen mit dem Courier nach Baden-Baden ab. In den letzten Tagen habe ich tüchtig gearbeitet und konnte gar nicht zum Schreiben an Dich kommen. Heut Abend gehe ich zur Belohnung in den Don Juan, das erste Mal seit 1 Jahren, daß ich mir allein dergl. erlaube. . . Heut lief ein Brief von Moritz (Blankenburg) ein, der sehr erfreut über mein Kommenwollen zu sein scheint. Ich werde daher übermorgen, so Gott will, dort eintreffen und — ich denke — 8 Tage bleiben, — — Bis dahin habe ich wohl Bescheid aus Baden-Baden . . .“

„Berlin, 25. September. . . „Gestern wurden wir Jäger auf den Fluren von Zimmerhausen von einer telegraphischen Depesche eingeholt, in welcher stand, ich solle Angesichts dieses nach Baden-Baden kommen, um dem Regenten Vortrag zu halten. Wie gern wäre ich über Düsseldorf gegangen, aber ich würde dadurch immer 24 Stunden verlieren, und glaube das nicht verantworten zu können . . . ich halte meine Sache so hoch und wichtig, daß ich meines Privat-Interesses wegen keine Stunde versäumen darf . . .“

„Baden-Baden, 29. September . . . mein hiesiger Zweck ist im Wesentlichen erreicht, doch kann ich noch nicht sagen, zu welcher Stunde ich morgen oder übermorgen in Düsseldorf eintreffen werde; wohl aber, daß ich im besten Falle nur 24 Stunden dort bleiben kann, weil ich wieder nach Berlin muß, um dort die Ankunft des Prinz-Regenten zu erwarten . . .“

„Berlin, 5. Oktober. „Gestern früh bin ich wohlbehalten hier angekommen. . . Mit meinem eigentlichen Geschäft sieht's trübe aus. Die Herren vom Kriegsministerium sind über die ihnen von Baden-Baden überbrachten Weisungen außer sich, wollen in die Armee zurück und nichts mehr mit der ganzen Geschichte zu thun haben. Es wird mir hoffentlich gelingen sie zu beruhigen und bei der Stange zu erhalten, denn es wäre ein Unglück, jetzt das Werk mit neuen Leuten anzufangen. . . Meine Rolle ist wahrlich nicht beneidenswerth. Besänftigen hier, beruhigen dort und gleichzeitig aufheizen und schüren, damit die schwachen Flämmchen nicht schier erlöschen. Ich fühle das Unzulängliche meiner Kräfte und meiner Stellung zur Sache sehr tief und schmerzlich. Wenn Gott der Herr nicht beispringt, so sind Mühe und Arbeit umsonst gewesen, und wir bleiben in einem Stadium stecken, wo wir das Vertrauen auf das Alte gänzlich verloren haben und doch zu impotent sind, etwas Neues, Besseres zu erzeugen. Meine Stimmung ist daher eine sehr gedrückte . . .“

„6. Oktober. — . . . Meine Herren Büreaufraten habe ich glücklich beruhigt. Sie arbeiten in der neuen Richtung, die ich mitgebracht, und sprechen nicht mehr vom Davongehen. Noch immer aber sehe ich kein gutes Ende ab. O, wäre ich nur erst wieder in meiner stillen, anspruchlosen Düsseldorfer Tretmühle! Möchten Andere reorganisiren und reformiren auf ihre Verantwortlichkeit! Aber dann und wann steigen Zweifel auf, ob man mich bei der Ankunft des Prinz-Regenten und des Kriegs-Ministers sogleich entlassen wird . . .

9. Oktober. Seit gestern früh wohne ich nicht mehr im Rheinischen Hofe, sondern Jägerstr. 63a . . . Gestern war ich, einer Einladung des Prinzen Friedrich Carl folgend, in Potsdam. Er wollte von den Reformen wissen. Als er mich um 11 Uhr entließ, fuhr ich zu Böger. Das Resultat der erneuten, sehr sorgfältigen Untersuchung war, daß er mich wiederholt und ungeachtet der anormalen Aderbildungen am Halse für gesund und — bei gemessenem Leben — für geeignet zu einem sehr hohen Alter erklärte, mein Asthma aber müsse ich in mäßigem Grade behalten; es sei nicht ganz zu kuriren . . .

Mit dem Könige geht es keineswegs schlimmer als seit 14 Tagen, 3 Wochen. Er ist nur nervös sehr aufgereggt und unruhig. Dies allein aber ist kein gefährliches Symptom; es macht nur viel Geschicke und Besorgnisse, da der Herr, der theure, arme Märtyrer, so häufig von solch nervöser innerer Angst befallen ist, daß er es gar nicht im Bette auszuhalten meint, während er doch aus Kraftlosigkeit auch nicht lange außer demselben zuzubringen vermag . . . Die Geduld der armen Königin, ihr Gleichmuth, ihre Ergebung und liebevolle Fürsorge sind gar nicht genugsam zu bewundern, wie Böger sagt . . .

Morgen kommt Bonin vom Urlaub zurück . . . es hat keine Gefahr, daß er sich dem öffentlichen Dienste entzöge. Er wird Alles thun, was man von ihm verlangt. Möge man nur recht viel Vernünftiges recht bestimmt von ihm verlangen! Ich bin hier in der That ganz überflüssig, und die Regelwidrigkeit meiner Mitwirkung ist mir sehr lästig. Deshalb kann ich aber freilich keineswegs auf meine baldige Heimsendung rechnen. Zu einem thätigen Mithelfer der an sich berechtigten Intriguen gegen Bonin will und werde ich mich gewiß nicht gebrauchen lassen; es wäre aber möglich, daß man Mittel fände, sich meiner dennoch zu bedienen, und hat sie vielleicht schon gefunden. Ich bin zu einfältig für solche Dinge; ich habe keine Nase dafür, wenn man mich nicht direkt darauf hinführt . . .“

„Berlin, 15. Oktober. . . Heute ist nun der Prinz-Regent eingetroffen. Als ich gegen Mittag Alvensleben sah, sagte er mir im Auftrage von Manteuffel, ich solle mich darauf vorbereiten nach Schlesien zu gehen — nämlich in Stelle des fehlenden General Adjutanten mit dem Prinzen nach Breslau zu der Zusammenkunft, die dort zwischen ihm und dem Kaiser von Rußland in der nächsten Woche stattfinden wird nebst obligaten großen Paraden u. s. w., eine Ausflucht von wenigen Tagen. Dann geht's mit dem Regenten nach Berlin zurück und so Gott will unverzüglich fürbaß zu Euch nach Düsseldorf . . . Was diese ganze Geschichte bedeutet? Nun, nichts anderes, als daß man mit mir hier auf anständige Art zu Ende kommen will. Bonin will diese Sache durchaus selbst machen

und



brennt darauf mit dem Eifer eines Neubefehrten. Was soll ich also hier? Fünftes Rad! . . . Vor oder während der Breslauer Fahrt werde ich dem Herrn meinen Schlußvortrag halten und dann — unter Bezeugung der Allerhöchsten Zufriedenheit von allem Weiteren in der Reform-Angelegenheit entbunden werden . . .

„Morgen früh um 10 Uhr hat mich der Kriegs-Minister zu sich bestellt; ich bin ein wenig gespannt auf diese Zusammenkunft, wiewohl natürlich ohne alle und jede Besorgniß. Ich werde in allen Urtheilen sehr zurückhaltend sein und verlasse mich bei etwaigen persönlichen Angriffen auf den mir von Gott verliehenen Mutterwitz und mein gutes Gewissen . . .

Später. Zurück von Bonin. Seinerseits einige Verlegenheit, viel Höflichkeit, noch mehr — Empfindlichkeit, verbunden mit kaum glaublichem Mangel an — Aufrichtigkeit. Diesen Eigenschaften setzte ich die unbefangenste Ehrlichkeit und den darauf gegründeten Stolz entgegen und wurde nach einem Stündchen mit dem zärtlichsten Händeschütteln und den süßesten Freundschafts- und Achtungs-Bezeugungen entlassen. Es ist doch ein gefährlicher Mensch! — — Es ist die Hauptsache — sagte er unter anderem — daß die Angelegenheit zu Stande kommt und offenbar ganz gleichgültig, ob die Welt weiß, daß ich den Urgedanken dazu gegeben habe oder nicht! — — Was hältst Du von diesem Pröbchen? Ich bin tief im Innern überzeugt, daß er die ganze Sache noch heute nicht will und durch Detailfragen zu Falle zu bringen suchen wird, wobei er dann dem Regenten die Schuld geben wird. Daß ich mich vom Geschäft zurückziehen will, hörte er mit großer Befriedigung. Er wolle mir nicht verhehlen, daß meine Zuziehung ihn aufs empfindlichste verletzt habe; deßhalb behalte er sich seine weiteren Maßnahmen noch vor. Meine vollkommene Loyalität erkenne er indeß aufs bereitwilligste an . . . u. s. w. . .“

„Berlin, 19. Oktober. Der Prinz ist seit dem 15. hier, und ich habe ihn seiner vielen Geschäfte wegen noch nicht gesprochen. Gestern Abend oder heute früh sollte er wieder von Potsdam herüberkommen, und ich habe nun W. gesandt, um zu erfahren, ob er angelangt ist und Meldungen annimmt. Ja! Hoffahrt will Zwang haben. Wäre ich nur erst wieder heraus und bei Dir! — — W. kehrt zurück: wieder keine Meldung! — Eben trat auch Alvensleben bei mir ein mit dem Befehl, um 5 Uhr zum Prinz-Regenten zu kommen — falls nicht Gegenbefehle kämen. Auch gut! Halt aus, alter Bursche! — Ein solches Gesindeleben ist aber doch nicht für mich, indeß wer kann wissen, ob der liebe Gott mich dennoch vielleicht auch in diese Schule zu nehmen vorhat. Aber ich glaube es nicht, soweit Menschen-Augen reichen, würde das nicht zu meinem Frieden dienen . . .“

„Berlin, 20. Oktober. Gestern Nachmittag habe ich dem Prinz-Regenten meinen Vortrag gemacht und am Schlusse gebeten, nunmehr von meinem Commando entbunden zu werden. Man fand meine Bitte gerechtfertigt, freute sich des gewonnenen Resultats, behielt sich jedoch die Entscheidung über den Zeitpunkt meiner Entlassung vor und entließ mich gnädig. — — Heute Abend, vor einer halben Stunde, habe ich die mich entbindende Cabinets-Ordre erhalten. Zwar ist meine

Rückkehr nach Düsseldorf darin vorläufig noch verschoben, aber diese Verschiebung ist motivirt durch die Breslauer Reise. Ich bin jedoch noch nicht ganz los, wie mir ahnt. Der Vortrag des Kriegsministers wird gleich nach der Rückkehr von Breslau stattfinden, und ich glaube, ich werde noch über denselben hinaus hier bleiben müssen. Aber ich werde mich schon losarbeiten . . . Der Kriegsminister sprengt jetzt aus, mein Projekt sei nun gänzlich beseitigt, ich habe die Landwehr festhalten wollen und ähnliche — Unwahrheiten; seine Vorschläge (die ja im Wesentlichen aber die meinigen sind) würden durchgesetzt werden, er würde damit stehen und fallen. Da die Welt — — leichtgläubig ist, so sollte es mich nicht wundern, wenn er sich durch solch' edle — Dreistigkeit Glauben verschafft; es kommt auch gar nichts darauf an, wem die Sache zugeschrieben wird, wenn sie nur unverstümmelt in's Leben tritt. Darauf, ganz allein darauf kommt es an; nicht, daß ich als Urheber genannt werde . . ."

„Den 21. Heute früh war Schack bei mir, um über die Angelegenheit zu sprechen. Er steht ganz auf meiner Seite, ebenso Wrangel, aus dessen Umarmung ich unlängst zurückkehrte . . .“

„Breslau, 24. Oktober 1859. — — — Der Trubel hier ist großartig — — — alle diese Dinge machen einen einfachen, solchen Spektakels nicht gewohnten Mann ganz aufgeregt. Nun ist's bald überstanden. Ob auch die wichtigen politischen Dinge, die hier betrieben werden sollten, zu einem gedeihlichen Ziele führen werden, ist aber — abzuwarten. Otto Bismarck, der auch hier ist, hat mir sehr ernste Zweifel dagegen erweckt. Gott sei's geklagt!“

„Berlin, 25. Oktober . . . Daß ich weder in Breslau Nachricht von Dir erhielt, noch hier vorfand, beunruhigt mich etwas! — Nachdem wir heut gegen 4 Uhr Nachmittags hier angelangt waren, verleitete mich der Hunger und die Gesellschaft von Bismarck und Alvensleben zu einem gemeinschaftlichen Mittagessen, bei dem wir uns bis 9 Uhr verplauderten, so daß mich auch unsere Söhne, die vielleicht Nachricht von Dir hatten, verfehlt haben. — —“

„Den 28. Morgens. Ich habe diese beiden letzten Tage nicht in der heitersten Stimmung verlebt . . . Der Vortrag des Kriegsministers über die Reform-Angelegenheit war verschoben worden. Der Regent hatte mir durch Manteuffel sagen lassen, ich solle bis nach dem Vortrage bleiben, es müßte noch eine Commission zusammentreten, und dann sollte ich dabei sein. Du kannst denken, wie mich diese Botschaft, die freilich nicht überraschend war, verstimmt. Nochmals mit ganz neuen Personen den alten Teig durchkneten müssen und dennoch keineswegs daran die Hoffnung des endlichen Gelingens knüpfen können, sondern vielmehr die Erwartung des Mißlingens und tausend persönliche Widerwärtigkeiten; ich war recht verzagt . . . Nach einem Spaziergange suchte ich General S. auf. Dort traf ich General Steinmeß. Mit diesem kam es zu Erörterungen über die Angelegenheit, aus welcher ich entnahm, wieviel Eifersucht und Mißdeutung meine Zuziehung selbst bei Männern erregt hat, die, wie Steinmeß, meine Achtung und Anerkennung verdienen. — — Es kam zu einer peinlichen, fast heftigen Szene.

Wir trennten uns zwar im Frieden; ich aber hatte Gift im Blute und kämpfte lange um Gleichmuth . . .

— — Ich will aber frischen Mut schöpfen, sollte ich auch Wochen lang hier festgehalten werden und meine Hoffnung auf ein vernünftiges Resultat aller Mühen und Entfagungen auch am Verlöschen sein. Ich will mich bemühen, meinen eigenen Willen in jeder Beziehung, auch in dieser, ganz in Gottes Willen zu schicken und von aller eigenen Ehrsucht dabei zu abstrahiren. — — Heute Abend soll ich Manteuffel sprechen und erfahren, was mir bevorsteht. — — Wer für Coblenz (nach Hirschfeld's Tode) der Auserwählte sein wird, ahne ich noch nicht. Es ist eine Theetisch-Frage — sagte Alvensleben neulich sehr richtig . . . ich glaube, daß man sich den Platz vorläufig noch für Bonin reservirt, für den Fall, daß er wieder . . . Redensarten macht oder vor der Kammer Schiffbruch leidet. — — Wegen A.'s Beförderung zum Offizier ist mir Alles klar. Manteuffel hat einmal wieder Vorsehung spielen und seine Allmacht darthun wollen. Welch furchtbarer Ehrgeiz steckt in diesem Manne! — — "

„Abends . . . Soeben komme ich von Manteuffel. Es ist nichts im heutigen Vortrage beschlossen worden. Bevor sich Se. K. H. definitiv entscheiden werden, soll noch eine Commission aus erfahrenen Generalen (Feldmarschall Wrangel als Vorsitzender, General Fürst Radziwill, v. Werder, Prinz A. v. Württemberg, v. Schack, Prinz Friedrich Karl, v. Steinmeß, Prinz Friedrich Wilhelm, General v. Alvensleben und ich, dazu ein Deputirter des Kriegsministeriums) am nächsten Montage zusammentreten, um über gewisse, ihr vorzulegende Fragen zu berathen und im Laufe der nächsten Woche zu berichten. Also noch 8 Tage! Ich werde noch manch' Quentchen Galle verarbeiten müssen, aber mit Gottes Hülfe werde ich auch das aushalten. Ob die „Sache“ nunmehr gefördert werden wird? Das ist eine schwere Frage. Jedensfalls würde man ohne die Commission nie zu Entschlüsse gekommen sein; ob mit derselben? Gott gebe es! — — "

Die später noch durch einige namhafte Generale verstärkte Commission hatte ihre erste Sitzung am 31. Oktober und beendete ihre Arbeiten verhältnismäßig schnell.

Am 2. November schon konnte Roon schreiben: „Gestern haben wir die letzte Berathung gehalten. Morgen wird das Protokoll verlesen, übermorgen die Reinschrift unterzeichnet. Dann ist mein Commissorium erledigt, und ich melde mich Sonnabend zum Abgange und erhalte hoffentlich die Erlaubniß abzureisen. — —

— — Über die Commissionsitzungen kann ich Dir weiter nichts mittheilen als daß ich den erwarteten Aerger nicht, wohl aber viel Unerquickliches in meinen Wahrnehmungen gefunden habe . . . "

„Den 3. November Abends. Heut früh ist das Protokoll, das Alvensleben und ich gebrant hatten, verlesen und von der Commission angenommen worden. Darauf ging ich zum Fürsten Hohenzollern, wo ich lange antichambriren mußte und daher auf dem Sopha einschlummerte, bis mich Se. Hoheit weckten. Ich mußte und konnte ihm viel erzählen; er schien empört über Bonin's Bleiben, da

— wie er sagte — Hirschfeld ja zur rechten Zeit für ihn gestorben und er ganz außer Stande sei, die Reorganisation in's Leben zu führen . . ."

„4. November. Gestern Abend zum Thee bei Manteuffel, wo ich nur noch General Werder fand . . . und manches kluge und bedeutende Wort gehört habe . . . Heut früh bin ich bei Wrangel gewesen und habe das Protokoll unterschrieben. Darauf nahm mich der alte Herr in's Nebenzimmer, umarmte und küßte mich und erklärte mir, ich müsse Kriegsminister werden; ich sei ein fester Mann, das habe er bei den Debatten erkannt . . . ich sei allein im Stande die Reorganisation auszuführen; auf die Popularität allein könne niemand feststehen; er habe dem allergnädigsten Herrn meine Ernennung dringend empfohlen u. s. w. Ich protestirte, sprach von meiner durch meine Erregbarkeit zu befürchtenden Unfähigkeit — um ihn los zu werden — und von der Wahrscheinlichkeit, daß ich mich sehr schnell verbrauchen würde u. — Das würde er sehr bedauern, „denn auf Ehre ich habe Sie lieb; aber was schadet das, wenn Sie nur dem Vaterland und der Armee, die mit Vertrauen auf Sie blickt, genutzt haben. Sie wollen doch nicht ewig leben?“ — sagte der Alte, der etwas von Römertugend gehört und eine dunkle Erinnerung an ein Wort Friedrichs des Großen im Sinne haben mochte . . . — „ich kenne Sie, Sie sind ein fester Mann, und solche brauchen wir.“ Neue Umhalsung; ich machte, daß ich fortkam. — Nun bitte ich Dich, meine Geliebte, erschrick nur nicht. Diese Sache hat wenig zu bedeuten . . . Ich erzählte schon, daß Fürst Hohenzollern à tout prix wünscht, Bonin loszuwerden; da ist der alte Feldmarschall, der mich gestern bei'm Fürsten ablöste, zur Unterhaltung auf die Intrigue eingegangen. Daß aber daraus nichts wird, ist so sicher, wie das Amen in der Kirche . . . es ist durchaus nicht zu erwarten, daß der Regent den kleinen . . . Bonin jetzt von sich schleudern sollte, der Entschluß wäre zu groß, als daß der Herr nicht davor schaudern sollte . . . sei daher ohne Sorge . . ."

„Den 5. November . . . Aus einer gestern bei Wrangel ausliegenden Notiz war zu ersehen, daß wir (die Commissions-Mitglieder) abreisen könnten; heute früh war also Alles zurecht gelegt, um meine Meldung zu machen, als ich vom dienstthuenden Adjutanten ein Billet empfing, worin mir Allerhöchsten Orts befohlen wurde meine Abreise zu verschieben . . . Beunruhige Dich aber nicht! . . . Später . . . Bei'm Mittagessen, das ich mit Alvensleben in einem Kaffeehause einnahm, setzte sich Voigts-Rheß zu uns und erzählte von heftigen Szenen, die gestern beim Vortrage zwischen dem Prinz-Regenten und Bonin vorgekommen sein sollen . . . Dennoch ist die Sache nicht gefährlich, weil das gesammte Ministerium sich bei seiner Composition verpflichtet hat, im Falle der unfreiwilligen Entlassung eines seiner Glieder gemeinschaftlich abzutreten. Freiwillig aber geht Bonin nicht, wenn er auch damit droht. Er kennt den wohlwollenden, verfühnlichen Charakter und die Herzensgüte des Regenten . . ."

„Den 6. November Abends. Als ich heute nach Hause kam, fand ich wieder ein Schreiben des dienstthuenden Adjutanten, worin ich ersucht werde, meine Abreise bis nach dem 10., wo noch eine Commissions-Sitzung stattfinden soll —

aufzuschieben. Ich bin sehr verdrießlich . . . was das wieder für eine Commission ist, weiß ich nicht . . .“

„Am 8. November. Gestern längeres Gespräch mit Manteuffel, der den Regenten auf's Neue bedenklich gemacht zu haben scheint, so daß ich ihm den Verdacht aussprach . . . seine Bedenken seien nicht wirkliche bloße Bedenken, sondern absichtlich geäußerte Besorgnisse, um den Kriegsminister unmöglich zu machen und die ganze Reform in seine (Manteuffels) Hände zu bringen. Da wurde er aber feierlich; ich mußte ihm Glauben schenken, es sei seine Überzeugung, daß der Kriegsminister das Projekt nicht durchbringen werde und könne, es werde daher doch nichts anderes übrig bleiben als daß ich die Sache in die Hand nehme, er (Manteuffel) sei dazu nicht fähig. Zugleich äußerte er bewegt, welch' ein Unglück es doch sei, wenn diejenigen, die von Natur Vertrauen zu einander hätten, weil sie sich für ehrliche Kerle hielten, in Mißtrauen zu einander gerieten. Unter gegenseitiger Versicherung, daß es beim Alten bleiben solle, schieden wir . . .“

Heute Abend war ich noch bei Alvensleben. Dieser hatte seitdem die Bemerkungen des Regenten zu dem Sitzungsprotokoll der Commission in Händen gehabt, aus denen im Allgemeinen der Unwille des Herrn über den Vortrag, den der Deputirte des Kriegsministers der Commission gemacht, hervorging. — Alvensleben und Manteuffel sind in der That hier die einzigen Personen, die Vertrauen verdienen; auch der letztere, wiewohl seine Herrschsucht unverkennbar ist, aber ohne Zweifel will er das Gute; A. steht mir höher, weil er für sich in der That nichts sucht. . . . .

Übrigens geht der Prinz-Regent am Montag den 14. nach Leßlingen, so daß ich hoffen darf, vorher abgefertigt zu werden. Also spätestens Sonntag hoffe ich meine Füße aus dem hiesigen Sumpf zu befreien. . . .“

„Berlin, 10. November. — Der Mensch lebt von Hoffnungen. Auch heute weiß ich Dir nichts Anderes zu sagen. . . . erst am Sonnabend in der Konferenz selbst wird es sich entscheiden, ob ich wirklich Abends abreisen kann. —

— „Moriz wird hier seit mehreren Tagen vergebens erwartet; es wäre möglich, daß seine Ankunft meine Abreise um einen Zug verzögert. Er war in Hohendorf bei Herrn v. Below, einem Onkel seiner Frau, woselbst er vielleicht Otto Bismarck's Ankunft erwartet haben wird, der dort auf seiner Reise mit Frau und Kindern nach Petersburg Nachtquartier genommen hat und daselbst sehr schwer erkrankt ist. Möge Gott seiner Bären-Natur beistehen! — —“

Am 13. November endlich kehrte Roon — wie er an Berthes schrieb — „ungebeugt aber unerquickt“ nach Düsseldorf an seinen Herd zurück, wo er „auch in dienstlichen Angelegenheiten alle Hände voll Arbeit fand.“ Aber schon am 27. Abends erhielt er ganz unerwartet eine Depesche (vom General Alvensleben „auf Allerhöchsten Befehl“), die ihn „angesichts dieses“ wieder nach Berlin rief, „um sich daselbst bei dem Prinz-Regenten zu melden.“ — Am 29. schrieb er von Berlin aus an seine Gemahlin: . . . „Bonin hat gestern früh den Abschied erhalten, will sagen: ist zum Commandirenden General des 8. Armeekorps ernannt worden. Ich bin allerdings gerufen, um an seine Stelle zu treten; ich habe

mich dazu bedingungsweise bereit erklärt, dem Prinzen und der Sache zu Liebe. Noch aber sind die Ordre's nicht ausgefertigt. Sicher ist daher die Sache noch nicht, umfoweniger, als — wie ich glaube — dagegen intrigirt wird. Es ist also davon noch gar nicht zu sprechen. . ."

Ausführlicheres theilte er an Berthes vertraulich mit:

Berlin (Rheinischer Hof) 30. 11. 59.

„Mein teuerster und liebster Freund! . . . Montag Abend langte ich hier an, war gestern (Dienstag) früh bei'm Regenten und erfuhr — — ich solle Kriegsminister werden an Stelle Bonin's, der — nach meiner Meinung — das 8. Armee-korps nicht verdient hat. Wer die hiesige Noth so kennt, wie ich; wer davon überzeugt ist, daß es, will ein Haus einfallen, jedes ehrlichen Kerls Pflicht ist zu stützen und zu halten, sei es auch mit augenscheinlicher Lebensgefahr, während Ratten und Mäuse und anderes Ungeziefer entflieht: der kann und konnte nicht zweifeln, ob hier zu schütteln oder zu nicken sei. Ich habe also genickt, nachdem ich unumwunden erklärt, daß ich von der ganzen constitutionellen Wirthschaft niemals etwas gehalten hätte, mich aber als richtiger Conservativer den vollbrachten Thatsachen unterthänig füge, daß ich ferner „ein Narr auf eigene Hand“ zu bleiben, nichts desto weniger aber Fachminister sein zu können gedenke, wenn man mich in dieser meiner Haut dazu gebrauchen könne. Meine Erklärungen schienen nirgend zu überraschen; man hatte Schlimmeres, schien es, von mir erwartet. Ob ich nun aber wirklich in das schwere, schwere Joch eingespannt werden werde, das ist mir doch etwas zweifelhaft. Man fabulirt — irre ich nicht — in's Geheim noch für den Abgetretenen, d. h. für seine Restitution. — — —“

„Den 1. Dezember. — B's Restitution, die ich gestern noch für denkbar hielt, scheint heute allerdings unmöglich, wenigstens unthunlich, aber die ängstliche Sorge um die öffentliche Meinung und Bonin's sogenanntes Martyrium für den Liberalismus lähmt jede frische Handlung. Diese allgemeine Muthlosigkeit, Halbheit, Unfertigkeit, denen ich überall begegne, geben mir einen widerlichen Vorgeschmack von all' den Widerwärtigkeiten und Geduldspuben, die meiner zu warten scheinen. . . . Meine Ernennung, in welche sich das Statsministerium wie es scheint schweigend gefunden hat, wird verzögert durch — ich weiß nicht ob vorgebliche oder wirkliche Besorgniß vor den Nachwirkungen des liberalen Parfüms, das der Abgetretene um sich zu verbreiten gewußt. Um den Übelwollenden, so sagt man, jede Waffe zu nehmen, die aus B's Rücktritt gedrechselt werden könnte, will das Staats-Ministerium das Reorganisations-Projekt, sowie der Prinz-Regent und ich und wie es vorgeblich auch B. wollte, vor meiner Ernennung adoptiren um . . . vor dem Landtage darauf hinweisen zu können, daß B's Abdankung andere Ursachen habe. — Damit Sie, lieber Freund, die oben erwähnte wesentliche Identität meines und B's. Reorganisations-Projekts verstehen, hätte ich noch zu erklären gehabt, daß B., als ihm endlich — im August — einerseits die Impopularität des Landwehr-Instituts und andererseits meine Berufung nach Berlin bekannt worden war, plötzlich unter dem 30. August ein Projekt einreichte,

welches in seinen Motiven wie in seinen Zwecken mit dem von mir Gewollten völlig übereinstimmte. . . . seitdem ging durch die Zeitungen das Gerücht, mein Projekt sei in den Müllkasten geworfen, das seinige werde ausgeführt; ich habe die Landwehr durchaus conserviren wollen u. s. w. — Verschiedenheiten bestehen und bestanden daher nur in Details und in den Zahlen. Motive und Zwecke sind und waren identisch. — Weshwegen er nun abgetreten? Das ist eine Frage, deren Beantwortung weniger in äußeren, als vielmehr in innerlichen Ursachen zu suchen ist. Er, oder die hinter ihm stehenden. . . . Bürokraten haben die irrige Ansicht erregt, die man freilich besser verrätherisch zu nennen hat, hier sei ein Ghilderich zu behofmeistern und zu bevormunden und sein berechtigter Pipin sei der constitutionelle Kriegsminister. Gottlob, daß dem nicht so ist! wir wären damit der Volks-Souveränität und der Republik einen großen Schritt näher gekommen. Sie sehen wohl ein, daß es eben darum auch von der größten Wichtigkeit ist, B's. Restitution, die von den — Hofentrompetern und linkischen Fanatikern gehofft und intrigirt wird, zu hintertreiben, was am sichersten durch eine andere Ernennung geschehen würde. Vollbrachten Thatsachen fügt man sich, sei es auch mit Knirschen. — — Meine Bereitwilligkeit — glauben Sie es wenigstens — ist eine tief seufzende, die sich der Schwere einer scheinbar unlöslichen Aufgabe und der Gefahren des nicht unwahrscheinlichen Schiffbruchs wohl bewußt ist. Ehrgeiz und Habgier wirken dabei, soviel ich weiß, nicht mit; ein Menschenkind meiner Art kann garnicht anders, als mit Gottes Hülfe auch das Schwerste und Gefährlichste versuchen, wenn es sich, wie hier, um das Wichtigste und Höchste handelt, was es in eines Mannes Lebensberuf giebt: um die politische Gesundheit seines Vaterlandes. Soll ein Soldat seinem Kriegsherrn feige den Rücken kehren, wenn er spricht: „Komm', steh mir bei“ — bloß weil ihm dessen andere Helfer nicht wohlgefallen? Nimmermehr! Das was man politische Ehre nennt, fasse ich anders auf, weil ich Soldat bin. . . . Nach meinen Begriffen von politischer Ehre ist es in meinem Falle nur Ehrenpflicht zu sagen: Ja Herr, ich will, aber wolle Du nicht etwas, was Du vielleicht einst bereu'st. Sieh', ich bin anders, als Du wohl denkst und im Hinblick auf Deine anderen Stützen wünschen kannst; überlege es, ob Du nicht eine paßlichere Säule findest, die die Harmonie Deines Gebäudes weniger stört.“ — Wenn man dies und Ähnliches mit Wärme und Freimuth gesagt und das Begehren unverändert bleibt: dann hat, meines Erachtens, ein treuer Mann seine Schuldigkeit gethan, sonderlich wenn ihm gesagt wird, „hätte und wüßte ich einen Besseren, würde ich Sie nicht gewählt haben.“ — — Ich weiß, Sie mein teurer Freund, werden mich daher nicht verurtheilen. Es gilt Großes zu leisten; nur ein Schelm denkt immer nur an sich. Das Reformwerk ist eine Existenzfrage für Preußen, es **muß** vollbracht werden!

Man sagt mir, und ich bin Narr genug die Ueberzeugung zu teilen, daß ich dazu wohl geeignet sei. Meine Düsseldorf'sche Treitmühle ist ungleich behaglicher und hat weder solche Verantwortlichkeiten noch solche Schwierigkeiten. Mein „Fleisch“ würde frohlocken, wenn die Rabalen siegten und B. mit ihnen, aber das

Herz würde mir bluten, wenn dies — was nur durch eine Erniedrigung der Krone thunlich — geschähe . . . . Sie wissen nun, mein lieber theurer Freund, den ich unter allen Umständen, wie sie sich auch fügen mögen, festhalten möchte, wie es um mich steht und wie sehr ich es zu bedauern habe, daß ich Sie während der in Düsseldorf verbrachten beiden Wochen nicht gesprochen habe . . . .

In alter Liebe und Treue

Ihr Koon."

„Nachschrift: Daß der Inhalt dieses Schreibens nur für meine nächsten verschwiegenen Freunde ist — sagt er selbst.“ —

Inzwischen hatte Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent selbst einen der Gründe mitgeteilt, weswegen die Ernennung Koon's nicht gleichzeitig mit Bonin's Rücktritt hatte erfolgen können; K. hatte auch in seiner vorstehenden politischen Beichte an den Gewissensfreund Berthes schon darauf hingedeutet.

Der Regent schrieb nämlich an Koon:

Berlin, 30. 11. 59.

„Das Ministerium ist mit Ihrer Wahl ganz einverstanden, wünscht aber, vor Ihrer Ernennung, das Reorganisations-Project so wie ich und Sie es wollen, zu seinem solidarischen Eigentum zu machen, damit vor der Welt und den Kammern Bonin's Unrecht um so klarer hervortritt, womit ich ganz einverstanden bin, weil sonst die Malveillanten behaupten können, daß Bonin ein Märtyrer seiner liberalen Ansichten geworden sei und Sie ein ganz anderes Project uns octroyirt hätten.

Wilhelm, Prinz-Regent.

Nach streng konstitutionellen Begriffen und Doktrinen verhielt sich das Staats-Ministerium merkwürdig passiv in dieser ganzen Angelegenheit. Nach allen Vorgängen konnte dasselbe Koon keineswegs als politischen Gesinnungs-Genossen ansehen. Dennoch ist diesem ein eigentlich politisches Glaubens-Bekennnis von den neuen Kollegen nicht abgefordert worden. So wurden sie — schon bei dem ersten Anlasse — der liberalen Doktrin von der Gesamt-Verantwortlichkeit eines konstitutionellen Staats-Ministeriums untreu! Sollte die kurze Zeit, in der sie sich im Amte und der damit verbundenen praktischen Thätigkeit befanden, ihnen die Unhaltbarkeit derselben — wenigstens im Königlichen Preußen — schon dargethan haben? Oder hielten sie Koon, der ja eine politische Vergangenheit und politische Verbindungen nicht aufzuweisen hatte, aus diesem Grunde für völlig bedeutungslos in dieser Beziehung?

Amtlich haben sie sich darüber nicht ausgesprochen, wenigstens nicht als Kollegium; sie schienen sich vielmehr mit der Versicherung zu beruhigen, Koon sei kein politischer Mann, wolle nur Fachminister sein, werde also nur ad hoc, d. h. zur Durchführung der Armee-Reform, in ihre Mitte berufen.

Mit Bezug auf diese letztere aber, — die Reform — drängt sich noch eine zweite Betrachtung gebieterisch auf: Nach dem oben mitgetheilten Handschreiben des Regenten kann es nicht zweifelhaft sein, daß das Staatsministerium das in seinen Grundzügen bereits seit Wochen feststehende Project gebilligt und zu



„seinem solidarischen Eigentum“ gemacht hatte. Dieses Projekt ist, wie Roon schon am 5. Dezember an seine Frau schrieb, durch Kabinettsordre vom 3. Dezember dem Staatsministerium ausdrücklich „überwiesen“ worden. Wie war nun — angesichts dieser Thatfachen — die spätere Haltung eben dieses Ministeriums in dieser Frage möglich? Wodurch erklärt sich die Ohnmacht oder — Lauheit, welche die im Ministerium sitzenden notorischen Führer der altliberalen Partei in der Folge ihren eigenen Partei-Genossen gegenüber dokumentierten, als es sich darum handelte, dem von ihnen bereits gebilligten Projekte Leben und Gesetzeskraft zu verschaffen?

Mußten sie nicht mit demselben stehen und — fallen? — Mußten sie nicht augenblicklich zurücktreten, sobald ihre eigene Partei — die sie zu beherrschen glaubten! — ihnen nicht sofort zu Willen war? — —

Nur unvollkommen giebt die parlamentarische und politische Geschichte der nächsten zwei Jahre auf diese Fragen Antwort; unwillkürlich wird man aber schon in diesem Stadium der Entwicklung darauf aufmerksam, wie unklar und sorglos oder wie wenig konsequent Roon's Kollegen schon damals handelten, und wie wenig sie andererseits erfüllt sein konnten von der Wichtigkeit dieser Reform, von der Unentbehrlichkeit derselben gerade für ihre eigenen, nach damaligen Verhältnissen und Begriffen fast zu kühnen politischen Ziele und Pläne; und vor allem: wie wenig sie den Regenten doch kannten, wie wenig sie ahnten, daß sein Soldatenherz nimmer wieder von dem lassen würde, was er nunmehr als eine Existenzfrage der Armee und des Vaterlandes erkannt hatte. Oder — glaubten sie wirklich damals noch, es mit einem „Childerich“ zu thun zu haben? Sahen sie deshalb etwa Roon's Eintritt nur als eine bedeutungslose Episode an, die weiter keine Folgen haben könne, da sie im übrigen doch sicher seien ihrer Herrschaft über den allergnädigsten Herrn? — —?“

Fast giebt es keine andere Erklärung für ihre Handlungsweise; ihr Irrtum ist später mit ihrem gründlichen politischen Fiasko gebührend bestraft worden; zugleich sollte dieser Irrtum auch ihrer ebenso verblendeten Partei die Herrschaft entreißen, die weder sie noch ihre doktrinäre Nachfolgerschaft bis heute — trotz aller Schaukel-Künste — wieder erlangen konnten. — —

Roon erlebte inzwischen in jenen ersten Dezembertagen noch manche Stunden des Zweifels, der Ungewißheit und Ungeduld, da er auch andere Einflüsse sich regen sah, die seiner Sache und seiner Person nicht günstig waren. Seine an die Gemahlin gerichteten Briefe geben darüber Aufschluß. In einem derselben (vom 2. Dezember) heißt es u. a.

„Ob die Frau Prinzessin (von Preußen) mir entgegen ist? Ich weiß es nicht, aber wohl, daß sie mich — ich bin jetzt den vierten Tag hier — noch nicht zu sehen begehrt hat; auch hat sie, wie ich heute hörte, meine politischen Bedenken gegen die Uebernahme der Erziehung des Prinzen Friedrich Wilhelm noch nicht vergessen“ . . . .

Am 4. Dezember indessen kann Roon ein Definitivum melden: „Theuerste Lebens- und Leidensgefährtin! es ist entschieden! Der Prinz hat mich heute als

Minister begrüßt und mich mit sichtbarer innerer Bewegung als solchen angesprochen, mir auch gesagt, daß die Ordre vom morgenden Tage datirt sein würde . . . .“

Diese Allerhöchste Kabinetts-Ordre lautete:

„Nachdem der Kriegsminister, General der Infanterie von Bonin seine Entlassung nachgesucht und erhalten hat, will Ich Sie hiermit zum Kriegsminister ernennen und vertraue, daß Sie in diesem neuen Amte Mir und dem Vaterlande mit derselben Treue und Umsicht dienen werden, welche Sie in Ihren früheren amtlichen Verhältnissen jederzeit bewährt haben. Berlin, den 5. Dezember 1859.

Im Namen Seiner Majestät des Königs:

Wilhelm.

An den

(gegengez.) Fürst zu Hohenzollern.“ —

Generallieutnant von Roon.

Der 5. Dezember war der Jahrestag des glorreichen Sieges von Leuthen! Roon konnte dies als eine gute Vorbedeutung nehmen. Durch seine Amtsführung — das gelobte er sich — sollten die preußischen Waffen in ihrer Wucht nicht vermindert, sondern vielmehr neu geschärft und mit den Bedingungen zu neuen Siegen ausgestattet werden. —

In der Ordre fällt übrigens als ungewöhnlich auf, daß die gleichzeitige Ernennung zum „Staatsminister“ nicht darin erwähnt ist. Doch war dies wohl bloß ein Versehen, denn schon am 6. Dezember richtet der Fürst Hohenzollern ein amtliches Schreiben an den „Königlichen Staats- und Kriegsminister, Herrn Generallieutnant von Roon.“ Es betrifft die Einladung zu seiner am 7. Dezember Vormittags 11 Uhr im Königlichen Schlosse thatsächlich erfolgten Einführung in das Königliche Staatsministerium. — In derselben Sitzung leistet Roon auch — nach Artikel 108 der Verfassungsurkunde — den Eid auf die Verfassung. — —

Über die Audienz am 4. Dezember hatte Roon seiner Frau am 5. noch einige nähere Mitteilungen gemacht . . . . „ich kam Nachmittags um 3 Uhr zum Regenten . . . Derselbe kam mir mit den freundlichen Worten entgegen: guten Morgen mein Verehrter! — oder guten Abend sollt' ich wohl sagen, und — mir die Hand schüttelnd: „es freut mich Sie heut schon als Minister begrüßen zu können.“ Darauf erzählte er mir mit sichtlichem Selbstgefühl die Geschichte der Sonnabend-Sitzung (in welcher die Minister keine Einwendungen gegen meine Ernennung erhoben hätten u. s. w.) . . . . und fügte einige Worte über die Schwere meines Amtes hinzu. Als ich ihm hierauf bemerkte, noch jetzt bäte ich ihn, eine andere Wahl zu treffen, wenn er einen brauchbareren Vertrauens-Mann von richtigerem constitutionellem Parfüm wisse, daß ich die Schwierigkeiten meiner Aufgabe auf's Tiefste empfinde und mich denselben nur unterziehen könne in dem Glauben: Gott ist in den Schwachen mächtig! — war Er sichtbar ergriffen, faßte meine Hand, hielt sie, drückte sie fest und sagte mit feuchten Augen: Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Bereitwilligkeit; sein Sie meines vollen Vertrauens gewiß; und ging hinaus.

Dies ereignete sich in seinem Arbeits-Cabinet auf derselben Stelle am Kamin, wo ich ihm im Dezember vorigen Jahres so nachdrücklich über die Nothwendigkeit der Reorganisation zugesprochen hatte, und wo Er mir dann schließlich erwidert hatte: „Ja, ich sehe dies Alles ein, es muß geschehen, aber dann müssen Sie heran!“ — Die ganze Szene hatte etwas Dramatisches — mündlich einst Näheres.“

Roon's Ernennung machte großes Aufsehen. In den Kreisen der Armee, bei welcher General Bonin als Soldat hochgeschätzt, aber wegen seiner politischen Haltung nicht beliebt war — kam man seinem Nachfolger im ganzen mit großem Vertrauen und dementisprechender Sympathie entgegen. Man wußte, daß die militärischen Angelegenheiten jetzt in sicheren, zuverlässigen Händen ruhten. Die Aufgaben — auch das war nach und nach bekannt geworden — würden sehr schwere sein für den neuen Kriegsminister; aber er sei vor allem ein Charakter, er würde sie zu lösen wissen. Man hob auch hervor, daß er große Rüstigkeit und Thatkraft mitbringe. Er war zwar (im Lebens-Alter von 56 Jahren und dem Patente nach) der jüngste Generallieutenant, den die Armee damals hatte — aber das nötige Ansehen würde er sich schon zu verschaffen wissen. —

Nicht minder freudig wurde der eingetretene Wechsel auch von der konservativen Partei begrüßt. Dieser war Bonin — schon aus der Zeit, da er das erste Mal Kriegesminister gewesen war (1852—54) trotz seiner persönlichen Lebenswürdigkeit verhaßt, weil er der Popularitätshascherei und des Liebäugelns mit dem Liberalismus, mit mehr oder weniger Berechtigung, beschuldigt wurde. Seinen Wiedereintritt in den Rat der Krone hatte man daher mit Besorgnis, ja zum Teil mit Trauer gesehen. Man hielt ihn für keinen passenden Vertreter der Armee und fürchtete seinen dauernden Einfluß in anti-konservativem Sinne. — Roon dagegen war mehreren einflußreichen Männern der Konservativen als ein ernster, schlichter und charaktervoller Mann bekannt. Konnten ihn dieselben auch nicht ohne weiteres als einen der Ihrigen in Anspruch nehmen — denn er war mit politischen Ansichten noch niemals hervorgetreten — so traute man ihm doch noch weniger irgend welche liberale Neigungen und Anschauungen zu. Das Ministerium der „neuen Aera“, mit welchem sich der Prinz-Regent zum Schmerze der Konservativen und der diesen nahestehenden Treuen im Lande umgeben hatte, war jedenfalls — nach ihrer Ansicht — durch Roon's Eintritt verbessert worden. Man konnte von diesem Wechsel vielleicht auch auf politischem Gebiete gutes erwarten; man konnte wieder Hoffnungen schöpfen. Manche Pessimisten unter den Konservativen betrachteten freilich auch Roon mit Mißtrauen, oder verdachten es ihm wenigstens, daß er sich nicht geweigert hatte, „in dieses Ministerium“ einzutreten. Aber die Zahl derer, die so dachten, war doch nur eine geringe, die meisten auch der entschiedenen Konservativen rechneten ihm diesen aus Liebe zur Armee und zur guten Sache gethanen Schritt sogar besonders hoch an. —

Die gouvernementale Presse — die Kammern waren noch nicht zusammengetreten — machte ein verlegenes Gesicht und führte auch ziemlich verlegene Reden. Sie konnte auch noch nicht urteilen über den neuen Mann, aber sie fühlte sich

unbehaglich. Zum Teil versuchte sie auch, ihn für einen gesinnungstüchtigen Liberalen zu erklären, fand aber damit nirgends rechten Glauben.

Die unabhängige liberale Presse brachte nur sehr wenige wohlwollende Begrüßungen zu stande. Diese kamen meist aus den Garnisonen, in denen Roon früher gewirkt und allgemeine Hochachtung genossen hatte — die ihm nirgends versagt geblieben war, wo man ihn persönlich kannte. So brachte die Düsseldorfer Zeitung z. B. sofort einen sehr sympathischen Artikel. — Aber das waren nur Ausnahmen, denn die große Mehrzahl der liberalen und demokratischen Zeitungen machte aus ihrem Mißtrauen, ja aus ihrer Feindschaft gegen Roon — schon weil er Bonin verdrängt habe — vom ersten Augenblicke an kein Geheimnis. Man erklärte ihn für einen Reaktionär, für einen einseitig schroffen Soldaten, einen Feudalen — der als Keil in das liberale, volksfreundliche Ministerium getrieben worden sei. Lange bevor sie ihn kannte, bevor er irgendwie amtlich aufgetreten war — hatte diese Sorte von Presse ihn schon verurteilt. Aus ihrer Haltung konnte Roon schon in den ersten Monaten ersehen, welch' schwerer Kampf ihm bevorstehen würde. —

Allein er verzagte nicht; im Gegenteile, er war so recht erfüllt von Kampfesfreudigkeit; aber auch von Gott-Vertrauen. Viel Feind' — viel Ehr': mit diesem Troste ging er, unbekümmert um alle Schmähungen, rüstig an die Arbeit. „Jetzt gilt es sich zu rühren — schrieb er voll Eifer — „wenn man nicht auf die Nase fallen und zerschellen will. Gott walte! . . . Das Rad hat mich ergriffen, — heißt es an anderer Stelle — ich arbeite fleißig, damit die Armee bald erfährt, daß wieder Fürsorge und guter Wille für sie da ist.“ — —

Zahllos auch waren die Begrüßungen von alten und neuen Freunden, die R. damals empfing, sowie die Ratschläge, welche meistens sehr gut gemeint waren. Die erste Zuschrift aber, welche er erhielt, war ihm auch die wertvollste und liebste: sie kam, als Antwort auf seine Mitteilungen vom 1. Dezember, von dem Herzensfreunde Berthes und soll hier noch mitgeteilt werden, weil sie neben Roon's eigenen Briefen, die wir mitteilen konnten, am besten alle die falschen Anschuldigungen zu widerlegen geeignet ist, welche von Feinden und Neidern gegen Roon erhoben wurden; und weil sie die Lauterkeit seiner Motive und Handlungen am deutlichsten bestätigt und zugleich wie Propheten-Wort erschallt:

Bonn, 4. Dezember 1859.

„Mein lieber und verehrter Freund. Gott sei Dank für soweit! Das ist mein erster Ruf, weil ich zuerst nicht an Sie, sondern an unser Vaterland denke. Nur eine Frage giebt es in diesem Augenblick, mit welcher die Existenz Preußens unmittelbar verwachsen ist, und diese Frage ist die nach der Neugestaltung der Armee. Sie allein sind es, der — nach Griesheim's und Fischers Tode — die ganze Bedeutung derselben erkannt und Anderen verständlich gemacht hat; Sie sind es, der die Antwort gesucht, gefunden und unter schwierigen Umständen erfochten und aufrecht erhalten hat; Sie sind es, der die Widerstrebenden gewonnen oder besiegt und sich, was nicht gering anzuschlagen ist, im Einzelnen

Berichtigungen hat gefallen lassen. Die Frage und die Antwort ist mit Ihnen verwachsen und es ist nicht abzusehen, wie ein Anderer das, was Sie gedacht, entworfen, verfochten und zum Anerkenntniß gebracht haben, wirklich und wahr in das Leben hätte führen können. Darum sage ich noch einmal Gott sei Dank für so weit!

Sehe ich aber auf Sie persönlich, so steigen Sorgen aus der Tiefe auf, und das Bitten scheint mehr am Platze, als das Danken.

Politisch sind Sie im Ministerium eine fremdartige Erscheinung. Das Bewußtsein, Ehrenmänner wie Schwerin, Bethmann-Hollweg und auch Patow neben sich zu haben und der Wille, nur Fachminister zu sein, hilft über einzelne Schwierigkeiten fort; aber wenn das Staatsministerium als solches beschließt und unterzeichnet, erscheinen die Ehrenmänner doch als politische Gegner, und Sie treten nicht als Fachminister, sondern als Staatsminister auf. Immer wieder protestiren, macht Ihre Stellung unleidlich, und auch wenn Sie protestiren, müssen Sie doch schließlich mit unterzeichnen, und Ihr Name wird in der Gesetzsammlung gar manches Mal erscheinen, wo Sie ihn nur mit Widerwillen sehen. Das ist nicht leicht für einen Mann wie Sie — und ist unmöglich zu ändern. —

Die Kreuzzeitung wird Ihren Eintritt als einen Sieg feiern; die ministerielle Presse dagegen Sie als einen gut Liberalen ausposaunen und Sie — Sie werden stille schweigen müssen. Sorgen Sie dafür, daß die Kreuzzeitung möglichst wenig in die Trompete stößt und nur Ihre militärische, nicht Ihre politische Seite behandelt. Die Kreuzzeitung wird Sie als Mittel für ihre Zwecke brauchen wollen, dazu Freundes-Verbindungen benutzen, die eigene Luft unmerklich auf Sie einwirken lassen wollen; Ihnen aber kann es auf Nichts ankommen als auf Neugestaltung der Armee; Siege und Niederlagen dieser oder jener politischen Partei müssen Ihnen gleichgültig sein, so wichtig sie Ihnen unter anderen Umständen wären.

Wie viel Anderes noch, was schwer und was gefährlich ist, auch abgesehen von der Wucht der eigentlichen Frage, dringt sich dem Zuschauer auf, der ruhig zwischen seinen Büchern sitzt! Doch — wozu das Gerede des Stubensitzers. — —

Wie mag es, mein lieber, lieber Freund, jetzt in ihrem Innern drängen und arbeiten! Die behaglich-vornehme Stellung in Düsseldorf, die Unruhe, der Ärger, der Verdruß, die Ihrer in Berlin warten, werden Sie halb sehnsüchtig rückwärts sehen lassen; reichliches Auskommen, Glanz, Ehre der neuen Stellung wird Sie umschwirbeln und vorwärts ziehen. Das sind die kleinen Geister, die im Menschen ihr Wesen treiben; sie fehlen nie und nirgend, wenn uns etwas Bedeutendes begegnet und wir sollen uns nicht läugnen, daß sie da sind und sie uns nicht über den Kopf wachsen lassen. Das hat nun bei Ihnen und hat in diesem Falle keine Noth. Der an Sie ergangene Ruf ist ein zu ungewöhnlich großer. Der Staat, von dem Deutschlands künftiges Geschick abhängt, soll wesentlich durch Sie eine neue Basis seiner Stellung zu Europa und im eigenen inneren Leben erhalten; ein Stück Geschichte ist Ihren Händen anvertraut, Sie sind nicht nur in der Gegenwart vor die Augen Preußens

Deutschlands und Europas gestellt, sondern sind auch ein historischer Mann geworden; wer künftig sich mit Preußens Geschichte beschäftigen will, kann Sie nicht übersehen!

Solcher Gedanke darf und soll die Brust des Mannes schwellen und wird ihn dem Gefühle ungeheurer Verantwortlichkeit gegenüber zugleich mit tiefer Demut erfüllen; das Eine wie das Andere treibt mächtig zum starken Gebet. — —

Während Ihnen, mein lieber Freund, oben aus den Wolken das „Gewehr auf“ commandirt wird, ist für mich aus demselben Munde das Kommando „Gewehr ab“ ergangen. Ich bin seit Ende August recht krank. Das alte Herzübel ist sehr ungestüm geworden und hat auch andere Organe, namentlich wohl die Leber in Mitleiden versetzt . . . an eine eigentliche Herstellung kann ich nicht glauben; das Athmen wird mir bei geringster Bewegung sehr schwer. — Die Vorlesung dieses Winters habe ich ohne Schmerz aufgegeben; arbeiten kann ich ungehemmt, und bin, wofür ich nicht dankbar genug sein kann, bis jetzt weder ärgerlich, noch gedrückt und komme täglich an die Luft . . .

. . . Jedenfalls bitte ich Sie, mir zu Weihnachten Ihre (vermutliche) Ankunft in Düsseldorf mitzuteilen, an manchen Tagen könnte ich ohne Bedenken die Fahrt machen . . . Herzlichen Dank für Ihren lieben, inhaltreichen Brief und herzlichen Gruß von uns Allen. Ihr Berthes. — "

(Fortsetzung folgt.)

R. v. D.



## Die Hexe.

Novelle

von

S. K y n.

(Fortsetzung.)

**M**ielke war sprachlos in seiner Wut. Das war die Lösung des wonnigen Rätsels der letzten Wochen? Der Gattin erlogenem Nimbus hatte er seine scheinbare Bevorzugung zu danken gehabt? Und wenn nun das Märchen in Dunst zerrann, sank er dann nicht wieder in sein altes Nichts zurück, begleitet vom Hohngelächter seiner Kollegen? Unerträglich!

Dennoch schritt er schweigend neben ihr her, doch schneller, immer schneller, als wüßte er gar nicht, daß die Gattin sich mit lautem Atem mühte, Schritt mit ihm zu halten. Auch die Treppen raste er noch wortlos empor, unbekümmert, wie sie ihm in der Dunkelheit folgen sollte, nur als er am Entree einige Minuten auf die Atemlose warten mußte, fielen die ersten scharfen Bemerkungen.

Bedrückten Gemütes folgte ihm Regina ins Zimmer, sich dort ihres Mantels entledigend, ach, sein Wesen bedeutete schweren Sturm! Sie kannte nur zu gut

diesen verbissenen Groll, der nur darauf wartet, sich im gegebenen Moment mit doppelter Heftigkeit zu entladen.

„Wünschst du noch ein Glas Bier, Guido?“

Mit kurzem Kopfschütteln hatte auch er sich seiner Hülle entledigt; doch als er sah, wie sie nun Miene machte, sich schweigend ins Schlafzimmer zurück zu ziehen, trat er ihr mit dunkelgeröteter Stirn in den Weg.

„Was soll das nun wieder mit deiner Schwindelei?“ fragte er noch mit mühsam gedämpfter Stimme, doch als sie schuldbewußt, schüchtern den Kopf senkte, war es mit der geringen Fassung zu Ende. „So nenne mir doch die Titel deiner Werke, damit ich sie den lächelnden Fragestellern verraten kann! Weib, Weib ist es noch nicht genug mit der Täuschung, die mir deine Mutter mit ihrer verdammten Lüge bereitet?“

„Guido, ich bitte dich bei Gottes Barmherzigkeit, schmähe meine Mutter nicht!“ bat Regina mit gerungenen Händen, „schneidet es doch wie Messer in meine Brust! Schilt mich, wenn es dir Erleichterung schafft, trotzdem ich wahrhaftig nicht in eitler Prahlerei geplaudert, doch die Rücksichtslosigkeit: eine Mutter vor dem Kinde zu beschimpfen, ich ertrage sie nicht!“

Er lachte kurz auf, indem er sie vom Scheitel bis zur Sohle mit seinen geringschätzigen Blicken maß. „Du scheinst noch immer an der kindischen, doch freilich bequemen Ansicht festzuhalten, daß mich deine Mutter im besten Glauben belog! Du irrst dich absolut, Beste! Von jeher hatte ich den Wunsch, eine Gattin zu gewinnen, die mir durch irgend welche hervorragende Gaben des Geistes oder Körpers behilflich gewesen wäre, eine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft einzunehmen,“ sprach er weiter, die Arme über der Brust gekreuzt, „und als ich dich kennen lernte, spielte um dich der Glorienschein einer zukünftigen Georges Sand! Dieser Nimbus erweckte in mir den Gedanken, um dich zu werben. Dieser Reiz allein hat mich zu dir gezogen, denn du warst keineswegs hübsch und bettelarm dazu,“ setzte er langsam erklärend hinzu mit roher Offenheit. „Keineswegs kannst du mir aber zu große Vertrauensseligkeit vorwerfen, im Gegenteil, ich war sehr vorsichtig, denn ehe ich um dich warb, fragte ich deine Mutter, ob Wahrheit an dem Gerücht sei und — deine Mutter gab mir Andeutungen, die dich unter die Auserwählten deines Geschlechtes reichten! Nur schade, daß sie, wie ich mich später überzeugen mußte, daß sie, einen respektablen Schwiegersohn zu fangen, gelogen hatte, leider — zu spät für mich!“

Regina war leichenblaß geworden und mußte sich fest auf die Tischplatte stützen, weil die bebenden Kniee den Dienst versagen wollten. „Meine Mutter landelte im guten Glauben, wenn auch von verzeihlicher Muttereitelkeit geblendet!“ sagte Regina in finsterner Entschlossenheit, wenn auch ihre Stimme zitterte. Wenn Mielle die Wahrheit sprach? Doch mochte es sein, wie es wollte, die Mutter sollte ihr keiner verdammen, der Gatte am wenigsten. „Ich fürchte, andere haben uns nicht betrogen, nur wir beiden einander!“ fuhr sie fort, „und da du im Gebrauch der Wahrheit einen so umfassenden Anfang gemacht hast, will ich nicht hinter dir zurückstehen, damit es endlich zwischen uns klar werde.“

Mielle, der ans Fenster getreten war und ihr den Rücken zuehrte, zeigte ihr jetzt ein Gesicht voll unbarmherzigen, eisigen Spottes. „Fraueneröffnungen sind größtenteils weitschweifender Natur. Willst du nicht Platz nehmen?“ und er rückte ihr mit hohnvoller Höflichkeit einen Stuhl näher.

Ein Blick voll zornigen Schmerzes flog über den Gatten hin, dann senkte Regina die feuchten Augen, ohne sich doch vom Platze zu rühren. „Ich habe mich allezeit befließigt, deinen Wünschen nachzukommen,“ sagte sie tonlos vor innerer Bewegung, „auch jetzt, ohne deinen Spott hätte ich weitere Auseinandersetzungen vermieden, da ich sie als dir verhaßt kenne, selbst wenn es mir schwer werden sollte, mich dir verständlich zu machen. Allerdings hat es mich in meiner Jugend getrieben zu Papier zu bringen, was sich meinem Herzen und Geist übermächtig aufgedrängt, doch ich versuchte niemals, einen Menschen über den Mißerfolg bei Bewertung meiner Schriften zu täuschen oder gar zu belügen. Dennoch hielten Verwandte und Bekannte an meiner Mission fest und haben mich fast zu Tode geheßt mit ihrem Rat und Interesse, mit ihren guten und bösen Absichten. In meiner brennenden Not damals lebte nur ein Gedanke in mir, fort um jeden Preis, Ruhe — Ruhe! Da tratest du in meinen Kreis. Du hast mir nie von den Hoffnungen gesprochen, die du in Wahrheit an mich geknüpft, und ich, ein leichtgläubiges, trotz allem und allem noch eitles Weib, meinte, dir zu gefallen, wie ich war, wie ich mich dir freimütig gegeben. Wie gern nahm ich deinen Antrag an, bei Gott, ich hatte den festen Willen, dich glücklich zu machen, wenn ich dir auch nicht mit der Liebe zum Altar folgte, von der ich früher geträumt. Daß es mir nicht gelungen ist, ich dir sogar zur Last wurde, wie du mir soeben in dürren Worten sagtest, — kann ich allein dafür?“

Ein brutales Lachen des Gatten ließ ihre schwankende Stimme verfliegen. „Ich glaube gar, du wirst sentimental, Schatz“, höhnte er mit verzerrtem Gesicht. Ihre Eröffnung hatte den eitlen Mann bis ins Herz getroffen. „Ich bin dir wirklich verbunden für den Bescheid, der mich allerdings überrascht hat. Sieh, sieh, so viel schlaue Berechnung hätte ich dem Weibe garnicht zugetraut, nun, ich werde mein Benehmen darnach einzurichten wissen. Vorher möchte ich aber nicht versäumen, dir deinen Standpunkt klar zu machen. Weißt du denn, was du bist, meine Liebe? Ein unbrauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft, das vom Gatten ernährt wird, ohne daß es ihm irgend eine Gegengabe zu leisten im stande wäre. Du arbeitest nicht für mich, nicht mit mir, nicht einmal Mutter meiner Kinder konntest du sein, wenn ich dich heut hinaus jage, hast du nichts, deine Blößen zu decken, deinen Hunger zu stillen!“ wieherte er glühenden Blickes. „Laß es gut sein, von heut an soll unser Verhältnis zu einander ein anderes werden, — meine Rücksicht und Güte wird schwinden, von nun an wirst du in mir den Herrn kennen lernen, dessen sei versichert!“ dann die Lampe mit bebender Hand ergreifend, verließ er das Zimmer, die Thür hinter sich donnernd ins Schloß werfend.

Mit versagenden Knien lehnte Regina am Pfosten, weitgeöffneten Auges ins Dunkel starrend, das mit tausend zitternden, irrenden Lichtfunken belebt erschien.



Allbarmherziger, so armselig und verlassen, so tief erniedrigt und zu Boden geschmettert hatte sie sich bisher noch nicht gefühlt als in dieser Stunde! Ein Schauer lief ihr den Rücken hinab, — nach dieser Szene noch weiter leben, neben ihm, — mit ihm, und im lautlosen Schluchzen rang sie die Hände. Ach, daß sie fort konnte, heimkehren ins Vaterhaus, doch das war ja unmöglich! Sie sah den langen Tisch vor sich mit den vielen hungrigen Eßern darum und dem in Arbeit und Sorge ergrauten Vater, und, — würde nicht das ganze Leid der Vergangenheit mit doppelter Gewalt auf sie einbrechen? Was durfte man nicht alles einer geschiedenen Frau zumuten!

Langsam, mit Aufbietung aller Kräfte, tappte sich die junge Frau nach dem Feuerzeug, Licht zu machen. In der Finsternis krochen aus allen Ecken und Winkeln furchtbare Gedanken, die ihr es leise zuraunten oder gellend ins Ohr schrieten, wo es nur allein für sie Ruhe und Frieden gab. Nein, sie wollte noch nicht sterben! Noch gab es ein etwas in ihrer Seele, das immer wieder heimlich sein Haupt hob, ihr Kraft und Zutrauen ins mutlose Herz zu gießen. Nein, zum Sterben war es noch immer Zeit, jeder Tag — jede Stunde war die rechte dazu!

Als sie die Lampe entzündet hatte, ließ sie sich schwer in den Sessel sinken, ohne zu fühlen, wie noch die Seide um ihren Körper knisterte. Was kümmert man sich um solche Dinge, wenn das Herz brechen will im ungeheuren Weh? —

Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, und nichts störte das tiefe Schweigen um die blasse Frau. Die Hand unter die schmale Wange gestützt, starrte sie in die Flamme, die regungslos mit leisem Singen milden Schein um sich verbreitete. „Guter Gott, bin ich denn garnichts wert, wirklich garnichts?“ fragte sie sich immer wieder von neuem mit wachsendem Widerspruch in der Tiefe des Herzens. Langsam glitten die Bilder ihres freudlosen Daseins an ihr vorüber, wie glühend hatte sie vorwärts gestrebt, ohne ihr Ziel zu erreichen, in nichts und nirgends. Freilich, sie selbst hatte sich im mutlosen Verzagen aufgegeben, doch heut, da er es ihr brutal ins Gesicht geschleudert, jetzt bäumte sie sich dagegen auf mit jeder Faser ihres Seins. Nur das Glück hatte ihr gefehlt, wie Bauer ihr noch vor wenigen Stunden sagte. Und warum hätte der sie belügen sollen? Wer unglücklich ist, wie er, weiß nichts von Lüge und Phrase, der große Schmerz reißt allen Flitterkram vom Herzen, das hatte sie an sich selbst erfahren. Gott, Gott, wenn sie noch einmal begänne, wenn sie noch einmal ihr überschäumendes Herzblut zu Markte trüge? —

Leise Röte malte sich in ihrem Antlitz. Sie war ja noch jung, und die Hoffnung im schmerzzerzerrten Herzen glich dennoch jener Arousslanze, die immer wieder grünt und blüht, wenn nur der Himmel ein wenig Regen sendet. — Die Bewegungslosigkeit wich von ihr, und sie erhob sich wie neu belebt, im Zimmer auf- und ab zuwandern, mit leuchtenden Augen aus dem Fenster zu blicken, zum Himmel empor, an dem die Wolken schwer und dunkel dahin jagten. Es war draußen vorbei mit Schnee und Eis, hatte sie doch beim Heimweg große, warme Tropfen auf der Stirn gespürt, — der Frühling stand vor der Thür, in ungestümmen

Jugendlust rüttelte er an den Scheiben, daß es klirrte. Wenn er auch für sie duftende, berauschte Blüten brachte! — —

Eine äußerlich öde, unerquickliche Zeit folgte für Regina, da es Niemand vorzüglich verstand, ihr in jedem Augenblick die Abhängigkeit ins Gedächtnis zurückzurufen, seine Gnade, die ihr jeden Bissen in den Mund zählte, dennoch unterlag sie nicht. Jener Entschluß, noch einmal den Kampf zu wagen, hielt sie aufrecht, erfüllte sie ganz mit neuer Schaffensfreude.

Alle Haushaltungsgeschäfte wurden indessen von ihr mit der peinlichsten Sorgfalt erledigt, der Gatte durfte kein Recht haben, ihr unerfüllte Pflichten vorzuwerfen, — doch jede freie Stunde gehörte ihr und ihrem neuen Ziel. Und wie bald wurde die Arbeit ihr zum Balsam, wie bald kehrte das Vertrauen zu den eigenen Kräften zurück, jetzt erst fühlte sie aber auch die Beschränktheit der finsternen Wände, hinter die sich ihre wunde Seele geflüchtet. Jetzt, da sie gefallen, stand Regina leuchtenden Auges auf ihrer Höhe und hielt Rundschau über die Welt, und diese Welt — gehörte ihr! Wie ein Gott fühlte sie sich nach Befreiung von Fesseln und Banden, und überströmendes Glück weitete ihre Brust. O könnte sie Schwingen ausbreiten, hinaus ins Leben zu fliegen, vor die Fenster der Müden und Bedrängten, ihnen leisen Hoffnungssang zuzulüftern, daß es auch für sie Trost gab, für sie und jeden, der sich hinaus zu heben wußte über die dumpfe Menschheit, hinaus in die klaren Gottesstrahlen zu zielbewußter Thätigkeit! —

Kein äußerer Ton drang in die Stille ihres nun so lebensvollen Daseins, und die kleine Novelle, die sie mit voller Begeisterung begonnen, wuchs wie das Korn auf erst gerodetem Urwaldboden. Deckte nicht auch ihr Inneres jene Schicht nutzlos zerfallener, vermoderter Bilder, Anschauungen, Gedanken, die nun ihren Nachfolgern so üppiges Wachstum verliehen? Ja, tausendfältige Frucht wuchs ihr entgegen, und staunend blickte Regina auf ihr Werk. Sie nahm es wahrlich nicht leicht damit wie früher, unermüdet ging sie die Arbeit immer wieder von neuem durch, jeder einzelne Charakter wurde verfolgt bis in die äußersten Konsequenzen seines Thuns und Treibens, dann erst überarbeitete sie Satz für Satz auf den schönen Klang hin, bis endlich doch der Tag kam, an welchem sie nichts mehr zu verbessern fand und sie tief erschüttert die Feder niederlegte. „Ich gebe mein Bestes, — Gott helfe mir,“ sagte sie feierlich.

Sie überlegte ernstlich, ob sie die Arbeit nicht lieber fremden Menschen anvertrauen sollte, — sie verlangte ja nur gerechte Würdigung des kleinen Werkes, doch immer wieder trieb es sie, es Bauer zu übersenden. Wer wie er unglücklich war, das Leid bis in seine tiefsten Tiefen ausgekostet, würde am ersten die Motive dieser tieftraurigen Erzählung verstehen. Die Mühseligen und Beladenen haben ja fast immer Zutrauen zu einander.

Eine unbeschreibliche Erregung hielt sie gepackt, als sie die Arbeit endlich doch an ihn abgesendet, sie kam sich vereinsamt vor, beraubt, so wie ihr mußte einer Mutter zu mut sein, der man das liebe Kind vom Herzen gerissen, es in das

brutale Treiben der Welt zu stoßen, — doch die zu neuem, regem Leben erwachte Schöpfungskraft in ihrer Seele ließ ihr keine Zeit, sich dieser fruchtlosen Angst hinzugeben. „Weiter, weiter,“ drängte es heimlich, „ist dir das Erste selbst nicht gelungen, wird es das Zweite sein“, und atemlos ging sie an eine neue Arbeit, und ehe sie es selbst gehofft, hatte sie die Angst überwunden, ganz in dem neuen Phantasiegebilde aufgehend. Allmächtiger Gott, jetzt wußte sie es, daß auch ein Tropfen des heiligen Pfingstfeuers auf ihr Haupt gefallen war!

Tag für Tag verging, bis man ihr endlich in der Dämmerung des siebenten Tages Doktor Bauer meldete.

Regina stand im ersten, furchtbaren Schreck sprachlos, ehe sie sich zu fassen vermochte. Wenn jetzt ihr Gatte heim käme, welche unleidliche Szene mußte dieser Begegnung folgen, und noch fassungslos trat sie dem Gast entgegen.

Ein schneller, scharfer Blick in ihr verstörtes Gesicht rief einen Zug leiser Besorgnis in dem feinen hervor. „Sie sind leidend, gnädige Frau, ich störe“, fragte er nahe der Thüre stehen bleibend, doch schon schüttelte sie hastig den Kopf.

„Nicht doch, Herr Doktor, — darf ich Sie bitten Platz zu nehmen? — Sie kommen in betreff meiner Novelle, — doch welchen Bescheid Sie mir auch bringen mögen, Herr Doktor, Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen, ihn mir schriftlich zu übermitteln,“ sagte sie, entschlossen, von Anfang an die Sache zu klären. „Mein Mann weiß nichts von meinem Versuch, und ich zweifle, daß er besonders einem mißlungenen sonderlich freundlich gegenüber stehen würde.“

Bauer's Lippen verzogen sich zu einem häßlichen Lächeln. „Ich verstehe“, meinte er leichtthin, doch seien Sie für diesmal beruhigt, gnädige Frau, im Fall einer Begegnung werde ich Ihnen keine Ungelegenheiten bereiten.“ Dann zog er ein kleines Paket hervor, und in seinem Anblick schoß glühende Röthe in die Wangen der jungen Frau.

„Ich hatte mich in Ihnen nicht getäuscht,“ begann er die Blicke unverwandt auf die Papiere vor sich geheftet, in denen er blätterte, „es wird uns eine Freude sein, es in unserer Zeitschrift zu veröffentlichen, nur — “

Regina hatte sich hochaufgerichtet und ihre Augen hingen in glühender Erwartung an seinen Lippen. „Doktor, um Gotteswillen,“ unterbrach sie seine Rede, die Hände fest gegen das klopfende Herz gepreßt, — „hat nicht das Mitleid für mich Ihr mildes Urteil beeinflusst? Ich will kein Mitleid, heut nicht mehr,“ schloß sie stockend, in abgebrochenen Lauten, „ich will nur mein Recht!“

Fast zärtlich nahm er ihre eisigen Finger zwischen die seinen. „Ei ei, wie fassungslos,“ schalt er überredend. „Was Sie mir übrigens zutrauen, ist wirklich kein Kompliment für einen Mann, der es ernst nimmt mit seiner Pflicht. Auch Ihnen gegenüber hätte ich kein Hehl von einer verfehlten Idee gemacht! Warum ließen Sie mich auch nicht aussprechen vorhin, gleich darauf hätten Sie mehrfache Ausstellungen zu hören bekommen, nur daß sie glücklicherweise das Gefallen am ganzen Werk nicht ändern.“

„O Doktor, wie unaussprechlich glücklich haben Sie mich gemacht,“ murmelte sie, da er schwieg, und plötzlich seine Hand umflammernd, preßte sie die glühende

Stirn darauf, während ein Beben, wie tiefgeheimen, wildes Schluchzen durch ihren Körper zog. Ach, daß sie es ihm, einem Menschen in diesem Augenblick sagen könnte, was dieser Erfolg für sie bedeutete.

Erschüttert blickte Bauer auf die zitternde Gestalt nieder, dieser leidenschaftliche Ausbruch überraschte ihn nicht, er hatte es ja längst in dem stillen Antlitz gelesen, in dem halbverschleierten Auge, daß ein glühendes Herz in ihrer Brust schlug. Nein, jene Herenphantasie war kein erkünsteltes Produkt, ahnungslos hatte sie ihm die eigene Seele entschleiert, heute wußte er das besser als je.

Als sie sich nach wenigen Minuten gefaßt, fast beschämt aufrichtete, entzog er ihr leise die Hand, nach dem Schriftstück zu greifen. Die Bedenken, die er zu äußern hatte, würden eine gute Dämpfung ihrer hochgehenden Empfindungen abgeben, und so begann er mit sachlichem Ernst ihre Arbeit einer Kritik zu unterziehen.

Ernst hörte sie ihm zu, ein, zweimal nickte sie zustimmend. „Ganz recht! Seltsam, daß ich nicht darauf gekommen bin!“ doch als er eine Handlungsweise als dem geschilderten Charakter nicht entsprechend abgeändert wissen wollte, wehrte sie entschieden ab. „Verlangen Sie das nicht, Herr Doktor,“ meinte sie ganz von der Sache erfüllt, „nur so konnte der Mann seiner Meinung Ausdruck geben“, und sie beugte sich über das Blatt, mit tiefer Empfindung in der Stimme jene in Frage stehende Szene langsam und laut vorzulesen.

Bauer hatte sich zurück in den Sessel gelehnt; über welches schöne, jeder Seelenregung Ausdruck gebende Organ die Frau zu verfügen hatte! „So vorgelesen macht dieser Abschnitt allerdings einen anderen Eindruck,“ gab er endlich fast widerwillig zu. „Sie thäten gut, gnädige Frau, mir jedes Ihrer Werke persönlich vorzulesen, manche feinen Züge, die nur durch einen leichten Schatten hervorgehoben werden brauchen, machen sich dabei erst bemerklich. Wenn Sie etwas Neues beendet haben,“ fuhr er in geschäftlicher Ruhe fort, „wollen Sie dann nach der Redaktion kommen? Ich werde sorgen, daß wir nicht gestört werden.“

„Wenn Sie meinen,“ nickte Regina mit glühenden Wangen, doch als jetzt ein Schritt auf der Treppe laut wurde, zerstieβten alle Illusionen, in denen sie eine halbe Stunde lang so glücklich gewesen war, und deutlich schrak sie zusammen.

Bauer entging die Bewegung nicht, und wieder kam das leise, böse Lächeln auf seine Lippen. „Ich gehe schon,“ sagte er und erhob sich, „doch zum Schluß noch die eine Bemerkung. Warum lassen Sie die Geschichte so traurig enden? Fröhliche Schlüsse, ein halbes Duzend Heiraten womöglich, das gefällt unserer heutigen Lesewelt am besten. Suchen Sie Ihr Talent mehr auf die heitere Seite des menschlichen Lebens zu dirigieren.“

„Nicht so, Doktor!“ widersprach Regina mit finster gefalteten Brauen. „Mich selbst schaut das Leben ernst genug an, wie sollte ich sonnige Tage lebenswahr zu schildern verstehen? Nur keinen Zwang, — Zwang ist Lüge, — nur wenn ich wahr bleibe, ich selbst bleibe, in allen Anschauungen, wird es mir gelingen, das Stück Leben, welches ich schildere, lebenswahr zu gestalten. Fordern

Sie nicht von mir, um den Beifall der Menge zu ringen mit Mitteln, die mir fremd sind, die rettungslos das Ganze stören müßten, ohne einen Ersatz zu schaffen. Begreifen Sie das, Herr Doktor?" schloß sie mit leisem Lächeln über die eigene Kühnheit, indem sie ihm treuherzig die Hand hinstreckte.

Er faßte dieselbe fest in die seine, während er unverwandt mit seltsamer, unruhiger Frage im Auge auf sie niederblickte. Doch als man draußen heftig die Entreeklengel zog, ließ er sie fast rücksichtslos fallen. „Vielleicht der Gatte?“ Dann, als Regina aufhorchend den Kopf schüttelte, nahm er seinen Hut, um nach kurzem, kühlem Abschied das Zimmer zu verlassen.

Regina verharrte regungslos auf ihrem Platz, als schon längst Bauer's Schritte verhallt waren. Sie hielt die Hände vor der Brust gefaltet, und große, schwere Tropfen rollten langsam über ihre Wange. „Das Glück, das Glück!“ Noch konnte sie es ja garnicht fassen! — —

Mielke ging selbst so sehr in einer wichtigen Arbeit auf, die man ihm zur höchsten Genugthuung anvertraut, daß er die Veränderung nicht bemerkte, welche mit seiner Frau vorgegangen war. Die kurzen Stunden, welche er im Lauf des Tages zuhause zubrachte, widmete er so ganz der leiblichen Pflege, daß er selbst nicht mehr Zeit fand, sie zu quälen, wie viel weniger über ihr umgewandeltes, frisches Wesen nachzudenken, oder sie mit Fragen zu beunruhigen. Und Regina dankte aus tiefstem Herzensgrunde dem Geschick. Noch hätte sie ihm ja nicht antworten können, noch durfte er nichts erfahren, wollte sie nicht eine seiner Art angemessene, für eine zaghafte Anfängerin aber unerträgliche Kontrolle auf sich laden. Doch wenn sie erst festen Fuß gefaßt, im Äußeren wie Inneren, dann sollte er der Erste sein, der es zu wissen bekam, — vielleicht wurde dann noch einmal alles gut, — vielleicht. —

Ebeling empfand dagegen sehr wohl den Wechsel in Regina's Aussehen und Wesen, und ein tiefes Bangen befiel ihn, so oft er in ihr leuchtendes Auge sah. Gern hätte er versucht in der lebhaften Wertschätzung, welche er für die junge Frau empfand, ihr das Geheimnis ihrer stolzen Sicherheit zu entlocken, somit die Ursache ihrer Wandlung des gefährlichsten Reizes zu entkleiden, doch eine eigene Scheu vor dem, was er zu hören fürchtete, hielt ihn zurück, die kurzen Minuten ungestörten Beieinanderseins auszunützen.

Ja, Regina war eine andere geworden, jetzt erst empfand sie mit tiefer, seeliger Genugthuung Zweck und Ziel ihres Lebens! Wohl ihr, wenn sie den Schmerz nur kennen lernen mußte, um recht trösten zu können, gebenedeit ihr mutloses Verzagen, ihr Jammer, ihre Schwachheit, wenn sie ihr Verständniß für den arm-seligen Menschen schenkten!

Ihr litterarisches Schaffen machte indessen von selbst Fortschritte, ungeachtet sie es der Belehrung Bauer's zuschrieb. Die nach so langer Haft doppelt lebhaft hervorsprudelnde Gestaltungskraft, die ernstesten Gedanken eines im Kampf gereiften hochbegabten Frauengemüthes mischten sich fast ohne Anstrengung zu reizvollen eigenartigen Bildern, die in ein Ganzes zu fügen ihrem Talent so leicht wurde. Mit den leidgeschärften Augen sieht sie das Gewirr der Leidenschaften im Kreis

der Familie und Gesellschaft ihren Herensabbath feiern, trotzdem sie ihm fern steht, sie ahnt die Lösung der scheinbar unauflösllichen Rätsel des Menschenherzens, denen so oft nur ein einsilbiges Wort zur Entwicklung fehlt, — Trauer und Freude vermag sie mit der reisenden Erde zu teilen. Sie empfindet ja die Bollkraft, die Erinnerung an alle jene großen Stunden im Wort wieder aufleben zu lassen, die der träge Nächste dunkel in der Brust trägt, ohne die Kraft, sie deutlich heraufbeschwören zu können, die Gestalten weiß sie aus dem Nebel zu scheiden, die ihm dereinst teuer waren, jene Töne, die er nie vergessen gewollt und die ihm doch im sausenden Sturmschritt der geschäftigen Zeit verwehten. Ja, sie kann reden, wo die Menge im Unvermögen schweigt; der Freund hatte ihr die Zunge gelöst! —

Als sie in der Folge einsehen gelernt, welche Last sie dem vielbeschäftigten Bauer mit einer schriftlichen Aussprache aufgebürdet, entschloß sie sich bei Ablieferung einer neuen umfangreichen Arbeit, die ungerechtfertigte Scheu, welche sie von einem Besuch bei Bauer zurückgehalten, „treu dem alten Popf,“ wie sie sich selbst verspottete, zu überwinden und ihn persönlich aufzusuchen. Wirklich, sie hatte allen Grund, sich dankbar seiner Führung anzuvertrauen, die ihr nur glatte Wege gewiesen, sorgsam so manches Hindernis hinweg geräumt, sie durfte ihm nicht länger unnötige Mühe verursachen.

Als sie in der Dämmerung bei ihm eintrat, schloß er die Thür zum Nebenzimmer, dann ohne viele Worte trug er einen Stuhl zum Schreibtisch. „So, nun beginnen Sie, leider kann ich Ihnen nur eine Stunde zur Verfügung stellen, dann rufen mich andere Pflichten.“

Gerade diese trocken geschäftliche Art that Regina wohl. Eine Närrin war sie, vor diesem Besuch noch bis zur letzten Minute zu hängen. Hier kam nicht die Frau zum Mann, nur die Schülerin zum Meister, und wohlgenut, mit fast heiterer Ruhe, legte sie den Mantel ab, um sich gehorsam auf den ihr zugewiesenen Platz niederzulassen. Die Wange auf die Hand gestützt, begann sie dann zu lesen, und je weiter sie kam, je mehr schwand die Scheu, — sie waren ja so alte Bekannte, — fast Jugendfreunde.

Etwas tief Leidenschaftliches, Sinnbethörendes zitterte in dieser tiefen, allen Regungen folgenden Stimme, auch was sie las, war durchströmt von jenen heißen Gluten, die den Menschen gleich einem Spielball im Leben auf und niederschleudern, nur ihr fein geschnittenes Gesicht blieb unbeweglich, wenn sich auch leise Röthe auf den Wangen zeigte.

Bauer lehnte ihr gegenüber im Sessel, der tiefe Schatten des Lampenschirmes fiel über sein Haupt. Mit keinem Laut unterbrach er sie, nur die nervös beweglichen, weißen Hände spielten mit der langen Bleifeder, die er aufgenommen, bis sie plötzlich mit raschen, zielbewußten Strichen über ein Blatt Papier glitt, das vor ihm lag.

„Wie still er heut ist,“ dachte Regina und blickte fragend zu ihm auf, ungewiß über den Eindruck, welchen ihr Werk auf ihn ausgeübt. „Kann ich das

stehen lassen, Herr Doktor?" fragte sie mit einem langen Blick auf den geschäftigen Bleistift.

Fast schuldbewußt deckte er die Hand über den kleinen Zettel. „Verzeihung, wenn ich die Antwort schuldig bleibe, ich war der Fabel nicht mehr gefolgt, — ich —“

„Es langweilte Sie,“ klagte Regina bestürzt, sogleich bereit, das Heft zu schließen, doch seine Hand legte sich mit sanfter Gewalt zwischen die Seiten.

„Im Gegenteil, es interessierte mich lebhaft, doch Sie wissen nicht, was es heißt, mit seinen Nerven im Kriege zu liegen. Ich habe ganz verlernt, still zu sitzen.“

„Sie zeichnen ein wenig, Herr Doktor; wenn Ihnen das Erleichterung verschafft, sollten Sie sich nicht stören lassen.“

„Allerdings“ gab er hastig zurück, wie unabsichtlich das Blatt in einen Stoß Papiere schiebend. „Sie kennen ja diese meine Leidenschaft, oder — sollten Sie unsere Begegnung in der Gallerie vergessen haben?“

„Ah, Sie entsinnen sich noch derselben?“ stammelte die junge Frau unsicher.

„Gewiß, auch meines Anerbietens,“ gab er mit jähem Aufblitzen seiner Augen zurück. „Die Hexe wartet noch immer ihrer Ausführung. Wie lange noch, gnädige Frau?“

Eine tiefe Röte stieg langsam in ihren Schläfen empor, während sich angstvolle Hilflosigkeit in dem feinen Gesicht malte. „Sie scherzen,“ stieß sie aus, von einer bangen Scheu durchzittert.

„Es giebt zwischen uns keinen Scherz,“ widersprach er heftig, indem er sich erhob, dicht an ihre Seite zu treten. „Ich habe Ihnen das schon einmal gesagt, Regina!“

Diese horchte hoch auf in atemraubender Spannung, wie Lähmung fesselte es sekundenlang ihre Glieder, dann löste sie wie mit Gewalt den Bann, der sich über sie breiten wollte, und ein ernster Blick streifte den erregten Mann an ihrer Seite. „Es ist Zeit, daß ich gehe, Herr Doktor Bauer,“ sagte sie mit scharfer Betonung, indem sie sich erhob.

„Nein, es fehlen noch zwanzig Minuten an der gegebenen Zeit,“ berichtigte er in verändertem, kaltem Ton, die Blicke auf das Manuscript geheftet. „Wenn Sie gestatten, daß ich beim Lesen auf und ab schreiten darf, auf dem teppichbeschlagenen Boden wohl unhörbar, so könnten wir heute noch ein schönes Stück vorwärts kommen,“ und ehe er noch eine Antwort erhalten, durchmaß er schon, die Hände auf den Rücken gelegt, das große Zimmer.

Minutenlang kämpfte es in Regina, dennoch zu gehen, sein Wesen vorhin hatte sie zu sehr erschreckt, doch bald waren ihre Bedenken überwunden. Zwischen Meister und Schüler sollte man nicht jedes Wort auf die Goldwage legen, — er hatte sich ein wenig gehen lassen, weiter nichts, und fügsam ließ sie sich nieder, um bis zum letzten Absatz zurückgreifend von neuem zu beginnen.

Eine nützliche halbe Stunde folgte. Scharf, unerbittlich fiel ihr nun Bauer in die Rede, um dies und das zu rügen, da und dort seine Bedenken zu äußern,

mit feiner Beobachtung Mängel oder Übertreibungen zu berichtigen. Diese halbe Stunde nützte ihr allerdings mehr als zehn Bände litterarischer Lehrbücher, und als sie ihn verließ, kam ihr Dank aus vollem Herzen, ohne daß er eine sonderlich freundliche Aufnahme gefunden. Kühl, fast ohne Druck nahm er die dargereichte Rechte, wenn es auch unter den Lidern hervorwetterte und blitzte. Als sie ihn dann verlassen, lachte er leise vor sich hin.

„Noch wehrt sich die Hexe gegen das übermächtige Begehren, doch sie wäre nicht ein Weib, flöge sie mir nicht über kurz oder lang in die Arme.“ —

Regina konnte daheim doch nicht so leicht sich aller Bedenken entschlagen, wie große Mühe sie sich auch gab. Das bedrückende Gefühl wollte anfänglich durchaus nicht weichen, trotzdem sie keinen Grund für ihre Unruhe fand, so viel sie auch grübelte. Gleichmäßig angezogen wie abgestoßen sann sie unaufhörlich seinem unberechenbaren Wesen nach, doch nichts Greifbares wollte sich bieten, das ihrer ahnungsvollen Scheu Nahrung geben konnte. War sie am Ende in ihrer Weltvergeffenheit zur zimperlichen alten Jungfer geworden, die überall etwas Böses, Verbotenes oder wenigstens Ungehöriges wittert? Grade der ein wenig kordiale Ton des Doktors mußte ihr am ersten beweisen, daß sie sich in dem erwünschten Verhältnis von Lehrer und Schüler befanden. Der gesellschaftlich fein gebildete Bauer konnte sich nie einer Dame gegenüber vergessen, er hatte nur in ihr die Dame vergessen, bei seinen Ansichten über die Frau der denkbar günstigste Fall!

Endlich hatte sie sich zur Ruhe gebracht. Alles ging eben in ihrer neuen Thätigkeit unter; was mit dieser übereinstimmte, war ihr willkommen, und so wanderte sie das nächste Mal ohne eine Spur von Sorge wieder nach der Redaktion.

Elastischen Schrittes trat ihr Bauer entgegen. Sein schneller Blick glitt so fragend über sie hin, über ihre offene, freundliche Miene, und wirklich herzlich drückte er ihr zum Willkomm die Hand.

Auch heute gab es so mancherlei zu bessern und zu ändern, doch geschah es nicht mit dem scharfen Sarkasmus, der Bauer so geläufig war, es lag etwas wie Freude über ihm. Hatte er gefürchtet, daß sie nicht wiederkommen würde?

„Wie ideal Sie denken“, unterbrach er sie mit leisem Lächeln im Lauf der Vorlesung. „Ich möchte Sie fast um die Fähigkeit beneiden, sich inmitten einer ganzen Welt voll Egoismus und Selbstgefälligkeit Gestalten bilden zu können, die ganz den Anforderungen entsprechen, welche Sie im Grunde Ihres Herzens an Ihren Nächsten stellen oder wenigstens stellen möchten. Vor der Hand haben übrigens Ihre Helden noch Fleisch und Blut, trotz aller Engelhaftigkeit, hüten Sie sich aber, daß sie nicht zu phantastischen, erdachten Schemen herab sinken.“

Nachdenklich blickte sie zu ihm empor. „Wie immer mögen Sie mir flug raten,“ nickte sie, „aber ich kann es nun einmal nicht schildern, dieses ekelhafte Leben, das nur verrinnt im steten Wechsel zwischen Essen, Trinken und Schlafen, dieses Dasein der langen Tage und kurzen, inhaltlosen Jahre! Ich möchte den Menschen besseres vor die Seele zaubern als die Kleinlichkeiten des täglichen Daseins!“



Ernst blickte der erfahrene Mann auf sie nieder, und tiefe Trauer malte sich in seinen Zügen. „Wenn ein Genius vom Himmel stiege und füllte die Welt mit seinem Glanze, wenn die Sonne auf sein Geheiß ihr Licht verdoppelte, mit zauberischem Widerschein Berg und Thal, Haus und Hof verklärte, alle Blumen ihre Kelche öffneten, berauschte Düfte zu spenden und alles umher sänge und klänge von Seraphsstimmen, die dumpfe, stumpfe Menschenherde unten auf ihrer Weide würde weiter grasen, kaum, daß der eine oder andere den Kopf höbe! — Wenn Sie sich Verehrer, ein Publikum verdienen wollen, gnädige Frau, halten Sie sich an die Realien!“ schloß er mit bitterem Lächeln.

„Die eigene Zustimmung gilt mir mehr als die der Menge“, widersprach sie aber mit glühenden Wangen. „Mag ihr mein Werk gefallen oder nicht, wenn es nur an die Herzen pocht, für die ich geschrieben. Seltsam, daß ich Ihnen das alles zu sagen wage,“ lächelte sie, „aber Ihr Beifall ist Sieg für mich, und Sieg erzeugt Mut. Zweifel und Sorge umklammerten früher meine Gedanken und zogen sie bleischwer in den Kot hinab, jetzt fühle ich mich so leicht, so selig — beneidenswert vor Tausenden!“

Bauer stützte sich fest auf die Schreibtischplatte. „Ein stolzes Wort! Wissen Sie auch, daß Sie auf dem besten Wege zum Glück sind? Wahres Glück kann sich nur ein Jeder allein aufbauen, indem er seine Gefühle unabhängig vom Schicksal macht! — Aber wohin sind wir geraten, gnädige Frau,“ unterbrach er sich — „soll ich denn nie das Ende Ihrer Erzählung hören?“ und er trat dicht an ihre Seite, sich gleich ihr über das Schriftstück zu beugen.

Er hatte den Arm auf die Lehne ihres Stuhles gelegt, und die Spitzen seines Bartes mischten sich in ihr dunkles Haar, zwischen dem sich in schneeiger Weiße scharf die Scheitellinie hinzog, doch Regina schreckte nicht wieder vor seiner Nähe zurück. Das Verständnis, welches sie allezeit bei ihm fand, hatte in ihr mehr und mehr das Gefühl der Zusammengehörigkeit geweckt, und vertraulich blickte sie nur dann und wann zu ihm auf, wenn sie Belehrung erwartete.

Leise, fast unmerklich senkte sich seine Wange in die losen, lockigen Haarwellen, die ihr Antlitz umrahmten, während sein Arm sich immer fester auf das Holz der Lehne preßte, wie zum Schutz vor dem heißen Begehren, ihn um die Schultern des jungen Weibes zu legen. Was war es, das ihn so übermächtig zu Regina hinzog? Trieb ihn das heiße Blut in seinen Adern in ihre Arme, diese zarten, schlanken Arme, fast die eines Kindes, oder reizte ihn nur jener unerschütterliche, unbewußte Widerstand, den der Liebling der Frauen bisher nicht gefannt, diese ihn fast verhöhrende Ruhe in ihren Beziehungen zu einander bei aller Vertraulichkeit? Er konnte sich keine Antwort geben, und doch brauchte er alle Selbstbeherrschung, sie nicht an seine Brust zu reißen, das schmale, blasse Gesicht mit seinen Küffen zu bedecken.

Seine verzehrenden Blicke ließen nicht von dem feinen Profil, und immer spurloser glitten ihre Worte an seinem Ohr vorüber, bis er sich, als sie geendet, wie erwachend emporrichtete.

„Lassen Sie die Arbeit hier, es ist notwendig, daß ich sie nochmals prüfe, — morgen — übermorgen sollen Sie Bescheid haben.“

„O weh, ich habe nicht Zeit, in den Redaktionsstunden heranzukommen.“

„So werde ich schreiben.“

„Wenn der Brief meinem Mann in die Hände fiele? Unmöglich,“ wehrte sie. „Darf ich Ihnen vielleicht auf dem Heimweg begegnen, Sie verlassen um 6 Uhr das Bureau und gehen auf der rechten Seite die Wilhelmstraße entlang?“

„Sieh da, wie schlau die kleine Frau den Gatten zu täuschen verstand,“ dachte er triumphierend, „nein, nein, die Frauen auf der ganzen Welt blieben sich gleich!“ — „Ein Rendezvous, gnädige Frau? Sehr einverstanden, und welche Erkennungszeichen?“

Sie lachte harmlos, wie ein Kind. „Mit einem Bergißmeinnichtstrauß im Knopfloch wird es bei jetziger Jahreszeit nichts sein,“ ging sie willig auf seinen Scherz ein, „doch fürchte ich, Sie schon von weitem an meinem Manuskript zu erkennen, mit dem Sie nichts anzufangen wissen werden,“ und ihm ohne eine Spur von Befangenheit die Hand drückend, empfahl sie sich ziemlich eilig, da sie sich überzeugt, wie lange sich heut ihre Unterredung ausgedehnt.

Leichten, elastischen Schrittes verließ sie das Haus. Längst hatte man in den Straßen die Gasflammen entzündet, so weit sie blickte, schimmerten schon die leuchtenden Funkenreihen, doch bekümmerte sie die späte Stunde nicht, das ganze Herz von freudigem Mut geschwellt, fühlte sie sich heut fast dem kleinlichen Leben entrückt. Vor der Hausthür zögerte sie noch ein Weilchen, wie um sich in die reale Wirklichkeit zurückzufinden, wahrhaftig, sie wußte bei der veränderten Beleuchtung nicht, ob sie rechts oder links hinauf gehen mußte, heim zu gelangen.

„Guten Abend, gnädige Frau,“ begrüßte sie in diesem Augenblick Ebeling, der vorüberschreitend mit ungewissem Blick sie gemustert. „Ein unerwartetes Zusammentreffen“, meinte er weiter, stehen bleibend, „falls Sie nachhause zu gehen beabsichtigen, bitte ich, Sie begleiten zu dürfen, wir haben einen Weg.“

„Sie machen mir eine große Freude damit,“ versicherte sie lebhaft, ihm herzlich die Hand schüttelnd. „Sind Sie nicht neugierig, zu erfahren, was ich hier zu suchen hatte?“ und beide wandten sich zurück, die Fenster im Hochparterre zu überblicken.

In diesem Augenblick trat auch Ebeling schon tief bestürzt zurück. Konnte es Täuschung sein, oder sah er dort wirklich Bauers blasses Gesicht, seine funkelnden Augen, die ihm fast drohend begegneten?

„Sie waren bei Bauer? Was um des Himmels willen haben Sie in der Höhle des Löwen zu suchen?“ stieß er fassungslos hervor, und ihren Arm in den seinen ziehend, riß er sie ungestüm mit sich fort. „Hat denn meine Warnung nichts, gar nichts genützt?“

Ohne Verständnis für die zornige Trauer in seiner Stimme blickte sie ihn an. „Lieber Doktor, damals wie heut weiß ich mit Ihrer Warnung nichts anzufangen, Ihre Erzählung hat nichts als tiefes Mitleid für den Armen in mir zurückgelassen. Ich wünschte, ich dürfte ihn trösten! Doch um ihm rechten Trost

ins Herz zu gießen, gilt es, seine Wunden bloßzulegen, jenen Herd seines Wehes, was ich, eine Fremde, nicht wagen darf, da ich ihm doppelte Schmerzen bereiten würde. Ich habe ihn heut und früher nur in seiner Eigenschaft als Redakteur besucht, da ich von neuem einen novellistischen Versuch gewagt habe, der mir, Doktor, — mit Bauer's Rat und Beistand geglückt ist. Begreifen Sie nun, der Sie mein Jugendstreben und Wünschen kennen, was mich zu Bauer zieht, wie mich der Umgang mit ihm beglückt? O, Herr Ebeling, ich will mich nicht länger von diesem hohlen, von Menschen erkügelten Roder der sogenannten guten Sitte fesseln lassen, — ob es sich paßt, oder nicht, ich werde mit allen Kräften danach streben, die Freundschaft dieses Mannes zu erringen."

Prüfend blickte ihr Ebeling in die Augen, dann zog er ihre Hand in heimlicher Abbitte an seine Lippen. Traurige, vertrauenslose Zeit! Dann gingen sie einsilbig neben einander her, bis sich ihre Wege trennten.

Beim Betreten ihrer Wohnung machte ein heftiger Schreck allem unruhigen Grübeln über Ebeling's Worte ein schnelles Ende. Paletot und Hut des Gatten hingen am Ständer, wie sehr mußte sie sich verspätet haben. — Es war wohl das erste Mal in ihrem Zusammenleben, daß Guido sie erwarten mußte, doch sie rechnete bei seiner herrischen Ungeduld auf kein mildes Urteil, in Erwartung harter Vorwürfe betrat sie mit Herzklopfen das Wohnzimmer.

Ohne ihren Gruß zu erwidern, ließ sich der Gatte nicht in seiner Wanderung durch das Zimmer stören, nur seine Blicke verrieten, wie sehr er gewartet.

"Verzeih', Guido, ich verspätete mich gegen Wissen und Willen," bat sie verfühlich, mit wahrer Erleichterung die Gegenwart des Mädchens gewahrend, welches in seiner robusten Art ziemlich geräuschvoll den Tisch zu decken begann. "Du bist schon lange zu Hause?"

"Wo warst du?" fuhr sie Mielle rüden Tones als einzige Erwiderung auf ihre Frage an, dann, als sie eine Minute überlegte, ob jetzt der rechte Augenblick gekommen sei, ihn mit den Thatfachen bekannt zu machen, trat er mit zornsprühenden Augen ihr dicht gegenüber. "Wie kannst du es wagen, ohne meine Erlaubnis dich vom Hause zu entfernen?"

"Wir sind nicht allein, Guido!"

"Du willst mir den Mund verbieten?" donnerte er, durch ihre Ruhe und Mäßigung noch mehr gereizt. "Ach so, ich verstehe, du wünschest Zeit zu gewinnen, dir ein Lügengewebe zu ersinnen."

"Ich wüßte nicht, daß ich je gelogen hätte," gab sie eifig zurück, indem sie sich anschickte, dem Mädchen behilflich zu sein, es war hohe Zeit, daß diese das Zimmer verließ. "Das Theewasser kocht, nicht wahr, Selma?"

Mit zwei Schritten stand aber Mielle schon wieder neben ihr, sie hart am Arm packend. "Die Antwort?" schrie er wütend, "die Antwort?"

"Du bist jetzt nicht in der Verfassung, dieselbe hören zu können! Später, wenn du ruhiger geworden bist —" gab Regina mit ernster Warnung im Blick zurück.

"Weib," feuchte er sinnlos im Zorn über ihre unbegreifliche Kühnheit, sie heftig rüttelnd, daß sie im Schmerz die Zähne aufeinander biß, "du sprichst, oder —"

„Brutaler Geselle!“ murmelte sie tieferblaßt, vergeblich bemüht, sich seinen Fingern zu entziehen. „Selma, gehen Sie hinaus,“ gebot sie mit dem letzten Aufgebot ihrer Fassung.“

„Sie bleibt!“ schrie Mielke im gewohnten Widerspruch, „und wenn sie dir als Zeugin auch tausendmal unbequem wäre!“

„Guido, ich warne dich, gehe nicht zu weit!“ drohte Regina unbeweglich, wie zu Stein erstarrt.

„Jämmerliches Geschöpf, muß ich dir erst sagen, deine Zunge zu lösen, daß sie mir deine häufigen Ausgänge eingestanden, die Herrenbesuche, die du empfangst, Weib, wenn du meinen guten Namen beschmutzt hast —“

„O, gnädige Frau,“ schrie nun das Mädchen weinerlich, wenn auch mit weit geöffneten, neugierigen Augen dazwischen, „ich habe mir wirklich nichts dabei gedacht, als ich ihm das alles auf seine Fragen eingestand.“

„Selma, wie konnten Sie von häufigen Ausgängen berichten?“ frug Regina mit traurigem Vorwurf.

„Verstochte Lügnerin,“ knirschte Mielke, sie roh von sich stoßend. „Willst du auch andere noch zur Lüge verführen?“

„Du glaubst dem Mädchen mehr als mir? Unwürdiger Verdacht!“ brauste endlich auch die junge Frau in ihre tiefste Seele hinein getroffen auf.

„Ich habe allen Grund dazu, feiles Weib!“ —

„Nun ist es genug,“ stammelte Regina, mit bebenden Händen instinktiv nach ihrem Mantel greifend, — „lieber —“

„Du rührst dich nicht von der Stelle, Regina,“ forderte Mielke, ohne selbst von seinem Platz am Fenster zu weichen, „ich werde dich lehren, Autoritäten anzuerkennen!“

Mit festzusammengebissenen Zähnen hüllte sich Regina dennoch blitzschnell in ihren Mantel. Jetzt noch bei ihm bleiben war gleichbedeutend mit Mord am eigenen Selbst.

Mit blutunterlaufenen Augen starrte der Zähornige nach ihr hin. „Den Mantel herunter, oder —“

Wie taub und blind für die ganze Welt griff Regina trotzdem nach der Thürklinke, da draußen war Erlösung — Luft — und sich noch einmal mit einem leeren, irren Blick umsehend, trat sie über die Schwelle um — mit lautem, gellem Schrei auf derselben in die Kniee zu sinken. Fühlte sie doch einen furchtbaren, schmetternden Schlag gegen die Stirn, ein grelles Gepolter, stürzende Scherben, dann rieselte es ihr warm über die Augen hinab und — sie wußte nichts mehr. —

Regina erwachte erst wieder unter den Bemühungen eines Arztes, den das entsetzte Dienstmädchen herbeigeht, die klaffende Wunde oberhalb der Stirn zu verbinden. Zentnerschwer lag ihr Haupt in den Kissen. Dennoch zuckte sie nicht, als der Doktor mit ernster Grämlichkeit die Wunde nach Knochensplittern oder Fremdkörpern untersuchte und sie dann vernähte. Sie mußte ja gesund werden, sehr bald gesund werden, nicht eine Viertelstunde länger als unumgänglich nötig war, litt es sie hier in des Gatten Wohnung.

Ein leichtes Wundfieber stellte sich ein, das jedoch Dank ihrer guten Konstitution schnell genug verschwand, Dank auch der Ruhe, die sie umgab, da kein Mensch außer Selma das Zimmer betrat. Erst als der Arzt ihr das Verlassen des Bettes gestattete, fand das gefürchtete Wiedersehen der Gatten statt.

Mielke trat mit recht grämlichem Gesicht bei ihr ein. Die Geschichte war ganz abscheulich, und er konnte sich durchaus nicht verzeihen, in seinem Zähorn die schwere Majolikavase nach dem renitenten Weibe geworfen zu haben. Nicht, daß er sich Regina gegenüber schuldig fühlte, sie hatte ihn ja auf das unverzeihlichste herausgefordert, aber nach dem Wortlaut des Gesetzes trat mit den durch Zeugen zu erhärtenden Thatsachen das Recht auf ihre Seite, wenn sie sich von ihm trennen wollte, und diesen öffentlichen Skandal scheute er von ganzer Seele. Was würden die Menschen sagen, vor allem seine Vorgesetzten?

„Es geht dir besser?“ fragte er besorgten Tones in der leisen Hoffnung, durch sein gütiges Entgegenkommen die gähnende Kluft zwischen ihnen auszufüllen, „ich bedaure wirklich von ganzem Herzen —“

„Lasse die Phrase,“ fiel ihm Regina hart ins Wort. Wie fern dieser Heuchler, dessen Namen sie trug, ihrem Herzen stand, fühlte sie erst in diesem Augenblick in seinem ganzen Umfang. „Daß unser Zusammenleben von nun an zur Unmöglichkeit geworden, ist dir hoffentlich klar?“ fuhr sie dann im geschäftlichen Ton fort.

„Aber Regina, ich bitte dich, — ein Zornesausbruch, den du selbst hervorgerufen hast!“ —

Langsam wandte sie ihr Antlitz mit der breiten, blutigroten Narbe über der Stirn vom Fenster ab, ihm zu. „Du zweifelst noch? Giebst du mich freiwillig los oder soll ich mir mein Recht erzwingen?“

Ah, — sie wußte ihren Worten nach recht gut Bescheid. „Dieses Aufsehen, dieser Spektakel!“ murmelte er geängstet, unruhig im Zimmer auf und nieder schreitend. „Was werden meine Vorgesetzten sagen, die den Hergang nicht kennen?“

Ihre ganze Verachtung lag in dem Blick, der ihm folgte. Nur frei von seiner Gesellschaft werden! „Es hängt ganz von deinem Entgegenkommen ab, anderen Menschen einen Einblick in unsere Verhältnisse zu gestatten oder nicht,“ sagte sie rasch. „Da wir kinderlos sind, dürftest du einer Scheidung wegen gegenseitiger unüberwindlicher Abneigung nichts in den Weg stellen. Gieb mir dein Wort, mich von dieser Stunde an als frei zu betrachten, und die Ereignisse der letzten Zeit mögen unausgesprochen bleiben!“

Etwas wie tiefe Erleichterung spiegelte sich in seinen Zügen, dennoch ließ ihn sein Argwohn nicht sogleich zugreifen, wie er es so gern gethan hätte. „Um — und die Alimente? Wie hoch hast du dir die Summe gedacht? Bedenke, mein Einkommen ist klein.“

„Ein Pfennig von dir müßte wie Feuer in meiner Hand brennen“ stieß sie dunkelgerötet hervor, „ich gehe, sobald mir der Arzt das Ausgehen gestattet, und dann haben wir nichts mehr mit einander gemein, als — die Erinnerung“ und ein Schauer rüttelte ihren zarten Körper.

Verständnislos blickte er Regina an. Ihm fehlte vollständig der Begriff für die Regungen seiner Frau. „Wovon solltest du leben? Willst du zurück zu deinen Eltern?“

„Kümmere dich nicht darum,“ unterbrach sie ihn eisig kalt, — „besonders, als ich auch deinen Namen abzulegen gedenke, derselbe also nicht in die Lage käme, durch mich beschmutzt zu werden! Ich will Ebeling, dem ich meine Vollmacht für alle weiteren Schritte zu geben gedenke, meine volle Unabhängigkeit von dir ausdrücklich betonen.“

„Du wolltest, Regina?“

„Ja!“

„Nun gut, so bin ich zu allem bereit, mein Ehrenwort darauf,“ griff er in heller Freude zu, dann plötzlich legte sich sein Gesicht in ernste Falten. „Hast du dir das auch ernstlich überlegt, Regina? Trotz allem und allem warst du mir teuer!“

„Heuchler!“ sprach Regina langsam und laut, mit verächtlichem Lächeln die Thräne begrüßend, die sich in sein Auge gefunden. Dann schritt sie hochoberhobenen Hauptes an ihm vorüber ins Schlafzimmer zurück. Sie hatte ihm nichts mehr zu sagen! — — —

Nur wenige Tage später fand sich Regina auf dem Wege zur Freiheit. Sie hatte das reich bemessene, noch unberührte Honorar ihres Erstlingswerkes zu sich gesteckt, diese Summe und der Erlös ihrer wenigen Schmucksachen würden vor der Hand zu ihrem Unterhalt ausreichen, bis sie sich mehr erworben hatte. Gott Lob, es mußte ihr gelingen, sich selbst das Brot zu verdienen; wenn es auch schmale Bissen waren, sollten sie ihr doch in der Freiheit wie Himmelsmanna schmecken.

Sie hatte am äußersten Ende des nach Westen gelegenen Stadttheiles eine billige Wohnung bei freundlichen, alten Leuten gefunden, und nachdem Selma ihren Koffer hinaus gebracht, beide die wenigen Habseligkeiten ausgepackt hatten, verließ sie auch das Mädchen, und sie blieb allein bis zum Abend, wo sie zu Ebeling ging, die gesetzliche Scheidung einzuleiten.

Sie hatte einen dichten Schleier über die Stirn gebunden, daß selbst der Freund nicht das Mal bemerken sollte, und es blickte das totenblasse, junge Gesicht seltsam genug aus der dunklen Umrahmung in die Welt, doch zeigte es jetzt eine fast heitere Ruhe; fand sie doch Trost für alles Weh in Ausübung ihres Talentcs und — standen ihr nicht zwei Freunde zur Seite, auf die sie bauen konnte?

Bescheiden, zaghaft pochte sie trotzdem aber an Ebelings Thür, nachdem sie im Bureau mit steigendem Herzklopfen schon eine halbe Stunde gewartet hatte. Ach, ihr Frauenmut wollte nicht stand halten zwischen den emsig arbeitenden Schreibern an ihren Pulken, den hohen, aftengefüllten Repositorien rings an den Wänden. „Werner contra Hilbert,“ — „Schulze contra Jonston“ hatte sie unzählige Male gelesen und sich dabei ausgemalt, wenn hier ihr Name auf solchem unheimlichem Papieranhänger stehen würde. Mußte er nicht jedem, der hier gleich ihr im Bureau wartete, in die Augen fallen?

Befremdet, wie seinen Augen nicht trauend, blickte ihr der Rechtsanwalt entgegen, als sie sein Zimmer betreten. „Gnädige Frau, Sie hier?“ fragte er un-

gewiß, während er schon einen Sessel nahe zum Schreibtisch rückte. „Der Ausdruck Ihres Gesichtes spricht nicht von einem freundschaftlichen Besuch. Was kann Sie zu mir führen?“

Regina fühlte ihre Kehle wie zugeschnürt, und die Augen blickten ihm angstvoll entgegen. Wie sollte sie beginnen, ohne jenen furchtbaren Abend zu erwähnen! Stockend begann sie, ihm ihr Anliegen vorzutragen. Es war ein wirres, grundloses Auseinandersetzen, ach, sie verstand es nicht, zu verschweigen, die Worte schlau zu drehen und zu wenden, und die immer kühleren Mienen des Freundes, sein ernstes: „Haben Sie das wirklich ernsthaft überlegt und jagen nicht einem phantastischen Glück nach?“ vermehrte noch ihre Befangenheit.

Ebeling schüttelte immer wieder mißbilligend den Kopf. Ohne jeden Unterhalt, mit Ablegung seines Namens, sieht das nicht wie Schuld auf ihrer Seite aus? „Gestatten Sie mir nicht, vor Beginn eines ersten Schrittes ernstlich mit Ihrem Gatten zu reden?“

Regina umflammerte in mächtiger Aufregung seinen Arm. „O bitte, bitte, fragen Sie ihn nichts, garnichts! Sie werden keinen Widerstand bei ihm finden, ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Der Riß ist unheilbar zwischen uns!“

Nur immer zurückhaltender wurde seine Miene. „Sie haben schon jetzt seinem Hause den Rücken gekehrt?“ fragte er kühl. „Sollten Sie nicht wissen, daß das böswilligem Verlassen gleich kommt? Ihr Gatte kann einen Rückkehrbefehl erlassen, würden Sie demselben nicht nachkommen?“

„Um keinen Preis!“ stieß Regina funkelnden Auges aus tief gequälter Brust hervor.

Ebeling hatte sich in seinen Sessel zurückgelehnt. „Das Leben hält nur wenigen Menschen, was es versprach,“ sagte er in ernst überredendem Ton, „doch bietet es in jeder Form, auch der Ihrer Ehe, immerhin noch genug Sonnenschein, um diese durch Gott und die Welt geheiligte nicht bei jeder Kleinigkeit, die sich entgegen stemmt, achtlos bei Seite werfen zu dürfen. Ich denke, Sie fassen Ihr rebellisches, schwärmerisches Herzchen zusammen und reichen Ihrem Gatten verfühnlich die Hand. Es ist doch ein braver Mensch durch und durch, trotz seiner unleugbaren Fehler, ohne die wir alle nun einmal nicht zu denken sind.“

In Regina's Fingern zuckte es, den Schleier von ihrer Stirn zu reißen, ihm die Liebkosungen des „braven Menschen“ zu zeigen, doch sie bezwang sich. Sie wollte halten, was sie versprochen hatte, und so beharrte sie nur tief verstimmt auf ihrem Vorhaben. Ach, Ebeling war ihr nicht der wahre, vertrauensvolle Freund, für den sie ihn gehalten und diese Erkenntnis that ihr bitter weh.

Als sie sich, nachdem alle Notwendigkeiten besprochen worden, erhob und ihm ihre neue Adresse gab, öffneten sich seine Lippen wie zum raschen Ausruf, doch er bezwang sich. Was nützte es, seitdem die Sache soweit gediehen, sie wissen zu lassen, wie ihm bekannt sei, daß sie nunmehr die Nachbarin Bauers geworden war, doch sein Abschied fiel noch kühler aus, als es in seinen Wünschen lag. Er wollte ja noch bemitleiden, wo doch sein ehrlicher Sinn verabscheute.

Es war ein enges, kleines Stübchen, in dem Regina von nun an wohnen sollte; doch der Bann, der fast ihr ganzes Leben lang auf ihr gelegen, wich dem bisher nie empfundenen Wohlgefühl körperlicher und geistiger Freiheit. Nur wer wie sie sich allezeit hat beugen müssen, erst unter die stark ausgeprägte Herrschaft der Mutter und später unter die nicht minder hervorsteckende des Gatten, kann die Wirkung begreifen, welche diese Selbständigkeit in ihr hervorbrachte. Trotz dem sorgenvollen Ausblick in die ungewisse Zukunft und trotz der schlimmen Vergangenheit, die mit den unzufriedenen, tadelnden Briefen der Eltern, den gerichtlichen Verhandlungen in betreff der Scheidung sich so häufig störend in die Gegenwart mischte, trotz der niederschmetternden Täuschung, welche sie an Ebeling erfahren, fühlte sie sich doch glücklicher als je zuvor in ihrem Leben.

Vor allem aber galt es, der in der Zukunft drohenden Noth zu steuern, und mutig entwarf sie entgegen aller Unruhe den Plan zu einer neuen Arbeit. —

Schon in den ersten Tagen nach ihrer Übersiedelung machte sie sich auf den Weg, Bauer zu der besprochenen Zeit zu begegnen, um endlich über das Schicksal ihres lehtbeendeten Werchens zu hören, doch sie traf ihn nicht an und stand nun ziemlich ratlos seinem Fernbleiben gegenüber. Zu ihm wollte sie nicht, da die Furcht vor Entdeckung ihres noch immer dunkelgeröteten Males sie die helle, belebte Redaktion meiden hieß. Und doch verspürte sie so sehnliches Verlangen, Bescheid über ihr Geisteskind zu erlangen, ganz abgesehen davon, daß sie jetzt um das tägliche Brot arbeiten mußte.

Von einem kurzen, notwendigen Ausgang zurückgekehrt, wollte sie an einem der nächsten Tage die Schwelle der großen Mietskaserne, in der auch sie ihr Heim gefunden, überschreiten, als ihr Auge plötzlich wie gebannt einem Paar nachblickte, das langsam auf der gegenüberliegenden Straßenseite in dem seit langer Zeit zum ersten Mal wieder vom wolkenlosen Himmel hernieder strahlenden wärmenden Sonnenschein daher kam. Es blieb ihr kein Zweifel, daß sie Bauer vor sich habe, an dessen Arm ein greises, gebücktes Frauchen hing, fraglos seine Mutter, welche er mit zärtlicher Sorgfalt Schritt für Schritt geleitete. — o hätte sie je an seinem guten Herzen zweifeln gekonnt, jetzt, nachdem sie ihn in Ausübung seiner Sohnesliebe gesehen, sollte nie wieder ein argwöhnischer Gedanke in ihr Raum gewinnen.

Tief bewegt verfolgten ihre Blicke, wie er die alte Dame jetzt über den Damm geleitete, das Gesicht mit dem freundlichen, teilnehmenden Lächeln immer horchend zu ihr hinabgeneigt, und wie sie endlich in der eleganten Villa nebenan verschwanden, in dessen herrlich gepflegten Garten so mancher Blick der vorüberschreitenden Regina geflogen war. Sollte es die Besizung des berühmten Schriftstellers sein?

Vorsichtige Fragen bei ihrer Wirtin brachten ihr die Bestätigung ihrer naheliegenden Kombination, und immer wieder zog es sie von nun an zum Fenster hin, in das kleine, von tiefster, holder Ruhe erfüllte Paradies hinabzublicken. Wie nahe war er ihr, und sie hatte Stunden ihrer kostbaren Zeit geopfert, Bauer im Mittelpunkt der Stadt zu begegnen, und ehe sie den eigenen Gedanken recht be-



griffen, hatte sie den Entschluß gefaßt, sich im Nachbarhause nach ihrem Schriftstück zu erkundigen. Hier würden keine Lästerzungen lauern, ihren vielleicht ungewöhnlichen, doch keineswegs unpassenden Schritt zu bemäkeln. Noch war sie eine verheiratete Frau, Bauer konnte nichts von ihrer Scheidung erfahren haben, und stand nicht außerdem jene ehrwürdige Dame dem Hauswesen vor, jene Greisin, deren freundlicher Mund und kluge Augen jedem mit Stolz zuzurufen schienen: „Das ist mein Sohn,“ und die Regina's Herz im Fluge gewonnen hatte?

Nach kurzer Überlegung trat sie zum Spiegel, die durch den Arzt verschnittenen Borderhaare ins Gesicht zu ziehen, so, daß die Narbe fast bedeckt wurde, vielleicht, daß Bauer dieselbe übersah und peinliche Fragen unterließ. Dann stellte sie sich an ihr Fenster, trotzdem ihre Augen nichts mehr in der Dämmerung zu unterscheiden vermochten, zu warten, bis endlich die mächtigen Parterrefenster nebenan in vielfarbigem Lichte aufleuchteten und ein Männer Schatten wieder und wieder darüber hinlief. So oft hatte sie schon über den Ruhelosen in seinem Eden nachgedacht, heut wußte sie, daß es Bauer sei! —

Als sie der Portier des Nachbarhauses eingelassen, hielt sie einen Augenblick atemlos am Fuß der breiten, teppichbelegten Stufen inne. Wie ihr das Herz in mächtigen Schlägen pochte, wie sich plötzlich erdrückendes Angstgefühl auf ihre Sinne wälzte! Aber war sie ein Kind, das Gespenster fürchtet? Entschlossen wies sie alles Bangen von sich, indem sie die letzten Stufen emporstieg und kräftig den Knopf der Klingel niederdrückte.

Unmittelbar darauf sah sie sich schon einem alten Diener gegenüber, der nach einem eigenen Blick als einzige Antwort auf ihre Frage nach dem Hausherrn ihr mit tiefer Verneigung die Thür zur Rechten öffnete. Wurde sie denn erwartet? — Verwirrt trat sie in das mit allem Komfort und Luxus ausgestattete Zimmer; doch ehe sich die Thür hinter ihr geschlossen, schritt ihr schon der Bewohner desselben mit lebhaften Schritten entgegen.

„Endlich!“

Sie lächelte befangen, als sie ihre Hände in die Bauer's legte. „Ich wußte nicht, wie ich mir anders Bescheid auf meine letzte Einsendung holen sollte.“ Dann strich sie sich hastig über die Augen, — war sie geblendet von der Üppigkeit des Gemaches? „Man merkt es hier nicht, daß die arme Kunst gezwungen ist, betteln zu gehen von des Lebens Überfluß,“ sprach sie hastig weiter, nur bestrebt, das Schweigen zu unterbrechen. „Aber wie warm Sie es hier haben!“ Und sie öffnete das Mäntelchen, das um ihre Schultern lag, als könnte sie damit die Blutwelle dämmen, die ihr übermächtig die Schläfe empor drang.

Vorsichtig nahm ihr Bauer vollends die Hülle ab. „Ich denke, wir wollen bald mit dem Schaffen beginnen, Sie scheinen nicht zu ahnen, wie sehr ich auf Sie und ihre ratende Hilfe gewartet habe,“ dann, nachdem sie auch mit seiner Hilfe den Hut abgelegt, zog er ihren Arm unter den seinen, um sie nach der in einem erkerartigen Ausbau aufgestellten Staffelei zu führen.

„D nicht doch, so war es nicht gemeint,“ wehrte Regina wohl errötend, dennoch folgte sie ihm willenlos über den tiefen Smyrnateppich hin. Wie ein

überwältigend fremdes, wonniges Leben drang es ihr hier entgegen, wo herrliche Marmorbilder sich von dem farbenfatten Hintergrunde kostbarer Stoffdraperien abhoben, mächtige Palmen wie grüßend ihre Wedel ausbreiteten und aus köstlichen Rahmen Meisterwerke der Malerei ihr entgegenblickten.

Bauer's Auge hing in dunkler Glut an ihr. Seltsam, wie gerade heut ihre eigenartige Gesichtsbildung doppelt scharf hervortrat, die fast übergroßen, vom dichtbewimperten Lid fast ganz bedeckten Augen, die gerade, fein geflügelte Nase mit dem schmallippigen, fast herb verzogenen Munde darunter. Wie in lebhafter Genugthuung nickte er vor sich hin.

Mit kurzem Druck entzündete er dann das elektrische Licht seitwärts der Staffelei, dann schob er den schweren Vorhang zurück, der die Leinwand bedeckte. „Nun, entspricht dieser Kopf Ihrem Phantasiegebilde?“

Mit jäh aufleuchtendem Blick trat sie in den Schatten zurück, ohne einen leisen Ruf des Entzückens zurückzuhalten. „Ja, Sie haben mich verstanden,“ nickte sie, ganz im Schauen versunken, ahnungslos, daß seine Augen fast abwägend zwischen ihr und dem Bilde hin und herwanderten. „Nur eines packt mich seltsam, Sie geben der Hexe helles, fast rötliches Haar, — warum, weiß ich nicht, doch stellte ich sie mir stets dunkellockig vor!“

Er lächelte eigen. „Wenn es Ihnen sonst gefällt, werden Sie sich bald mit dieser Nebensache ausöhnen. Doch was sagen Sie zu dem Ausdruck des Gesichtes?“

„Ich möchte nichts daran ändern,“ und seltsam gefesselt, fast unruhig ließen ihre Blicke nicht von dem in eigentümliche Farbenreflexe getauchten Antlitz, ja fast wie im Grübeln legte es sich über ihre Augen, — wo hatte sie es doch schon gesehen, das ihr so bekannt erschien und doch völlig fremd?

Nach einer kurzen, schweigsamen Pause rückte Bauer einen Sessel näher. „Ich bitte. Sie mögen mit Worten leiten, meine Hand wird folgen,“ und er griff nach Farbentuben und Palette, sich die Farben zu mischen. „Vor allem, wie haben Sie sich die Bekleidung gedacht und auch die Stellung?“

Allgemach begannen sich auch Regina's Wangen zu röten. „Ich denke, ein spinnwebfeines, graues Gewand,“ ging sie widerstandslos auf seine Fragen ein, vollkommen gefesselt durch die unbeschreiblich reizvolle Gegenwart, — „vielleicht von der Schulter des rechten Armes, der hinter sich in die Äste der Birke greift, ein wenig zurückgesunken.“

Flüchtige Striche unrißten schon, während sie sprach, ihrer Weisung nach, die Gestalt, doch Regina schüttelte unzufrieden den Kopf. „Die Bewegungen sind zu weich! — Alles muß ein trotziges Aufbäumen bekunden, ein bewußtes Hineinstürzen in das Verderben.“

„Nehmen Sie die Kohle, ich werde auch die unbeholfensten Striche begreifen,“ sagte er mit tiefer Überzeugung in der Stimme.

„Ich verstehe nicht mit ihr umzugehen, nicht einmal, wie ich sie halten soll!“

„Sie werden es lernen,“ gab er ohne Zögern zurück, — „hier, so, — halten Sie fest, und er legte den Stift zwischen ihre Finger, mit seiner Hand die ihre umschließend. „Nun beginnen Sie!“

Ihre Augen leuchteten, wie wonnig es sie durchrieselte, und alle Schemen vergehend, zeichnete sie, und wo sie im glatten Strich die erhobene Hand andeuten gewollt, bildete sich unter seinem Fingerdruck die Wellenlinie eines weichgeformten Frauenarmes. — Dicht aneinander geschmiegt standen sie, ein Wollen, — leidenschaftliches Beugen und Blicken, halbabgebrochene, gemurmelte Worte, und unter dem Händepaar bildete sich mehr und mehr die Gestalt eines jungen, schönen Weibes heraus, bis endlich auch der letzte andeutende Strich an dem zierlichen Fuß zu sehen war.

Aufatmend löste sie die Hand aus der seinen. „Sie haben mich allezeit verstanden!“ stieß sie tief erregt hervor.

„Ein Geist und eine Hand, die das geschaffen,“ murmelte er mit bedeckter Stimme, tief zu ihr niedergebeugt. „Waren Sie nicht unbeschreiblich thöricht, so lange gegen die ureigene Forderung Ihres Selbstes anzukämpfen, der Sie rettungslos verfallen müssen?“

Wie ein tiefer Schatten legte es sich über ihre Augen. „Wohl giebt es ein Begehren in uns, ein Verlangen, das wir uns nicht geben und nehmen können, doch ihm zu folgen, nach ihm zu leben, das ist, Gott Lob, unserem Wollen allein überlassen!“

Bauer richtete sich langsam, enttäuscht empor. Schlüpfte sie nicht wie ein Mal immer wieder aus seinen Fingern, — und doch, wie dürstete ihn nach jenem Augenblick, wo sie sich ihm freiwillig an die Brust werfen würde. Nie vordem hatte er diesen brennenden Durst gefühlt! — „Sie müssen müde geworden sein vom langen Stehen, wir wollen uns niedersehen. Ich will Ihnen gleichzeitig die Entwürfe zum Herenkopf zeigen, für lernbegierige Schüler brauchbare Studien,“ und wieder zog er ihren Arm unter den seinen, sie zum lauschigen Kaminplätzchen zu führen, wo die Flammenblitze eines lichten Holzfeuers helle Streifen auf ein langzottiges Bärenfell warfen, das man davor ausgebreitet.

Als sie sich dort im Sessel niedergelassen, trug er geschäftig eine Mappe herbei, und nachdem er zu eigenem Gebrauch einen niedrigen Kaminsessel herangezogen, reichte er ihr langsam Blatt für Blatt, mit fast schalkhaftem Lächeln auf die Ausbrüche ihres Entzückens zu lauschen. In Wahrheit, sie ahnte nicht, wessen Züge sie bewunderte, fast wie auf ein Wunder schaute er zu ihr empor.

Immer wurde es ihr schwer, ein Blatt mit dem anderen zu vertauschen, sie konnte sich garnicht satt sehen an dem Kopfe, dem er mit jeder Wendung, mit jedem wechselnden Ausdruck ein anderes, doch immer reizvolles Gepräge zu geben wußte. Welche Fülle von Gaben hatte doch der Schöpfer über den Mann ausgeschüttet, wie verschenderisch ihn ausgestattet mit aller Schönheit der Seele und des Leibes! Sich zurücklehrend, blickte sie ernst prüfend auf ihn nieder. Wie gut diese vornehme Männergestalt in diese Umgebung paßte! Üppiger Lorbeer mit seinen goldenen Früchten schien gerade der rechte Schmuck für sein stolzes, übermütiges Gesicht, und doch war er elend, — elend durch eine armselige Frau!

„Es gefällt Ihnen bei mir?“ forschte er jetzt, das Kinn in die Hand gestützt, ihrem Blick folgend, der, ihm befangen ausweichend, durch das Zimmer schweifte, als ob er fürchte, ihre Gedanken zu verraten.

„Ob man mit der Zeit auch gegen eine derartige herrliche Umgebung unempfindlich werden kann?“ fragte sie anstatt einer Antwort und strich fast ehrfurchtsvoll über die Plüschdraperie, die den Kamin umkleidete. „Sie haben Freude an fatten Farben, Herr Doktor?“

„Allerdings, und ich vermisse den vollständigen Mangel derselben an Ihrer Kleidung. Wenn Sie wüßten, wie sehr Ihr blasses Gesichtchen durch die Nachbarschaft der tiefroten Stoffes gewinnt!“

„Als ob ich je hätte danach fragen können? Was haltbar ist und praktisch, das —“

„Ah, eine Künstlerseele wie die Ihre ist nicht gemacht, mit dem Pfennig zu rechnen,“ unterbrach er sie lebhaft.

„Nun, mein Geschick scheint nicht Ihre Ansicht zu teilen,“ lächelte sie trübe. „Ich gehöre nicht zu jenen beneidenswerten Zehntausenden, die durch Gnade erheben, durch Gunst befördern oder durch Geschenke beglücken dürfen, — allezeit konnte ich mich nur selbst geben, und dieses Selbst — scheint wenig Wert zu haben?“

„Für alle?“ flüsterte Bauer, und ein leidenschaftliches Verneinen klang durch den tiefen Ton, „für alle?“

Tiefaufatmend schloß sie sekundenlang die Augen, — dieser Klang preßte ihr so seltsam das Herz zusammen, und sich der Wirklichkeit zurück zu geben strich sie sich hastig über die Stirn.

„Um Gottes Willen, was ist das?“ schrak Bauer aller Beherrschung ledig empor, mit beiden Händen ihren Kopf zu fassen, ungeachtet alles Widerstrebens, und tief erblaßt beugte er sich zu ihrer Stirn nieder, wo zwischen den verschobenen Haaren die rote Narbe deutlich hervorleuchtete. „Welche furchtbare Wunde!“

Schreckübermannt sank Regina's Kopf zurück, dann huschte ein mühsam gezwungenes, schattenhaftes Lächeln um ihren Mund. „Ein Unikum, mein Schädel, Herr Doktor,“ stammelte sie atemlos, „eine schwere Majolikavase ging an ihm in Scherben, ohne ihm einen ernsteren Schaden zuzufügen.“

„Und Sie setzen sich bereits der Abendluft aus? Vielleicht arbeiten Sie schon wieder mit Ihrem armen, schwer verletzten Köpfchen? Das darf nicht sein! — Gott, wenn ich Sie nie wiedergesehen hätte, Regina!“ stieß er erschüttert, überwältigt hervor.

Der warme, tief zärtliche Ton legte sich unaussprechlich hold und weich um ihr vereinsamtes Herz. „Was wäre dann weiter gewesen?“ fragte sie tonlos, während sich ein blinkender Tropfen in ihr Auge drängte, „eine Lücke, die sich geschlossen hätte, ehe sie überhaupt ein Mensch empfunden.“

„Kind, wie können Sie so sprechen! Sie wären kein Weib, wenn Sie es nicht längst wüßten, was Sie mir sind!“ stieß er in voll hervorbrechender Leidenschaft hervor. „Regina, — Kind, — wie liebe ich dich! Von jenem ersten Augenblick an, da wir uns vor dem Herenbilde sprachen, — ein Herz — eine himmelhochlodernde Flamme, kannst du widerstehen, Regina?“ und willenlos glitt er an ihr nieder, ihre Hände mit heißen Küßen bedeckend.

Schweigend, regungslos, doch mit zuckenden Lippen starrte Regina auf den Knieenden nieder, bis sie plötzlich tief aufatmete. Ihr an Dunkelheit gewöhntes Auge konnte nicht sogleich die blendende Sonne, die sie mit plötzlichem Glanz überschüttete, ihr Ohr nicht den Donnerlaut der Auferstehung aus tiefer Grabesnacht fassen, wenn auch das Herz in unsäglicher Wonne erzitterte. Ja, ein Streben, ein Wollen, ein Verstehen erfüllte sie beide, — ach, sie konnte nicht widerstehen, wo ihr ganzes Sein ihm entgegen jauchzte, und die Hände an die klopfenden Schläfe gepreßt, stammelte sie nur immer wieder: „O du — du!“

Er hatte sie in seine Arme gerissen, endlich war sie sein, — doppelt süßer Triumph, da es ihm schwer, so schwer geworden, sie zu gewinnen, und in glühendem Entzücken preßte er sie wieder und wieder an sich, ihr Gesicht mit unzähligen Küssen bedeckend, und Regina ließ glückberauscht das Wetter willenlos über sich hinbrausen. Alles, was dürr und krank und schwach in ihr war, riß der Sturm hinab, — Großer Gott, mochte nun auch der Geist müde werden im Kampf mit der Welt, das Herz blieb stark und wach, seit es diese Liebe gekostet!

Eine Welt von Seligkeit durchbebte sie unter seinen Küssen, seinen Liebesworten, hilfsbedürftig wie ein Kind an seine Brust geschmiegt, versank die ganze Welt umher in märchenhaft rosigen Schimmer, bis endlich der schrille Ton einer Klingel sie der Wirklichkeit zurückgab.

„Es ist so spät,“ murmelte sie wie erwachend, sich glutübergossen aus seinen Armen lösend.

Doch Bauer zog sie nur von neuem wieder stürmisch an seine Brust. „Bleibe, — wehe um jede Stunde des Glücks, die wir uns um kleinlicher Bedenken willen rauben! Sieh, ich weiß es wohl, daß dein ungeliebter Gatte nicht vor Schlafenszeit aus dem Klub heimkommt,“ flüsterte er, — „glaubst du, ich würde dich eher aus meinen Armen lassen?“ Dann verstummte er plötzlich vor dem seltsamen, starren Blick, mit dem ihn Regina maß.

Wie schwer es ihr aufs Herz fiel, daß er sie noch für die Ehefrau eines anderen Mannes gehalten und trotzdem an sein Herz gezogen hatte. Freilich, Bauer wußte ja nichts mehr von einer Liebe in Ehren, und sie durfte ihm nicht einmal zürnen, er und andere hatten ihr ja nie seine Ansicht über die Frauen vorenthalten. Ach, und war er nicht im Recht, das Weib verächtlich widerstandslos zu finden? Wenn er sie vor Wochen, vor Monaten, da sie noch dem Gatten angehörte, an seine Brust riß, — auch damals hätte sie nicht widerstehen gekonnt, wie heute!

„Lasse mich,“ bat sie mit bebender Stimme, unverschleierte Liebe im Auge, „suche mich nicht zurückzuhalten! Daß ich dich liebe, bei Gott, ich will und kann es nicht leugnen, — du hast mir viel, unschätzbares damit gegeben, doch es gilt nun zu scheiden, unweigerlich!“

„Regina!“

„Ich will dir nichts von der sogenannten guten Sitte sagen — Menschenwerk,“ sprach sie hastig weiter, die Hände fest ineinander verschlungen, — „doch daß ich dich verlassen muß, — muß, das gebietet hier drinnen eine Stimme so

dringend, daß ich nur mit Drangabe meines höchsten Gutes, meiner Selbstachtung sie zum Schweigen bringen könnte. Lebe wohl — Gott behüte dich," stieß sie noch mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte aus, dann schritt sie eilig hinaus, kaum, daß sie Zeit und Besinnung fand, den Mantel und Hut zu nehmen. Ach, sie wußte, daß der furchtbar schwere Entschluß, sich von ihm zu trennen, schnelles Vollbringen erforderte, sollte ihr Wille nicht wanken.

Am Bauer's Lippen zuckte ein erzwungen spöttisches Lächeln, als sich die Thür hinter ihr geschlossen. Regina liebte ihn — wie liebte sie ihn, — sie würde, mußte wiederkommen, sich mit doppelter Glut an seine Brust zu werfen. Es war ja alles bisher so gekommen, wie er es vorher gewußt, sollte das Ende dem Anfang widersprechen? Dann schritt er langsam, wie magnetisch angezogen, zur Staffelei hin, sich auf dem Sessel vor ihr niederzulassen. Wie liebevoll sein Auge auf dem Bilde ruhte. „Regina, — Süße — Thörichte — mein!" murmelte er abgebrochen und, einem unwiderstehlichen Antriebe folgend, griff er nach Pinsel und Farbe, mit sicheren Strichen die rote Narbe in das Haar der Here hinein zu setzen, — denn der in wunderbarer Meisterschaft gemalte Kopf trug Regina's Züge im Kranze goldiger Locken. — —

(Schluß folgt.)



## Die Arbeit, ihre Würde und ihr Recht.

Ein Vortrag  
von  
Kardinal Manning.

(Schluß.)

Die Leistungsfähigkeit unserer gewerblichen Maschinen ist seit dem Jahre 1825 noch in hohem Maße gestiegen, wie insbesondere die Berechnungen Brassey's ausweisen. In seinem Buche<sup>1)</sup> heißt es in dieser Beziehung: „Die Schnelligkeit der Spinnmaschine hat so zugenommen, daß heutzutage in zehn und einer halben Stunde mehr Garn gesponnen wird als früher in 12 Stunden. Im Jahre 1848 wurden einer Frau zwei Webmaschinen überwiesen, heut hat sie vier zu bedienen. Die Schnelligkeit der Arbeit auf der Webmaschine schwankte im Jahre 1853 zwischen 90 und 112 Schlägen in der Minute; heut zwischen 170 und 200 Schlägen.“

Die große Pyramide Agyptens ist eine der erstaunlichsten Leistungen der alten Mechanik. Wir wissen nicht, auf welche Weise ein jeder Stein aus dem Steinbruch bis auf seinen Platz in dem Bauwerk geschafft worden ist, aber es ist uns wenigstens eine Angabe überliefert, nach der wir uns eine Vorstellung von der ungeheuren darauf verwandten Arbeitsmenge machen können. Nach Herodot's

<sup>1)</sup> Brassey, Thomas, Wages in 1823, Longmanns 1853, pag. 39.

Erzählung standen die Könige, welche die Pyramiden erbaut hatten, nach ihrem Tode in sehr schlechtem Andenken, und es wurde überliefert, daß mit der Errichtung der großen Pyramide hunderttausend Arbeiter zwanzig Jahre lang beschäftigt worden sind. Wenn nun sämtliche Dampfmaschinen Englands, mit 36 000 Mann Bedienung, zu demselben Zwecke verwandt würden, so hat man berechnet, daß sie, um dieselbe Arbeit zu verrichten, also um die Quadern aus dem Steinbruch heraus zu schaffen und ebenso hoch zu heben, wie die Höhe der Pyramide beträgt, nur achtzehn Stunden gebrauchen würden. Wenn diese Berechnung richtig ist, so dient sie als Beweis dafür, in wie ungeheurem Maße unsere Arbeit fortgeschritten, unsere Ausbildung entwickelt, unsere Erfindungsgabe geweckt und unser Kapital gewachsen ist. Immer mehr und immer mehr steigt unsere Muskelstärke und unsere Geistesstärke, die Kraft unserer Hände und unserer Maschinen. Und hierin liegt in Wahrheit das Kapital unseres Landes, nicht im baren Gelde.

Wir müssen daher das Wort Kapital in einem weiteren Sinne auffassen als gewöhnlich und alles das, was ich eben genannt habe, mit unter diesem Worte begreifen: Die Muskelstärke und die Geistesstärke, die Kraft unserer Hände und unserer Maschinen, soweit dies durch die Arbeit hervorgebracht ist. Daher wiederhole ich, daß ich für den Mann, welcher nichts auf den Arbeitsmarkt bringt als eine rohe, ungebildete Körperkraft, ebensogut den Ehrennamen eines ehrlichen Arbeiters beanspruche, wie für den halb oder ganz ausgebildeten und für den wissenschaftlich geschulten Mann; und wenn er ehrlich arbeitet, das heißt, wenn er seine Körper- und Geisteskräfte für sein und seiner Nächsten Bestes ausnutzt, so glaube ich, daß auch er sich mit Recht der Würde erfreuen darf, welche sein Stand und seine Arbeit ihm verleihen.

Was ich hiermit meine, mache ich am besten klar, wenn ich die Worte wiedergebe, welche Brassey aus einem Werke des arbeiterfreundlichen Schriftstellers Ruskin angeführt hat. Sie lauten: „Ein Ding müssen wir alle haben, und das ist die Bescheidenheit.“

Nichts ist so unbescheiden, als wenn jemand denkt, es gebe keinen, der ihm in Verstand und Charakter überlegen sei. Der kleinste Mann ist der, welcher glaubt, es gebe keinen größeren als ihn. Ein Mann, der das Gute und Schöne bescheiden anerkennt, wo er es findet, und ihm eine ernste und aufrichtige Bewunderung entgegen trägt, ohne Eifersucht und Neid, — und das nenne ich einen bescheidenen Menschen, — der verdient in meinen Augen auch den Namen eines guten Arbeiters. Ruskin sagt weiter: „Ich weiß es und ihr Arbeiter wißt es gewiß auch, daß die Bescheidenheit uns die meiste Kraft und Freude unseres Lebens gewährt, Bescheidenheit in dem gerührten Angedenken an die schöne, reine Zeit unserer eigenen Jugend, bescheidene Ehrfurcht vor dem Alter anderer, bescheidene Verehrung für alles Schöne im Leben und alles Große unter den Toten, Bescheidenheit und Demut in der Anbetung der unsterblichen Mächte.“<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Brassey, a. a. O., pag. 53.

Hiermit habe ich den ersten Teil meiner Aufgabe, die Würde der Arbeit, erschöpft und ich wende mich zur Besprechung des Rechts der Arbeit. Wenn ich von den Rechten der Arbeit spreche, so bin ich damit weder Kommunist noch Revolutionär.

Adam Smith sagt: „Das Eigentum, welches jeder an seiner eigenen Arbeit hat, ist, wie der Quell aller anderen Arten des Eigentums, so auch das heiligste und unverletzlichste von allen. Das Vermögen des Armen liegt in seiner Hände Stärke und Geschicklichkeit; und wer ihn verhindert, diese Stärke und Geschicklichkeit, so wie er kann und will, ohne Nachteil für seinen Nächsten auszunutzen, der begeht ein himmelschreiendes Unrecht gegenüber diesem geheiligten Eigentum.“ Deshalb beanspruche ich für die Arbeit vor allen Dingen dasselbe Recht, welches das Eigentum hat. Es giebt keine Sache, welche so sehr unser eigen wäre, wie die Arbeit. Sie ist ein höchst persönliches Gut; die Kraft und Gewandtheit, welche jemand besitzt, sind so gut sein eigen wie das Blut in seinen Adern; und das Eigentum, welches er in dieser Kraft und Gewandtheit hat, kann von keinem Fremden überwacht und kontrolliert werden. Die englischen Juristen haben den Kunstausdruck, das Testament sei ambulatorisch; damit wollen sie sagen, daß es, wo er sich auch befindet, überall mit ihm geht. Ebenso trägt der Arbeiter sein Eigentum wie bares Geld überall mit sich herum. Er kann dafür einkaufen und er kann es verkaufen, er kann es vertauschen, er kann es zu einem bestimmten Preise öffentlich ausbieten, und dieses bare Geld, welches er mit sich führt, kann er auf jedem Arbeitsmarkt der ganzen Welt zu Markte tragen; nicht einmal Kursverschiedenheiten stören in der Bewertung, denn keine fremde Prägung, keine schwierige Berechnung, weder die dezimale noch eine andere, hindern ihn daran, dies Vermögen im Auslande umzusetzen. Ja, im Gegensatz zum gemünzten Gelde kann er seine Arbeit immer wieder und immer ausgeben, ohne daß sie davon abnimmt oder alle wird — natürlich innerhalb der Grenzen, welche unsere Natur uns nun einmal gezogen hat. Aber Jahr für Jahr begleitet den Arbeiter seine Arbeitskraft durchs Leben, bis sie im Alter erst schwächer wird und dann zu Ende geht. Dann aber hat der Ergraute auch einen Anspruch darauf, mit der Bescheidenheit und Achtung angesehen zu werden, von der ich eben gesprochen habe.

Was ein rechter Arbeiter ist, sagt nun auch Shakespeare. In seinem Lustspiel: „Wie es Euch gefällt“ legt er einem Arbeiter folgende Worte in den Mund: „Herr, ich bin ein ehrlicher Tagelöhner; ich verdiene, was ich esse; erwerbe, was ich trage; hasse keinen Menschen, beneide niemandes Glück, freue mich über anderer Leute Wohlergehen, bin zufrieden mit meinem Ungemach.“<sup>1)</sup>

Weiter beanspruche ich für die Arbeit die Rechte des Kapitals. Die Arbeit ist Kapital im wahrsten Sinne des Wortes. Das, was wir heut Vieh nennen, bezeichneten unsere angelsächsischen Vorfahren als „lebendes Geld“, und wir wissen auch, daß unsere Worte chattels (fahrende Habe) und cattle (Vieh) dasselbe

<sup>1)</sup> Shakespeare, Wie es Euch gefällt, 3, 1.



sind wie das lateinische capita, nämlich Häupter von Vieh, Arbeitern oder Sklaven, und dies verstand man unter dem lebenden Gelde; in demselben Sinne aber ist die Arbeit, die Kraft und die Geschicklichkeit des ehrlichen Tagelöhners sein „lebendes Geld“; diese Dinge sind ein Kapital, welches er in sich aufgespeichert hat, ein Kapital, welches zur Produktion unentbehrlich ist. Denn das Kapital, welches im Gelde besteht, und welches ich daher totes Kapital oder totes Geld nennen möchte, wird erst durch das lebende Geld zum Leben und zur Thätigkeit erweckt. Das Geld-Kapital und das Kapital der Stärke und Geschicklichkeit müssen sich mit einander verbinden, und wenn sie dies nicht thun, so haben wir keine Produktion und keinen Fortschritt. Deswegen müssen „Kapital und Arbeit auf demselben Pferde reiten“ — so lautet ein Ausdruck in dem von mir mehrfach angeführten Buche; und dasselbe Buch fügt mit einer Art Mutterwitz hinzu: „jedes Mal, wenn zwei auf einem Pferde reiten, so sitzt einer von ihnen hinten“, und, wie weiter ausgeführt wird, der vorne Sitzende ist das Kapital. Ich sage aber, wenn Kapital und Arbeit nicht Hand in Hand neben einander reiten können, so müssen sie neben einander gehen, denn jedes Recht, das dem Kapital zusteht, kann auch die Arbeit beanspruchen.

Ferner hat die Arbeit ein Recht auf Freiheit. Wir lesen im Columella, welcher im fünften Jahrhundert nach Christus ein Buch über römischen Ackerbau geschrieben hat, daß die ganze Umgebung Roms so trocken, unfruchtbar und ertragslos wurde und Jahr für Jahr so sichtbar ihre Ertragsfähigkeit verlor, daß die römischen Philosophen dies erklären zu müssen glaubten, indem sie annahmen, die Erde werde alt. England ist, wie wir sahen, von König Johann's Zeit bis jetzt nicht alt geworden, die Erklärung der römischen Philosophen kann also nicht richtig sein. Aber das Geheimnis dieses Vorganges läßt sich auf anderem Wege leicht enthüllen. Die römische Campagna wurde von Sklaven bearbeitet, und Sklavenarbeit ist Arbeit ohne Herz, Arbeit ohne Willen. Nicht die körperliche Kraft, sondern die Willenskraft macht die Art an der Baumwurzel erklingen. Das Recht auf Freiheit besteht darin, daß jeder Arbeiter ein Recht darauf hat, selbst zu bestimmen, ob er arbeiten will oder nicht. Wenn er aus Trägheit nicht arbeiten will, so gilt für ihn das alte Gesetz: „so jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen“, <sup>1)</sup> und dies Gesetz ist niemals abgeschafft und gilt noch heute. An einer andern Stelle sagt die heilige Schrift aber auch: „ein Arbeiter ist seines Lohnes wert“, <sup>2)</sup> und ich bin froh darüber, daß dieses Wort noch immer in unserem heiligen Buche steht. Ja, der Arbeiter hat die freie Entscheidung darüber, für wen er arbeiten will und wo er arbeiten will. Natürlich sage ich nicht, daß er diese Freiheit in launenhafter Weise oder zu Erpressungen mißbrauchen soll, aber ich will damit sagen, daß er selbst der erste und einzige Richter und Herr über sein eigenes Leben ist, und daß nur er dafür zu leiden hat, wenn er seine Freiheit verkehrt anwendet. In dieser Freiheit liegt aber auch das Recht, — auf seine eigene Gefahr hin — darüber zu entscheiden, ob er bei einem ge-

<sup>1)</sup> 2. Thessal 3, v. 10.

<sup>2)</sup> Ev. Luc. 10, v. 7.

wissen Lohne bestehen kann oder nicht; das kann garnicht bestritten werden, denn niemand anders als er selbst kann den Wert seiner Arbeit abschätzen; er mag sie daher so teuer ausbieten, wie er will, und wenn ihm ein Lohn geboten wird, der ihm zu niedrig erscheint, so mag er ihn ablehnen. Wenn er dann unbeschäftigt bleibt, so leidet er selbst am meisten darunter, aber niemand darf ihm sagen: „du mußt arbeiten“. Die Sklaverei hat in England bis ins vierzehnte Jahrhundert hinein gedauert, und ich glaube, daß es der Sklaverei zum Teil mit zuzuschreiben ist, wenn die Fruchtbarkeit Englands damals geringer war als heut; — zum Teil sage ich, denn ich berücksichtige auch das Heranwachsen von Kapital, die Ausbildung der Geschicklichkeit und das Zunehmen der wissenschaftlichen Erkenntnis. Die Sklaverei ist aufgehoben worden unter dem mildernden Einflusse des Christentums; nach ihr lebten die Arbeiter aber in einem Verhältnis, dem zu folge sie in einer Beziehung frei waren, in andern aber nicht, ein Verhältnis, dessen Darstellung bei dieser Gelegenheit ich mir ersparen kann. Heutzutage ist die Arbeit des Engländers so frei wie die Luft. Der Arbeiter darf gehen, wohin er will, er darf arbeiten, wo er will, er darf so billig arbeiten, wie er will, und so teuer, wie er kann; ja er braucht gar nicht zu arbeiten. Denn wie jeder zu bestimmen hat, ob er sein Eigentum, sein Kapital ruhen lassen oder in Thätigkeit setzen will, so kann er es auch mit seinem Arbeitseigentum machen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich noch etwas aussprechen, obwohl ich die Überzeugung habe, daß es Ihnen gegenüber nicht nötig ist; aber wie ich es schon vor ein paar Jahren in Manchester gesagt habe, so muß ich es hier in Leeds wiederholen. Einige Leute wollen ein neues, langes Wort in unsere Sprache einführen, das Wort Proletariat. Ich bin gewiß, daß Sie alle dieses Wort schon gehört und gelesen haben; aber so oft ich es auch nur einmal in einem Buche lese, habe ich von vornherein einen gewissen Verdacht gegen das ganze Buch, und wenn jemand das Wort in mündlicher Rede gebraucht, so glaube ich wenigstens, daß er kein Engländer ist. Unsere eigentliche englische Sprache hat viel mehr einsilbige als vielsilbige Wortstämme, und ich liebe unsere kurzen angelsächsischen Worte, denn sie sind kräftig wie das Volk, von dem sie stammen. Nun will ich mich viel tausendmal lieber einen Werkmann, einen Arbeitsmann nennen lassen als einen prolétaire, und ich will Ihnen auch sagen, was ich gegen das Wort prolétaire einzuwenden habe. Es ist pedantisch, es ist unchristlich, es ist falsch und zuletzt, es ist eine Beleidigung für den Arbeitsmann. Das Wort ist pedantisch, weil es von einigen französischen Schriftstellern, vornehmlich um die Zeit der ersten französischen Revolution, aus dem römischen Recht aufgeschnappt worden ist, und aus demselben Grunde ist das Wort unchristlich, denn damals war es eine sehr unchristliche Zeit. Auch seinem letzten Ursprunge nach ist das Wort ein unchristliches; es stammt aus der römischen Zivilisation, so wie sie sich vor dem Auftreten Christi gebildet hatte. Das Wort ist falsch, denn es paßt in keiner Weise auf unsere Verhältnisse, und zwar aus folgendem Grunde: Die römische Bevölkerung zerfiel in Klassen, und unter diesen Klassen gab es eine, welche gesetzlich als *capite censi* bezeichnet wurden, d. h.

Leute, die nur kopfweise gezählt wurden. Sie waren bloße Nummern, sie hatten nichts, sie waren nichts, sie konnten nichts, sie hatten zwei Augen, zwei Hände und zwei Füße und wurden in die Steuerlisten nur mit ihrem Namen eingetragen. Das war die unterste Klasse der römischen Bevölkerung. Nach ihnen kamen die proletarii. Das waren die Leute, welche ihr Heim und ihre Familie hatten, wenn man ein Dach oder eine Schutzwand, unter der man gerade liegen kann, als Heim bezeichnen will, aber sie waren ohne Vermögen, sie hatten nichts als ihre Kinder, nur mit ihrem Leibe und durch ihre Kinder konnten sie dem Staate im Kriege oder bei anderen Gelegenheiten dienen. Außerdem waren sie Sklaven oder wenigstens in großem Umfange Sklaven. Sie waren faule Nichtsthuer und die nichtsnußigsten und elendesten Geschöpfe der Bevölkerung; sie lebten von Almosen, oder, was noch schlimmer ist, sie umflatterten und umschmeichelten jeden, der ihnen etwas geben konnte. Nun frage ich, ob es nicht eine Beleidigung für unsere ehrlichen Arbeiter ist, wenn man sie als Proletarier bezeichnet!

Die Arbeit hat nicht nur das Recht auf Freiheit, sondern auch das Recht, sich selbst zu schützen. Hiermit betrete ich allerdings einen sehr gefährlichen Boden, meine Herren, aber ich werde meine Ansicht vortragen wie ein Geschichtsforscher oder wie ein Volkswirtschaftslehrer und nicht wie ein Volksverheßer. Wenn Sie die Geschichte Englands bis in ihre Anfänge verfolgen, so werden Sie finden, daß es zu allen Zeiten Verbindungen gegeben hat, welche weder dem Familienleben angehörten noch in dem Staate als solchem aufgingen. Die Familie hat ihre eigenen Gesetze, die Gesetze der häuslichen Gewalt, der häuslichen Ordnung und, wie ich mit König Salomo wohl sagen darf, der heilsamen häuslichen Züchtigung. Auf der anderen Seite hat der Staat ein Recht, seine Gesetzgebung und seine vollziehende Gewalt. Zwischen dem Familienleben und dem politischen Leben des Staates ist noch ein großes Feld für die freie menschliche Thätigkeit, für Geschäfte und Verbindungen, welche keine familien-rechtlichen und keine öffentlich-rechtlichen Beziehungen begründen, ich meine das ganze weite Gebiet des Handels- und Geschäftsverkehrs. Der Handel ist so alt wie der Umtausch eines Dinges gegen ein anderes, und der Tausch ist so alt wie unsere Zivilisation. Dieses große Gebiet des Verkehrs hat naturgemäß seine eigenen Rechte und Gerichte, und wir finden daher, so weit wie wir die Angelsächsische Geschichte kennen, zur Regelung derselben die Gilden eingerichtet. Die Gilden hatten zu allererst auch einen religiösen Charakter; man hat sogar vielfach geglaubt, sie wären rein religiöse Einrichtungen gewesen, aber das ist falsch, sie waren immer zugleich auch eine Art von wohlthätigen Gesellschaften; und es war schon von vornherein ein Zweck der Gilden, ihre Mitglieder zu schützen und besonders ihnen die Freiheit zu erhalten gegenüber den vielfachen Unterdrückungsversuchen der Leute, welche die örtliche Gerichtsbarkeit ausübten. Es gab Gilden mancherlei Art, Friedensgilden und Gewerbe-gilden, und die letzteren bestanden aus „Meistern und Mannen“, aus Arbeitgebern und Arbeitern.

Soweit wir in der Geschichte der Zivilisation auch zurück gehen, selbst bei den Griechen und Römern, finden wir, daß die verschiedenen Gewerbe und Hand-

werke immer ihre Gesellschaften und Genossenschaften hatten, zu denen die einzelnen sich vereinigten; und dies scheint mir ein guter und gesunder Grundsatz zu sein. Nichts stimmt mehr mit dem natürlichen Rechtsgefühl aller überein, als daß die, welche gemeinsame Interessen haben, sich auch zur Vertretung dieser Interessen an einander anschließen. Dieser Anschluß ist für die Erhaltung der bürgerlichen und politischen Ordnung höchst förderlich, und lediglich solche habe ich im Auge. Auch Ihr Institut, meine Herren, muß ich nach den Schilderungen, die Ihr vortrefflicher Herr Vorsitzender mir vor meiner Herkunft davon gemacht hat, für eine Einrichtung im Sinne der alten Gewerbe-Gilden halten; denn wenn ich die mir gemachten Angaben richtig verstanden habe, sind auch in Ihrem Institute Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Kapitalisten des toten Kapitals, wie ich mich vorhin ausgedrückt habe, und Kapitalisten des lebenden Kapitals, zur Vertretung ihrer gemeinsamen Interessen zusammengetreten. Wenn daher die Gewerbe-Gilden eine gefährliche Einrichtung wären, so müßte Ihr Institut etwas sehr Gefährliches sein. Nun läßt sich aber die ganze gesellschaftliche Ordnung des heutigen England auf Bündnisse dieser Art zurückführen. Ich mache Sie in diesem Sinne auf ein Buch von Brentano, einem Deutschen, aufmerksam; dasselbe behandelt die Geschichte der Gewerbe-Gilden, auf welche er die heutigen Gewerbeverbindungen aller Art zurückzuführen sucht. Diesem Buche verdanke ich die feste Überzeugung, daß jene Gilden, wenn sie richtig geleitet sind, nichts zur Folge haben, was dem Staate wohl schädlich sein könnte.

Bedenken Sie nur die eine Thatsache! Alle unsere großen englischen Handelsstädte sind im Grunde genommen nicht viel Anderes als Vereinigungen von solchen Gilden. In Norwich waren zwölf Gilden, und zwar zu einer Zeit, als Leeds noch gar nichts war; in King's Lynn gleichfalls zwölf, in Bishop's Lynn neun, in Köln achtzig, in Lübeck siebenzig, in Hamburg hundert, in London siebenzig. Gerade London ist das beste Beispiel für ein solches Heranwachsen von Gewerbe-gilden zu einer Weltstadt; denn Brentano sagt: „Die ältesten zuverlässigen und ausführlichen Nachrichten über Gilden, welche wir haben, stammen aus England; die englischen Gilden beruhten auf freien Statuten, deren Aufzeichnung seit Beginn des elften Jahrhunderts allmählich stattgefunden hat. In bezug auf eine Gilde ist der Zeitpunkt der Aufzeichnung ganz zweifellos; dieselbe wurde von Drey, einem Freunde Knuts des Großen<sup>1)</sup>, in Abbotsbury begründet und reich ausgestattet“<sup>2)</sup>, und weiter: „Das Verbot dieser Gilden im fränkischen Reiche — denn im Auslande wurden sie nicht mit günstigen Augen betrachtet — läßt sich nur durch Gründe rechtfertigen, welche auf die Art ihrer Leitung Bezug haben; aus England hören wir über die Gilden niemals das geringste Nachtheilige“<sup>3)</sup>.“ Es scheint, daß die Engländer zu allen Zeiten besser als ihre Nachbarn auf dem Festlande das Recht zur freien und ungehinderten

<sup>1)</sup> 1015—1035 n. Chr.

<sup>2)</sup> Brentano, on the history and development of Gilds and the Origin of Trade Unions, London 1870, p. 1.

<sup>3)</sup> Brentano, a. a. O., S. 15.

Entfaltung ihrer Kräfte sich zu erhalten gewußt haben, und die Regierung scheint es schon damals verstanden zu haben, die vom Volke frei geschaffenen Organisationen mit Erfolg zur Unterstützung der öffentlichen Ordnung heranzuziehen. In Canterbury stand damals eine Gilde, welche dieselben Zwecke verfolgte, an der Spitze des Gemeinwesens, und zwei andere Gilden neben ihr; wir lesen auch von einer Gildenhalle in Dover und können somit annehmen, daß auch dort eine Gewerbe Gilde bestanden habe, und Urkunden aus einer etwas späteren Zeit sprechen oft von Gilden als von Dingen, welche damals schon lange bestanden. Das Gildenwesen war daher im achten, neunten und zehnten Jahrhundert nach Christus unter den Angelsachsen nicht nur vollständig ausgebildet, sondern auch anscheinend weit verbreitet. Die Gildenartikel wurden auch von der Gesetzgebung als verbindlich anerkannt oder wenigstens geduldet. Ja, sie genossen in England bald ein solches Ansehen, daß ihre Statuten auch für Nichtmitglieder verpflichtend wurden und viele Stadtverfassungen aus Gildenverfassungen erwachsen sind. Ich will noch nebenbei bemerken, daß York damals drei und Beverly vier Gilden hatte.

Als Beispiel dafür, welchen Zwecken diese Innungen dienten, möge ein merkwürdiger Auszug aus den Statuten der Gilde zu Killingham<sup>1)</sup> dienen: „Wenn ein Bruder oder eine Schwester das Unglück hat, ein Haupt Vieh im Werte von einer Mark zu verlieren, so muß jeder Bruder und jede Schwester einen halben Pfennig zur Anschaffung eines neuen Tieres beisteuern. Wenn das Haus eines Bruders oder einer Schwester durch Unglück abbrennt, so muß jeder Bruder und jede Schwester einen halben Pfennig zu einem neuen Hause geben.“<sup>2)</sup> Aus den Darlegungen Brentano's will ich nur noch anführen, daß eine noch höhere Stufe der Entwicklung durch die Vereinigten Gilden erreicht wurde; diese Vereinigten Gilden waren erst eine jede für sich entstanden und hatten sich dann mit einander verschmolzen. „Der Umstand, daß gerade London den anderen Plätzen in dieser Art der Entwicklung vorgegangen ist, macht keine Schwierigkeit; denn wenn England die Geburtsstätte der Gilden ist, so ist London vielleicht ihre Wiege. Jedenfalls haben wir einen urkundlichen Beweis dafür, daß die Verfassung der Altstadt auf einer Gilde beruhte und ihrerseits wieder anderen englischen Gemeinden zum Vorbilde gedient hat. Nach den *Judicia Civitatis Lundoniae* aus der Zeit des Königs Athelstan<sup>3)</sup> vereinigten sich die Friedensgilden Londons zu einer einzigen, um so ihre Ziele kräftiger verfolgen zu können. Diese Londoner Gilde beherrschte die ganze Stadt mit den Vorstädten, was wir daraus erkennen, daß durch ihre Anordnungen auch Nichtmitglieder gebunden wurden. Der Anlaß zu dieser Vereinigung ist vielleicht dadurch gegeben worden, daß sich auch hier, wie anderwärts, nach und nach neue Gilden neben der ursprünglichen alten gebildet hatten und daß durch die Streitigkeiten zwischen der alten und den neuen Gilden die Verfolgung ihres wichtigsten Zweckes, der Freiheit und des Rechtes, beeinträchtigt wurde.“ Brentano zeigt auch, wie „eine ähnliche Vereinigung drei-

<sup>1)</sup> In der Grafschaft Lincoln.

<sup>2)</sup> Toulmin Smith, on English Gilds, p. 186.

<sup>3)</sup> 924—940 n. Chr.

hundert Jahre später, in den Jahren 1283 oder 1284, in Berwick am Tweed stattgefunden hat. Die Einwohner von Berwick verabredeten die Statuten einer vereinigten Gilde, wonach dort, wo mehrere Körperschaften an einem und demselben Platze nebeneinander beständen, sie sich zu einer einzigen mit gemeinsamem Interesse vereinigen und in ihrem Wirken mit einander eine starke und herzliche Liebe zeigen sollten.“<sup>1)</sup> Heutzutage hat London, so viel ich weiß, drei- oder vierundsiebzig Zünfte oder Companien, welche nichts Anderes sind als die bis auf den heutigen Tag fortgeführten alten Gilden. Der Lord-Bürgermeister von London lädt sie einmal jährlich zu einem großen Bankette ein, und sie werden hier mit allem herkömmlichen Zeremoniell als die Vertreter der ursprünglichen altstädtischen Gilden vorgestellt.

Hieraus scheint mir hervorzugehen, daß zu allen Zeiten der Schutz der Arbeit und der Industrie eine gemeinsame Aufgabe aller derjenigen gewesen ist, welche einem und demselben Gewerbe angehörten; daß diese Personen sich zu diesem Zweck an einander angeschlossen haben, daß diese Verbindungen von der Gesetzgebung anerkannt worden sind, und daß in demselben der Arbeitgeber und die Arbeitnehmer, der Inhaber des toten Kapitals und des lebenden Kapitals — oder des toten Geldes und des lebenden Geldes, — gleiche Rechte mit einander gehabt haben. Und ich bekenne offen, daß ich auch keinen Grund einsehe, warum sich nicht alle Leute zur Vertretung ihrer gemeinsamen Interessen vereinigen sollten, so lange sie sich nur dem einen über uns allen stehenden Willen aufrichtig und ehrlich unterwerfen: dem Landesrecht, welches zu allen Zeiten in England die höchste Herrschaft inne gehabt hat.

In dem Brentano'schen Buche kommt noch eine Bemerkung vor, welche mich höchlichst überrascht hat. Ich habe zunächst angenommen, daß es sich hier um eine Ungenauigkeit von seiten des ausländischen Schriftstellers handeln möchte; ich habe die Angabe daher geprüft und sie durchaus zuverlässig befunden. Es handelt sich um einen Vorfall entweder zu Anfang dieses oder am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, zu einer Zeit, als in Nottingham große Not herrschte, als besonders die Strumpfw Weber sehr bedrängt waren und die Arbeitgeber und Arbeiter in sehr betäubender Weise feindlich an einander geraten waren. Bei dieser Gelegenheit sagte Pitt im Hause der Abgeordneten: „Es wird eine Zeit kommen, wo die Industrien so eingelebt sein werden, daß die Arbeiter jeder auf einen bestimmten Industriezweig angewiesen sind und zu keinem anderen übergehen können; dann wird jeder einzelne Unternehmer in einer Stadt im stande sein, die Löhne willkürlich herabzusetzen, und alle Konkurrenzunternehmungen müssen ihm folgen. Wenn dann die Arbeiter durch diese Herabsetzungen in Not geraten und sich zur Auswanderung entschließen, dann werden Frankreich und Amerika sie mit offenen Armen aufnehmen, und dann ist es aus mit der ganzen Industrie. Wenn einmal ein solches Ereignis eintritt, dann müßte das Parlament, falls es nicht gerade tagen sollte, sofort einberufen werden, und wenn es dann nicht helfen kann, so hat es seine Macht verspielt, aber man sage mir nicht, daß das Parlament

<sup>1)</sup> Brentano, a. a. O., S. 35.

nicht helfen könne; das Parlament ist allmächtig, wenn es sich um den Schutz handelt." Ich halte es für etwas sehr Bemerkenswertes, daß Pitt die Fragen, welche uns heute bewegen, damals schon voraussehen konnte; dagegen kommt es mir nicht weiter merkwürdig vor, daß er die staatsmännische Klugheit besaß, die Heilung des Übelstandes in der höchsten Kontrolle und dem Schutze durch das Gesetz zu suchen.

Ich will jetzt noch einen Gedanken aussprechen, von dem ich allerdings fürchte, daß er mir als volkswirtschaftliche Kezerei ausgelegt wird. Ich habe große Achtung vor der Volkswirtschaft als Wissenschaft. Ich glaube — wie ich Ihnen gezeigt habe — an den Grundsatz von Angebot und Nachfrage, vom freien Austausch der Güter und von der Sicherheit des Kapitals, und ich glaube, daß diese Grundsätze die ersten Grundbedingungen der Industrie sind; aber es gibt einen Punkt, in dem ich wohl ein sehr schwacher Nationalökonom sein muß, denn ich kann mich in dieser Beziehung mit der gewöhnlich gehegten Ansicht durchaus nicht befreunden. Ich finde, daß die Nationalökonomien alles, was sie als Einmischung des Parlaments in das freie Spiel des Angebots und der Nachfrage bezeichnen, einerlei in welcher Form und bei welcher Ware es auch geschehe, als ungehörig zurückweisen wollen. Ebenso wie die Herabsetzung des Brotpreises dem Armen mehr Nahrung und die Herabsetzung des Tuchpreises dem Armen mehr Kleidung giebt, ebenso, meinen die Volkswirtschaftslehrer, gebe die Herabsetzung des Preises der narkotischen Getränke dem Armen mehr Lebensgenuß. Meine Herren, ich habe dies nicht angeregt, um auf die Entscheidung über gewisse Gesetzesvorlagen einzuwirken. Ich habe mich in diesem Sinne bei andern Gelegenheiten und an andern Orten geäußert, hier ist nicht der Ort dazu, und ich bin auch zu diesem Zwecke nicht eingeladen. Aber ich möchte nur im allgemeinen zu erwägen geben, daß der Grundsatz des freien Verkehrs doch nicht für alle Dinge paßt. Und warum paßt er hier nicht? Weil es sich hier auch um moralische Fragen handelt. Moralische Fragen kommen nicht in Betracht, so lange es nur der Verbilligung des Brotes und der Kleiderstoffe und aller der täglichen Bedürfnisse gilt, welche nicht leicht in einer Weise mißbraucht werden können, daß der Einzelne oder die Gesellschaft darunter leiden.

Es giebt noch eine weitere, sehr schwierige Frage, die ich mich trotzdem hier zu berühren verpflichtet fühle. Ich bin der Ansicht — das will zwar nicht viel sagen, aber auch Brassens ist der Ansicht, — und der sagt schon sehr viel mehr, — daß auch die täglichen Arbeitsstunden durch Gesetz geregelt werden müssen. Ich weiß, wie schwer dies ist, aber ich bin doch der Ansicht, daß der Grundsatz der schrankenlosen Vertragsfreiheit in bezug auf die Arbeitsdauer durch eine unserer Moral entsprechende Regelung gebrochen und eingeschränkt werden muß.

Wenn es das letzte und größte Ziel unseres Lebens wäre, möglichst viel Ellen Tuch und möglichst viele Rollen Baumwollengarn in den Verkehr zu bringen, wenn der Ruhm Englands nur darin bestände, den Weltmarkt mit diesen Waren zu überschwemmen und durch niedrige Preise alle wettbewerbenden Völker zu unterbieten, dann wäre dieser Grundsatz ja ganz wunderschön. Aber wenn

die Gesundheit des Familienlebens ein Lebensinteresse des ganzen Volkes ist, wenn der Friede, die Reinheit der Wohnungen, die Erziehung der Kinder, die Pflichten der Weiber als Frauen und Mütter, die Pflichten der Männer als Gatten und Väter in unserem ungeschriebenen Gesetz enthalten sind, und wenn diese Dinge uns heilig sind, heiliger als alles, was auf dem Markte verkauft werden kann, und wenn wir dann wissen, daß durch die übermäßig lange Arbeitszeit, infolge der unregelmäßigen Ausnutzung der Arbeitskraft das Familienleben zerstört, die Kinder verwahrlost, die Frauen und Mütter zu lebenden Maschinen und die Männer zu Lasttieren gemacht werden (— das Wort ist häßlich, aber ich weiß kein anderes), die des Morgens vor der Sonne aufstehen und erst am späten Abend heimkommen, müde und abgespant, zu nichts Anderem im stande als schnell zu essen und dann zu schlafen, dann müssen wir uns sagen, daß wir unsere industrielle Größe zu teuer erkauft haben, daß wir auf diesem Wege nicht weiter dürfen. Ich will hier keinen positiven Vorschlag machen, es wäre sogar sehr thöricht von mir, wenn ich so etwas thäte, was nicht meines Amtes ist, aber ich will doch darauf aufmerksam machen, daß das Parlament schon gesprochen hat, und zwar auf Veranlassung des damaligen Lord Ashley, späteren Lords Shaftesbury, den wir alle wegen der großen Menschenfreundlichkeit, die er sein ganzes Leben hindurch gezeigt hat, sehr hoch achten müssen. Lord Shaftesbury hat, so viel ich mich entsinne, in den Jahren 1834/5 die Einsetzung einer Kommission erwirkt, der er alles vortrug, was tief unten im Grunde der Erde, in den Minen der Bergwerke vorging, und infolgedessen hat das Parlament die Frauen- und Kinderarbeit in den Bergwerken verboten. Und auch in späteren Zeiten hat das Parlament die Beschäftigung von Kindern unter einem gewissen Alter in einzelnen Betrieben wiederholt untersagt. In einigen Gewerben dürfen sie erst mit elf Jahren zur vollen Tagesarbeit herangezogen werden, in andern erst mit vierzehn Jahren, zu landwirtschaftlichen Arbeiten wenigstens erst mit zehn Jahren. Immer und immer wieder hat das Parlament die Freiheit des Arbeitsvertrages gesetzlich eingeschränkt. Noch mehr, das Parlament hat sich auch eingemischt, um den Eltern unmöglich zu machen, die Arbeit ihrer Kinder zu verkaufen, und die Vorschriften, durch welche die Beschäftigung von Kindern zunächst in gewissen einzelnen schädlichen Betriebsarten beschränkt oder ganz verboten wurde, sind dann durch Walpole auch auf andere Betriebsarten ausgedehnt worden. Selbst ihre eigenen Kinder dürfen die Eltern in den Fabriken dieser Art nicht beschäftigen, sie dürfen die Arbeit ihrer Kinder nicht ausnutzen, um sich zu bereichern, sobald diese Arbeit dem Kinde Nachteil bringt. Man sage daher nicht, daß das Parlament sich noch nicht in die Arbeitsfrage und in die Frage der Arbeitszeit eingemischt hätte.

Im übrigen frage ich nur: ist es möglich, daß ein Kind gut erzogen wird, wenn es schon mit elf oder zwölf Jahren als Bollarbeiter beschäftigt wird? Kann ein Kind auf dem platten Lande gut erzogen werden, wenn es schon mit neun Jahren auf die Feldarbeit geschickt wird? Kann eine Frau ihre Pflichten als Mutter und weibliches Haupt der Familie erfüllen, wenn sie sechzig Stunden wöchentlich arbeiten muß? Vielleicht wissen Sie es besser, meine Herren, aber ich



muß gestehen, ich kann es nicht fassen und begreifen, wie eine Frau ihre Kinder in den schulfreien Stunden erziehen soll, wenn sie den ganzen Tag lang in der Fabrik arbeiten muß. Die Kinder kommen um vier oder fünf Uhr nachmittags von der Schule nachhause, die Mutter ist nicht da; ich weiß nicht, wie sie sie erziehen, sie überwachen, sie kleiden soll, wenn sie sechzig Stunden wöchentlich in der Fabrik arbeiten muß. Ich weiß, hier liegen sehr schwierig zu behandelnde Dinge vor, aber es ist meine Überzeugung, daß wir die in die Hand nehmen müssen, in die Hand nehmen mit Ruhe, Gerechtigkeit und mit dem entschlossenen Willen, die Arbeit und den Arbeitsverdienst in zweiter Linie, in erster Linie aber die öffentliche Sittlichkeit und die Erhaltung eines gesunden Familienlebens in unseren Arbeiterkreisen zu bedenken. Ich kann und will keinen Gesezentwurf ausarbeiten, aber ich halte mich doch für berufen, die Grundsätze zu betonen, von denen ein solcher ausgehen muß.

Ich habe in meiner Jugendzeit<sup>1)</sup> viele Wohnungen von ländlichen Arbeitern gesehen. Bei aller Armllichkeit hatten sie doch einen gewissen großen Reiz. Ich sah Rathenhäuschen mit einem Hausgarten, mit einem einfachen, aber gut gehaltenen Hausrat, auf dem Herde glimmte der Torf, und Kinder spielten vor der Thür. Überall zeigte sich die Armut, aber überall auch das Glück. Ich hoffe, es ist auf dem Lande auch noch nicht anders geworden. Wie die Arbeiterwohnungen in unseren großen Industriestädten heutzutage sind, weiß ich nicht; in London sind sie oft ganz schrecklich, schon allein, wenn man die Häuser von außen ansieht. Dazu kommt noch, daß oft ganze Familien, ja sogar mehrere Familien in einem einzigen Raum zusammen leben, so daß eine jede nur eine einzige Ecke hat. Das kann nicht so weiter gehen, das darf nicht so weiter gehen. Die Anhäufung des nationalen Vermögens in den Händen von einzelnen Klassen oder gar von einzelnen Personen darf nicht so fortschreiten wie bisher, wenn die Sittlichkeit unseres Volkes nicht zu Grunde gehen soll. Kein Staat kann dabei bestehen.

Ich habe somit versucht, Ihnen darzustellen, worin die Würde der Arbeit besteht. Sie ist die Grundlage unseres Staates, die Grundlage unserer Entwicklung und Bervollkommnung, die Quelle unserer Erfindungen, sie ist die schöpferische Kraft und der Ursprung alles Kapitals, bestehe es in dem toten Gelde oder in der Ausbildung der Lebenden. Desgleichen habe ich die Rechte der Arbeit dargelegt, ich habe gezeigt, daß die Arbeit ein wahres Eigentum ist und ein wahres Kapital; daß sie einen Anspruch auf Freiheit hat, einen Anspruch darauf, sich selbst zu schützen, einen Anspruch auf Schutz durch das Landesgesetz. Ich will nur noch hinzufügen, daß nichts an einem Arbeiter verächtlich ist, außer wenn er sich selbst dazu macht. Ein altes Sprichwort ist es, aber es ist wahr: „Der Träge ist des Teufels Spielfkamerad, und der Unmäßige ist des Teufels Sklave.“ Und andererseits ist der Arbeiter frei und unbeschränkt in allen Rechten, wenn er nicht Unrecht begeht; wenn er Unrecht thut, muß er seine Strafe leiden, im übrigen aber ist das über uns allen stehende Gesetz stets zu seinem Schutze da.

Meine Herren, ich habe Sie länger aufgehalten, als ich sollte, länger, als ich wollte, ich will daher schnell zum Ende kommen. Ich habe vorhin ausge-

<sup>1)</sup> Kardinal Heinrich Edward Manning ist am 15. Juli 1808 zu Totteridge geboren. D. Red.

prochen, daß ich die Kopfarbeiter eben so gut als Arbeiter ansehe wie die Handarbeiter. Ohne die Kopfarbeit — wo wären alle unsere Erfindungen, unsere unendlich vielen verschiedenen Werkzeuge, unsere ganze große Gewerbsthätigkeit! Und wie lang, wie anstrengend, ja erschöpfend ist die Kopfarbeit, ehe sie ihr Ziel erreicht! Wie viele sind schon alt und grau geworden in der Suche nach einer Erfindung, die ihnen wieder und wieder nicht gelang. Aber selbst wenn sie in Mißmut und Enttäuschung sterben, so hatten sie vielleicht für ihre Nachfolger den Grund zur Erreichung des Zieles gelegt.

Mit Recht sagt ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts. „Wir können vernünftiger Weise nicht erwarten, daß ein schönes Stück Wollentuch in einem Lande hergestellt wird, in welchem man keine Astronomie treibt oder die Sittlichkeit vernachlässigt.“ Die Intelligenz eines Landes steigt nicht wie ein steiler Fels oder wie ein Springbrunnen aus der Ebene hervor; nein sie legt sich breit über das Land wie der Wasserspiegel eines Sees. Die Pflege der Wissenschaft in ihren höchsten Regionen erfüllt auch die Thäler und Ebenen der Arbeit mit Reichtum. Der Wissenschaft Davy's verdanken unsere Grubenarbeiter die Sicherheitslampe; Liebig's Chemie hat die Fruchtbarkeit unserer Felder vervielfacht. Und nicht nur die Astronomie brauchen die Tuchmacher in Leeds, wenn ihr Gewerbe gedeihen soll, auch die Sittlichkeit muß gepflegt werden. Über die Sittlichkeit wünsche ich mich noch einmal ausführlich zu verbreiten, aber nicht jetzt am Schlusse des Abends, sondern zu Anfang eines anderen Vortrages. Ich sage daher nur kurz folgendes: Die Ethik als Wissenschaft baut sich auf vier Grundlagen auf: der Klugheit, welche den Verstand leitet; der Gerechtigkeit, welche den Willen lenkt; der Mäßigkeit, welche die Leidenschaften beherrscht; und dem Mut, die richtige Lebenshaltung durchzuführen. Diese vier Haupttugenden gaben dem Menschen den Charakter eines vollkommenen Mannes, sie geben ihm seine Würde und sein Recht; ein jeder Mitarbeiter in unserem gemeinsamen Arbeitsfelde, welcher klug, gerecht, mäßig und mutig ist, der ist auch „ein rechtschaffener und unsträflicher Arbeiter, der da recht teilet das Wort der Wahrheit.“<sup>1)</sup>



## Kaiserin Augusta.

Eine Gedächtnisrede am 9. März 1890

von

B. von dem Kneesebeck.

„Darauf kommt es an, daß, wenn auch der Purpur abgelegt wird, noch sehr Großes, ja eigentlich das Beste übrig bleibt.“  
Goethe über Maria Paulowna von Sachsen-Weimar.

Heute vor zwei Jahren verbreitete das über Deutschlands Gauen hallende Glockengeläute die feierliche Kunde, daß der große Kaiser sein reiches, irdisches Tagewerk vollbracht, daß Wilhelm I. in gottgeweihter Stunde aus dem Leben

<sup>1)</sup> 2 Ep. an Timoth. 2, v. 15.

geschieden war. Nach kurzer Frist dient die Wiederkehr dieses Gedenktages einer ernstern Feier zu Ehren derjenigen, welche dieses Leben geteilt, ihrem und unserem Kaiser pflichttreu zur Seite gestanden hat. Der Kreis, welcher sich in Trauer und Leid um die erlauchten Angehörigen ihres Hauses hier versammelt, vertritt das Gebiet, auf welchem der Name der Kaiserin Augusta am tiefsten in die Geschichte der letzten Jahrzehnte eingetragen ist:

#### Das Arbeitsfeld des roten Kreuzes.

Bevor die Arbeit im Sinne und nach dem Vorbild der Begründerin wieder aufgenommen und fortgeführt wird, ist es begreiflicher Wunsch, inne zu halten und sich zu vergegenwärtigen, welche Lehren dieses Leben und Streben hinterläßt, welche Erbschaft die Zukunft übernimmt. Daß diese Aufgabe einem ihrer ehemaligen Diener übertragen worden ist, hat wohl darin seinen Grund, daß zwar der Lebenslauf einer Kaiserin, nicht aber einer Regentin darzustellen ist, dessen innerer Zusammenhang sich weiten Kreisen nicht offenbarte. Sonst wären andere berufener gewesen, diese Aufgabe zu erfüllen.

Wenn in dieser Mitte eine Art Lebensbild der Kaiserin zu entwerfen versucht werden soll, so kann zunächst als beschränkender Rahmen der Vereins-Gedanke selbst nur dienen. Dieser aber hat in dem Vaterländischen-Frauen-Verein, dem Frauen-Lazarett-Verein, dem deutschen und preussischen Central-Komitee der Vereine vom roten Kreuz seinen unmittelbaren Ausdruck gefunden. Der Vaterländische-Frauen-Verein ist in den kriegsschweren Tagen des Jahres 1866 in Berlin zur Entwicklung gelangt. Der offizielle Sanitäts-Bericht über die deutschen Heere vom Jahre 1884 sagt hierüber folgendes:

„Nachdem bereits seit Jahrhunderten Frauen-Vereine bestanden hatten, deren Thätigkeit sich auf die engeren Kreise ihrer Heimat beschränkte, kamen in den deutschen Befreiungskriegen größere Vereinigungen dieser Art mit ausgedehnterem Plan und bestimmteren Grundsätzen zu stande.

Ähnliches ereignete sich bei den späteren Feldzügen dieses Jahrhunderts, allein erst das Kriegsjahr 1866, welches überhaupt für die Fortentwicklung der seit dem Krimkriege hinsichtlich der Krankenpflege im Felde gährenden Ideen in den europäischen Staaten eine neue Epoche einzuleiten berufen war, brachte vorzugsweise durch das leuchtende Beispiel und die nie ermüdende Teilnahme Ihrer Majestät der Königin von Preußen die Bildung von patriotischen Frauen-Vereinen in vorher ungeahnten Fluß.“ —

Nach Ablauf des Krieges wurde durch einen am 11. November 1866 erlassenen Aufruf die Allerhöchste Absicht kund gegeben, den Fortbestand des Vaterländischen-Frauen-Vereins für alle Zeit zu sichern und durch Anfügung der dieselben Zwecke in den Provinzen verfolgenden Vereine ein Gesamtnetz für die Monarchie zu schaffen. Der Gedanke schlug Wurzel, und die erste Friedensthätigkeit des Vereins bewährte sich im Herbst 1867 bei dem ostpreussischen Notstand.

Am 1. Juli 1869 konnte die Organisation die Bewilligung der Korporationsrechte durch Seine Majestät den König rechtfertigen. Damals bestanden 291 Zweig-Vereine. Zwanzig Jahre später, am 28. Dezember 1889, vollzog die erlauchte

Begründerin zum letzten Mal Diplome für neu entstandene Zweig-Vereine. Das letzte von ihr unterzeichnete war für den 715. Zweig-Verein bestimmt. In diesem Zeitraum also hat sich deren Umfang verdreifacht.

Von großer Wirkung hierauf war der Erlass gewesen, den die Kaiserin am 2. Juli 1878 an den Vorstand gerichtet. Sie wies auf die tiefe Bewegung hin, von welcher das deutsche Volk ergriffen war, nachdem Frevelmut ein geheiligtes Haupt tödlich verwundet hatte. Sie wandte sich an die Frauen mit der Mahnung, in der Familie, in der Erziehung, im häuslichen Leben, in der Ausübung der Barmherzigkeit die Gottesfurcht zu stärken, die sittlichen Grundlagen zu befestigen, den Notleidenden zu helfen.

Sie forderte dazu auf, sich in dieser Gesinnung zu vereinen und die Lücken in der Gliederung des Verbandes immer mehr auszufüllen. Diese Worte fanden einen der Stimmung, aus der sie entstanden waren, entsprechenden Widerhall.

Die nächste große Aufgabe, die der Verein in gemeinsamer Organisation mit dem Zentral-Komitee der Männer-Vereine zu lösen berufen war, ist der Deutsch-Französische Krieg gewesen. Es kann diese weitverzweigte Wirksamkeit hier nicht geschildert werden noch der hervorragende Anteil der Kaiserin an derselben. In den großen Epochen der vaterländischen Geschichte ist ihr Leben ein so öffentliches gewesen, daß man es als bekannt voraussetzen darf. Die Thätigkeit der Vereine in jenen Tagen hat Lob wie Tadel erfahren, und zweifellos haben dieselben einen harten Stand gehabt, es war die Feuerprobe ihrer Organisation. Haben sie dieselbe bestanden?

Wenn man das achte Kapitel des vorerwähnten Sanitätsberichts über „die freiwillige Krankenpflege und die Genfer Konvention“ gelesen hat, so kann diese Frage mit voller Überzeugung bejaht werden. Sie haben in dem Sinne bestanden, daß alle Mängel von den erfolgreichen Leistungen weit überboten wurden, daß die vom Vaterland und vom Ausland mit Vertrauen gespendeten Millionen zum überwiegendsten Teil nur gut und im Sinne der Geber verwendet worden sind. Sie haben vor allem bewiesen, was begeisterter Patriotismus hervorbringen kann. Vollkommen ist keine menschliche Schöpfung. Die größte unserer Zeit, das deutsche Heer, hat Sieg um Sieg erfochten, hat die Bewunderung der Mitwelt errungen. Doch wird kein Eingeweihter bestreiten, daß gerade im Kriege sich auch dort die Mängel offenbart haben, die gewissenhafte Friedensarbeit auszugleichen strebt.

So ist es mit der amtlichen, so ist es mit der freiwilligen Sanitätspflege. Niemand aber hat diese Fürsorge emsiger, nachhaltiger betrieben, niemand hat so sein eigenes Ich dafür eingesetzt wie die Kaiserin Augusta. Bevor dieses Gebiet ihres Schaffens in Verbindung mit der Entwicklung des Vereinsgedankens näher beleuchtet wird, möge noch ein Wort über den Frauen-Lazarett-Verein und das Augusta-Hospital gestattet sein.

Als Protektorin des preußischen Zentral-Komitees zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger berief die Königin 1866 eine Immediat-Lazarett-Kommission mit dem Zweck der Herstellung von Privat-Lazaretten in Berlin.

Hieraus bildete sich unter ihrem Protektorat der Frauen-Lazarett-Verein, der mit Hilfe seiner Mitglieder und Diakonissen aus Kaiserswert ein Lazarett in einer Kaserne zur Aufnahme Schwerverwundeter ins Leben rief. Nach Schluß der Kriegszeit regte die Königin auch hier den Fortbestand des Vereins in seiner Thätigkeit an, die sich im Anschluß an das vorgenannte Zentral-Komitee entfaltete und sehr bald auf die Schöpfung eines eigenen Krankenhauses sowie auf die Ausbildung weiblicher Pflegekräfte erstreckte.

Unter Zugrundelegung des in den letzten Kriegen bewährten Barackensystems entstand so in dem nördlichen Teil des Invalidenparks mit Beihilfe zahlreicher Spenden unter Allerhöchstem Protektorat das Augusta-Hospital, dessen Einweihung beide Majestäten am 27. Dezember 1869 durch ihre Gegenwart verherrlichten. Im April 1870 wurde es mit 2 Baracken zu je 18 Betten der öffentlichen Benutzung übergeben, im darauffolgenden Kriege in allen verfügbaren Räumen mit Verwundeten belegt. Heute, nach zwanzig Jahren, finden darin 200 Kranke, in einem Asylgebäude auch solche aus besseren Ständen Aufnahme. In der 1874 eröffneten Poliklinik wurden im Jahre 1888 über 15 000 Unbemittelte in fast 30 000 Konsultationen behandelt.

Den Pflegedienst im Hause versehen Schwestern, eine besondere Genossenschaft, der die Protektorin eine letztwillige Stiftungs-Urkunde gewidmet hat, während der Pflegerinnen-Verband der Ausbildung neuer Kräfte in der Hospital-Pflege zu dienen bestimmt ist.

Die Beziehungen der Kaiserin zu diesem Hospital gipfelten in dem wahrhaft innigen Anteil, den die hohe Frau an allen die Anstalt, ihr Gedeihen und Wirken betreffenden Vorgängen nahm. Hier war ihr nichts zu groß, das sie nicht zu entscheiden versucht, nichts zu klein, das sie nicht ihrer Sorge für wert gehalten hätte. Hier war sie klar und fest in den Beratungen des Kuratoriums und Vorstandes, ermutigend und erhebend für das schwere Amt der Schwestern, verständnisvoll und empfänglich für die Vorstellungen der Ärzte, zartfühlend und hingebend am Lager der Leidenden, anerkennend und dankbar für alle Wohlthäter des Hauses. Nirgends vielleicht hat sie tiefere Spuren ihres Wesens hinterlassen als in diesem Kreise, der in seiner Begründerin einen Schutzengel beweint. Das Frauentum, welches sich hier im stillen entfaltete, bildete für sie den Kern der Anschauungen, deren Verwirklichung im großen durch umfassende Organisationen erstrebt wurde.

Der Ausgangspunkt der ganzen Bewegung zu gunsten freiwilliger Hilfs-Genossenschaften für die Verwundeten- und Krankenpflege knüpft sich in der Neuzeit an die Schlacht von Solferino. Dunant's Schrift hierüber hat den schreienden Gegensatz der Unzulänglichkeit der Hilfsmittel bei der überwältigenden Wirkung moderner Waffen zuerst zum vollen Bewußtsein gebracht. Es entstand die Genfer Konvention zum völkerrechtlichen Schutz der Verwundeten, der König Wilhelm als einer der ersten beitrug.

Es waren vorher die Vereins-Organisationen unter dem Roten Kreuz entstanden, welche die Königin Augusta, allen voran, thatkräftig betrieb. Ihr

Gedanke überflog in hohem Schwung das ganze in Frage stehende Gebiet. Sie sah in der allgemeinen Wehrpflicht eine Errungenschaft, durch deren Einführung ihrer Zeit der Stempel erhöhter Opferwilligkeit für die Dienste des Vaterlandes aufgeprägt worden war. Sie wußte, daß ein Volk „von Zeit zu Zeit den Besitz der Freiheit neu verdienen muß“, und sie wollte dem Aufgebot des Volks in Waffen ein Aufgebot des Volks in Nächstenliebe für immer an die Seite stellen.

Der Wurf war kühn, das Ziel hoch und fern, aber die Entwicklung der Kultur des Menschengeschlechts erfordert die Mühe von Generationen.

Was ein Lebensalter zu leisten vermag, das hat sie geleistet. Dem gegenwärtigen und den kommenden Geschlechtern bleibt die Aufgabe, zu vervollkommen, was zu thun erübrigt. Die Durchbildung der Organisation erstreckte sich über ganz Deutschland und eilte den politischen Ereignissen voraus.

Kaiser Wilhelm erkannte in dem an die Kaiserin aus Nancy den 14. März 1871 gerichteten Schreiben an: „die deutsche Einheit ist durch das Zentral-Komitee der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger auf dem Gebiete der Humanität vollzogen, als die politische Einheit unseres Vaterlandes sich noch im Kreise der Wünsche bewegte.“

Das war eine wohlthuende Erfahrung. Mit voller Reife des Urteils begabt, hatte die Prinzessin von Preußen den Sturm von 1848 schon durchlebt und mannhaft durchlitten.

Die Einigungs-Versuche und die Männer, welche sie betrieben, waren ihr bekannt gewesen, in ihrer Seele hafteten seit jenen Tagen Eindrücke, die kein späteres Ereignis verlöscht hat. Ein einiges Deutschland war, wie in vielen, so auch in ihrem Herzen das Ziel einer nie erkaltenden Sehnsucht. Nun, da sie sich herrlich erfüllte, vernahm sie aus dem Munde des Kaisers die Kunde, daß in selbstloser Friedensarbeit die erste Knospe des erwachenden Frühlings zur Blüte gereift war.

So hat sie stets diese einigende Grundlage des Werkes, bei Wahrung aller Sonderrechte der Landes-Vereine, festgehalten und in diesem höheren Sinne das schwesterliche Band mit allen deutschen Fürstinnen doppelt empfunden.

Aber auch in anderer Weise legte sie der Entwicklung dieses Vereinswesens eine einigende Bedeutung bei und sprach noch in einer der letzten Kundgebungen ihre Befriedigung darüber aus, daß es dem Zentral-Komitee gelungen sei, verwandte Organisationen dem Roten Kreuz dienstbar zu machen. Die Bildung von Sanitäts-Kolonnen bei den Krieger-Vereinen, vor allem aber die der „Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger“ im Kriege durch das Rauhe Haus in Hamburg gewährten in diesem Sinne der Protektorin einen erfreulichen Blick in die Zukunft. Auch hat sie stets ein näheres Verhältnis zu dem Johanniter- und Maltheiser-Orden erstrebt.

Als Kaiser Wilhelm's I. Augen sich schlossen, als sie im Witwenschleier zurückblieb und die Pflichten ihrer Stellung zur Krone sich veränderten, da ist es in dem weiten Kreise des von ihr mitgeschaffenen, von dem Beispiel ihrer Persönlichkeit getragenen Berufes niemals zweifelhaft gewesen, daß das durch

den Ursprung sowohl wie durch Arbeitsteilung geheiligte Band weder gelöst noch irgend gelockert werden könnte. Es giebt Lebenslagen, deren Erklärung einer Profanation gleicht. Es giebt eine Lebens-Aufgabe, und die der Kaiserin Augusta war eine solche, deren Erfüllung der Tod allein zu besiegeln vermag.

Entsprechend ihren Beziehungen zu den Vereinen vom Roten Kreuz war auch ihr Verhältnis zur Armee. In hoher Auffassung ihrer Stellung als Gemahlin Wilhelm I. hielt sie es für ihre Pflicht, einem Heere sich zu nähern, welches als gewaltige Schöpfung ihres Gemahls und seiner Zeitgenossen seiner Führung sowie ihrem Sohne Sieg um Sieg verdankte.

Sie fand eine ihrer königlichen Aufgabe entsprechende Beteiligung in der Fürsorge für die Entwicklung des Militär-Sanitäts-Wesens. Was in dieser Beziehung ihrer Anregung zu verdanken, ist viel bedeutender, als allgemein bekannt.

Nach den Kriegen von 1866 und 1870 und dann bis in die Gegenwart stand sie mit den Kriegs-Ministern Roon, Kameke und Bronsart von Schellendorff in Verbindung über die im Militär-Sanitäts-Wesen anzustrebenden Verbesserungen. Sie regte die Niederlegung von Kommissionen zur Prüfung von Spezialfragen, Konferenzen zur Bearbeitung von Organisations-Plänen und zur Entscheidung über wichtige Neuerungen in der Entwicklung der Heilkunde an und war dabei auf ein Zusammenwirken der Männer der Wissenschaft, derjenigen der Heeres-Verwaltung, sowie der Vertreter der freiwilligen Krankenpflege beharrlich bedacht. Der letzteren errang sie allmählich eine geachtete Stellung, und nicht zum geringen Teile ist es ihrer Mitwirkung zuzuschreiben, wenn aus dem früheren geduldeten ein berechtigtes Verhältnis sich entwickelt und in der letzten Sanitäts-Ordnung seinen bestimmungsmäßigen Ausdruck gefunden hat. Dies alles war nicht leicht, und nicht immer begegneten die Absichten der hohen Frau der Anerkennung, welche heute dem Erfolge ihres Thuns gezollt wird. In einer so fest gegliederten Ordnung, wie es der Preussische Staat ist, war für den so erweiterten Wirkungskreis der Königin eigentlich kein Platz.

Es war daher nur zu natürlich, daß der Schaffenstrieb, der sie beseelte, vielfach Widerstand fand, den sie oft um so bitterer fühlte, als es für eine Frau schwer ist, sich in die eiserne Notwendigkeit der büreaukratischen Einrichtungen hineinzudenken.

Auch in dieser Beziehung war sie in ihren Anschauungen über das Erstrebenswerte und das Erreichbare nüchterner geworden und wie oft hat sie in späterer Zeit gesagt: „Ja damals dachte ich noch ganz anders.“ Aber es war gewiß eine aufrichtig dargebrachte Kundgebung, als am 10. Januar der Generalstabsarzt der Armee von Coler an ihrem Sarge einen mächtigen Kranz mit der Aufschrift niederlegte: „In tiefster Dankbarkeit des Sanitätsoffizierkorps.“

Bevor dieses Gebiet verlassen wird, muß noch des ergreifenden Abschiedes Erwähnung geschehen, den sie am 3. Januar von der Armee in deren Vertretern, den um sie versammelten kommandierenden Generälen nahm. Schon von der tödlichen Krankheit ergriffen, erschien sie auf wenige kostbare Augenblicke in dem geladenen Kreise, um die Generäle als Gäste in den Räumen zu begrüßen, die noch vom Odem Kaiser Wilhelm's I. durchweht sind.

Ein jeder von ihnen, an der Spitze die General-Feldmarschälle Graf Moltke und Graf Blumenthal, ist noch einmal in ihre Nähe beschieden worden, und schließlich richtete sie mit ermatteter Stimme an die Gesamtheit Worte des Dankes für die Vergangenheit, des Vertrauens in die Zukunft. Es war ihr letzter Akt königlicher Gastfreundschaft.

Wenn in vorstehendem die Männer der Wissenschaft erwähnt worden sind, so muß des besonderen Verhältnisses gedacht werden, in welchem die Kaiserin zur Chirurgie stand.

Von den Kriegszeiten an bis zu dem ernstesten Augenblicke, wo sich dieselbe durch des trefflichen Busch sichere Hand an ihr selbst bewährte, von da wieder bis in die letzte Zeit ihres Lebens ist sie diesem Zweige der Heilkunde eine treue Helferin, eine besonders gnädige Beschützerin gewesen. Alljährlich empfing sie hervorragende Mitglieder des Chirurgen-Kongresses, und was sie an Gewährung von Mitteln zur Lösung wichtiger Preis-Aufgaben, — wie das Lüdér'sche Werk über die Genfer Konvention, Esmarck's Technik der Kriegs-Chirurgie, die Konkurrenz über das beste Barackensystem, sowie über die innere Einrichtung desselben, die zahlreichen Preise für besondere Leistungen auf der Hygiene-Ausstellung u. a. —, auf diesem Gebiete gethan hat, bleibt ihr unvergessen.

Daß es ihr bei den Koryphäen der Wissenschaft unvergessen blieb, davon finde eines der letzten Zeugnisse hier Erwähnung.

Unter den Glückwünschen, welche zum 30. September 1889 in Baden einliefen, befand sich der folgende von dem verstorbenen Volkmann in Halle im Gefühl des herannahenden Todes geschrieben:

„Eure Majestät haben für uns und unsere Wissenschaft, für die Hospitäler und Kranken so viel gethan, wie nie jemand zuvor.

Eure Majestät wollen daher in Gnaden gestatten, daß auch ich Höchsthnen meine allerunterthänigsten und wärmsten Glückwünsche zum heutigen Tage zu Füßen lege. Möge Gott noch lange Ihr reich gesegnetes Wirken erhalten.“

Jetzt, wo beide nicht mehr, sei dies Wort hier niedergelegt, beiden zum ehrenden Gedächtnis.

Selbst eine so flüchtige Darstellung der Beziehungen der Kaiserin zur Chirurgie kann nicht abgeschlossen werden, ohne eines besonderen Verhältnisses zu gedenken, desjenigen zu Langenbeck. Uns allen bedeutet ja dieser Name heute noch viel. Was er der Kaiserin bedeutete, ist schwer in Worte zu fassen. In ihm vereinigte sich für sie das Beste, was Wissen, Können, Denken und Fühlen in seinem Fache hervorgebracht. Um so härter war es, daß er, nach ihrem unglücklichen Fall auf Babelsberg vom Kaiser zur Konsultation berufen, die Ausichtslosigkeit einer vollkommenen Heilung ihr darzulegen genötigt war. Wohl hatte er nicht mit der zähen Energie des Willens gerechnet, die nach Jahr und Tag eine beschränkte Gehfähigkeit wieder herbeiführte. Immerhin blieb die Fürstin seitdem meist an den Rollstuhl gebannt. Ihre Anerkennung Langenbeck's bewahrte sich auch nach seinem Tode, als die Denkmalsfrage zur Erörterung kam. Von ihr ging der von der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie und der Berliner



medizinischen Gesellschaft bereitwillig aufgenommenen Vorschlag aus, die Verdienste des Verstorbenen nicht durch ein Monument, sondern durch ein mit Langenbeck's Namen verknüpftes Institut, nach dem ungefähren Muster des College of Surgeons in London, zu ehren. Der Plan naht seiner Ausführung. Es bleibe aber nicht unerwähnt, daß jede demselben noch zu widmende Spende hochwillkommen ist und bei dem Wert, den die Heimgegangene auf die Entstehung einer der deutschen Wissenschaft würdigen Heimstätte legte, einer Huldigung entsprechen würde an ihrem Sarge. Wie hoch Langenbeck's Bedeutung im Auslande anerkannt wurde, bewies eine Begebenheit auf der III. internationalen Konferenz der Gesellschaften vom Roten Kreuz in Genf im Jahre 1884. Als die Vorbereitung der antiseptischen Wundbehandlung auf die Tages-Ordnung kam, bestieg er die Redner-Tribüne.

Raum war die Versammlung des feinen Kopfes mit dem sinnenden Auge ansichtig geworden, da vereinte eine unvorbereitete, spontane Ehrenbezeugung die Vertreter aller Nationen in dem gemeinsamen Ausdruck ihrer Verehrung. Als dieser Vorgang internationalen Gemeinns der Kaiserin berichtet wurde, traten Freudenthränen in ihren Blick.

Ihre Vaterlandsliebe war die breite Grundlage eines Pflichtgefühls, das sich niemals genug that.

Mit der Lebhaftigkeit ihrer Natur gab sie dieser Gesinnung bisweilen einen das ihr sonst eigentümliche Maß der Vorsicht überschreitenden Ausdruck, wenn der Wunsch sie beseelte, ihre Person einzusetzen für die Abwendung einer Gefahr oder für die Milderung entstandener Konflikte.

Der Beweggrund ihrer Handlungen war aber niemals ein persönlicher, nie ein auf Befriedigung kleiner Interessen gerichteter. Stets war es das Wohl vieler oder das Geschick einer Minderheit, was bestimmend auf sie wirkte, ihr Blick war nie auf ihre eigene Wohlfahrt, stets auf ein Ganzes gerichtet. Auf dieser Grundlage beruhte auch ihre Achtung für den Staat und für staatliche Arbeit. Wo sie irgend an dem staatlichen Leben sich beteiligen konnte, da that sie es mit vollem Herzen.

Das Bewußtsein, dem Staate dienen zu können, war für sie ein erhebendes, und ihr Interesse war bis zuletzt den öffentlichen Dingen zugewendet. Sie hatte eine geschichtlich zu bedeutende Zeit an hervorragender Stelle erlebt, um der politischen Gestaltung der Verhältnisse gleichgültig gegenüber zu stehen. Sie hatte auch mit zu bedeutenden Männern verschiedener Zeitepochen in naher Berührung gestanden, um nicht ihren Blick geschärft, das ihr innewohnende, lebhafte Gefühl für das staatliche Leben nicht vertieft zu haben. So erstreckte sich auch ihr Wunsch dahin, daß die Vereine vom Roten Kreuz ein Faktor werden möchten im Staat, ein integrierender Bestandteil desselben, dazu bestimmt, einem staatlich als berechtigt anerkannten Bedürfnis freiwillig zu entsprechen. In diesem Sinne schrieb sie im Jahre 1883 an den Reichskanzler bei Übersendung der von Griegern'schen Preisschrift „Das Rote Kreuz in Deutschland,“ diese Bestrebungen seinem Wohlwollen empfehlend, indem sie sagte: „Je mehr die Gewißheit besteht,

daß an maßgebender Stelle dieselben Rückhalt finden, um so freudiger wird sich jeder daran beteiligen.“ Der Fürst erwiderte hierauf am 10. Februar u. a.: „Die Ansicht, von der der Verfasser ausgeht, daß die staatlichen Vorrichtungen für die Pflege der Verwundeten und Kranken im Kriege hinter den Anforderungen der christlichen Nächstenliebe zurückbleiben, ist nicht nur für die Vergangenheit zutreffend, sondern wird es nach menschlicher Boraussicht jederzeit bleiben; den Abstand, um welchen das staatlich Erreichbare hinter den berechtigten Forderungen der Menschenliebe zurückbleibt, vermag nur die freiwillige Krankenpflege auszufüllen und hat es unter Eurer Majestät hingebender Leitung in früher unerreichtem Maße gethan.“ —

Als die Kaiserin am 29. Januar 1880, wie alljährlich, der Gedächtnisfeier Friedrich's des Großen in der Akademie der Wissenschaften beigewohnt hatte, kam sie erfüllt von dem in Curtius' Rede erwähnten Aristotelischen Ausspruch über das Wesen des Staates zurück und war noch oft mit der Auffassung beschäftigt, daß der Mensch für den Staat geboren sei und nur im Staatswesen seine Anlagen recht zur Entfaltung bringen könne, daß der Staat ein von Natur gegebenes, eine angeborene Mitgift sei wie die Sprache. So fand jede erhebende Auslegung der menschlichen Dinge in ihrer nach innerer Freiheit ringenden Brust eine bleibende Stätte.

Für die teilnehmende Kundgebung des Staats-Ministeriums im Juni 1888 dankte sie noch mit der Versicherung: „daß das Wohl unseres Staates und unseres Volkes mein erster Wunsch und meine letzte Hoffnung bleibt“.

Es war ihre Gewohnheit, wenn sie an der Seite des Kaisers in den Provinzen erschien, die hauptsächlichsten, wohlthätigen und gemeinnützigen Institute zu besuchen oder deren Vorstände zu empfangen. Unvergeßlich müssen allen Anwesenden die Worte geblieben sein, mit denen sie am 7. September 1879 in Königsberg den Vaterländischen Frauen-Verein der Provinz Preußen begrüßte.

Es war nach dem Gottesdienst in der Schloß-Kapelle. In höchster Bewegung verließ sie die geweihte Stätte, an der sie selbst zur Königin geweiht worden war. Sie durchschritt ihr Gemach, und an ihrem Geiste zogen die 18 Jahre preußischen Königtums vorüber, welche seitdem verflossen. Welche Jahre, welches Walten göttlicher Gnade, welches Königtum! Mit der in vermehrtem Glanze erstrahlenden Königskrone, mit der Krone der deutschen Kaiserin, mit der goldenen Myrthe geschmückt, betrat sie zum zweiten Mal den Boden der Krönungsstadt an der Seite eines Gemahls, der für die Welt ein leuchtender Stern — dem Vaterlande alles war. Wahrlich, ihre Brust hätte sich stolzen Regungen hingeben, sie hätte große innere Genugthuung empfinden können. Keineswegs! Wohl fand sie Worte des Dankes für den Schutz des Allgütigen über ihrem Hause und ihrem Lande, wohl setzte sie Hoffnungen auf die Zukunft. Aber statt des Stolzes empfand sie Demut, und die Unvollkommenheit alles Menschenwerks trat ihr entgegen. Alle hohen Vorsätze, die sie vor 18 Jahren hier gefaßt, alle weit ausschauenden Pläne vergegenwärtigten sich ihr, um sie erkennen zu lassen, daß sie nur einen Bruchteil erreicht, daß ihr Anteil gering, daß alle Erfolge mit Opfern

und Thränen erkaufte waren. Unter diesen Eindrücken entstand die Ansprache, welche sie folgendermaßen an den Vorstand richtete:

„Die Räume, in denen Ich Sie empfangen, sind geeignet, viele ernste Gefühle anzuregen. Ich gedenke der Zeit, wo die Monarchie in der Thatkraft und Treue dieses Landes ihre Wiedergeburt feierte nach schweren Prüfungen. Ich gedenke der Zeit, wo Ihr König und Ich am Altar Gottes den Eid der Pflichttreue leisteten. Ich gedenke der Zeit, die seitdem alle Kräfte des Vaterlandes in Anspruch genommen hat. In dieser Zeit hat sich die Provinz Preußen wieder allseitig bewährt, und die Frauen haben bewiesen, daß sie, ihrer Väter, Männer und Söhne würdig, opferwillig zusammen hielten. Was jede von Ihnen während des Notstandes wie im Kriege geleistet hat, möge Gott lohnen.

Ich lege Ihnen aber als unentbehrliche Grundlage unserer gemeinsamen Aufgabe die Organisation der Vereine ans Herz, wie sie jetzt ganz Deutschland umfaßt, damit unser gemeinsames Werk unerschütterlich unter allen Verhältnissen fortbestehe und in der Gegenwart wie in der Zukunft Gott zur Ehre und zum Besten des Vaterlandes diene. Ich danke Ihnen Allen von ganzem Herzen.“

Das darf man Königliche Gedanken nennen! Wenn auch ihre groß angelegte Natur für große Zeiten geschaffen und großen Zeitbegebenheiten gewachsen war, so war doch ihr ganzes Empfinden ein durch die kriegerische Epoche, die sie durchlebte, oft tief und schwer getroffenes. Was sie unter Lorbeeren gelitten hat, hat sie wenigen offenbart. Es ist, als habe sich ihre geistige Kraft in jenen Tagen für die spätere Zeit verdoppelt, in denen sie, einer dornenvollen Aufgabe mühevoll entsprechend, alle Eindrücke der Rehrseite glänzender Erfolge in ihr wundes Herz verschloß. Denn wie sie den Titel der Kaiserin nicht früher sich geben ließ, als bis der siegreiche Kaiser aus dem Felde zurückgekehrt war, so blieb sie auch auf der Höhe der Macht und inmitten blendenden Glanzes eines Europa beherrschenden Hofes in ihrem Innern vollkommen unangetastet von den berausenden Eindrücken, die sie umgaben. In jeder Lebenslage suchte und fand sie das innere Gleichgewicht auf dem fest gewurzelten Grunde ihres evangelisch-christlichen Glaubens.

Das Wort der heiligen Schrift, welches ihrem Gemüte stets Fassung, Mut und Trost gewährte, war der Spruch Römer XII:

Seid fröhlich in Hoffnung,  
Geduldig in Trübsal,  
Haltet an am Gebet.

Sie war eine jener großen Erscheinungen, welche die Überlieferung vergangener Zeiten, das heißt, das gut und dauerhaft Begründete derselben durch eine großartige Willenskraft sowie durch eine nie versagende Ausdauer lebendig zu erhalten verstehen. Eine hohe und ernste Auffassung ihres Lebensberufes, welche sie von der Kindheit her besaß, hat sie als ihr innerstes Eigentum stets bewahrt, und darin lag ihre Charaktergröße, daß sie trotz der vielen Erschütterungen, trotz der umgestaltenden Eindrücke, unter denen sie gelebt hat, mit seltenem Zartgefühl und mit klarem Verstande die Grundlagen ihrer Anschauungsweise festhielt, ohne im Wechsel der Begebenheiten jemals in einen Gegensatz zu dem fortschreitenden Entwicklungsgang ihrer Zeit zu geraten.

Hatte ihr Auftreten für das gegenwärtige Geschlecht oft wie etwas aus schon vergangenen Tagen Anmutendes, so war dies allein für die Form maßgebend, der sie in allen Dingen besonderen Wert beilegte und die sehr häufig den ganz bestimmten Stempel ihrer Persönlichkeit trug. Inhaltlich hat ihr Denken, Empfinden und Wollen der Gegenwart ganz angehört, soweit sie als Kaiserin, als Königin und als Frau auf der Höhe des Lebens durch Beispiel oder That an dem Gange der Ereignisse sich zu beteiligen oder im täglichen Leben den Anforderungen des Augenblicks gerecht zu werden berufen war. Gewiß betrat die hohe Frau selten oder nie andere Bahnen als solche, auf denen eine gegebene oder geschaffene Pflicht ihr entgegen zu leuchten schien, jedoch wäre es eine irrtümliche Annahme, ihre Teilnahme für die Wohlthätigkeit nur auf diesen Beweggrund zurückzuführen. Sie hatte in ihrem innersten Innern auch einen wahrhaft barmherzigen Sinn. Denn wenn einerseits ihre Auffassung von der vorbildlichen Aufgabe des Fürstentums sie erkennen ließ, daß die Fürsorge für wohlthätige und gemeinnützige Zwecke eine offenkundige sein müsse, wie sie dies schon von ihrer Mutter durch deren Begründung des patriotischen Instituts der Frauen-Vereine im Großherzogtum Sachsen — dieses Veteranen unter den Vereinen — gelernt, so gewährte ihr doch andererseits keine Wohlthat größere Freude und tiefere Befriedigung als eine im Verborgenen gespendete oder die Abhilfe einer selbst erkannten Not. Es wurde mit den Jahren immer verantwortungsvoller, dasjenige unter den zahlreichen Bitten und Gesuchen zu bestimmen, was zweifellos ihrer eigenen Entscheidung zu unterbreiten war. Denn die wertvollen Kräfte nahmen stetig ab, die Dauer der Leistungsfähigkeit wurde immer geringer, und wie vielen Zwecken hatten diese Kräfte noch zu dienen, wie vieler Liebe sollte dieses Leben bis an die Grenze der Möglichkeit erhalten werden! So mußten bogenlange Eingaben in wenig Worte gekleidet, breite Schilderungen des Elends in den kürzesten Ausdruck zusammengefaßt werden und doch die Wirkung erzielen, die bei eigener Kenntnisaufnahme des Gesuchs jedesmal unzweifelhaft war. Hierin war sie selbst ein Lehrmeister, denn bis auf die Höhe des Alters hatte sie eine fast staunenswerte Konzentrationskraft der Gedanken bewahrt, wie denn ihr geistiges Wesen überhaupt in seltener Weise ein Ganzes war und ein folgerechter Zusammenhang, der meist nur bei Männern sich so findet, in ihrem mündlichen und schriftlichen Wort sich auszuprägen pflegte.

Noch mehr als die Erfüllung einer ausgesprochenen Bitte gewährte die eigene Entdeckung eines zu heilenden Leids der fürstlichen Frau eine besondere Genugthuung. Keine Gabe ihres letzten Weihnachtens hat sie nachhaltiger erfreut als der einfache Dankes-Brief eines Schlangenbader Kindes, dessen Augenleiden sie selbst erkannt hatte und welches ihrer Freigebigkeit seine Heilung verdankt.

War sie stets in vollem Maße Königin, im Purpur, für die Vorrechte, wie für die Verpflichtungen der Krone geboren, niemals war sie hinreißender, als wenn ihre innere Menschlichkeit, ihr weibliches Gemüt zum Durchbruch gelangte. Ganz ließ sie diese Seite ihres Wesens walten, wenn sie in Charlottenburg in der mit dem Kaiserin Augusta-Verein für deutsche Töchter während des letzten Krieges

geschaffenen Erziehungs-Stiftung weilte. Hier entfaltete sich der ganze Reichtum ihres mütterlichen Herzens. Die Stiftung wurde begründet zunächst für die Töchter gefallener oder ihren Wunden erlegener Offiziere, Militär-Beamten oder Mitglieder der Krankenpflege. Die Zahl der Zöglinge beträgt 50—60, wovon die Hälfte Freistellen haben. Einige hundert Mädchen sind bisher aus diesem Hause hervorgegangen und haben in den verschiedensten Lebensstellungen die Grundsätze verwertet, welche sie hier in sich aufgenommen. Auch Ausländerinnen sind darunter, und es war der Protektorin erwünscht, wenn unter den zahlenden Zöglingen sich solche befanden, da sie von dem Verkehr der Kinder untereinander eine Erweiterung des Gesichtskreises, ein leichteres Verstehen fremder Anschauungen, ein sicheres Erkennen eigener Vorzüge und einen Gewinn im Erlernen fremder Sprachen erwartete. Wer das Haus betritt, sieht sich vom Geist der Begründerin umgeben. Harmonisch ohne Pedanterie, geschmackvoll ohne Luxus sind die Räume ausgestattet, und bis in's Kleinste sind die Anordnungen der Kaiserin Augusta bemerkbar.

Pietätvolle Weiterführung derselben ist unter dem gnädigen Schutz und liebevollen Anteil Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin gesichert. Aber die Tage sind vorüber, an denen die ehrwürdige Stifterin sich selbst in den Kreis der fröhlichen Schar begab, an denen sie mit feinem Verständnis dem Unterricht in verschiedenen Zweigen folgte oder die jugendlichen Seelen bei ihrem ersten Gang zum Tisch des Herrn mit ermahnendem Wort ins erschlossene Leben entließ, die Tage endlich, wo alle mit Ungeduld des Augenblicks harrten, wenn an sie die Reihe kommen würde, in das große, klare Auge zu sehen, das so mütterlich über ihnen wachte, das so liebevoll auf sie herabsah. Das ist nur noch ein Bild, eine teure Erinnerung, fortlebend in vielen dankbaren Herzen.

Durch das Stift war ein besonderes Verhältnis zum Kaiserin-Augusta-Gymnasium entstanden, welches einen Teil der Lehrkräfte für ersteres zu stellen berufen ist.

Alljährlich, noch im vorigen Jahre, hat die erlauchte Frau der Prüfung im Gymnasium beigewohnt, und auch im Gedächtnis früherer Schüler der Anstalt sind Begebenheiten bewahrt, die der landesmütterlichen Teilnahme der Kaiserin für die heranwachsende Jugend entsprechen.

Ihre Bildung war die einer Tochter Weimars, reich, vielseitig und edel. Sie blieb stets der kosmopolitischen Richtung derselben getreu, und nicht zum mindesten war ihr in dem Roten Kreuz die international einende Bedeutung desselben sympathisch. Daß es ein Band unter den Nationen geben möchte, welches niemals zerreißt, welches auch dann noch fortbesteht, wenn die ultima ratio der Könige und Staaten in ihr unerbittliches Recht getreten ist, das war für sie die hehre Bedeutung dieses Wahrzeichens. Sie war daher auch stets bemüht, die Solidarität der Gesellschaften unter einander in Friedenszeit zu pflegen, und es ging kaum ein Anlaß vorüber, den sie nicht ergriff, um durch eine That dieser Überzeugung Ausdruck zu verleihen.

In dieser Absicht spendete sie bei den internationalen Konferenzen der Gesellschaften Preise und bei größeren Kalamitäten Gaben an das Rote Kreuz nach Amerika, Belgien, nach der Schweiz, nach Ungarn, nach Oesterreich und anderen

Ländern. Von der Wahrnehmung durchdrungen, in wie hohem Grade diese fortwährend anregende Thätigkeit der Kaiserin für die Entwicklung der Sache des Roten Kreuzes förderlich gewesen ist, hat das internationale Komitee desselben in Genf eine Aufforderung an die Gesellschaften der großen Staaten zu Beiträgen erlassen, aus denen ein internationales Zweckes der Verwundeten- und Krankenpflege schon im Frieden dienendes Kapital gebildet und durch den Namen „Augusta-Fonds“ bezeichnet werden soll.

Schöner konnte an der Wiege des Werkes das Andenken derjenigen nicht geehrt werden, welche die unermüdliche, einsichtsvolle Beschützerin, die treue Freundin desselben von der ersten Stunde an gewesen ist. Ihr Verhältnis zum österreichischen Roten Kreuz war ein ganz besonderes, indem sie seit 1868 Ehrenmitglied dieser Gesellschaft war, ein Titel, auf den sie großen Wert legte. Wie überhaupt ihre Gefühle für die österreichisch-ungarische Monarchie und ihr Staats-Oberhaupt sehr innige waren, die sich niemals verleugneten, so sah sie auch die dortigen humanitären Bestrebungen als etwas ihr näher Stehendes an, und so ist ihr Name in den Annalen des Rudolfiner Hauses in Wien, des Elisabeth-Spitals in Pest wie auch der Wiener Freiwilligen Rettungs-Gesellschaft verzeichnet. Diese letztere war ihr stets vorschwebend, wenn sie sich mit der Vervollkommnung des Berliner Sanitäts-Wachen-Wesens beschäftigte. Ihrer Unermüdlichkeit ist es zu danken, daß dasselbe sich aus schwachen Anfängen nunmehr zu einer Vereins-Organisation erweitert hat, die bei größerer Beteiligung der Einwohnerschaft bald auf die Höhe ihrer Aufgabe gelangen würde. Daß eine Großstadt eines Instituts nicht entbehren kann, welches für die erste Hilfe bei Unglücksfällen sorgt, sollte keiner Darlegung bedürfen. Indessen hat sich die Überzeugung davon nur langsam Bahn gebrochen. Im vorigen Jahre drang die Kaiserin darauf, daß auf der Ausstellung für Unfallverhütung eine Muster-Sanitäts-Wache errichtet werde. Dieselbe beschloß ihre sechsmonatliche Thätigkeit mit der Zahl von 857 Fällen, in denen die erste Hilfe gewährt worden war.

Ihre Stellung zu den schönen Künsten und zur Litteratur gehört nicht in den Kreis dieser Betrachtungen. Erwähnt sei nur, daß bei wachsender Inanspruchnahme ihrer Zeit und Kräfte die Kunst ihr immer mehr als das ihrem Sohn und seiner erlauchten Gemahlin in vollem Umfang eigentümliche Gebiet erschien. Am Arm ihres Sohnes ist sie zuletzt in den Museen gewesen. Ganz hat sie aber auch diese Beziehungen nicht gelöst, vielmehr gezeigt, daß ihr Haus den Vertretern der Kunst nie verschlossen war.

In der Litteratur war ihr Geschmack ein ihrem vielseitigen Bildungsgrade entsprechender und Beschäftigung mit derselben in der deutschen wie in der französischen Sprache ein Bedürfnis, die letzte ihr gebliebene Zerstreuung eines rastlos thätigen Geistes. An anderer Stelle wird von berufener Seite dieser Teil ihres Wesens entsprechende Beleuchtung einmal finden, denn sie war bis zuletzt mit hervorragenden Litteraten Deutschlands und Frankreichs in Verkehr.

Nicht das letzte Wort, aber der letzte Wunsch der Sterbenden war die Wieder-Aufnahme der Arbeit. Sie hat viel und mit Anstrengung in ihrem be-

wegten Leben gearbeitet, viel und oft über das Maß ihrer Kräfte hinaus. Denn sie verstand die Lebens-Aufgabe nur in der Erfüllung anvertrauter Pflichten, und da ihre Ziele hoch und ihr Gesichtskreis weit waren, so erfüllte sie auch ein ausgedehntes Pflichtbewußtsein, dessen Kreise sie stets zu erweitern bestrebt war. Aber nicht den geringsten Aufwand von Arbeit hat sie in einem langen, mühsamen Leben an sich selbst geübt. Wenn Goethe von Karl August von Sachsen-Weimar sagt: „Es kam bei ihm alles, wie aus einer einzigen, großen Quelle“, so hatte sie dieses Erbteil ihres Ahnen nicht mit überkommen.

Sie hatte oft mit großen inneren Widersprüchen zu kämpfen, es waren leidenschaftliche Empfindungen, die in ihr sich regten, und sie gelangte erst wieder zur Ruhe, wenn sie deutlich erkannt hatte, wohin der Weg der schwersten Pflicht sie führe. Dann war ihr Schritt sicher und fest, und sie achtete der Gegensätze nicht mehr, die Zeit und Umstände so viel in ihren Weg gelegt. Und doch fehlt dem Bilde nicht ein großer einheitlicher Zug, der durch dieses ganze königliche Leben geht. So ernst es vielfach war, so streng auch oft die Auffassung des fürstlichen Berufs erscheint, der menschlich schöne Zug der Treue kehrt immer wieder. Vor allem hatte sie jene Treue, welche die Grundlage jeder anderen ist: sie war treu gegen sich selbst. Was die Heimatluft, was das Elternhaus, was hauptsächlich die bedeutende Mutter in ihre Seele gelegt, das hat sie festgehalten bis ins Alter, das war für vieles die Richtschnur geblieben, die maßgebend ihre Handlungsweise bestimmte.

Sie blieb auch dann ihrer Überzeugung getreu, wenn diese längst im Widerspruch mit der Anschauung des Augenblicks, denn sie unterschied sehr bestimmt zwischen einer solchen und dem, was wirklich eine Anforderung der Zeit. Der letzteren verschloß sie sich nicht so leicht, und es ist allen Augen offenbar gewesen, daß die Witwe des Begründers des deutschen Reichs, von der Gegenwart schon durch ein Geschlecht getrennt, dieser in allen ihren Erscheinungen mit neidloser Gunst gegenüber stand.

„Ältestes bewahrt mit Treue,  
Freundlich aufgefaßt das Neue“

bezeichnete in dieser Hinsicht ihren Standpunkt.

Ihre Treue für die Ihrigen ist einer der Züge, die offen vor aller Welt liegen. Wie sie das Andenken ihres Gemahls gepflegt, wie sie ihre Muttertreue nach dem schmerzvollen Verlust des einzigen Sohnes der Tochter doppelt gewidmet, bedarf keiner Worte. In der Familie, in der Freundschaft, wie gegen ihre Umgebung war sie auch dann noch treu und dankbar, wenn Alter, Gebrechlichkeit oder örtliche Trennung ein solches Verhältnis beeinträchtigt oder der Tod dasselbe gelöst hatte. Wer sich ihrer Treue nicht selbst begeben, besaß sie für immer. Auch die Orte, an denen sie viel gewohnt, wie Baden, Weimar und Koblenz, haben in reichem Maße ihre Treue erfahren.

Man kann den Namen Koblenz nicht ohne Behmut nennen, denn er umfaßt ein großes Stück des Lebens der Heimgegangenen.

Er war ihr das, was in einem vielbewegten, sorgenreichen Dasein ein freundliches Stück Erde bedeutet, wo die Erinnerungen glücklicher Stunden die Vergangenheit stets wieder zur Gegenwart machen, wo ein geheimes Etwas dem Örtlichen eine besondere Gewalt verleiht.

Was sie hier in unermüdlicher Hingebung geschaffen, wie sie Verbindungen mit dem Grundbesitz, mit den kirchlichen, den gelehrten, den industriellen, den staatlichen Kreisen, mit allen werktätigen Elementen der Rhein-Provinz von hier aus angeknüpft, wie sie die geschichtlichen Überlieferungen gepflegt hat, kann in dem Rahmen dieser Darlegung nicht aufgenommen werden. In ihrem Denken und Wirken hatten die Rheinlande ein besonderes Vorrecht. Hier auch war es, wo ein mehr als fünfundzwanzigjähriges Band ein schönes Verhältnis fördernder und anerkennender Fürsorge zu dem 4. Garde-Grenadier-Regiment „Königin“ geschaffen, wo endlich landesmütterliche Obhut barmherzige Orden in den Bereich wirksamen Schutzes gezogen hatte.

In wie hohem Maße sie selbst die Treue im Dienste schätzte, beweist die Stiftung des goldenen Kreuzes, welches mit einem eigenhändig vollzogenen Diplom für vierzigjährige, tadellose Dienste weiblicher Dienstboten von ihr verliehen wurde. Dasselbe ist seit 1877 in 1655 Fällen zur Verleihung gelangt.

Ebenso ehrte sie die treue Pflichterfüllung beim Dienst-Personal der Berliner Volks-Küchen durch Geld-Prämien und alljährlich ließ sie sich diejenigen Feuerwehrlente in Berlin vorstellen, welche innerhalb Jahresfrist sich besonders im Dienste durch Pflichttreue ausgezeichnet hatten.

Hat sie Treue gesäet, so hat sie Treue geerntet. In ihrer letzten Stunde ging die wehe Klage weinender Treue durch alle Räume des Hauses, und umgeben von der ausharrenden Treue der Ihrigen, gepflegt von der bewährten Treue ihrer Dienerinnen und Ärzte, wie im Leben, so nun im Sterben unermüdlich bestrebt, die letzten Leiden der Leidensvollen zu lindern, ging sie hinüber, den Lohn zu empfangen für treue Arbeit auf Erden. Nach dem Tode nahmen ihre Züge, von den herben Spuren irdischen Leidens befreit, mehr und mehr wieder Jugendschöne an, und die wie aus Marmor gemeißelten Linien vereinigten sich zu einem unvergeßlich bedeutenden Bilde, das an ferne Vergangenheit erinnerte. So mahnte auch hier in dem Vergänglichem der verklärende Schein der Erlösung noch einmal an das Beständige im Menschenleben. Und dann brach wie ein verhaltener Strom die Liebe hervor, von dem immergrünen Strauße an, den der kaiserliche Enkel selbst auf ihrem Lieblingswege in Bellevue gebrochen, bis zu herrlichen Blumen-Spenden aus weiter Ferne, in stummer Sprache vielsagend sich verbreitend, wo die irdische Hülle weilte oder in den Räumen, die der Lebenden zum Aufenthalt gedient. Man darf es kühn sagen: Sie hat es nicht geahnt, daß sie so verehrt, so geliebt worden ist. Sie litt so tief unter der immer zunehmenden Schwierigkeit, ihre abnehmenden Kräfte einzusetzen für die hohen Ziele ihrer großen Seele, daß sie alle Huldigungen demutsvoll hinnahm für Beweise der Teilnahme vielmehr als der anerkennenden Liebe. Sie hat nicht gewußt, welche Macht über Geister und Herzen von ihr ausging, welche



Würde ihren Rollstuhl umgab, sie fühlte ihre Kraft erlahmen, aber sie empfand nicht, daß mit der Abnahme ihrer Handlungen in den Herzen der Menschen sich steigend das Bewußtsein zu regen begann für das, was sie war.

Sie hat ein schweres Kreuz getragen durch ihre ernsten, sich mehrenden Leiden, zu denen in den letzten Jahren die Verluste sich gesellten, die sie mit den Thron und dem Vaterlande Schlag auf Schlag erlitt.

Sind Leiden schon an und für sich eine schmerzliche Heimsuchung, so bilden sie im Glanz des Thrones und in einer Lebenslage, in der so hohe Anforderungen an immer bereite Kraft und Ausdauer gestellt werden, einen kaum zu überwindenden Gegensatz. Sie hat ihn überwunden, sie hat dieses Kreuz getragen nach Heldenart, mit schwach und schwächer werdenden Schultern, aber mit wachsendem Gottvertrauen, sie hat es getragen mit schon zitternden Händen, aber mit nie wankendem Mut; sie hat es noch getragen mit siechem, gebrochenem Körper, aber auf Flügeln des Geistes!

Wenn die deutschen Frauen sich über das Grab hinaus dankbar erweisen wollen für das Vorbild ihrer ersten Kaiserin, so mögen sie in Scharen beitreten dem Werke der Menschenliebe, der vereinten Hilfsbereitschaft in Friedenszeit wie in Kriegsnot. Und wenn dieser Bund, der das Goldstück des Reichen mit dem Pfennig des Armen, der Bekenntnisse, Stände und Stämme, der Männer und Frauen vereint in gleichem Wert und zu gleichem Streben, wenn dieser Bund, der „keine Grenzen kennt, die Menschenhand gezogen“, zur Ehrensache geworden sein wird im deutschen Volk, wie es ihr Lieblingsgedanke war, — dann wird das Kreuz, dessen edle Trägerin nun Frieden gefunden hat, von unzähligen Schultern aufgenommen und in unzähligen Herzen getragen werden von Geschlecht zu Geschlecht.

Vor Jahren hat einer von Kaiser Wilhelm's Getreuen geäußert, in der Kaiserin Augusta liege ein Zug antiker Größe. Dieses Wort war treffend, und wenn unser Leben das wird, wozu wir es selbst inhaltlich gestalten, wenn es wahr ist, daß bei dem Erkalten der bildenden Hand für die Zurückbleibenden das Gewordene, von aller Mühsal des Werdens befreit, im reinen Lichte eines Kunstwerks erscheinen soll, dann hat ihr Leben die hohe Stufe der Kunst erreicht, auf der ein Hauch ruht klassischer Vollendung.



## Berichte aus allen Wissenschaften.

### Litteratur-Geschichte.

#### Aus Karl von Hase's vergessenen Schriften.

Daß Karl von Hase, als Theologe seit seinem Ableben am 3. Januar d. J. vielseitig gewürdigt, auch eine vaterländische Bedeutung in Anspruch nehmen darf, ist selbst seinen nächstehenden theologischen Freunden und Bewunderern wenig bekannt.

Er war ihr das, was in einem vielbewegten, sorgenreichen Dasein ein freundliches Stück Erde bedeutet, wo die Erinnerungen glücklicher Stunden die Vergangenheit stets wieder zur Gegenwart machen, wo ein geheimes Etwas dem Örtlichen eine besondere Gewalt verleiht.

Was sie hier in unermüdlicher Hingebung geschaffen, wie sie Verbindungen mit dem Grundbesitz, mit den kirchlichen, den gelehrten, den industriellen, den staatlichen Kreisen, mit allen werktätigen Elementen der Rhein-Provinz von hier aus angeknüpft, wie sie die geschichtlichen Überlieferungen gepflegt hat, kann in dem Rahmen dieser Darlegung nicht aufgenommen werden. In ihrem Denken und Wirken hatten die Rheinlande ein besonderes Vorrecht. Hier auch war es, wo ein mehr als fünfundzwanzigjähriges Band ein schönes Verhältnis fördernder und anerkennender Fürsorge zu dem 4. Garde-Grenadier-Regiment „Königin“ geschaffen, wo endlich landesmütterliche Obhut barmherzige Orden in den Bereich wirksamen Schutzes gezogen hatte.

In wie hohem Maße sie selbst die Treue im Dienste schätzte, beweist die Stiftung des goldenen Kreuzes, welches mit einem eigenhändig vollzogenen Diplom für vierzigjährige, tadellose Dienste weiblicher Dienstboten von ihr verliehen wurde. Dasselbe ist seit 1877 in 1655 Fällen zur Verleihung gelangt.

Ebenso ehrte sie die treue Pflichterfüllung beim Dienst-Personal der Berliner Volks-Küchen durch Geld-Prämien und alljährlich ließ sie sich diejenigen Feuerwehrlente in Berlin vorstellen, welche innerhalb Jahresfrist sich besonders im Dienste durch Pflichttreue ausgezeichnet hatten.

Hat sie Treue gesäet, so hat sie Treue geerntet. In ihrer letzten Stunde ging die wehe Klage weinender Treue durch alle Räume des Hauses, und umgeben von der ausharrenden Treue der Thrigen, gepflegt von der bewährten Treue ihrer Dienerinnen und Ärzte, wie im Leben, so nun im Sterben unermüdlich bestrebt, die letzten Leiden der Leidensvollen zu lindern, ging sie hinüber, den Lohn zu empfangen für treue Arbeit auf Erden. Nach dem Tode nahmen ihre Züge, von den herben Spuren irdischen Leidens befreit, mehr und mehr wieder Jugendschöne an, und die wie aus Marmor gemeißelten Linien vereinigten sich zu einem unvergeßlich bedeutenden Bilde, das an ferne Vergangenheit erinnerte. So mahnte auch hier in dem Vergänglichem der verklärende Schein der Erlösung noch einmal an das Beständige im Menschenleben. Und dann brach wie ein verhaltener Strom die Liebe hervor, von dem immergrünen Strauße an, den der kaiserliche Enkel selbst auf ihrem Lieblingswege in Bellevue gebrochen, bis zu herrlichen Blumen-Spenden aus weiter Ferne, in stummer Sprache vielsagend sich verbreitend, wo die irdische Hülle weilte oder in den Räumen, die der Lebenden zum Aufenthalt gedient. Man darf es kühn sagen: Sie hat es nicht geahnt, daß sie so verehrt, so geliebt worden ist. Sie litt so tief unter der immer zunehmenden Schwierigkeit, ihre abnehmenden Kräfte einzusetzen für die hohen Ziele ihrer großen Seele, daß sie alle Huldigungen demutsvoll hinnahm für Beweise der Teilnahme vielmehr als der anerkennenden Liebe. Sie hat nicht gewußt, welche Macht über Geister und Herzen von ihr ausging, welche

Würde ihren Rollstuhl umgab, sie fühlte ihre Kraft erlahmen, aber sie empfand nicht, daß mit der Abnahme ihrer Handlungen in den Herzen der Menschen sich steigend das Bewußtsein zu regen begann für das, was sie war.

Sie hat ein schweres Kreuz getragen durch ihre ernsten, sich mehrenden Leiden, zu denen in den letzten Jahren die Verluste sich gesellten, die sie mit den Thron und dem Vaterlande Schlag auf Schlag erlitt.

Sind Leiden schon an und für sich eine schmerzliche Heimsuchung, so bilden sie im Glanz des Thrones und in einer Lebenslage, in der so hohe Anforderungen an immer bereite Kraft und Ausdauer gestellt werden, einen kaum zu überwindenden Gegensatz. Sie hat ihn überwunden, sie hat dieses Kreuz getragen nach Heldenart, mit schwach und schwächer werdenden Schultern, aber mit wachsendem Gottvertrauen, sie hat es getragen mit schon zitternden Händen, aber mit nie wankendem Mut; sie hat es noch getragen mit siechem, gebrochenem Körper, aber auf Flügeln des Geistes!

Wenn die deutschen Frauen sich über das Grab hinaus dankbar erweisen wollen für das Vorbild ihrer ersten Kaiserin, so mögen sie in Scharen beitreten dem Werke der Menschenliebe, der vereinten Hilfsbereitschaft in Friedenszeit wie in Kriegsnot. Und wenn dieser Bund, der das Goldstück des Reichen mit dem Pfennig des Armen, der Bekenntnisse, Stände und Stämme, der Männer und Frauen vereint in gleichem Wert und zu gleichem Streben, wenn dieser Bund, der „keine Grenzen kennt, die Menschenhand gezogen“, zur Ehrensache geworden sein wird im deutschen Volk, wie es ihr Lieblingsgedanke war, — dann wird das Kreuz, dessen edle Trägerin nun Frieden gefunden hat, von unzähligen Schultern aufgenommen und in unzähligen Herzen getragen werden von Geschlecht zu Geschlecht.

Vor Jahren hat einer von Kaiser Wilhelm's Getreuen geäußert, in der Kaiserin Augusta liege ein Zug antiker Größe. Dieses Wort war treffend, und wenn unser Leben das wird, wozu wir es selbst inhaltlich gestalten, wenn es wahr ist, daß bei dem Erkalten der bildenden Hand für die Zurückbleibenden das Gewordene, von aller Mühsal des Werdens befreit, im reinen Lichte eines Kunstwerks erscheinen soll, dann hat ihr Leben die hohe Stufe der Kunst erreicht, auf der ein Hauch ruht klassischer Vollendung.



## Berichte aus allen Wissenschaften.

### Litteratur-Geschichte.

#### Aus Karl von Hase's vergessenen Schriften.

Daß Karl von Hase, als Theologe seit seinem Ableben am 3. Januar d. J. vielseitig gewürdigt, auch eine vaterländische Bedeutung in Anspruch nehmen darf, ist selbst seinen nächstehenden theologischen Freunden und Bewunderern wenig bekannt.

Aber nicht nur seine treue Angehörigkeit zur deutschen Burschenschaft und seine 9 Monate währende Festungshaft auf dem Hohenasperg sichert ihm solchen Anspruch, sondern auch eine Reihe von Schriften, die jetzt allerdings so gut wie vergessen sind, die uns aber als Zeugnisse seiner wahrhaft patriotischen Gesinnung Achtung abnötigen und überdies als Denkmale unserer vaterländischen Geschichte ein warmes Interesse einflößen. Daß sie vergessen sind, dürfte hauptsächlich auf den Umstand zurückzuführen sein, daß Hase dieselben entweder anonym oder unter dem von seinem Geburtsort in Sachsen hergenommenen Namen Karl von Steinbach herausgegeben hat.

Einige Mitteilungen aus diesen Schriften mögen hier eine Stelle finden. Zunächst kommen die sechs politischen Schriften v. Hase in Betracht. Die erste schrieb er 1830 über „Sachsen und seine Hoffnungen“. Nachdem das Feuer der Revolution im Juli an dem alten Herd derselben, in Paris, aufs neue hervorgebrochen war, pflanzte es sich durch eine Reihe europäischer Staaten fort und hatte auch einige deutsche Volksstämme ergriffen. So war es im Anfang September namentlich in Leipzig und Dresden zu tumultuarischen Auftritten und nächtlichen Demolierungen gekommen.

Hase berichtet in seiner am 18. Oktober abgeschlossenen Schrift den Verlauf der Bewegung, um dann freimütig nach oben die Ursachen der Unzufriedenheit aufzudecken, die Mißstände der städtischen Verwaltung, die damals in den Händen eines einen Ring bildenden, unverantwortlichen Stadtrats lagen, die Mißgriffe des pietistischen Ministeriums Einsiedel und die Unthätigkeit des Königs Anton, der alles beim alten lassen wollte. Nicht minder freimütig wendet sich Hase dann aber auch an seine Landsleute, da es ihm darauf ankommt, nach allen Seiten eine friedliche Stimmung und eine gedeihliche Entwicklung der Zukunft anbahnen zu helfen. Das Volk soll Geduld und Vertrauen zeigen, wie auch der König seinerseits dem Volke vertrauen möge: „Das Volk verdient es“. Gemein-sinn muß von allen Seiten bethätigt werden: „Wenn jeder Bürger und jeder Stand seinen besonderen Vorteil durchsetzen will, so wird mit dem Ganzen auch der Einzelne zu Grunde gehen“. Fürwahr, goldene Worte auch für das gegenwärtige Geschlecht! Dem durch die napoleonische Zeit klein gewordenen Sachsen ruft er zu: „Das wahre Glück und der Ruhm eines Staates beruht nicht auf seiner äußeren Größe“. „Unsre Väter sind den Völkern vorangeschritten und haben ihnen die Reformation gebracht: sehen wir zu, daß wir solcher Vorfahren nicht unwert erscheinen.“

Näher als diese erste stehen uns die politischen Schriften Hase's aus dem Revolutionsjahr 1848.

Unter dem gewaltigen Eindruck der Märztage hat Hase noch in der letzten Woche jenes Monats sein erstes Wort und zwar über „das Kaisertum des deutschen Volkes“ hinausgesandt. Die damalige Situation zeichnet Hase nicht so ganz unähnlich der gegenwärtigen, zumal, wenn wir den 20. Februar d. J. mit berücksichtigen. „An der einen Grenze diese junge Republik, welche in ihrem drohenden Zusammenstürzen vielleicht keine andere Rettung sehen wird, als ihre brotlosen

Arbeiter auf unsere Rheinlande zu werfen, an der anderen Grenze jenes gewaltige Reich, welches seine Kosacken versammelt, um Polen und, wie es sagt, die Ordnung in Europa zu retten; dazu in unserer Mitte die Aufregung verstandloser und selbstsüchtiger Leidenschaften, — das drohende Recht hoffnungsloser Armut und die natürliche Lust, mit dem Glücklichen oder dem Fleißigen zu teilen.“ Der Kern des Volkes habe jedoch nur gefordert, was in den Freiheitskriegen verheißen sei. Und es sei eine Einstimmigkeit, wie sie Gott einem Volke nur in großen Tagen der Gefahr und Begeisterung gebe. Von dem Parlament will H a s e nur zweierlei Aufgaben gelöst haben: „die kriegerische Waffnung des deutschen Volkes, wenn es sein kann zur Erhaltung des Friedens, und die Grundzüge der künftigen Verfassung Deutschlands“. Hätte das Frankfurter Parlament diese weisen Ratschläge beachtet, ohne sich mit den „Grundrechten“ so lange aufzuhalten, so wäre das Jahr 1848 wohl nicht so fruchtlos geblieben.

Weiter fordert Hase die Reform des Bundestags zur Fürstenkammer, welche mit der Volkskammer den deutschen „Reichstag“ bilden soll. Denn ein Volk mit so großen historischen Erinnerungen soll seine Staatseinrichtungen mit seinem eigenen Namen nennen. „Der Adler des deutschen Reiches schüttelt wieder seine lang gebundenen Schwingen, um sich in alter Majestät zu erheben, und die Farben des Reichs, seit dreißig Jahren heimlich auf der Brust von einigen jungen Leuten getragen, der schwarzrotgoldene Farbstreif, ist nun ein Schutz der Könige geworden, und sein Banner weht vom Schlosse zu Berlin wie vom Palais der Bundesversammlung zu Frankfurt.“

Und so soll auch der Kaiser nicht fehlen. Denn in ihm würde sich „die Einheit des Reichs am kräftigsten darstellen und der deutsche Kaiser wieder der erste sein unter den Fürsten der Erde.“ Zöpfel hatte geschrieben: „Wir denken nicht an die Wiederherstellung eines deutschen Kaisertums — wir wollen kein Gewand aus der Gruft einer Leiche nehmen, wäre es auch die eines Karls des Großen, um einen Lebenden mit modrigem Flitter zu bekleiden“. Hase antwortet wie ein Seher der Zukunft: „Aber das ist nicht der Modus einer Leiche, wenn ein Volk in den Tagen der Gefahr und Erhebung sich an die großen Überlieferungen seiner Vorfahren erinnert und im Gefühle ihres wieder jung gewordenen, der Gegenwart gewachsenen Geistes ihnen vertraut, das ist nicht ein Leichenraub, es ist eine Auferstehung“.

Die auf ihre Souveränität eifersüchtigen Fürsten erinnert Hase, daß das doch nur eine Scheinsouveränität sei und daß thatsächlich nicht nur Oesterreich und Preußen, sondern selbst Rußland gelegentlich den Bundestag regiert habe. Überdies gehe durch die ganze Welt ein Geist, der an alten Thronen gewaltig rüttele und mitten durch Spieße und Stangen schreite.

Aber wer soll Kaiser werden? Weder Preußen noch Oesterreich würden bereit sein, sich der anderen Macht unterzuordnen. Darum hatte schon Paul Pfizer, „der Achill der württembergischen Opposition“, Preußen als Oberhaupt und mit Oesterreich ein völkerrechtliches Band gefordert — ein Gedanke, der nun durch unseren Reichskanzler verwirklicht ist. Aber wenn es das ganze

Deutschland sein sollte und wenn es ohne „Blut und Eisen“ gehen sollte, so schien Hase nur eine Lösung möglich zu sein, die er — sehr charakteristisch für die idealistische Begeisterung jener Zeit und zugleich für seine persönliche, eines Theologen würdige, kühne Idealität — zu fordern wagte: der Wechsel der Kaiserkrone zwischen Österreich und Preußen, etwa mit Frankfurt oder Nürnberg oder Bamberg als Kaiserresidenz.

Aber auch so fragte es sich, wer dann zuerst Kaiser werden solle. Und hier folgt nun eine meisterhafte Charakteristik des Königs Friedrich Wilhelm IV. Aus den Gaben und Schranken seines Lebens heraus: „der König ein Redner und kein Diplomat“ werden seine Mißgriffe erklärt, und so eine gerechtere und mildere Beurteilung desselben vertreten. Gerade damals gingen die Wogen der Volkserregung sehr hoch. In Karlsruhe hatte man die preußische Proklamation, in München einen Strohmann als den „juten König“ verbrannt, in Heidelberg in einer Volksversammlung eine Proklamation an den König von Preußen verlesen, in welcher die Bezeichnung desselben als eines Nero des 19. Jahrhunderts noch zu den gebildetsten Ausdrücken gehörte. Hase tritt alledem mit objektiver Ruhe entgegen: „Wir Deutsche sind ein gerechtes, billiges Volk; jener Zähzorn wird verfliegen, und die einfache Ansicht der Sache, wie sie hier durch einen Mann aus dem Volke, der von jenem König nichts zu hoffen und nichts zu fürchten hat, dargelegt ist, wird durchdringen, weil und inwiefern sie die gerechte, sachgemäße ist.“ So will denn Hase, daß diesem Könige zuerst die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt werde.

Zum Schlusse will Hase es noch ausgesprochen haben, daß Deutschland nicht für immer auf zwei vom Reiche losgerissene Landschaften verzichtet habe, Schleswig die eine, die andere unser Elsaß. Und es sind wahrhaft prophetische Worte: „Der erste Krieg mit Frankreich — wird darum handeln, ob Frankreich die Rheingrenze gewinnen, oder ob das Banner des Reichsadlers vom Münster zu Straßburg wehen soll? Und diese Frage wird in einem furchtbaren Zweikampfe beider Völker entschieden werden“.

Noch zweimal kam Hase auf seine Lieblingsidee eines Wechsels der Kaiserkrone zwischen Preußen und Österreich zurück. Im Jahre 1848 in der Schrift: „das deutsche Reich und seine Staaten“ und 1849 in dem Büchlein „Preußen und Österreich.“ Das letztere sollte ursprünglich als Zeitungsartikel erscheinen, wurde aber von einer „respektablen“ Zeitung begreiflicherweise als zu österreichisch, von einer anderen als zu preußisch zurückgewiesen. So erschien es mit dem Namen des Verfassers selbständig. „Erst an dem Tage, an welchem der Monarch von Österreich den Eid leistet auf die deutsche Reichsverfassung und die Abgeordneten des österreichischen Volksstammes den unseren wieder die Hand reichen, ist die Hoffnung des Frühlings von 1848 erfüllt und das ganze Deutschland wiedergewonnen.“ Und wenn diesem großdeutschen Gedanken schließlich nicht nur die harte politische Notwendigkeit, sondern auch sonst sehr gewichtige Bedenken entgegen standen, so wird doch niemand das treue deutsche Herz verkennen können, wenn Hase ausruft: „Was konnte uns Schmerzlicheres geschehen,

als unsere treuen Grenzwächter auf den Alpen für Ausländer zu erklären, für die Wiedergeburt des deutschen Reiches die alte Hauptstadt desselben mit ihrer deutschen Herzlichkeit und Herrlichkeit, die Quellen der Elbe, das Stromgebiet der Donau, Triest, das mittelländische Meer aufzuopfern!" Und wer freute sich nicht der Worte, deren Erfüllung wir wiederum erlebt haben: „Der erste Segen eines einigen und starken Deutschlands wird es sein, daß es sein gebührendes Teil am Weltmeer und demjenigen Meere, welches einst das deutsche hieß, wieder erwerbe, auf daß nicht ferner ein stolzer Lord sich unterfange, die schwarz-rot-goldene Flagge auf einem deutschen Kriegsschiffe für eine Seeräuberflagge anzusehen.“

Auch die beiden noch nicht erwähnten politischen Schriften Hase's aus dem Jahre 1848 verdienen es wohl aus ihrer Vergessenheit hervorgezogen zu werden, über die „deutsche Volksbewaffnung“ und über „die Republik des deutschen Volkes“.

Interessant ist in der ersteren wieder vor allem eine jetzt erfüllte Forderung. Nicht Volksbewaffnung, wie die Republikaner wollten, sondern ein „Volksheer mit militärischer Disziplin und voll militärischer Kraft,“ ist anzustreben, und das Grundprinzip muß die allgemeine Militärdienstpflicht sein ohne jede Ausnahme. Andererseits könne man in Deutschland unmöglich daran denken, Ersparnisse durch Entwaffnung zu machen, „so lange die lüsternen Nachbarn im Osten und Westen nicht dasselbe thun.“

Die letztgenannte Schrift versetzt uns aufs lebendigste in jene radikalen Strömungen des Jahres 1848, die wieder mit unsern gegenwärtigen Verhältnissen die größte Ähnlichkeit haben. Auch damals war in weiten Kreisen eine Anschauung verbreitet, wonach die „Bourgeoisie“ nicht zum „Volk“ gehöre. Man hatte im Juni in Rheinpreußen gesungen:

Freiheit und die Republik!  
Wär'n wir doch die Preußen quitt!

Im Juli sang man in den Schenken:

Wär'n wir doch die Bürger quitt!

Andererseits war das Schlagwort: „Volksouveränität“ damals an der Tagesordnung, und man salbaderte in der Nationalversammlung, daß „jeder Einzelne als Souverän zur Welt komme.“ Darauf erwidert Hase sarkastisch: „ein geifernder Souverän in Windeln!“ Wie heute waren ferner auch damals Erregung von Unzufriedenheit und kühnste Versprechungen der Köder, durch den die Massen gewonnen werden sollten. Ein Redner im Altenburgischen hatte eine Volksversammlung mit den Worten geschlossen: „Nun geht zuhause, ihr Leute, zum Essen! die Meisten werden freilich nur eine magere Suppe finden. Aber haben wir erst die Republik durchgesetzt, so soll jeder täglich seinen Braten haben!“ Auch Hase, nachdem er gebührend betont hat, daß das Vaterland von Allen Opfer verlangen müsse, untersucht in einem „Anhang“ seiner Schrift, was etwa billigerweise geschehen müsse und was geschehen könne, um das Los der Arbeiter zu bessern. Die wichtigsten Vorschläge, die er macht, sind Aufhebung der Steuern von den einfachsten Lebensbedürfnissen (Salz, Roggenmehl, Fleisch und Bier),

eine progressive Einkommensteuer, so daß „die Wohlhabenden und Reichen den Staat erhalten“, und ein Viertel dieser Steuer überdies zur Vorbeugung der Verarmung verwendet werde. Dazu Sommersparkassen, Konsumvereine, eine zeitgemäße Erneuerung der Zunftverfassung und anderes. Diese Forderungen, soweit sie auch zum Teil gehen, waren damals ein sehr gemäßigtes Programm. Hase erschienen sie „nicht als die goldenen Berge und das tausendjährige Reich des Wohllebens,“ wie es die Republikaner zu versprechen liebten, wohl aber als „mögliche Dinge, klare und bündige Gewährschaften, für eine frohere Zukunft der bisher Mühseligen und Beladenen.“

Von den nicht politischen, aber ebenfalls vergessenen Schriften Hase's wollen wir hier nur drei kurz erwähnen.

Im Jahre 1828 erschien der „Griechische Robinson“ in zwei Bänden als ein Lesebuch für das deutsche Volk.“ Das verdient es auch jetzt noch zu sein. Seinen aus den „Idealen und Irrtümern“ bekannnten Jugendfreund Robert Müller („Flauschmüller“), über dessen späteren Geschicken ein ungelichtetes Dunkel ruht, läßt Hase hier mit einem Freunde, unter welchem sich der Verfasser selbst verbirgt, nach Griechenland ziehen und im griechischen Freiheitskampf mitstreiten, mitsingen und zuletzt fallen. Indem wir die beiden Freunde, der erstere wird Robinson, der letztere Kapitän oder „Freitag“ genannt, begleiten, lernen wir das Land und Volk der Griechen kennen, die Geister der alten großen Vergangenheit umschweben uns, und die Idee eines verjüngten Bundes zwischen Germanentum und Griechentum tritt uns vor die Seele, wie wir es jüngst ahnungsvoll geschaut haben, da die Hohenzollernbraut dem griechischen Königssohn sich vermählte, überstrahlt vom Glanze des erneuten deutschen Kaisertums.

Die zweite Schrift aus dem Jahre 1830 heißt: „der Schutzgeist edler Jünglinge, eine Mitgabe beim Abschiede aus dem Vaterhause in die Welt.“ Es ist das die Entwicklung einer idealen Lebensanschauung. Alle Stände, Land- und Bergbau, Forstwesen, Jagd, Gewerbe- und Wanderleben werden besprochen, über Zunft- und Gewerbefreiheit Erörterungen angestellt. In allen Verhältnissen soll ein edler Idealismus sich entfalten. Und besonders stimmt Hase auch hier wieder das Hohelied vom Vaterlande an. „Des Lebens tiefstes Geheimnis, das kein Blick deutet, keine Zunge ausspricht, ist die eine allmächtige Liebe, die das ganze Dasein ergreift, deren Seligkeit ist, für das Wesen ihrer Sehnsucht zu leben, aber noch viel größere Wonne zu sterben. Und welch' einer schöneren Geliebten mag der Jüngling sich hingeben mit aller Kraft und Blut seiner Liebesfülle als dem teuren Vaterlande?“

Zum Schluß sei das vielleicht nicht ganz so unbekannt, im Jahre 1843 herausgekommene „Liederbuch des deutschen Volkes“ kurz erwähnt. In Winterabenden waren diese Lieder im Freundeskreis gelesen, gesungen und gesammelt. Vom Volksgeiste ursprünglich gedichtet, hallten sie in der Seele dieses edlen Sohnes unseres Volkes wieder. Der Volkgeist hat in diesen Liedern, wie Hase sagt, „sein tiefstes Freud und Leid, sein Lieben und Hassen, seine Weisheit und frohe Thorheit in tausend Liedern der Natur- und Kunstpoesie ausgesprochen. In diesem



Spiegel und Widerhalle soll er sich selbst begrüßen und seines reichen Lebens froh werden."

Es ist hier nun nicht der Ort, auszuführen, was Hase, der gefeierte Theologe, als solcher geleistet hat. Es lag uns lediglich daran, einige seiner vergessenen Schriften wieder in Erinnerung zu bringen und damit die vaterländische und humane Seite seines ganzen Denkens und Fühlens zu beleuchten. Aber gerade auch für das Verständniß aller seiner theologischen Leistungen muß diese so liebenswürdige Seite seines persönlichen Lebens als wesentlich bedeutsam bezeichnet werden.

Jena.

A. S. Braasch.



## Litterarische Revue.

Wir haben uns an dieser Stelle mit dem inzwischen seinen langen, qualvollen Leiden erlegenen Robert Hamerling eingehender gelegentlich seines modernen satirischen Epos „Homunculus“ beschäftigt. Vermochten wir diesem stark tendenziösen Werke nur teilweise Geschmaç abzugewinnen, so schmälerte das doch nicht unsere sonstige Wertschätzung des genialen, phantasievollen, farbenreichen Dichters, und ebensowenig konnte uns Professor Erich Schmidt's absprechende, einseitige und engherzige Beurteilung desselben gelegentlich der Sammlungen für ein Hamerlingdenkmal im österreichischen Waldviertel in unserer Anschauung beirren. Hamerling gehört sicherlich nicht zu den dichterischen Ephemeriden, deren Staub der nächste Morgen in alle Winde verweht, und daß dem so ist, beweist schon der Entschluß der Hamburger Verlagsanstalt (F. F. Richter), eine ganze Reihe seiner Dichtungen in neuen Auflagen erscheinen zu lassen, so u. A. die „Waldsängerin“ und den „Germanenzug“. Der „Ahasver in Rom“ liegt in 17. Auflage vor, und gleichzeitig erscheint in einer auf etwa 35 Lieferungen (à Mk. 2) berechneten Prachtausgabe der „König von Sion.“ Die Dichtung selbst, welche die Schicksale des Münsterer Wiedertäufers Johann von Leyden behandelt, ist allgemein bekannt und verbreitet — wir möchten hier nur besonders auf die von Adalbert von Roesler und Hermann Dietrich's ausgeführte künstlerische Ausstattung hinweisen. Etwa 200 Holzschnitte sollen teils als Vollbilder, teils als Illustrationen im Text das auf ausgezeichnetem Kupferdruckpapier gedruckte Werk schmücken, dessen einzelne Textseiten von geschmackvoll stilisierten Randleisten umrahmt sind. Die Künstler haben sich derart in ihre Aufgabe geteilt, daß Dietrich's neben dem ornamentalen Beiwerk namentlich die landschaftlichen und architektonischen Motive behandelt hat, während Roesler die größeren historischen Kompositionen ausführte. Beide haben sich gleich trefflich bewährt; der Erstere entwickelt im Dekorativen einen Reichtum der Phantasien, eine Anmut der Linienführung und eine von jeder Überladung freie Sicherheit der Komposition, in den Raum, die unwillkürlich, ohne im übrigen kleines mit großem in Vergleich stellen zu wollen, an Raffael's Loggien erinnern, und seine Landschaften sind bald von anmutigster Poesie, bald von düsterster Romantik — je nachdem die Dichtung es fordert. Roesler's größere Kompositionen zeigen energische dramatische Bewegung; auch hat der Zeichner die einzelnen Gestalten der Dichtung mit feiner Individualisierungskunst zu durchweg charakteristischen Erscheinungen herauszuarbeiten verstanden.

Als Ergänzung zu all' diesen Hamerling-Ausgaben ist in demselben Verlage unter dem Titel „Lehrjahre der Liebe“ auch eine Sammlung von Tagebuchblättern und Briefen erschienen, welche eine Reihe interessanter Einblicke in das Seelenleben des Dichters eröffnen. Doch können wir nicht sagen, daß der Eindruck des Buches ein günstiger sei. Abgesehen von den wohlgefälligen Selbstbespiegelungen, in denen sich nun einmal vieler Dichter Eitelkeit zu

ergehen pflegt, wirkt auch die überall zwischen den Zeilen herauszulesende Thatsache, daß Hamerling's „Liebe“ niemals auf einer mannesstarken, ehrlichen Sinnlichkeit beruht hat, sondern lediglich ein Illusionsgebilde erhitzter Phantasie gewesen ist, überaus ernüchternd. Auch der Humor, wo er sich zur Geltung drängen möchte, erscheint gequält. Unter den zahlreich eingestreuten Sonetten stehen nur wenige auf der Höhe der Hamerling'schen Verkunst. Wir können nicht verhehlen, daß die Veröffentlichung dieser „Tagebuchblätter“ vielleicht besser unterblieben wäre.

So sehr auch Robert Hamerling ein Kind seiner engeren österreichischen Heimat gewesen und geblieben sein mag, so wenig drängt sich in seinen größeren und bedeutenden Dichtungen dieser spezifische Zug irgendwie auffallend hervor. Durch und durch im heimischen Boden wurzelt aber als Dichter und Sittenschilderer Karl Emil Franzos. Von seinen „Kulturbildern aus Halbasien“ liegt die Abtheilung „Vom Don zur Donau“ in zweiter und vermehrter Auflage vor. (Stuttgart, Bonz, 2 Bde.). Der litterarische und kulturgeschichtliche Wert dieser Arbeiten ist bekannt, und es thut ihrer ästhetischen Wirkung keinen Eintrag, daß sie ausnahmslos eine scharf ausgeprägte Tendenz haben. Überall tritt der Dichter für die ruhig fortschreitende Kulturentwicklung und den damit zusammenhängenden friedlichen Ausgleich zwischen den einzelnen Volksstämmen ein. Er verteidigt die Rechte der Polen, wo sie von den Russen vergewaltigt werden, und er bekämpft das Unrecht, welches die Polen begehen, wenn sie selbst, wie in Galizien, Ruthenen, Juden und Deutsche zu vergewaltigen suchen. Er bekämpft die Fanatiker einer übelberathenen christlichen Orthodorie, welche die Juden in Ausübung ihres Glaubens befehdet, aber er bekämpft nicht minder den Fanatismus jener orthodoxesten Juden, welche den freier gesinnten Glaubens- und Stammesgenossen mit feindseliger Hartnäckigkeit sich gegenüberstellen. Und ebensowenig wie er die Berechtigung des deutschen — geistigen — Einflusses im Orient verkennt, ebensowenig hält er es für berechtigt, diesen Einfluß in überhasteter und aufdringlicher Weise zur Geltung zu bringen. Die in diesen beiden Bänden enthaltenen Novellen hat der Autor theils stilistisch durchgesehen und gefeilt, theils auch erweitert oder gekürzt; einige interessante Abhandlungen über „Volkslied“ bezw. „Litteratur“ der „Kleinrussen“ sind beigelegt. Überall, wohin wir ihm auch folgen mögen, finden wir den Verfasser auf dem Boden einer humanen, ausgleichenden, versöhnenden Gesinnung. Die realistische Kraft und das sichere Kolorit seiner Schilderung bedürfen keiner ausdrücklichen Anerkennung mehr.

Ein starkes ethnographisches Element durchzieht auch die Novellen und Dramen von Ludwig Ganghofer, die zumeist in den bayrischen und deutsch-österreichischen Alpenländern sich abspielen. Der sehr fruchtbare Schriftsteller reicht zwar dem Titanen Anzengruber nicht bis an den Gürtel, aber seine Darstellungskraft ist immerhin bedeutend genug, um ihn eine originelle Stellung unter den Hochlandspoeten einnehmen zu lassen. Er ist in der Skizze und kleinen Erzählung glücklicher als in breit angelegten Werken, und wir dürfen die zuletzt von ihm veröffentlichten modernen Märchen „Es war einmal“ (Stuttgart, Bonz) zu seinen reifsten und liebenswürdigsten Schöpfungen zählen. Wie rührend ist nicht die Geschichte von den „Vier heiligen drei Königen“ mit ihrem tragischen Ausgang, und wie lebhaft versteht der Autor uns die Schrecken des winterlichen Hochgebirgs vor's Auge zu stellen, wenn er uns den mühseligen Weg beschreibt, welchen das ländliche Brautpaar durch Schnee und Eis das Fuschertal hinauf nach Ferleiten wandert, bis sich ihm die kalte Hand des Todes auf die warm-pochenden Herzen legt. Der Dichter hat seine Erzählung „Moderne Märchen“ betitelt und ihm fast durchweg einen allegorisch-symbolischen Zug beigeheimt — er schließt seine Geschichten nicht mit dramatischer Deutlichkeit, sondern läßt sie mit Vorliebe in dunkel verhallenden Akkorden ausklingen. Das Buch ist mit einer stattlichen Anzahl ansprechender Illustrationen geschmückt; wir nennen unter den Künstlern vor allem Matthias Schmidt, den trefflichen Maler süddeutschen Gebirgslebens.

Erzählt Ganghofer seine Märchen in schlichter Prosa, so hat sich Wolfgang Kirchbach für die dramatische Form entschieden. Sein fünfaktiges Bühnenmärchen „Die letzten Menschen“ schildert jene von den Gelehrten vorausgesagte Epoche der Erdgeschichte, in welcher sich rundum und von Pol zu Pol starres Eis über alles blühende Leben legen und jedes organische Wesen, und damit auch den Menschen, vernichten wird. Während Tokai, der phantastische

Optimist, in einer köstlichen Episode seiner „Schwarzen Diamanten“ eine Zeit ausmalt, wo am Nordpol eine neue, friedliche, allerdings stark utopistische Kulturwelt sich entwickeln wird, führt uns der pessimistische Kirchbach zum Untergange unseres ganzen Planetensystems, wo die Sonne nur noch als ausgeglühte, schwarze Masse am Himmel hängt, und die sich übereinanderschiebenden Eisberge das letzte Menschenpaar unter sich begraben.

Kirchbach ist ein ebenso fruchtbarer wie phantasiereicher Dichter; ein vollgiltiger Beweis für das letztere war unter anderem jene „Abenteuerliche Reise des Alwaters Bodan,“ welche im Jahrgang 1881 der „Deutschen Revue“ veröffentlicht wurde. Daß nun auch das vorliegende Märchen, trotz seines ernstern Kerns und seiner vielfach stark hervortretenden satirischen Tendenz, durch und durch phantastisch gehalten ist, mag nicht Wunder nehmen: wir brauchen nur das Szenarium anzusehen, um darüber klar zu werden. Da erscheinen: Ahas, der „letzte Mann“, und Eva, das „letzte Weib“. Da tritt uns Amymone, die Königin der Sirenen, mit ihren Scharen entgegen, neben ihr Proteus, der ewig Wandelbare, und Pan mit einem großen Gefolge von Frauen, Nymphen und Satyren; Echo treibt ihr neckisches Spiel, die Tritonen lassen ihre Muschelhörner erschallen, und auch der Centaur poltert über die Bühne. Kurzum alle Fabelwesen der griechischen Mythenwelt sind hier zu buntem Reigen aufgeboten; es ist ein Mummenschanz, so toll und bunt, wie nur irgend in Goethe's „klassischer Walpurgisnacht“.

Das Märchenspiel wird durch einen Prolog eröffnet, den ein greiser Seher in einer wilden, von himmelhohen Eisbergen umrahmten Gletschermwelt spricht. Grenzenlose Öde und Düsternis lagert über der Szene, und eine verglimmende Mitternachtsonne wirft verglühende Strahlen in die Gletscherspalten und Gründe. Der Seher prophezeit in düsteren Worten den Untergang der bewohnten Welt — nur noch einmal werde für ein letztes Menschenpaar eine kurze paradisiische Zeit erblühen. Die Szene, verwandelt sich, die Eisberge versinken unter Donner und Blitz, liebliche Musik ertönt, Blumen sprießen unter der Schneedecke hervor, wir befinden uns in einer blühenden, von der warmen Sonne magisch erleuchteten Gegend am Meeresstrande. In malerischen Gruppen lagern hier die Sirenen mit ihrer Königin Amymone. Diese ist in glückseliges Sinnen verloren, denn sie hat einen, den letzten Menschen gefunden, dessen Angesicht so schön ist wie die Sonne. Silenus will aus allerlei zum Teil sehr zureichenden Gründen von den Menschen nicht viel wissen, aber Amymone ist hoch begeistert und giebt ihm sogar einen Kuß, nur um ihn milder für den schönen Ahas zu stimmen. Silen wird nachdenklich und geht zum Proteus, um dessen Ansicht einzuholen, ob der Mensch zu dulden sei oder nicht. Ahas selbst wähnt, er sei nicht sowohl der letzte als der erste Mensch, sucht aber von Amymone vergebens das Rätsel seines Daseins zu erfahren. Inzwischen tritt das bunte Volksgericht der Wald-, Luft- und Wassergeister unter dem Vorsitze von Proteus zusammen, um zu beraten, was mit den Menschen anzufangen sei. Es ist begreiflich, daß die unerjättliche Herrschsucht des homo sapiens ihn diesem einseitig interessierten Gerichtshofe als höchst gefährlich erscheinen läßt, und so redet ihn denn der Faun Silenus drohend an:

Du Sündensäugling dieser alten Welt!  
 Du Sohn des Schlaf's, der halb nur lebt auf Erden  
 Um Tag für Tag ein Raub der Nacht zu werden!  
 Du weltentfremdet Angesicht!  
 Du Geist des Irrsals! . . .

Ahas macht indes mit der auf ihn eindringenden Schar kurzen Prozeß — er jagt sie auseinander, stößt den Proteus von seinem Thronessel, setzt sich selbst darauf und verkündet, daß nun unter seiner Herrschaft eine neue Ära reinen Menschentums erblühen werde.

Der zweite Akt spielt an einem stillen mit Wasserrosen und Nymphäen überwachsenen Waldteiche. Eva entsteigt dem Bade und beginnt ein neckisches Spiel mit der Nymphe Echo, welchem der große Pan aus einem dichten Buschversteck zuschaut. Die Mädchen erblicken den Lauscher und verhöhnen ihn auf's übermütigste. Pan bricht schließlich wütend aus seinem Hinterhalte hervor, kann aber nicht umhin, sich alsbald bis über beide lange Ohren in Eva zu verlieben und um ihre Gunst zu flehen. Eva weist den lächerlichen Gefellen mit dem Ziegen-

schwänzchen spöttisch ab. Er solle sich erst aus dem „Fabeltier“ zu einem „feinen Manne“ machen, dann werde sie ihn vielleicht erhören. Pan wird so begeistert, daß er die Nymphen und Dryaden, die sich, Küsse heischend, um ihn drängen, schnöde zurückweist, ein ganz unerhörter Fall, der besagte Halbgöttinnen in erklärlichen Zorn versetzt. Daß dieser Zorn sich zunächst gegen Eva richtet, versteht sich von selbst. Sie stehen den Proteus um Hilfe an, welcher ihnen die letzten Menschen zu vernichten verspricht. Inzwischen haben sich in einer sehr anmutigen Szene Ahas und Eva in Liebe gefunden — Amymone und die Sirenen vermögen jenen nicht mehr an sich zu fesseln, Ahas und Eva umschlingen sich in heißen Küssen, doch ein bacchantisches Charivari der Nymphen und Faunen reizt sie auseinander.

Im dritten Aufzuge werden wir in die Ruinen einer verfallenen Menschenstadt geführt — eine Art Vineta oder Zulin über dem Meere. Häuser, Kirchen und Türme sind eingestürzt und zerborsten, losgerissene Schienen und zertrümmerte Lokomotiven liegen übereinander — das Ganze ein Bild völliger Vernichtung. Ahas irrt umher, in den Ruinen vergeblich seine Eva suchend. Silvana, die Waldnymphe, und der Faun Silvaticus erscheinen — der Letztere mit einem Spaten bewaffnet, um in diesem anderen Troja Nachgrabungen anzustellen. Zunächst wirft er einen Frauenpantoffel und einen alten Handschuh aus, sein Hauptsinnen ist aber auf eine „Menschenuhr“ gerichtet. Endlich zieht er unverrichteter Sache ab, und es erscheint Silvana und diesem verborgen, die Nymphe Echo. Silenus hat bei seinen Ausgrabungen ein wahrhaft Schliemann'sches Glück. Ein alter Stiefelknecht, ein ihm unverständliches Buch, ein Barbierbecken, eine Mäusefalle und zuletzt die ersehnte Uhr sind die Früchte seiner Arbeit, die ihm aber leider alle von der versteckten Echo gestohlen werden. Inzwischen kommen Silvaticus und Silvana zurück, Silenus hält jenen für den Dieb seiner Schätze, und sie geraten handgreiflich aneinander, während sich Silvana mit einem gleichfalls ausgegrabenen Besen, den sie für einen Fächer hält, wohlgefällig Kühlung zuweht. Die Prügelei wird ziemlich heftig, da erscheint Pan, der sich inzwischen zum „feinen Mann“ umzugestalten bestrebt gewesen ist. Er trägt Frack, Hut und Stock, die Ziegenbeine aber sind unbekleidet. Die Streitigkeiten wegen der Uhr schlichtet er durch einfache Anmerkung derselben, wofür ihm kunstgerecht der Hut angetrieben wird. Proteus tritt auf und sucht den Streit zu schlichten, Pan aber geht unter entrüstetem Protest ab. Jetzt erscheint Ahas, in tiefer Verstörung, sein Weib suchend. Die Halbgötter und das Echo verspotten ihn, und Proteus gemahnt ihn höhnisch der Nichtigkeit seines Menschentums, das am Rande des Unterganges stehend, eine neue Welt zu schaffen sich vermaß. In einem großen, phantastischen Zauberballet zieht die Vergangenheit des Menschengeschlechts und der Erde an ihm vorüber —; „Wir waren, ach wir waren —“ ist die düstere trostlose Antwort auf seine zitternde Frage, ob dies, was er sehe, Leben oder Zukunft sei?

Eva hat sich inzwischen auf einen Kirchhof verirrt und stellt hamletische Betrachtungen über einen Totenschädel an. Auch hierher folgt ihr Pan in seinem Geckenaufpuß; als er aber cynische Gewalt zu brauchen droht, erscheint im Augenblick der höchsten Gefahr Ahas, und das letzte Menschenpaar sinkt sich glücklich in die Arme. Pan ist ob seiner Niederlage so zerfnirscht, daß ihm das Herz bricht. „Der große Pan ist tot“ — mit dieser Wehklage der Nymphen schließt der dritte Akt. Der vierte Akt gipfelt in der Hochzeit von Ahas und Eva, einer schönen, poesievollen Szene; doch Proteus tröpfelt das Gift in den Becher der Freude und enthüllt dem jungen Menschenpaar, daß es nicht das erste, sondern das letzte sei. Und so sehen wir denn zum Ende, wie die Liebenden in einer blinkenden Felschlucht begraben werden. Die Berge stürzen zusammen, und über das Trümmerfeld blickt man in eine gewaltige offenliegende Eiszwelt, über der ein weiter Sternenhimmel hellglänzend lagert. . . .

So der Gang der überaus bunten Handlung. Wie sehr das phantastische Element überwuchert, dürfte aus unsrer Skizze hervorgehen. Der Dichter scheint indessen das Werk thatsächlich für ausführbar zu halten; und nachdem Otto Devrient die klassische Walpurgisnacht, an deren Fabelwesen freilich kein unbefangener Zuschauer zu glauben vermochte, auf die Bretter gebracht hat, ist vor unsern Bühnenleitern kein Ding unmöglich. Schade aber, daß diese allegorischen und symbolischen Fabelwesen jede Lebensmöglichkeit verlieren, sowie sie aus dem Reiche

der Phantasie in die nüchterne, sehr realistische Bühnenwirklichkeit hinaustreten. Die „Walpurgisnacht“ wirkte wie eine Masquerade, und die meisten Szenen von Kirchbachs „Märchen“ würden nicht anders wirken. Trotzdem hat der Dichter über Kostüme, Inszenierung, musikalische Begleitung u. s. w. am Schlusse ganz eingehende Instruktionen beigelegt. Wir gönnen seinem großen, von uns stets geschätzten Talente die Verwirklichung der Aufführungsabsicht — glauben aber, daß dadurch selbst günstigsten Falles die Dichtung an poetischem Reiz und Zauber wesentliche Einbuße erleiden würde. Wenn Böcklin seine Meermärchen malt, fragt er nicht nach dem Beifall der Menge — der dramatische Dichter aber ist auf das große Theaterpublikum angewiesen, und daß dieses in der Aera der Schönthan und Blumenthal für die „letzten Menschen“ Verständnis haben sollte, glauben wir nimmer.



## Litterarische Berichte.

**Die Kunst unserer Zeit.** Herausgegeben von H. E. von Berlepich. Kunstverlag von Franz Hanfstaengl. München 1890.

Das Gebiet, auf welchem sich dieses Kunstblatt bewegt, ist ein durchaus internationales. Es bezweckt die Strömungen in der Kunst unserer Zeit und der verschiedener Länder zum echt künstlerischen Ausdruck zu bringen. Der illustrative Teil zeigt uns gleich im Anfange eine Fülle vortrefflicher Leistungen namhafter Künstler wie L. Knaus, Fritz, A. v. Kaulbach, B. de Karlovsky, Guglielmo Ciardi u. c. — Die Werke dieser Meister sind durch die vortreffliche photographische Wiedergabe dem Beschauer lebendig vor Augen geführt. — Die Schilderung der Meisterwerke im Text des Kunstblattes trägt wesentlich dazu bei, das Verständnis für dieselben zu erhöhen und den allgemeinen Kunstsinne zu heben. Mit Recht wird im litterarischen Teil des Werkes hervorgehoben: „Es gehört zum Verstehen ein ähnliches Geschick wie zum Schaffen. Die Unbefangenheit, das Kinderherz, das offen an die Dinge herantritt und gläubig aufnimmt, was sich ihm bietet, ohne Grübeleien und Düsteleien die Kunst anschaut wie die Natur und die Natur durch die Kunst.“ Wir behalten uns vor später noch näher auf das warm zu empfehlende Kunstwerk einzugehen. Ly.

**Nilfahrt** von C. v. Gonzenbach. Stuttgart 1890. Deutsche Verlagsanstalt.

Eines der interessantesten und schönsten Werke, welches den Orient behandelt, ist die Nilfahrt von Gonzenbach. Es führt uns lebendig und belehrend Geschichte, Natur, Land und Volksleben an den Ufern des Nils vor. Der Markt von Luxor, Assuan, die Kolosse in Theben, den Ratarakt von Elefantine, den Tempel von Wadi Halfa, das Leben im Sudan, den heiligen See zu Karnak, die Khalifengräber und vieles andere schildert uns der Verfasser in Wort und Bild. Es ist ein Tagebuch,

welches das Gesehene und Erlebte mit großer Frische und Wahrheit wiedergibt. Die Fahrt auf dem Nil ist auch in nautischer Beziehung interessant. Der Verfasser schreibt, daß Ruderboote nicht häufig vorkommen. Der Ägypter kennt das leichte europäische Ruder noch nicht und zieht vor sein Boot zu schleppen, wenn kein Wind ist, um es zu treiben. Die Fellachen pflegen ihre Segelleinen festzubinden, und plötzliche Windstöße sind ihren Schiffen daher oft verderblich. — Wir können hier nicht auf alle Einzelheiten des Werkes, welches gewiß einen großen Leserkreis erwerben wird, eingehen, aber wir haben selten mit gleicher Freude ein Buch gelesen, welches durch Originalität, scharfe Beobachtung und durch vorzügliche Illustrationen sich wie diese Nilfahrt auszeichnet. R.

**Schiller.** Sein Leben und seine Werke dargestellt von J. Minor. Erster Band. Berlin 1890. Weidmann'sche Buchhandlung.

Wir haben von Goethe und Schiller noch immer keine völlig befriedigende Biographie, so viele Lebensbeschreibungen und Stoffsammlungen zur Lebensgeschichte für beide auch vorliegen. Für Schiller hat nun Jacob Minor von der Wiener Universität die Aufgabe in großem, vierbändigem Maße zu lösen sich vorbereitet, und der erste Band liegt vor uns, welcher die schwäbischen Heimatjahre in drei Abschnitten behandelt: im Vaterhause, auf der Fürstenschule, im Fürstendienst. Die Verlagsbuchhandlung versichert in einem Prospekte, daß es dem Verfasser um ein ehrliches Verhältnis sowohl seinem Dichter als seinen Lesern gegenüber zu thun sei. Der Herr Verf. hätte sich diese Stelle verbieten müssen, da sich Ehrlichkeit von einem anständigen Manne von selbst versteht, zumal Ehrlichkeit und Wissenschaftlichkeit zusammentreffen. Ebenso überflüssig ist, was der Prospekt über Schiller's Unterschied von dem modischen Realismus unsrer Tage bemerkt, und schier komisch der

Ausspruch, daß Herr Minor's Naturell ihn getrieben habe, die Biographie Schiller's so zu schreiben, wie er sie schrieb, so wie Schiller so gedichtet habe, wie er dichten mußte u. s. w. — Unbeirrt durch solche Taktlosigkeiten guter Freunde wollen wir Herrn Minor zugestehen, daß er sich nach tüchtiger Vorbereitung an seine Arbeit gemacht und dieselbe in großem Maßstabe entworfen habe. In wie weit er seiner Aufgabe gewachsen sei, werden die späteren Bände erst zeigen. Die Jugend Schiller's bietet nicht das menschlich Große seiner reifen Manneszeit. Aber es liegen doch die Keime für den großen Menschen und den großen Künstler Schiller darin, und die Entwicklung dieser Keime, die Einflüsse, welche den Genius förderten und welche ihn hemmten, bloßzulegen, ist eine dankbare Aufgabe. Herr M. hat den Familien- und Landschaftsboden, dann vor allem die Karlschule und Akademie, mit allen Lehrern und Mitschülern, natürlich auch mit dem Herzog, sehr ausführlich, wir müssen sagen, oft gar zu ausführlich dargestellt. Das Buch ist dadurch reich an Stellen, die man ohne Schaden für Schiller selbst überschlagen kann. — Das große Werk seiner Jugend, die Räuber, ist nicht in einem Zuge besprochen, sondern in zwei Abschnitte verteilt: in die Fürstenschule und in den Fürstendienst. Chronologisch ist das zwar richtig, aber die Sache selbst leidet darunter. — Stil und Sprache des Minor'schen Buches werden in dem Prospekt gerühmt als frei von geschmacklosem „bildern“. Man wird das zugeben, aber wohl bemerken dürfen, daß sich Herr M. manche triviale, früher in guter Schriftsprache nicht hoffähige Ausdrücke und ab und zu Inkorrektheiten gestattet, die man in dem sonst reinlichen Gewande als Flecken empfindet. — Der gelehrte Ballast ist gänzlich vermieden. Die litterarischen Nachweise sind genau nach dem Muster der Scherer'schen Litteraturgeschichte in dem Anfange zusammengestellt. Q.

**Die römische Kirche, ihre Einwirkung auf die germanischen Stämme und das deutsche Volk.** Von Michel. Halle 1889. Verlag von Max Niemeyer.

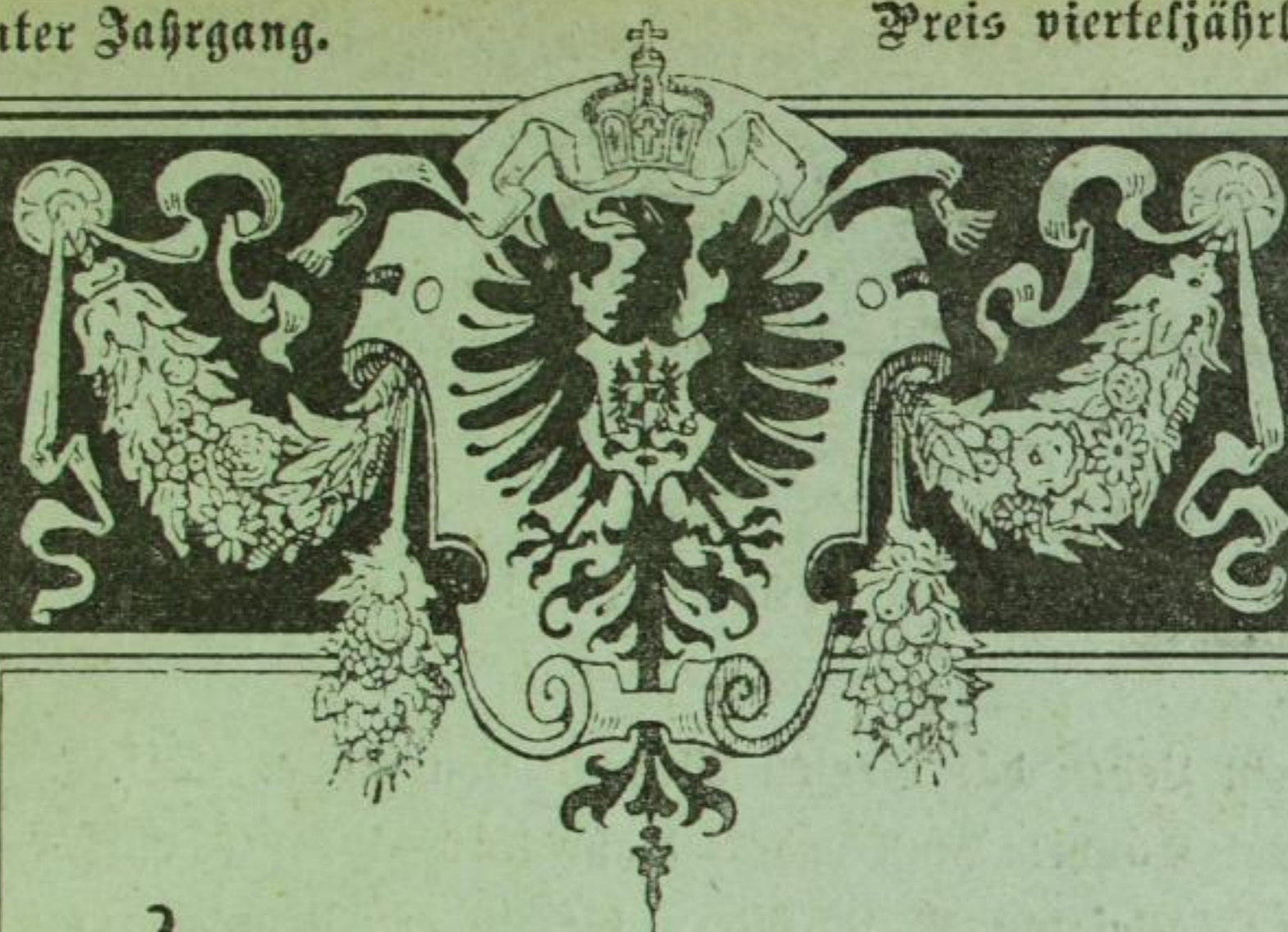
Ist es als ein „Erwachen des evangelischen Bewußtseins“ zu begrüßen oder als das Zeichen eines protestantischen Fanatismus zu beklagen, wenn in neuerer Zeit nicht bloß von seiten des Evangelischen Bundes, sondern auch sonst vielfach größere und kleinere Schriften erscheinen, welche sich gegen die römisch-katholische Kirche in ihrem Gesamtwesen oder gegen einzelne Lehren und Einrichtungen derselben richten? Zu diesen Schriften gehört auch die vorliegende, deren erster Teil den Nachweis führt, daß die Einheit der Kirche, sowohl was die Verfassung

als auch was die Glaubenssätze betrifft, nicht der Bibel entspricht, sondern durch das Bündnis des herrschsüchtigen Episkopats mit dem staatsklugen Kaisertum entstanden ist. Dem Titel gemäß erwarten wir nun in den nächsten Teilen eine genaue Darstellung des Einflusses, welchen diese einheitliche römische Kirche auf die Bildung und Entwicklung des germanischen Christentums und Volkslebens geübt hat. Zunächst wird zwar gesagt, daß den germanischen Christen ihrer Natur gemäß diese Herrschaft einer einheitlichen, römischen Kirche widerstrebte und daß sie erst durch die siegreichen Frankenherrscher und durch Bonifacius (nicht Bonifatius, wie konsequent geschrieben wird) unterworfen wurden, weiterhin jedoch enthält die Darstellung so viele teils gar nicht, teils nur mittelbar zum Thema gehörige Punkte, wie z. B. die weitläufigen Exkurse über schlechte Bischöfe, über Streitige Papstwahlen, die pseudo-isidorischen Dekretalien, den Gottschalk'schen Streit u. a. und verliert sich dabei so sehr in unnötige und allgemeine Thatsachen, daß das Thema oft kaum berührt ist. Wo dies letztere aber geschieht, besonders im vierten Kapitel, da drängen sich uns mannigfache Bedenken auf: Ist das, was an der Papstherrschaft mit Recht getadelt wird, wirklich die unbedingte Folge oder nur ein Fehler jener kirchlichen Einheit und Herrschaft gewesen, der, weil vermeidlich, nicht gegen die Berechtigung der Einheit spricht? Wenn es weiter heißt, daß die unbestreitbare Kultur, die dem Mönchtum zu verdanken ist, auch ohne die Papstherrschaft zu stande gekommen wäre, so ist dies vielleicht richtig, aber doch auch kein Anklagepunkt gegen das Papsttum. Und wenn schließlich die traurigen Verhältnisse, welche sich aus dem Streite zwischen Kaiser und Papst für Deutschland ergaben, öfters als durch die Schwäche der Kaiser entstanden hingestellt werden, so trifft die Schuld diese doch mindestens ebenso wie das Papsttum. Vor allem aber glauben wir, daß diese Ausführungen zum großen Teile für manche anderen Länder ebenso zutreffend wären wie für Deutschland. Im letzten Teile aber irrt der Verfasser noch mehr vom eigentlichen Thema ab, indem sich seine Darstellung fast nur um Einzelheiten der Papst- und der Kirchengeschichte dreht. Wenn wir trotz dieses uns notwendig erscheinenden und unumwunden ausgesprochenen Tadel's dem Buche dennoch einen guten Erfolg wünschen, so ist dieser Wunsch einerseits durch die Anerkennung des Vorzuges, daß der Verfasser auf Grund eingehender Studien viele interessante Punkte genau behandelt, andererseits durch den wohlthätigen Zweck des Werkes begründet. C. S.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.



# Deutsche Revue

über das  
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben  
von

**Richard Fleischer.**

1890. Mai.

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und  
halbjährlich ein Kunstheft.

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau

Berlin

Expedition: Lauenzienstraße 60. Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.



# Inhalts-Verzeichnis.

Mai 1890.

	Seite
I. Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. XII. . . . .	129
II. Emanuel Kónyi: Beust und Andrássy 1870—1871. (Schluß.) . . .	145
III. A. von Doliczanyi, K. K. österr. Gesandter: Beiträge zur Charakteristik des Grafen Andrássy . . . . .	166
IV. E. Kyn: Die Hege. Novelle. (Schluß). . . . .	174
V. Ludwig Büchner: Auch ein Wort über Telepathie . . . . .	193
VI. Friedrich Rippold: Der Beginn der Freiheitskriege. Aus den Lebens- erinnerungen des Feldmarschalls v. Boyen I. . . . .	202
VII. A. von Klinckowstroem: Die deutsche Frau . . . . .	218
VIII. Graf Greppi, Kgl. italienischer Botschafter: Die Schule des Diplo- maten . . . . .	225
IX. Berichte aus allen Wissenschaften: . . . . .	236
1. Rechtsgeschichte. K. Friedrichs: Philologische Studien zur Urgeschichte des indogermanischen Rechts.	
2. Gesundheitspflege. E. Lewy: Die Berufskrankheiten des Eisenbahn- personals.	
3. Physik. Karl Schmidt: Sir William Thomson über Boscovich's Molekular- theorie.	
X. Litterarische Berichte . . . . .	252

---

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.

Übersetzungsrecht vorbehalten.

---

Diesem Hefte ist eine Beilage „Neuer Verlag von Hans Küstnöder in Berlin“ beigefügt, welche hiermit gefälliger Beachtung empfohlen wird.



## Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

### XII.

**D**ie nächste Aufgabe Roon's war, für die seit der Demobilmachung im Herbst 1859 eigentlich schon begonnene Heeres-Reorganisation die gesetzliche Basis zu schaffen und sich über die weitere praktische Durchführung derselben schlüssig zu machen. Er setzte seine ganze rastlose Arbeitskraft ein und sorgte dafür, daß bereits am 10. Februar 1860 die bezüglichen Gesetzentwürfe dem Hause der Abgeordneten vorgelegt werden konnten.

Der erste dieser Gesetzentwürfe behandelte die Verpflichtung zum Kriegsdienste und die hieraus resultierende Stärke und Zusammensetzung des Heeres. Entsprechend den schon in Roon's Denkschrift vom Juli 1858 gemachten Vorschlägen wurde darin die Verlängerung der Reserve-Pflicht (von 2 auf 4 Jahre), dagegen eine Abkürzung der Dienstpflicht in der Landwehr und der Gesamtdienstpflicht überhaupt in Aussicht genommen; die künftigen Landwehrtruppen sollten die Reserve-Armee bilden und zunächst nicht in erster Linie verwendet werden. Dagegen gingen diese jetzt eingebrachten offiziellen Vorschläge der Regierung in Bezug auf die Zahl der definitiv neu zu errichtenden Truppenteile und Formationen etwas weiter, als jene Denkschrift es — aus Ersparnis-Rücksichten — gewollt hatte. Bei näherer amtlicher Beratung im Kriegsministerium und in den vorangegangenen Kommissionen war es nämlich für richtiger erachtet worden, bei der Infanterie schon im Frieden die sämtlichen Bataillons-Kadres für die künftige Feldarmee zu formieren, statt dieselben, (wie die Denkschrift es in Aussicht genommen hatte), dadurch zu bilden, daß erst bei eintretender Mobilmachung jedes der (erheblich verstärkt gedachten) Friedens-Bataillone geteilt und dann gleichmäßig durch eingezogene Reserven auf die Kriegsstärke gebracht würde. Die Zahl der Infanterie-Bataillone des Friedens-Heeres wurde durch den jetzt offiziellen Vorschlag der Regierung also nahezu verdoppelt, die Friedens-Kadre-Stärke der alten und neuen Bataillone (außer bei den alten Garde-Regimentern) dagegen um etwa 150 Köpfe gegen die frühere Etatsstärke verringert; im Zusammenhange mit dieser erheblichen Vermehrung der Bataillone stand es, daß auch die Errichtung der erforderlichen Regiments- und einiger höherer Kommando-Stäbe etats-

mäßig bestätigt werden sollte. Die (unten näher spezialisierten) Reformen und Neuformationen bei den anderen Waffen, welche derselbe Gesetzentwurf beantragte, hatten einen minder erheblichen Umfang und beschränkten sich aus finanziellen Rücksichten nur auf das, was als zunächst unbedingt notwendig erkannt worden war. Andere sehr dringende militärische Anforderungen hatte der neue Kriegsminister dabei unberücksichtigt lassen müssen, weil die sparsame Finanz-Wirtschaft dies verlangte. Namentlich für die so wichtige, aber auch besonders kostbare Artillerie hatte aus diesen Rücksichten nur unerhebliches in Vorschlag gebracht werden können. —

Der zweite von Roon vorgelegte Gesetzentwurf beantragte die Bewilligung der Mittel für die Übergangsperiode und für den Unterhalt der reorganisierten und verstärkten Armee. —

An jenem 10. Februar 1860 trat Roon auch zum ersten Male vor das Abgeordnetenhaus und begründete in klarer, sachlicher Rede die Vorlagen. Insbesondere wies er darauf hin, daß es kein spezifisch gouvernementales Interesse gewesen sei, welches dieses Reform-Projekt ins Leben gerufen habe, sondern daß die beabsichtigte Reorganisation unerläßlich wäre, um das nationale Interesse mit Ehre und Erfolg wahrnehmen zu können.

Roon's Haltung und Auftreten in der Kammer, das ihm eigentümliche markige Wesen, die Entschlossenheit des Blickes — jedem die Festigkeit verratend, mit dem das wichtige Werk durchgeführt werden sollte, erregten bei den nun begonnenen parlamentarischen Verhandlungen Aufsehen, zumal auch seine ganze Persönlichkeit, die stramme, hochaufgerichtete Gestalt und die tiefe, dröhnende Stimme wohl geeignet waren, den Eindruck seiner Worte noch zu erhöhen. Aber leider hatten die Führer der liberalen Partei, im Abgeordnetenhaus wie im Lande selbst, kein richtiges Verständnis für die wahre Bedeutung der beabsichtigten Veränderungen im Heereswesen; ein fast 50 jähriger Friede hatte die Überzeugung von der Notwendigkeit steter Schlagfertigkeit der Armee in den Hintergrund treten lassen, und politisch große Ziele traute man der bestehenden Regierung — obwohl hervorragende Führer der liberalen Partei derselben angehörten — ohnehin nicht zu; und gerade die erwähnte Haltung des Kriegsministers, dessen soldatischen Eifer man für Schroffheit, dessen tapferes, charaktervolles Wesen man für militärische Einseitigkeit hielt, wurde von der Majorität der Kammer mit dem größten Mißtrauen betrachtet. Ein Teil der Presse sorgte fortgesetzt dafür, daß dieses Mißtrauen genährt wurde; statt einfach sachlich die Zweckmäßigkeit der Vorlagen zu prüfen, witterte man seit Bonin's Rücktritt fortwährend kommende Reaktion. Die der liberalen Partei angehörigen Minister-Kollegen Roon's verhielten sich lau und thaten nur wenig, um in Fühlung mit ihren Anhängern in der Kammer zu bleiben und ihre Solidarität mit den militärischen Vorlagen nachzuweisen; als sie dann später Versuche machten — wenigstens Herr von Patow that es wiederholt — den Kriegsminister zu unterstützen, hatten sie an Ansehen und Vertrauen bei der Majorität und den eigenen Partei-Genossen schon zu viel verloren, um mit Erfolg wirken zu können. So kam es, daß die vom Abge-

ordnetenhanse niedergesetzte Kommission sich ablehnend gegen die Militärvorlagen verhielt; sie stellte die finanziellen Bedenken in den Vordergrund, tadelte — vorwiegend aus politischen Gründen und aus Mißtrauen — die veränderte Organisation der Landwehr und forderte die Herabsetzung der gesetzlich bestehenden dreijährigen Dienstzeit.

Ohne daß die prinzipiellen Gegensätze erledigt wurden, einigte man sich schließlich — unter thätiger Mitwirkung des Finanzministers von Patow — dahin, daß die Mittel für die Durchführung der Reorganisation (9 Millionen Thaler) in provisorischer Form von beiden Häusern des Landtages bis zum 30. Juni 1861 bewilligt wurden „zur Aufrechterhaltung der Kriegsbereitschaft, zur Erhöhung der Streitbarkeit des Heeres und zu deren Vervollständigung.“ Daß aus dem Provisorium im nächsten Jahre ein Definitivum werden würde, bezweifelte die Regierung nicht, am wenigsten Herr von Patow selbst, der die Annahme jenes Provisoriums angeraten hatte und darauf rechnete, daß demnächst auch eine prinzipielle Verständigung über die hervorgetretenen Gegensätze nicht ausbleiben würde. —

Roon hatte mit den staatsrechtlichen Auslegungen der Budgetfragen nichts zu schaffen. Durch die Bewilligung der Mittel war ihm die Grundlage für seine Arbeit gegeben, und er hatte nun als Kriegsminister seine Pflicht zu thun; für seinen Kriegsherrn und für ihn konnte es keine provisorischen, jeden Tag mit Auflösung bedrohten Truppenteile geben. Seiner unermüdlichen Thätigkeit und Arbeitskraft gelang es denn auch, die Reorganisation im Laufe des Jahres 1860 zum vorläufigen Abschluß zu bringen.

Folgende Neuerrichtungen, beziehungsweise Erweiterungen von Formationen waren das Resultat seiner Thätigkeit:

Bei der Infanterie: Errichtung von 9 Bataillonen als dritte Bataillone der 9 Füsilier- (bisherigen Reserve-) Regimentern;

Errichtung von 4 Garde- und 32 Linien-Infanterie-Regimentern;

Errichtung einer Schulabteilung (Unteroffizierschule);

Erweiterung der Militär-Schießschule;

Verstärkung der Jäger-Bataillone.

Bei der Kavallerie: Errichtung von 2 Garde- und 8 Linien-Kavallerie-Regimentern;

Erweiterung der Militär-Reitschule.

Bei der Artillerie: Formierung der Artillerie-Regimentern zu 3 Fuß-Abteilungen und 1 reitenden Abteilung; Verstärkung der Kopfzahl bei den Batterien und Kompanien.

Bei den Pionieren: Verstärkung der bisherigen Pionierabteilungen (zu 3 Kompanien) auf Pionier-Bataillone zu 4 Kompanien.

Bei dem Train: Errichtung einer Train-Inspektion, Verstärkung der 9 Trainstämme auf 9 Trainbataillone zu 2 Kompanien.

Außerdem: Errichtung eines dritten Divisions- und eines dritten Kavalleriebrigadefommandos bei dem Gardekorps;

Verstärkung sämtlicher Divisionsstäbe durch Intendantur-Abteilungen. —

Die neuen Truppenteile wurden vorläufig als „kombinierte Regimenter“ formiert; am 4. Juli 1860 erhielten sie — mit allen übrigen Truppenteilen der Armee — neue Benennungen; und am 18. Januar 1861, als der Prinzregent nach dem am 2. Januar erfolgten Heimgange seines königlichen Bruders den Thron bestiegen hatte, war es seine erste größere Regierungshandlung, daß er sämtlichen neuen Truppenteilen in feierlicher Weise, am Denkmal Friedrich's des Großen, Fahnen und Standarten verlieh. —

Die Thätigkeit, welche Roon bei diesen Neuschöpfungen und für dieselben entfaltet hat, gehört der Geschichte an. Es ist daher nicht erforderlich, würde dem vorliegenden Zwecke auch nicht entsprechen, wollte ich in diesen Blättern mehr als eine Skizzierung der Resultate seines amtlichen Thuns und Wirkens darbieten. Die harte, energische und unvergleichlich segensvolle Arbeit des Reorganisators Schritt für Schritt zu schildern, wird vielmehr Sache seines Biographen bleiben müssen. Die Archive des Kriegs- und des Staats-Ministeriums, sowie die stenographischen Berichte der parlamentarischen Versammlungen von 1860—73 enthalten in Fülle die amtlichen Dokumente über Roon's Leistungen als Leiter der Heeres-Verwaltung, Organisator und Staatsmann. Sie weisen es nach, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte, aber auch mit welcher rastlosen Energie, mit welcher treuem Fleiße, mit welcher glühender Vaterlandsliebe er im Bureau wie im Parlamente diesen Kampf geführt hat; und mit welcher riesigen Erfolge! Man hat ihm nachgesagt, daß er bei diesem Kampfe „mit größerer Herbigkeit“ gestritten habe, als erforderlich gewesen wäre. Dagegen muß bemerkt werden, daß die entgegenstehenden, nachträglich oft unterschätzten Schwierigkeiten in der That sehr große waren; und daß er sich von Anfang an den bittersten Anfeindungen ausgesetzt sah, gegen die er sich mit Ernst und Nachdruck wehren mußte, zumal die Last dieses Kampfes, wenigstens in den ersten Jahren, ganz allein auf seinen Schultern ruhte. Auch soll nicht geleugnet werden, daß ihm trotz seiner hohen Geistesbildung, seiner gründlichen Kenntnisse und hervorragenden Charakteranlagen manche dem Staatsmann erwünschte Eigenschaft fehlte. Er selbst hat deren Mangel, bevor Herr von Bismarck an seine Seite getreten war, oft sehr lebhaft empfunden und sich darüber ausgesprochen. Seine Orientierung in den allgemeinen Staatswissenschaften und in der großen Politik war eine nur lückenhafte; nach seiner Erziehung, seinem Lebensgange konnte dies kaum anders sein; und diesen Mangel durch eine gewisse geschmeidige Elastizität, wie man sie an Höfen lernt, auszugleichen, lag nicht in seiner Macht: denn über diese Gabe hat er nie verfügt.

Seine trotzdem heldenhaften Leistungen als Staatsmann, sein unverzagter Kampfesmut, seine nie versagende Opferfreudigkeit müssen also nur um so höher geschätzt werden, wenn seine Kampfmittel in gewissem Grade beschränkte waren. Und wenn es wahr sein mag, daß bei seinem amtlichen Auftreten über seinem Wesen allemal „ein Zug düsterer Strenge“ lag, der ihm die Aureole jener Popularität raubte, welche die Stirnen eines Scharnhorst, Blücher und Moltke

umstrahlt; wenn er vor dem Parlamente stets wie „mit starrem Erz unpanzert“ schien und es immer verschmäht hat, durch eine gewinnende Form der Rede Zuneigung für seine Person zu erregen und dadurch das Schicksal seines Werkes zu fördern; wenn er diese „herbe“ Haltung auch dann nicht aufgegeben hat, als aus dem „Konfliktminister“ der gefeierte, erfolgreiche Staatsmann geworden war —: so nimmt er andererseits einen obersten Platz ein unter denen, welche uns für alle Zukunft lehren „die brandenburgischen zehn Gebote“ hoch in Ehren zu halten — und welche eben darum Brandenburg und Preußen-Deutschland groß gemacht haben. „Auf ihn“ — so wurde nach Abschluß seines Wirkens u. a. von ihm gesagt — „paßt das Bild von dem ehernen Turm, zu welchem die Besatzung Flügel haben muß“. Der jene Worte schrieb, war freilich in den ehernen Turm gleichfalls nicht eingedrungen und hat Roon's innerstes Wesen nicht richtig erkannt. Dennoch zwang ihn die Gerechtigkeit, am Schlusse seiner Charakteristik noch folgende schöne, zutreffende Worte hinzuzufügen: „Der Ruhm des Führers in der Feldschlacht, das höchste Ziel des Soldaten, ist Roon versagt geblieben. Er hat dieses Opfer gebracht, um ganz der Pflicht zu leben, die sein königlicher Herr ihm auferlegt hatte. Als Verwalter eines Heeres hat er sich aber einen Namen geschaffen wie wenige in der Weltgeschichte. Das archiprêt, welches die Feinde thöricht und eitel für sich in Anspruch genommen hatten, paßte auf die von ihm geschaffene Organisation, und er, nicht Leboeuf, hätte sich rühmen dürfen, daß an der unter seiner Leitung stehenden Armee nicht der letzte Knopf an einer Uniform fehle.

Wenn in der Konfliktzeit der Zweifel ausgesprochen wurde, ob er im Stande sei, ein einziges Landwehrebataillon in voller Ausrüstung mit allen kleinen Monturstücken auf dem Dönhofsplatze aufmarschieren zu lassen, so hat er diesen Zweifel zur rechten Zeit dadurch gelöst, daß er mehr als hundert Bataillone aufmarschieren ließ, nicht auf dem Dönhofsplatze, aber zwischen Rhein und Rhone . . .“

Wenn ich mich von diesen allgemeinen Betrachtungen zu den nächstliegenden Schwierigkeiten zurückwende, welche Roon, zumal in den ersten Jahren seiner Amtsführung, zu überwinden hatte, so gedenke ich mich hierbei nicht in die Einzelheiten der parlamentarischen Debatten zu verlieren, die jeder nachlesen kann, der sich für die Details interessiert; ich will mich vielmehr auch an dieser Stelle wiederum begnügen, zur Ergänzung des reichlich vorhandenen gedruckten Materials die markantesten Mitteilungen aus seinem privaten schriftlichen Nachlasse und Briefwechsel hervorzuheben, soweit sie zu seiner Ministerthätigkeit in Beziehung stehen. Sie werden dem künftigen Historiker und Biographen dargeboten als eine unentbehrliche Ergänzung zu den reichen amtlichen Quellen, welche die Archive und die stenographischen Berichte bewahren. — Zur Erläuterung über Roon's öffentlich am meisten bekannt gewordene Thätigkeit, nämlich die in den gesetzgebenden Versammlungen, müssen jedoch noch einige weitere Bemerkungen vorausgeschickt werden.

Roon war nach Neigung und Charakteranlagen ein Mann von wenig Worten. Wer ihn genau kannte, der wußte — auch wenn er es seinen Ber-

trauten nicht häufig eingestanden hätte — daß er außerdem oft mit einer gewissen Befangenheit bei öffentlichem Auftreten zu ringen hatte. Dies war in seiner militärischen Laufbahn, z. B. wenn er als Regiments-Kommandeur gelegentlich kleine Ansprachen halten mußte, nicht unbemerkt geblieben und erfüllte seine Freunde anfänglich sogar mit einer gewissen Besorgnis. Wie bald war aber diese durch Roon's Leistungen zerstreut! Er lieferte eben auch den Beweis, daß ein begabter und charaktvoller preußischer Soldat alles kann, was seine Pflicht ist, und daß er alle Schwierigkeiten überwinden lernt, weil es — befohlen ist. — Nur in den seltensten Fällen hat Roon sich auf jene Wortkämpfe vorbereitet, meist fehlte ihm dazu auch die Zeit. Wiederholt hat er versichert, daß er überhaupt keine „Rede“ halte, sondern daß er nur „zur Sache“ spreche, wo es nötig sei. Als Anhalt dienten ihm dabei gewöhnlich nur ganz kurze Notizen.

Was ihm an Kenntniss der parlamentarischen Formen und demnach an Gewandtheit anfänglich abging, das ersetzte er bald — trotz noch zuweilen eintretender aber stets siegreich überwundener Befangenheit — durch eine äußerlich sehr zuversichtliche Haltung und sehr ruhiges, überlegtes Sprechen. Da er seinen Gegenstand stets voll beherrschte, so sprach er meistens mit ganz hinreißender Überzeugungstreue, und schon nach kurzem zeugte die seinen Reden innewohnende Klarheit ebenso für die tiefe, wahrhafte Bildung des Sprechers wie für sein Talent, im Ausdruck glücklich zu sein. Es ist vorgekommen, daß — da er meist langsam sprach — eine Rede von ihm bis zur Länge von drei bis vier Stunden answoll, und sie zeichnete sich in allen ihren Theilen durch einen vollkommen logischen Aufbau und korrektes Gefüge der Sätze und Gedanken aus. Ja, er wurde nach und nach sogar ein Meister der Polemik, der sich auf die Künste des feinen Stiches ebensowohl, verstand wie auf das Pathos der Apostrophe. So kam es, daß er alle anfänglichen Schwierigkeiten nicht nur günstig überwand, sondern binnen wenigen Jahren sogar als einer der besten Parlaments-Redner galt; daß er anerkannt wurde nicht nur als ein „Held der That“, sondern auch als ein „Sieger mit dem Worte“; und zwar schätzten ihn als solchen nicht nur seine Freunde und Anhänger, sondern auch seine entschiedensten politischen Gegner. Es sei gestattet, statt vieler hier nur noch ein Urtheil anzuführen, welches von dieser gegnerischen Seite nach Abschluß von Roon's politischer Thätigkeit in dieser Hinsicht über ihn abgegeben ward, weil dasselbe viel Richtiges enthält:

„Herr von Roon“ — heißt es da — „bewährte bei diesem Kampfe (mit dem Abgeordnetenhaus) seine außerordentliche Fähigkeit nach allen Richtungen, und gerade dieser Fähigkeit hatte er es zu danken, daß er, als die Wogen der politischen Leidenschaft ziemlich hoch gingen, nicht nur neben dem damaligen Herrn von Bismarck, sondern mehr noch als dieser den Haß der Gegner auf sich zog. Wenn bei Herrn von Bismarck allem politischen Pathos eine gewisse Dosis von Humor beigemischt war, so ließ das Wesen des Kriegsministers von Roon diese für den politischen Kampf vielleicht nützliche Beigabe vermissen. Er war immer streng sachlich, und seine Reden entbehrten ebenso jedes oratorischen Prunkes wie

jedes humoristischen Beigeschmackes — sie gingen immer auf den Kern der Sache ein, und seine Darlegungen hatten etwas von jener lutherischen Gradheit, die, wenn keine Gründe verfangen wollen, die eigene persönliche Rechtschaffenheit und Überzeugung in die Waagschale legen, jene Tendenz, die in den Worten gipfelt: Hier stehe ich, ich kann nicht anders! — — —“

Die Thätigkeit, welche Roon an der Spitze seines Ressorts, also als eigentlicher Verwaltungs-Minister entwickelte, ist, wie dies in der Natur der Sache lag, in der Öffentlichkeit weniger hervorgetreten und besprochen worden als seine Beteiligung an den parlamentarischen Kämpfen. Aber gerade in dieser Thätigkeit, in der einsichtigen Art und Weise, wie er die so schwer erlangten Mittel zum Wohle der ihm anvertrauten Armee in kürzester Frist nutzbringend verwendete, hat er vorzugsweise bewiesen, daß er seine Stellung in unerreichter Weise ausfüllte. Bei dieser geräuschloseren Thätigkeit ist er von den Offizieren und Beamten des Kriegsministeriums mit umsichtigster Hingebung unterstützt worden und mit lebhaftem Danke hat er auch stets die treue, emsige Pflichterfüllung seiner Mitarbeiter anerkannt. Der hervorragendste und einflußreichste derselben war General Freiherr von Manteuffel, der damalige Chef des Militär-Kabinetts. In demselben Maße wie Roon besaß dieser das volle Vertrauen des königlichen Kriegsherrn; in den Grund-Anschauungen vollkommen einig, haben es beide militärische Berater ihres Königs in dem mehrjährigen gemeinsamen Wirken verstanden, das Heil der Armee und des Vaterlandes allezeit als allein maßgebend für ihr Thun zu betrachten und gelegentliche Meinungsverschiedenheiten zum Wohle des Ganzen und der von ihnen vertretenen Sache immer wieder mit Selbstverleugnung zurücktreten zu lassen. Vor allem waren sie auch darin einig, daß die Ergänzung, Erziehung und Erhaltung eines tüchtigen, die alten Traditionen hochhaltenden, aber zugleich gründlich durchgebildeten und homogenen Offiziers-Korps, wie von jeher, so auch bei der Reorganisation und für alle Zukunft das wichtigste Fundament der Armee sein und bleiben müsse; in diesem Sinne sind sie bei allen ihren Vorschlägen und Maßregeln stets Hand in Hand gegangen. — Bei der Reform des Militärbildungswesens, der Errichtung der an Stelle der alten Divisions-Schulen tretenden und erheblich vermehrten Kriegsschulen sowie der Neu-Organisation der Kriegs-Akademie u. s. w. wurde Roon auch durch das amtliche Wirken des damaligen General-Inspektors von Peucker thatkräftig und einsichtsvoll unterstützt. —

Besondere Erwähnung verdienen ferner die sehr umfangreichen Arbeiten, welche dem Kriegsministerium und seinem Chef durch die Umformung des Mobilmachungs-Planes erwuchsen. In Übereinstimmung mit dem (schon seit dem Jahre 1858 an der Spitze des Generalstabes stehenden) General Freiherrn von Moltke wurden damals neue Grundzüge für die Mobilmachungs-Vorarbeiten gegeben, welche noch heute prinzipiell maßgebend sind. Der Schwerpunkt dieser Arbeiten wurde seitdem — unter Festhaltung der von dem Kriegsministerium gegebenen Direktiven — in die General-Kommandos verlegt. Die früher vorhandene, nicht zweckmäßige, übertriebene Zentralisation ward dadurch beseitigt und die Schnellig-

keit der Mobilmachung gleichzeitig erheblich gesteigert. Schon im Jahre 1866 sollte die Welt erstaunliche Beweise erhalten, wie nutzbringend und erfolgreich auch diese von Roon geleitete Reform gewesen ist. Abgesehen von dem erwähnten System-Wechsel wurden diese neuen Mobilmachungs-Vorarbeiten übrigens auch noch dadurch besonders umfangreich, daß damals zum ersten Male die Benützung der Eisenbahnen bei dem Aufmarsche der Armeen planmäßig berücksichtigt worden ist. Welche große Rolle den Eisenbahnen dabei künftig zufallen, welche Umwälzung ihre Benützung für die gesamte Kriegsführung in fort und fort steigendem Maße haben würde, das konnte damals noch nicht im ganzen Umfange übersehen werden, zumal die bisherigen Erfahrungen auf diesem Gebiete (1859 in Italien u.) relativ unerhebliche gewesen waren; um so schwieriger und verdienstvoller waren diese Arbeiten, da sie mit zum Teil noch recht unbekanntem Größen zu rechnen hatten. —

Mit der erheblichen Verstärkung, fast Verdoppelung der personellen Streitkräfte war auch eine erheblich verstärkte Rekrutierung verknüpft. Statt 40000 wurden fortan (zunächst) alljährlich etwa 60000 Heerespflichtige eingestellt. Die allgemeine Wehrpflicht wurde damit wieder zur Wahrheit gemacht, die ungleiche Belastung des einzelnen aufgehoben und zugleich die allgemeine Bürde der Dienstpflicht wesentlich erleichtert, da die älteren Jahrgänge der Landwehr nach und nach entlastet werden und jedenfalls nicht mehr in erster Linie zur Verwendung kommen sollten. Natürlich bedingte dieser Kernpunkt der großen Reform auch erhebliche Modifikationen in den Bestimmungen über Wehrordnung, Ersatzwesen und alles, was damit zusammenhängt.

Es muß an dieser Stelle, wie gesagt, darauf verzichtet werden, im einzelnen zu schildern, welche kolossale Arbeitslast Roon auf den erwähnten und noch vielen anderen Gebieten erfolgreich bewältigt hat; nur sei noch kurz daran erinnert, daß er im Januar 1861 auch die obere Leitung der Marine-Verwaltung übernehmen mußte und am 16. April 1861 definitiv zum Marineminister ernannt wurde. Dieselbe energische Hand, welche das Fundament für die Größe des Heeres gelegt hatte, sollte nun auch die Grundlagen für das Aufblühen der Flotte schaffen.

Indessen — der ihm auferlegten Arbeitslast entsprach glücklicherweise auch eine Arbeitskraft, Arbeitslust und Schaffensfreudigkeit, wie sie nur wenigen Sterblichen zu teil ward; und wenn Roon mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, so darf doch auch nicht vergessen werden, daß ihm die wesentlichste, notwendigste und wirksamste Unterstützung nie gefehlt hat: nämlich das unbedingte Vertrauen und die unvergleichlich hohe militärische Einsicht seines Königs und Kriegsherrn. War er schon früher dadurch vielfach gestärkt und erhoben worden, so empfing er, seit er Minister geworden, fast täglich die wertvollsten Beweise solchen Vertrauens und zugleich einer so andauernden, wahrhaft rührenden Dankbarkeit des Monarchen, daß alle sonstigen bitteren Erfahrungen dadurch reichlich aufgewogen sind. Dieses Vertrauens bedurfte er freilich um so mehr, als sein Verhältnis zu der Majorität des Staatsministeriums keineswegs ein normales war und sich nach und nach immer ungünstiger gestaltete, wenigstens im amtlichen Verkehr. Wir wissen be-



reits, daß Roon sich selbst keineswegs für einen „politischen Mann“ hielt. Wohl hatte auch er bestimmte politische Überzeugungen, aber er hielt sich, weder damals noch später, je an eine bestimmte politische Partei-Doktrin gebunden und war mit dem festen Vorsatz in das Ministerium „der neuen Aera“ eingetreten, sich immer nur auf sein Ressort zu beschränken, um die Reform des Heeres, welche er sich zur Lebensaufgabe gestellt hatte, zur Durchführung zu bringen. Hätte er dabei die thatkräftige Unterstützung seiner Minister-Kollegen gefunden, welche zu erwarten er berechtigt war, und hätten letztere den Einfluß auf die im Jahre 1861 für die Majorität im Abgeordnetenhaus noch entscheidende liberale Partei und deren Führer besessen und ausgeübt, welchen man ihnen zugetraut hatte — dann wären die dem Monarchen vor allem am Herzen liegenden Militär-Vorlagen glatt angenommen worden, es wäre kein Verfassungskonflikt entstanden — und Roon wäre wahrscheinlich niemals ein „politischer Mann“ geworden. Sobald sein Werk vollendet gewesen, wäre er der weiteren Mit-Verantwortlichkeit für andere ihm nicht zusagende Maßregeln der Regierung und der herrschenden liberalen Partei mit Freuden aus dem Wege gegangen, zumal ein hohes Truppen-Kommando seinen persönlichen Neigungen viel mehr entsprochen hätte als der bornenvolle Minister-Posten.

Da aber die unbegreifliche Verblendung der liberalen Partei, damals unter Vincke's Führung, die Situation so gründlich verkannte, wie wir es heute gar nicht verstehen können, so hielt er sich für verpflichtet, auf seinem Posten wenigstens so lange auszuharren, bis die Armee-Reformen die definitive gesetzliche Sanktion erhalten hätten; und er war dazu auch berechtigt, weil sein König während der auf diese Weise eigentlich zwei volle Jahre andauernden Ministerkrisis in den durch die Armee-Reform entstandenen, bald aber auch in allen anderen Fragen sich stets auf seine Seite stellte und bei sehr vielen Gelegenheiten der Majorität des Staatsministeriums mit Entschiedenheit entgegentrat. So ist es gekommen, daß Roon nach und nach immer mehr gezwungen wurde, sich auch mit politischen Fragen zu beschäftigen, welche seinem speziellen Ressort fern lagen; daß er sich Hilfskräfte suchen mußte, welchen er die Bearbeitung der staatsrechtlichen Aufgaben übertrug, deren Lösung in seinem Sinne ihm am Herzen liegen mußte, und daß er schließlich danach trachtete, auch eine frische und entschiedene Kraft für das Ministerium selbst zu gewinnen, damit er in dem schweren Kampfe, welchen er gleichzeitig gegen die Opposition in der Kammer und gegen die Majorität des Staatsministeriums führen mußte, nicht mehr allein stand. Schon im Jahre 1860 richteten sich daher seine Gedanken und Hoffnungen auf Herrn von Bismarck, der, bis dahin Bundestags-Gesandter in Frankfurt a. M., kürzlich zum Gesandten in St. Petersburg ernannt worden war. Derselbe war, ebenso innig wie Roon selbst, mit Moritz von Blanckenburg, dem damaligen Führer der Konservativen im Abgeordnetenhaus, befreundet. Die Beziehungen dieser drei Männer hatten ihren Ursprung schon in herzlicher Jugendfreundschaft gehabt. Als Roon noch Leutnant und zum topographischen Bureau des Generalstabes kommandiert war, wurde er bei diesen landesvermesserischen, in Pommern getriebe-

nen Bestrebungen durch die jugendlichen Freunde Bismarck und Blanckenburg, welche damals noch Schüler (und beide 12 Jahre jünger als Roon) waren, in wirksamer Weise unterstützt. Sie interessierten sich für seine Vermessungs-Instrumente und leisteten ihm Gesellschaft bei seinen Feldarbeiten auf den Fluren von Zimmerhausen, den Gefilden bei Raugard und in der Sabow'schen Haide. Roon revanchierte sich dann dafür, daß er an freien Nachmittagen die erforderliche Aufsicht bei den Jagd-Ausflügen der jungen Freunde übernahm und diesen Bestrebungen gleichfalls innige Teilnahme schenkte. Seitdem war für Roon — eben infolge der beiderseitigen Freundschaft mit Blanckenburg — die Verbindung mit Bismarck nie vollständig verloren gegangen. Er hatte die urkräftige Eigenart und ganz ungewöhnliche Begabung des jungen Löwen schon bei dessen Auftreten auf dem Landtage, mit stets wachsender Sympathie, bestätigt gefunden und der schon damals unvergleichlich tapferen Vaterlandsliebe und Kampfes-Freudigkeit desselben die herzlichste Bewunderung gezollt. Wiederholt waren sie dann auch nach dem Jahre 1848 noch in Berührung getreten — (wie dies auch in diesen Denkwürdigkeiten schon mehrfach erwähnt ward); seit Roon Minister geworden, ließ Bismarck keinen Aufenthalt in Berlin vorübergehen, ohne den älteren Freund aufzusuchen; und bei den langen Unterredungen, welche sie dann hatten und an denen gewöhnlich Moritz Blanckenburg als der dritte im Bunde teilnahm, stellte sich eine stets wachsende Übereinstimmung der politischen Anschauungen und Ziele heraus, verbunden mit herzlicher persönlicher Sympathie. Wenn Roon also in seinen politischen Nöten schon damals an Bismarck dachte, so war das erklärlich genug. Vorerst aber war, bei den Anschauungen des Königs, noch nicht zu hoffen, dahin gerichtete Wünsche erfüllt zu sehen. —

In der Frühjahrsession 1861 bewilligte der Landtag den erhöhten Militär-Etat wiederum nur als Extraordinarium (Amendement Kühne). Gleichzeitig verlangte das Abgeordnetenhaus die Vorlage eines Gesetzes betreffend Abänderung des Heeresgesetzes vom 3. Sept. 1814. Die liberale Majorität der Kammer sprach es aus, daß sie bei dieser Gelegenheit die Herabsetzung der gesetzlichen aktiven Dienstpflicht von 3 auf 2 Jahre erzwingen wollte. Sie verlangte dies als Kompensation für die durch die Armee-Reform bedingten Budget-Erhöhungen. In Übereinstimmung mit den wohlbegründeten und durch die höchste Erfahrung gereiften Überzeugungen des königlichen Kriegsherrn mußte Roon derartige Konzessionen, welche die innere Tüchtigkeit der Armee zerrüttet haben würden, mit vollster Entschiedenheit zurückweisen. — Bekanntlich gingen auch sonst die Wogen des politischen Kampfes damals sehr hoch; man erinnert sich, daß in jenem Frühjahr auch die lebhaften persönlichen Angriffe des Abgeordneten Twisten gegen den Chef des Militär-Kabinetts General von Manteuffel erfolgten, die dann zum Duell zwischen beiden Männern führten. Mit bezug darauf und zur Beurteilung der damaligen Stimmung König Wilhelm's — der wegen des sich immer mehr zuspitzenden Konfliktes mit den Kammern die trübsten Befürchtungen für die Zukunft hegen mußte — ist das nachstehende eigenhändige Schreiben des Königs an Roon bemerkenswert:

„Berlin, 27. 5. 61. 1/2 12 Uhr Nachts.

Daß der Verlauf dieser Woche das Maaß meiner Leiden voll machen würde, war ich erwartend; daß aber der erste Tag dieselben in seiner letzten Stunde dies Maaß schon füllen würde, ahndete mir nicht! Vermuthlich hat General von Manteuffel Ihnen bereits auch Mittheilung von seinem heute vollzogenen Duell mit dem p. Twisten jun. gemacht, den er verwundet, während er unverletzt blieb. Die 2 Anlagen werden Sie über Alles aufklären, wenn Sie es noch nicht sein sollten.

Das Nächste was zu thun ist, ist wohl daß ich ihn sofort von seinen Functionen suspendire, wie er es selbst verlangt und General Alvensleben sofort die Geschäfte übertrage. Nächstdem glaube ich wird nichts übrig bleiben, als das Kriegrechtliche Verfahren gegen ihn eintreten zu lassen, so wie mein seeliger Vater gegen den damaligen Major v. Thile (1818) verfuhr. Doch darüber mündlich das Weitere. So sehr wie Ihre Zeit auch in diesen Tagen beschränkt ist, so muß ich Sie doch schon morgen früh um 8 Uhr sprechen.

In diesem Moment Manteuffel's Dienste zu entbehren, der Triumph der Démocratie ihn aus meiner Nähe gejagt zu haben, das Aufsehen was dies Ereigniß in meiner allernächsten Umgebung machen muß, das sind Dinge, die mir fast die Sinne rauben können, weil es meiner Regierung einen neuen unglückseligen Stempel aufdrückt!! Wo will der Himmel mit mir hin!

Wilhelm.“

Die in diesem Allerh. Schreiben erwähnten Anlagen enthalten einen ausführlichen Bericht Manteuffels über das stattgehabte Duell, bezw. dessen Veranlassung, und ferner eine Art von Testament des Generals an seinen König, welches diesem ursprünglich nur für den Fall übergeben werden sollte, daß Manteuffel fiel; es war dies eigentlich eine umfangreiche Denkschrift politischen und sehr merkwürdigen Inhalts, die Manteuffel nach Erledigung des Duells nun aber doch mitsandte, da „Sr. K. Majestät daran liegen muß, zu wissen, wie es in der innersten Brust eines Allerhöchstdero geheiligten Person nahestehenden Dieners aussieht“, wie er dabei schrieb. —

Manteuffel wurde bekanntlich zu einer kurzen Festungshaft (in Magdeburg) verurteilt. — —

Angeichts der fortgesetzten Opposition der Kammer, der das Gesamtministerium dauernd eine nur schwächliche Haltung und sogar Neigung zeigte, die geforderten Konzessionen zu bewilligen, mußte der König sich nach und nach — so sehr er dies bisher von sich gewiesen hatte — mit dem Gedanken vertraut machen, Änderungen in seinem Ministerium eintreten zu lassen, damit die Rechte der Krone entschlossener als bisher gewahrt würden. Ergänzungen mußten ohnehin bald erfolgen. Fürst Hohenzollern, der nominell nach Ministerpräsident war, hatte wegen Kränklichkeit den Geschäften schon längere Zeit fern bleiben müssen; Freiherr von Schleinitz, der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, wünschte diesen Posten aufzugeben und sich auf den minder verantwortungsvollen Platz als Hausminister zurückzuziehen (was auch noch im Laufe des Jahres 1861 ge-

schah); und auch an einen Wechsel im Ministerium des Innern (welches Graf Schwerin verwaltete), scheint damals schon ernsthaft gedacht worden zu sein. Jedenfalls hat sich der König, welchem allein Roon's Haltung noch volles Vertrauen einflößte, mit diesem schon in jener Zeit eingehend darüber beraten, zumal er auch in der damals auf der Tagesordnung stehenden Huldigungsfrage andere Auffassungen hegte wie die Majorität seines Staatsministeriums. Diese scheint, obwohl sie von ihren Gesinnungsgenossen in der Kammer in Hauptfragen im Stich gelassen worden war, und obwohl an allerhöchster Stelle schon so häufig gegen sie entschieden worden war, daß sie nach konstitutionellem Brauche die Kabinettsfrage hätte längst stellen müssen (zumal sie über die Fortdauer des königlichen Vertrauens im Zweifel sein mußte und außerdem neue Wahlen bevorstanden) im Sommer 1861 noch nicht die Absicht gehabt zu haben, freiwillig zurückzutreten. Roon schrieb (am 18. Juni) an Berthes Nachstehendes über die damalige Lage:

„Sie gehen, mein theuerster Freund, bei Ihrer Beurteilung der Situation von einer nicht ganz richtigen Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse aus. Die Mitglieder des Staatsministeriums, den Kultusminister (Bethmann-Hollweg) und bedingungsweise mich ausgenommen, wollen entschieden nicht abtreten, halten ihren Rücktritt für staatsverderblich und ihren Verlust für unerseßlich. Dagegen wollen sie den König und den Staat in bester Absicht, d. h. in blinder Verehrung der konstitutionellen Doktrin, unpreußisch machen und mit vollen Segeln fortfahren, auf ein parlamentarisches Regiment loszusteuern. — Wohl wäre es vielleicht besser, könnte ihr, bei dieser Tendenz, wie ich meine, durchaus nötiges Abtreten bis nach den Wahlen verschoben werden, um ihnen die Gloriole des politischen Märtyrertums nicht unverdient zu vindizieren: — allein die Verhältnisse liegen nicht so, daß man das, was vielleicht heute geschehen kann, unbedenklich um einige Monate aufschieben darf. (Dies würde nur thunlich sein, wenn die Herren wirklich gehen wollten, aber das Gegenteil liegt vor.) Sollen und müssen sie fort, weil ihr Verbleiben nach preußisch-konservativer Auffassung landesverderblich sein würde: so müssen sie fort, sobald es eben geht. „Verflucht, wer mit dem Teufel spielt!“ sagt Wallenstein, und ich füge, in Anwendung auf den vorliegenden Fall, hinzu: ein Narr, ein blöder Thor würde ich mir selbst erscheinen, wenn ich heute die Möglichkeit, das Staatsruder aus den Händen der in gefährlichen Irrtümern und Absichten befangenen Männer zu reißen, nicht benutzte, etwa weil dies in einem späteren Moment noch vorteilhafter sein könnte. Nichts giebt die Garantie, daß es möglich sein wird. Komme was da wolle! nach meinem Ermessen giebt es für Preußen nichts Schlimmeres, als sein Aufgehen in den doktrinären Schwindel. Aus dem Schlammbad einer neuen Revolution kann es neu gestärkt hervorgehen, in der Cloake des doktrinären Liberalismus wird es unrettbar verfaulen.

Halten Sie mich nicht für fanatisch; ich kenne mein Terrain und die darauf handelnden Personen, weiß, wie schwer Entschlüsse gefaßt werden, namentlich wenn sie das Bekenntnis eines vorangegangenen Irrtums in sich schließen. —

Sie werden mir zugeben, daß konkreten Fragen (wie die Huldigung) gegenüber, an denen die Verschiedenheit der Grundanschauungen handgreiflich wird, Entschließungen leichter werden, als bei der Erörterung abstrakter Theorien.

Halten Sie mich auch nicht für falsch. Ich habe meinen Handschuh offen hingeworfen, aber niemand wagt ihn offen aufzuheben. Nur mit der Erklärung, d. h. mit der förmlichen, deutlich und scharf betonten Erklärung: „Sie oder ich!“ bin ich aus Klugheitsrücksichten noch nicht hervorgetreten, implicite liegt sie aber schon in der gegenwärtigen Situation. Das wissen die Herren gewiß, aber sie sagen das Gegenteil, so ostensible als möglich. — Was ich für jetzt am vorteilhaftesten hielte, ist der Rücktritt einiger der Minister, natürlich der doktrinären Stimmführer, der in festen Partei-Verbindungen stehenden, deren Antecedentien ihnen verbieten, bei einem festen starken Königtum stehen zu bleiben. Diese aber wollen am wenigsten, weil sie Fanatiker ihrer Doctrin sind, deren Verlebendigung sie bei ihrem Rückzuge gefährdet glauben. Und dennoch ist es unmöglich, daß sie bleiben, wenn der König — König bleiben will! Sie erkennen, daß die Krisis bei ihrer Culmination angekommen ist. Sind wir auch sehr krank „an der langen Bank“, so glaube ich, daß dies leidige Instrument für jetzt zu kurz sein wird. —

Sie sehen, ich will keinen sogenannten „Systemwechsel,“ sondern lediglich die Verleugnung der liberalen Interpretation des November-Programms (von 1858). In einer conservativen Auffassung desselben bin ich ins Amt getreten; ich kann, will und muß daran festhalten, ich muß aber auch wünschen und wirken, daß diese Auffassung, welche die des Königs ist und weil sie es ist — zur officiellen Geltung und Anerkennung gelange. Sollte das offene Bekennen dazu uns nicht vor rothen Wahlen schützen, woran ich noch nicht verzweifle: so mag der daran sich knüpfende Existenzkampf gekämpft werden. Ich vertraue, daß er zum siegreichen Ende und damit zur Gesundheit und Genesung zurückführen wird, und zwar nicht durch reactionäre Recepte, sondern durch eine ehrliche, offene und muthige Anwendung der verfassungsmäßigen Mittel. Gott der Herr wird uns nicht verlassen, wenn wir Ihn nicht verlassen. — Daß aber ein muthiges, entschiedenes und entschlossenes Regieren bei der maßgebenden Person möglich ist, hat die Reorganisation bewiesen. Einigkeit der Anschauungen zwischen dem Herrn und seinen Ministern stärkt und beflügelt alle Regierungsthätigkeit, die bisherige Uneinigkeit schwächte und lähmte, das war unvermeidlich — auf die Wahl der Personen kommt daher alles an! Dem Muthigen gehört die Welt! Der Wahlspruch muß bei der betreffenden Wahl vorzüglich maßgebend sein.

Doch genug! Meine Geister regen sich und ich bin ihnen dienstbar. Bald — in der zweiten Hälfte des Juli sehen wir uns, will's Gott. Ich bin zwar nicht krank, aber abgetreten wie ein alter Jagdstiefel, der des Vorschuhens bedarf. Zu dem Ende will ich auf einige Wochen außer Landes gehen, vielleicht nach der Schweiz.“ — — —

Daß schon damals die Absicht, Modificationen im Ministerium eintreten zu lassen, bestanden hat, ergiebt sich auch aus folgendem Handbillet des Königs an Roon:

„Berlin 1. 7. 61.

Ich habe Ihnen nicht gleich geantwortet, weil gleichzeitig der Ministerial-Bericht mit der Krönungs-Idee einging und dies ein Conseil auf Mittwoch um 11 Uhr hier bei mir nöthig macht. Bis nach demselben ist Möller<sup>1)</sup> jedenfalls in Berlin zurückzuhalten. Möller's und Senfft's<sup>2)</sup> Briefe gefallen mir nicht recht. Beide sehen die Frage, wie mir scheint, nicht viel anders an, als die Minister, d. h. Senfft, während M. erst sehen will, ob er eintreten könnte!

Ihre Andeutungen über sich selbst will ich nicht verstehen, da ich niemals annehmen kann, daß Sie mich in diesem Moment verlassen können. W."

Es ist nach den vorliegenden Korrespondenzen in hohem Grade wahrscheinlich, daß während der damaligen Krisis Roon auch die schon von ihm längst gewünschte Allerhöchste Ermächtigung erhalten hat — mit Herrn von Bismarck-Schönhausen in ernste Verhandlungen zu treten und dessen Eintritt in das Ministerium vorzubereiten. Die großen Fähigkeiten und die Thatkraft dieses Staatsmannes waren dem Könige zwar längst bekannt, und aus dem Sybel'schen Geschichts-Werke wissen wir heute, daß schon im Jahre 1858 der damalige Prinz-Regent an Bismarck als auswärtigen Minister gedacht, diese Idee aber später wieder aufgegeben haben soll. Es ist auch nicht unbekannt geblieben, daß es anderen Einflüssen gelungen war, den Prinz-Regenten und auch noch den König mit Vorurteilen gegen Bismarck zu erfüllen. Man hatte ihn als politischen Erz-Reaktionär und Durchgänger geschildert, der als fanatischer „Kreuzzeitungs-Mann“ auch ganz ungeeignet zum Mitgliede eines Ministeriums sein würde, welches nach den im November 1858 proklamirten gemäßigten Ansichten des Herrschers die Geschäfte zu führen hätte. Welche Beweise man dafür hatte bringen können, ist nicht bekannt geworden. Roon aber kannte Bismarck's wahre Ansichten besser und war daher in der Lage, nicht nur aus persönlicher Zuneigung für ihn, sondern aus innerster Überzeugung, daß dessen Wahl zum Heile des Vaterlandes die denkbar zweckmäßigste sein würde, jenen Vorurteilen bei jeder Gelegenheit entgegenzutreten. In wie hohem Grade er darin Recht hatte, das sollte die Zukunft lehren. Der König jedoch ist anfangs nur sehr zögernd auf den Vorschlag eingegangen, weil er immer noch das zu gewaltthätige Auftreten Bismarck's fürchtete und weil er sich überhaupt, bei der ihm eigentümlichen Anhänglichkeit an seine Umgebungen, zu einem Personen-Wechsel nur dann entschloß, wenn er von der dringenden Notwendigkeit desselben fest überzeugt war; und diese Notwendigkeit mag ihm damals nachgewiesen sein. Wie dem auch sei, jedenfalls ist nicht zu bezweifeln, daß Roon schon damals befugt gewesen ist, die Eventualität von Bismarck's Eintritt in das Ministerium mit diesem selbst zu erörtern. Es beziehen sich auf diese Verhandlungen die nachstehenden Briefe, welche Bismarck in jenen Tagen an Roon gerichtet hat. Enthaltend dieselben sachlich und über seine Anschauungen auch nicht viel Neues, so dürften sie doch die Bismarck-Litteratur um

<sup>1)</sup> Damals Regierungspräsident; war zuletzt als Oberpräsident in Straßburg im Amte.

<sup>2)</sup> Damals Oberpräsident von Pommern.

einige interessante Stücke vermehren und auch sonst einen gewissen historischen Wert beanspruchen.

„Petersburg, 2. July 1861 (eingegangen am 11. Juli).

Lieber Roon!

Ihr Schreiben durch den Engländer kam gestern in Sturm und Regen hier an, und störte mich in dem Behagen, mit welchem ich an die ruhige Zeit dachte, die ich in Reinfeld mit Rissinger und demnächst in Stolpmünde zu verbringen beabsichtigte. In den Streit wohlthuender Gefühle für junge Auerhähne einerseits und Wiedersehen von Frau und Kindern andererseits tönte Ihr Commando: „an die Pferde“ mit schrillum Mißklang. Ich bin geistesträge, matt und kleinmüthig geworden, seit mir das Fundament der Gesundheit abhanden gekommen ist. Doch zur Sache. In dem Huldigungsstreit verstehe ich nicht recht, wie er so wichtig hat werden können, für beide Theile. Es ist mir rechtlich gar nicht zweifelhaft, daß der König in keinen Widerstreit mit der Verfassung tritt, wenn er die Huldigung in herkömmlicher Form annimmt. Er hat das Recht sich von jedem einzelnen seiner Unterthanen und von jeder Corporation im Lande huldigen zu lassen, wann und wo es ihm gefällt, und wenn man meinem Könige ein Recht bestreitet, welches er ausüben will und kann, so fühle ich mich verpflichtet es zu verfechten, wenn ich auch an sich nicht von der praktischen Wichtigkeit seiner Ausübung durchdrungen bin. In diesem Sinne telegraphirte ich an Schlieffen (?), daß ich den „Besitztitel“, auf dessen Grund ein neues Ministerium sich etabliren soll, für richtig halte, und sehe die Weigerung der anderen Partei und die Wichtigkeit, welche sie auf Verhütung des Huldigungsaktes legt, als doctrinäre Verbissenheit an. Wenn ich hinzufügte, daß ich die „sonstige Vermögenslage nicht kenne,“ so meine ich damit nicht die Personen und Fähigkeiten, mit denen wir das Geschäft übernehmen könnten, sondern das Programm, auf dessen Boden wir zu wirthschaften haben würden. Darin wird m. E. die Schwierigkeit liegen. Meinem Eindruck nach lag der Hauptmangel unserer bisherigen Politik darin, daß wir liberal in Preußen und conservativ im Auslande auftraten, die Rechte unseres Königs wohlfeil, die fremder Fürsten zu hoch hielten. Eine natürliche Folge des Dualismus zwischen der constitutionellen Richtung der Minister und der legitimistischen, welche der persönliche Wille Seiner Majestät unserer auswärtigen Politik gab. Ich würde mich nicht leicht zu der Erbschaft Schwerin's entschließen, schon weil ich mein augenblickliches Gesundheits-Capital dazu nicht ausreichend halte. Aber selbst wenn es der Fall wäre, würde ich auch im Innern das Bedürfnis einer anderen Färbung unserer auswärtigen Politik fühlen. Nur durch eine Schwenkung in unserer „auswärtigen“ Haltung kann wie ich glaube die Stellung der Krone im Innern von dem Andrang degagirt werden, dem sie auf die Dauer sonst thatsächlich nicht widerstehen wird, obschon ich an der Zulänglichkeit der Mittel dazu nicht zweifle. Die Pression der Dämpfe im Innern muß ziemlich hoch gespannt sein, sonst ist es gar nicht verständlich, wie das öffentliche Leben bei uns von Lappalien wie Stieber, Schwarz, Macdonald, Pakke, Twisten und dergl. so aufgeregert werden konnte, und im Auslande wird man nicht

Begreifen, wie die Huldigungsfrage das Cabinet sprengen konnte. Man sollte glauben, daß eine lange und schwere Mißregierung das Volk gegen seine Obrigkeit so erbittert hätte, daß bei jedem Luftzug die Flamme aufschlägt. Politische Unreife hat viel Antheil an diesem Stolpern über Zwirnsfäden; aber seit vierzehn Jahren haben wir der Nation Geschmack an Politik beigebracht, ihr aber den Appetit nicht befriedigt, und sie sucht die Nahrung in den Gassen. Wir sind fast so eitel wie die Franzosen; können wir uns einreden, daß wir auswärts Ansehen haben, so lassen wir uns im Hause viel gefallen; haben wir das Gefühl, daß jeder kleine Würzburger uns hänselt und geringschätzt und daß wir es dulden aus Angst, weil wir hoffen, daß die Reichsarmee uns vor Frankreich schützen wird, so sehen wir innere Schäden an allen Ecken, und jeder Preßbengel, der den Mund gegen die Regierung aufreißt, hat Recht. Von den Fürstenhäusern von Neapel bis Hannover wird uns keins unsere Liebe danken, und wir üben an ihnen recht evangelische Feindesliebe, auf Kosten der Sicherheit des eigenen Thrones. Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Waden, aber gegen alle anderen fühle ich in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit den Finger für sie aufzuheben. In dieser Denkungsweise fürchte ich von der unseres allergnädigsten Herrn soweit entfernt zu sein, daß er mich schwerlich zum Rathe seiner Krone geeignet finden wird. Deshalb wird er mich, wenn überhaupt, lieber im Innern verwenden. Das bleibt sich aber m. G. ganz gleich, denn ich verspreche mir von der Gesamtregierung keine gedeihlichen Resultate, wenn unsere auswärtige Haltung nicht kräftiger und unabhängiger von dynastischen Sympathien wird, an denen wir aus Mangel an Selbstvertrauen eine Anlehnung suchen, die sie nicht gewähren können und die wir nicht brauchen. Wegen der Wahlen ist es Schade, daß der Bruch sich gerade so gestaltet; die gut königliche Masse der Wähler wird den Streit über die Huldigung nicht verstehen, und die Demokratie ihn entstellen. Es wäre besser gewesen, in der Militärfrage stramm zu halten gegen Kühne, mit der Kammer zu brechen, sie aufzulösen und damit der Nation zu zeigen, wie der König zu den Leuten steht. Wird der König zu solchem Mittel im Winter greifen wollen, wenn's paßt? Ich glaube nicht an gute Wahlen für dießmal, obschon grade die Huldigungen dem Könige manches Mittel gewähren, darauf zu wirken. Aber rechtzeitige Auflösung, nach handgreiflichen Ausschreitungen der Majorität sind ein heilsames Mittel, vielleicht das richtigste, zu dem man gelangen kann, um gesunden Blutumlauf herzustellen.

Ich kann mich schriftlich über eine Situation, die ich nur ungenügend kenne, nicht erschöpfend aussprechen, mag auch Manches nicht zu Papier bringen, was ich sagen möchte. Nachdem der Urlaub heut bewilligt, reise ich Sonnabend zu Wasser, und hoffe Dienstag früh in Lübeck zu sein, Abend in Berlin. Früher kann ich nicht, weil der Kaiser mich noch seh'n will. Diese Zeilen nimmt der englische Courier wieder mit. Mündlich also Näheres. Bitte mich der Frau Gemahlin herzlich zu empfehlen. In treuer Freundschaft der Ihrige

v. Bismarck.



Nachschrift (am Rande): „Mit Schleiniß nehme ich nach Ihrem Schreiben volles Einverständniß an, so daß ich nicht in die geschmacklose Lage komme, gegen meinen Chef zu conspiriren. Sagen und schreiben werde ich natürlich niemand etwas. — Wenn ich den Newaspiegel in der hellen Nacht vor mir sehe, über den Brief hinweg, so wird der Wunsch in mir lebhaft, daß ich nächstes Jahr noch hier sitze. Der Mensch gewöhnt sich an Alles, auch an 60° Breite; und Umzieh'n, Streiten, Aergern und die ganze Knechtschaft Tag und Nacht bilden eine Perspective, bei der ich schon heut Heimweh nach Petersburg oder Rheinfeld habe. In besserer Gesellschaft wie in der Ihrigen kann ich niemals in den Schwindel hineingerathen; aber auf der Sabower Haide hinter den Rebhühnern war es für uns beide behaglicher. Ich werde mich nicht drücken, denn ich mag mir keiner Feigheit bewußt sein, aber wenn in 14 Tagen dieses Gewitter spurlos an mir vorübergezogen und ich ruhig bei Muttern wäre, so würde ich mir einen Enten—ß wünschen, um vor Befriedigung damit wackeln zu können.

3. Juli. Ich schrieb dieses heut früh 2 bis 3 Uhr aus Gesellschaft kommend und finde jetzt bei'm Aufsteh'n den Gesamt-Eindruck etwas confus, aber Sie kennen ja meine Ansichten ohnehin, und anders wird man so spät kaum. Geht der König einigermaßen auf meine Meinung ein, dann greife ich das Werk mit Freuden an.“ —

Frankfurt, 17. July 61, früh 6.

Lieber Roon.

wir sollen uns nicht sehen! Meine Absicht, Sie in Berlin zu erwarten, wurde dadurch gestört, daß Schleiniß mich ersuchte, möglichst schleunig nach Baden zu gehen. Nun lese ich, nachdem ich in Baden durch Geschäfte und Attentat länger als ich dachte aufgehalten, daß Sie eben dahin unterwegs sind. Ihr Kriegsministerium, an welches ich gestern telegraphirte, antwortet nicht, ob schon es gratis wäre. Ich fragte an, wo Sie wären, wann Sie reisten und bezahlte Antwort. Würste ich, daß Sie auf dem nächsten Zuge wären, so erwartete ich Sie hier, deßhalb telegraphirte ich, aber auf's Unsichere hier zu warten, ist mir die Zeit zu knapp . . . und dann können wir im Augenblick kaum mehr thun als Erlebnisse austauschen . . . Einstweilen trinke ich 4 Wochen Rissingen in Rheinfeld, dann Seebad. Herzliche Grüße und frohe Schweiz.

Ihr

v. B.

Berlin, 17. July 61.

Lieber Roon!

es ist wirklich wahr, wir sollen nicht mit einander reden. Unter den Gründen, die mich bestimmten, nicht gestern Abend sondern heut früh aus Frankfurt zu fahren, spielte der Wunsch, nicht auf der Bahn an Ihnen ungesehen vorüber zu sausen, die Hauptrolle; ich las in Zeitungen, daß Sie im Begriff seien zu reisen, telegraphirte um Gewißheit, blieb ohne Antwort, bestach den Zugführer

bei der Kreuzung zu halten, bis ich mich überzeugen konnte, daß Sie nicht auf dem Berliner Zuge waren . . . und kam hier rechtzeitig an, um von dem alten Portier zu hören, daß Sie vor 2 Stunden abgereist waren. Hätte ich Sie irgendwo auf der Bahn angetroffen, so wäre ich einige Stationen mit Ihnen umgekehrt. So aber sind Sie entweder über Magdeburg gefahren oder wir haben uns im Finstern auf der Höhe von Trebbin gekreuzt. Es nußt nichts, daß ich Ihnen das schrieb, aber ich habe das Bedürfniß, meinen Verdruß zu Papier zu bringen und außerdem Ihnen zu melden, daß ich nun 4 Wochen in Rheinfeld im blauen Ländchen bleibe, dann entweder nach Stolpmünde oder, wenn es ein kalter Herbst wird, in irgend ein einsames Nordseebad gehe . . .

In treuer Freundschaft Ihr

v. Bismarck." —

Bekanntlich hatte schon in der ersten Hälfte Juli die auch in vorstehender Korrespondenz erwähnte Huldigungsfrage dadurch ihren akuten Charakter verloren, daß der König auf die Huldigung verzichtete und sich statt dessen mit der Krönung einverstanden erklärte. Diese fand am 18. Oktober in Königsberg statt. Roon wohnte derselben bei, nachdem er vorher im September im Gefolge des Königs die bei Düsseldorf und Köln stattgehabte Königsrevue mitgemacht hatte. Unter den dort gemusterten ca. 50 000 Mann Linientruppen befanden sich auch die neuen Regimenter, welche beim VII. und VIII. Armeekorps errichtet worden waren. Bei beiden Gelegenheiten empfing Roon huldreiche Gnadenbeweise seines Monarchen; die innere Krisis aber war abermals nicht zur Erledigung gekommen. Das Ministerium war im Amte geblieben, und seine schwächliche Haltung konnte es nicht verhindern, daß die im Juni begründete „Deutsche Fortschrittspartei“ durch beispiellose Agitationen den Geist der Opposition im Lande immer mehr aufstachelte. — Auch zur Berufung Bismarck's war die Zeit noch nicht gekommen. Der König hatte sich nicht dazu entschließen können, sondern anstelle von Schleinitz den Grafen Bernstorff aus London als auswärtigen Minister berufen. Dieser aber verschwieг nicht, daß er dem Rufe nur sehr ungern gefolgt war und sein neues Amt nur als ein Provisorium ansehen könne. Den Gesandtenposten in London hatte er deswegen auch unbefetzt gelassen und sich den Rücktritt in denselben vorbehalten. —

(Fortsetzung folgt.)

R. v. D.



## Beust und Andrássy,

1870—1871.

Von

Emanuel Kónyi.

## III.

Nach die Darstellung von dem Sturze Hohenwart's, welche Beust in seinen Erinnerungen der Nachwelt überliefert hat, ist ebenso wenig lebenswahr wie der andere Inhalt seines Werkes.

Beust versuchte schon 1868 eine Annäherung an die Tschechen, welche den Ausgleich mit Ungarn von 1867 ablehnten, er trat auch in unmittelbare Berührung mit Palacki und Kieger, was zur Folge hatte, daß der damalige österreichische Ministerpräsident Fürst Carlos Auersperg, sowie er von dieser unbefugten Einmischung Beust's in die inneren Angelegenheiten Österreichs erfuhr, seinen Abschied nahm. Beust ließ indessen von seinen Versöhnungsplänen mit den Tschechen und seinen Intrigen gegen die österreichischen Minister nicht ab. Andrássy nahm mehr als einmal den ihm im übrigen nicht sehr sympathischen Minister Herbst in seinen Schutz; Herbst ist bei Beust auch in dessen „Erinnerungen“ schlecht weggekommen, während Graf Taaffe mit großen Lobsprüchen bedacht wird.

Im März 1869 befand sich Beust im Gefolge des Kaisers und Königs in Agram und nahm, als er mit Andrássy in einem Wagen saß, Gelegenheit, diesem auseinanderzusetzen, wie notwendig es sei, die Forderungen der Tschechen und ihren Wunsch, daß Se. Majestät sich als König von Böhmen krönen lasse, zu befriedigen. Er bezeichnete die Änderung der Wahlordnung als unerläßlich, damit die Tschechen freie Hand bekämen und die Rechte ihres Landtages erweitern könnten. „Sind Sie,“ fragte ihn Andrássy, „mit sich im Klaren darüber, welchen Gebrauch die Tschechen von dieser freigewordenen Hand machen würden, und sind Sie dessen sicher, daß nicht die erste That der freigewordenen Tschechenhand ein Schlag wäre, den Sie erhielten?“

Die ernstlichen Verhandlungen mit den Tschechen nahmen 1870 unter dem Kabinet Potocki ihren Anfang. Die Seele dieses Kabinetts war Graf Taaffe. Dieser leitete den Grafen Potocki wie auch den in die inneren Angelegenheiten Österreichs sich stets einmischenden Beust. Die drei Minister frühstückten täglich zusammen in Roger's Restaurant und bildeten ein wahres Triumvirat. Sie bekannten sich übereinstimmend zu der Ansicht, daß in der cisleithanischen Hälfte der Monarchie die Slawen stets in der Majorität sein würden, und daß die Regierung es demnach mit diesen halten müsse. Der gemeinsame Finanzminister Lonyay, dem dies nicht entgangen war, fürchtete den Föderalismus und wies immer und immer wieder auf die Gefahren dieses Systems hin. Nach seinem politischen Glaubensbekenntnisse mußte sich die Monarchie auf das magyarische und deutsche Element stützen, und das letztere hätte für sich die Polen zu gewinnen, um die

panslawistischen Strebungen zu besiegen. Wenn das deutsche Element in Cisleithanien in dieser Weise zur Herrschaft gelangte, so glaubte er, würde es sich österreichisch fühlen und zufrieden sein. „Nur schade,“ pflegte Lonmay zu bemerken, „daß die Deutschen auch unter sich uneinig sind; es giebt in ihren Reihen zu viele Professoren, die ganz und gar vom Geiste des theoretischen Liberalismus erfüllt sind, und mit solchen läßt sich ein Staat kaum konsolidieren und praktisch schwer regieren.“

Die Pläne Potocki's, die Tschechen auf Grundlage und im Rahmen der Verfassung zu versöhnen, gingen alsbald in die Brüche, und auch in der Haltung Beust's gegenüber den Slawen trat eine Schwenkung ein.

Auf dem Ende August eröffneten böhmischen Landtage hielt die Majorität fest an der „Deklaration über das böhmische Staatsrecht,“ welche die vom 1868er Landtage ferngebliebenen feudalen und klerikalen Abgeordneten am 22. August jenes Jahres überreicht hatten, und in welcher der („nicht nach dem böhmischen Gesetze gewählte“) Landtag eine „Versammlung“ genannt, die Beschiedung des Reichsrates abgelehnt, dafür aber die Bereitwilligkeit ausgesprochen wurde, einen Landesausschuß zu bilden, der die Aufgabe hätte, mit den übrigen Königreichen und Ländern über einen föderalistischen Ausgleich in Verhandlungen zu treten. An die zur Überreichung der Landtagsadresse erschienene Deputation richtete der Kaiser die Aufforderung, der Landtag möge vor allem anderen seine Vertreter in den Reichsrat entsenden. Am 29. September ging dem wieder eröffneten Landtage ein kaiserlicher Erlaß des Inhalts zu, der Kaiser sei entschlossen, die Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit Böhmens unverbrüchlich zu verbrieften und seiner inneren Einigung mit dem Volke Böhmens durch die Krönung mit der Krone Böhmens Ausdruck zu geben. Der Erlaß verspricht des weiteren, billigen Wünschen, sowohl hinsichtlich einer Modifizierung der Verfassung als auch der Abänderung des Wahlgesetzes Gehör zu geben, erklärt jedoch, daß alles dies nur auf Grund der bestehenden Verfassung geschehen könne. Demnach fordert der Erlaß den Landtag auf, die Wahlen in den Reichstag ungesäumt vorzunehmen. Die Tschechen beantworteten den Erlaß am 5. Oktober durch die erneute Ablehnung der Wahlen für den Reichsrat.

In der Adresse der beiden Häuser des Reichsrats vom November brachte die deutsche Majorität ihr Mißtrauen gegenüber dem Kabinet zum Ausdruck, worauf Potocki am 23. November sein Demissionsgesuch überreichte, welchem jedoch erst drei Monate später stattgegeben wurde.

In diese Zeit fiel ein Ereignis, welches die auswärtige Politik der Monarchie nahe berührte und auf die Stellung der Minister und der Parteien nicht ohne tiefgehenden Einfluß blieb. Es war dies die Aufwerfung der Pontusfrage durch Rußland. Die Slawen der westlichen Hälfte der Monarchie, mit Ausnahme der Polen, nahmen offen und entschieden für Rußland Partei.

Ein weiterer Inzidenzfall von nachhaltiger Bedeutung war der in diese Periode fallende zweite Versuch Bismarck's, eine Annäherung an die Monarchie herbeizuführen. Ende November übermittelte der preußische Gesandte Schweiniß dem

Grafen Beust die Erklärung, Bismarck wünsche eine aufrichtige und dauernde Freundschaft mit Österreich-Ungarn. Obgleich Beust im April 1867 den durch Tauffkirchen überbrachten Vorschlag eines Bündnisses zwischen Österreich und den deutschen Staaten abgelehnt und obgleich der deutsche Reichskanzler von ihm gesagt hatte: „er würde uns, wenn er könnte, Nägel in den Kopf schlagen,“ so unterdrückte Beust doch das Gefühl der Rivalität und Rancune und antwortete am 5. Dezember, die Eröffnungen Bismarck's hätten in Wien eine so herzliche Aufnahme gefunden, wie sie Preußen nur wünschen könnte. Bismarck sprach am 14. Dezember neuerdings seine Überzeugung aus, daß Deutschland, nachdem seine nationalen Aspirationen nunmehr in Erfüllung gegangen, in das freundschaftlichste Verhältnis mit Österreich-Ungarn treten werde. In seiner Antwort vom 26. Dezember erklärte Beust, er erblicke in der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung eine Thatsache von geschichtlicher Bedeutung, und es sei der aufrichtige Wunsch aller maßgebenden Kreise, die freundschaftlichen Beziehungen zu dem mächtigen Nachbar zu pflegen. Beust zog sich mit dieser seiner Antwort den Groll der Tschechen zu, und die Organe ihrer Partei befehdeten seine Politik, welche Österreich am Ende gar noch zum Verbündeten Deutschlands machen könnte, aufs heftigste.

Am 8. Dezember richteten die Tschechenführer im Namen der „politischen Nation der Böhmen“ durch Kieger an Beust eine Denkschrift über die auswärtige Politik der Monarchie, in welcher sie ihrer Abneigung gegen eine Annäherung an das Deutsche Reich sowie ihrer Sympathie für Frankreich und Rußland Ausdruck gaben und auch in der Frage bezüglich der Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere den Standpunkt Rußlands zu dem ihrigen machten. Beust sandte den Tschechenführern am 14. Dezember ihr Memorandum mit einem Verweis zurück. In diesem Schreiben, in welchem die agitatorischen Bestrebungen der Tschechen rückhaltlos getadelt werden, heißt es sodann, es sei nicht abzusehen, daß die tschechische Nation an den für das Schwarze Meer geltenden Bestimmungen ein größeres Interesse haben sollte als irgend ein anderer Volksstamm der österreichisch-ungarischen Monarchie. Vielmehr sei es gleichmäßig im Interesse aller Nationen gelegen, daß Recht Recht und Vertrag Vertrag bleibe. In der Betonung des Gegenteils liege offenbar eine politische Rundgebung zu Gunsten einer Macht, mit der die Monarchie zwar im allgemeinen befreundet, aber gerade über den in Rede stehenden Gegenstand in ernstestem Erörterungen begriffen sei. Ein solches Vorgehen könne nur dem schärfsten Tadel begegnen. Kein Staat könne bestehen, wenn einzelnen Parteien in seinem Innern gestattet sei, sich in einer Richtung zu bewegen, die der Minister, um nicht ein herberes Wort zu gebrauchen, nur als Landespreisgebung bezeichnen könne.

Diese Antwort Beust's und die Aufnahme, die er den Vorschlägen Bismarck's widerfahren ließ, stellten das gestörte gute Verhältnis zwischen ihm und der österreichischen Verfassungspartei wieder her.

In seinen Erinnerungen <sup>1)</sup> behauptet Beust, daß ihm, nachdem das Ministerium Hohenwart ohne sein Wissen und ohne seine Zuziehung ernannt worden, inmitten des aufreibenden Lebens der letztvergangenen Jahre mehr als einmal der Gedanke gekommen sei, seine Stelle mit einem Botschafterposten zu vertauschen. Dafür, daß er geblieben sei, habe die Verfassungspartei alle Ursache ihm zu danken, denn sein Nachfolger wäre zweifelsohne Andrassy gewesen, dieser aber würde sich nicht nur an die Seite Hohenwart's gestellt, sondern sich mit ihm verständigt und ihm nicht zu verachtende Hilfstruppen zur Verfügung gestellt haben. In der auswärtigen Politik, fährt Beust fort, hätte Andrassy nichts Anderes gethan, als was ich that, aber für die inneren Fragen hatte er in Wien keine Vergangenheit und hätte allein nach ungarischen Opportunitäts-Rücksichten gehandelt, also sich Hohenwart angegeschlossen, und mit seiner parlamentarischen Routine wäre er ein nicht zu verachtender Ratgeber gewesen und hätte das Cabinet Hohenwart konsolidiert.

Diese Darstellung der Sachlage erheischt eine gründliche Berichtigung. Wir wollen sie in folgendem in möglichst kurzen Zügen, an der Hand authentischer Berichte versuchen.

Während in den Jahren 1867—1869 Beust's Rat in allen Angelegenheiten sowohl der einen wie der anderen Hälfte der Monarchie eingeholt worden war, wurde derselbe, als am 4. Februar 1870 die Berufung des Grafen Hohenwart an die Spitze des österreichischen Ministeriums stattfand, gänzlich ignoriert. Die Blätter der Verfassungspartei bedachten den Grafen Hohenwart von Anfang an mit heftigen Angriffen, welche in den Kreisen der österreichischen Regierung auf Beust zurückgeführt wurden, weil man bestimmt zu wissen glaubte, daß ein hervorragender Beamter des auswärtigen Amtes, Freiherr von Hofmann, die Hand im Spiele habe. Hohenwart ließ den Minister des Äußeren in voller Unkenntnis über seine Pläne und war demselben gegenüber persönlich äußerst zurückhaltend. Seine Organe befehdeten dafür Beust aufs heftigste.

Im Park zu Terebes, im Tusculum Andrassy's, tauchte im Sommer desselben Jahres ein Herr im Cylinderhut auf, dessen Erscheinen in dem slowakischen Bauerdorfe Aufsehen erregte. Es war Herr Jordan, der Redakteur eines slowakischen Organs, welches in deutscher Sprache unter dem Namen „Zukunft“ erschien. Andrassy kannte Jordan von Ofen her, wo ihn dieser ein paar Mal besucht hatte. Jordan gab vor, die tschechischen Herren — Namen nannte er nicht — hätten ihn mit folgender Botschaft an Andrassy gesandt: Sie wüßten recht gut, daß ihre Abmachungen mit Hohenwart vereitelt werden würden, falls nicht Andrassy denselben zustimmte. Desgleichen wüßten die böhmischen Herren und könnten es auch beweisen, daß Andrassy hinter dem Rücken des Kaisers und Beust's mit Bismarck über auswärtige Fragen verhandelt habe. Wenn Andrassy verspreche, der Erfüllung ihrer Wünsche keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen, so würden sie über diese Dinge Stillschweigen bewahren, andernfalls aber würden sie seine geheimen Machinationen dem Kaiser aufdecken. Die Herren drängen nicht auf sofortige

<sup>1)</sup> II. S. 459. 460.

Antwort, sie gewähren Andrássy vielmehr Bedenkzeit, um seinen Entschluß zu fassen.

Andrássy erwiderte, es bedürfe keiner Überlegung seinerseits. Wenn die tschechischen Herren wüßten, daß er mit Bismarck hinter dem Rücken des Kaisers Verhandlungen gepflogen habe, so sei es ihre Pflicht, dies ohne jeden Vorbehalt an entscheidender Stelle zur Kenntniss zu bringen. Was hinwieder die tschechischen Abmachungen betreffe, so brauche er sich, da nicht von ungarischen Angelegenheiten die Rede sei, darüber nicht zu äußern. Wenn indessen diese Abmachungen solcher Natur sein sollten, daß sie das ungarische Staatsrecht berührten, dann würden die Herren in seinen Äußerungen stets das vollständigste Maß von Aufrichtigkeit finden, und er werde entschieden Farbe bekennen. Bis dahin sei dies sein letztes Wort.

Der Fall, auf den sich die geheimnisvolle Drohung der tschechischen Herren bezog, war folgender: Als Prinz Karl von Hohenzollern-Sigmaringen im Mai 1866 als erwählter Fürst nach Rumänien ging, gab sich gegen dieses Mitglied der preussischen Herrscherfamilie in Frankreich eine lebhafteste Agitation kund. Im Jahre 1868 hinterbrachte man Andrássy, daß im Empfangssalon des Fürsten Karl eine große Karte in weiß-schwarzen Hohenzollern'schen Farben hänge, auf der Siebenbürgen als annektierter Teil Rumäniens figuriere; des weiteren erfuhr Andrássy, daß in Rumänien öffentliche Zeichnungen veranstaltet werden, um Waffen zu einer Rüstung gegen Ungarn anzukaufen. Andrássy übermittelte diese Nachrichten sofort an Beust, aber dieser that, als wenn sie ihn nicht das geringste angingen, und zeigte für die möglichen Folgen solcher Schritte so wenig Verständnis, daß er keine Gegenmaßregeln notwendig fand. Am 26. Oktober machte er doch, der „Neuen Freien Presse“ zufolge, im Wehrausschusse des Reichstages einem Abgeordneten gegenüber eine Bemerkung, welche sich auf diese Angelegenheit bezieht. Der Abgeordnete hatte nämlich behauptet, daß Oesterreich die Kosten der ungarischen Honveds trage. Hierauf erwiderte Beust, es könne leicht geschehen, daß die ungarischen Honveds zuerst in Aktion treten würden, denn es sei eine bekannte Thatsache, daß Rumänien sich in ein Waffenlager verwandelt habe. Bei dieser Gelegenheit äußerte er sich auch über Preußen in einem nichts weniger denn freundschaftlichen Sinne. Kurz darauf, nachdem Andrássy hierüber mit Beust Rücksprache genommen hatte, traf er mit dem preussischen Gesandten am Wiener Hofe zusammen und bat diesen, Bismarck zu melden, daß Ungarn ein gutes Freundschaftsverhältnis zu Preußen lebhaft wünsche, daß sich jedoch Ungarn bis auf den letzten Mann gegen Preußen kehren werde, wenn ein preussischer Prinz es mit den rumänischen Roten hielte, die an der ungarischen Grenze Ruhestörungen im Schilde führten, und wenn Fürst Karl für den Gedanken der Annexion Siebenbürgens an Rumänien Propaganda machte. Preußen möge sich hierüber klar werden und dafür sorgen, daß die rumänische Agitation ein Ende nehme. Bismarck ließ demzufolge den Fürsten Karl wissen, daß Deutschland, falls es vor die Wahl zwischen der wohlwollenden Gesinnung Ungarns und Rumäniens gestellt werden würde, flug genug sein werde, der ersteren den Vorzug zu geben. Der Fürst möge daher diesen

Wühlereien ein Ende machen und, um für den Ernst dieses seines Strebens in Ungarn Glauben zu erwecken, Bratianu und das radikale Ministerium entlassen. Dieses geschah denn auch anfangs November desselben Jahres. Von allen Schritten, welche Andrássy in dieser Angelegenheit unternahm, erstattete er Sr. Majestät getreulich Bericht.

Hier möge auch die Berichtigung der von slawischer Seite öfter aufgestellten Angabe Raum finden, als hätte Graf Andrássy den Plänen Hohenwart's anfänglich zugestimmt.

Gelegentlich der zweiten Salzburger Kaiserbegegnung im August 1871, an welcher auch Graf Hohenwart und Andrássy teilnahmen, fand Bismarck persönlich Anlaß, sich auch über die inneren Verhältnisse unserer Monarchie sowohl Andrássy als Hohenwart gegenüber zu äußern. Dem ersteren setzte er auseinander, daß er weder ein Recht noch die Lust habe, sich in die Pläne Hohenwart's bezüglich der Tschechen zu mengen, daß er aber gleichwohl diesem, falls er ihn zu sprechen Gelegenheit fände, sagen werde, was er von der Sache halte. Hohenwart möge sein Experiment immerhin machen. Er, Bismarck, wünsche in diesem Falle ein schlechter Prophet zu sein, er zweifle jedoch keinen Augenblick daran, daß der Versuch mißraten werde, und darum bedauere er, daß derselbe gemacht werde. Andrássy wohnte mit Hohenwart im selben Gasthof, und sein Zimmer war von dem des letzteren nur durch eine dünne Zwischenthür getrennt. Bei dieser engen Wandnachbarschaft konnte er ganz deutlich vernehmen, wie Bismarck dem österreichischen Ministerpräsidenten dasselbe wiederholte, was er ihm zuvor auseinandergesetzt hatte.<sup>1)</sup>

Nach der Abreise des deutschen Kaisers und des Fürsten Bismarck besuchte Hohenwart Andrássy, der ebenfalls reisebereit war, und las ihm die bezüglich der Tschechen getroffenen Abmachungen vor, ohne davon eine Abschrift zurückzulassen. Andrássy bezeichnete sofort mehrere Punkte als solche, die gegen das ungarische Staatsrecht verstießen und gegen welche er entschiedene Stellung werde nehmen müssen. Über das Ganze bemerkte Andrássy, es mache auf ihn den Eindruck eines gefährlichen Versuches. Doch fühle er sich in diesem Stadium der Angelegenheit nicht berufen, zur Sache zu sprechen. Hohenwart machte auf Andrássy den Eindruck eines geraden, offenherzigen, wahrhaft vornehmen Mannes, und er sprach sich auch später über seine Person stets in anerkanntesten Worten aus. Ehe sie von einander schieden, fragte Andrássy, ob er sich gestatten dürfe, mit einem Rate zu dienen? „Gewiß!“ war die Antwort. „Dann bringen Sie,“ fuhr Andrássy fort, „die Sache als tschechische Desiderien vor den verfassungsmäßigen Vertretungskörper zur Verhandlung, aber hüten Sie sich davor, den Kaiser oder sich selbst in der Angelegenheit zu engagieren. Es giebt in Oesterreich nicht viele Männer, welche den Mut haben, ihrer Überzeugung ge-

<sup>1)</sup> Offenbar um Bismarck der Einmischung in die inneren Angelegenheiten Oesterreichs zu verdächtigen, schreibt Beust: „Ich habe Graf Hohenwart in Salzburg wenig gesehen, war aber Ohrenzeuge, wie Fürst Bismarck beim Abschied zu ihm sagte: „Also bonne chance!“  
Erinnerungen II. Seite 497.



mäß zu handeln. Sie gehören zu diesen Wenigen. Ich würde lebhaft bedauern, wenn Sie es mit Ihrer Stelle bezahlen müßten, was aber unausbleiblich der Fall wäre, wenn Sie sich mit den tschechischen Wünschen identifizierten."

Nachdem am 14. September der böhmische Landtag eröffnet worden war, erfuhr Andrássy von ungarischer Seite vielfache Anregungen zu einer Stellungnahme gegenüber den dortigen Vorgängen. Er erwiderte aber nur, es sei verfrüht, ein die ganze Zukunft der im Reichsrath vertretenen Erbländer berührendes Unternehmen vom Standpunkte des ungarischen Staatsrechts und der ungarischen Interessen anzugreifen, ehe noch diejenigen, welche die Sache näher anginge, und die daher in allererster Reihe sich zu äußern hätten, ihre Stimme hätten hören lassen. „Drüben," sagte Andrássy, „schickt man sich an, aus einem Becher zu trinken, der, wie sie glauben, Tokayer enthält. Trete ich nun hin und sage, wie dies meine Überzeugung ist, der Becher enthalte ein die Gesundheit schädigendes Zeug, oder nehme ich ihnen gar den Becher vom Munde weg und gieße seinen Inhalt auf den Boden, so werden sie Zeit ihres Lebens glauben, es sei Tokayer darin gewesen und ich hätte ihnen den Genuß des edlen Masses geraubt. Sie müssen daher erst trinken, um sich von der Qualität des Getränkes selbst zu überzeugen."

In dem am 14. September eröffneten böhmischen Landtage gelangte ein königlicher Erlaß zur Verlesung, welcher das böhmische Staatsrecht anerkannte und die Bereitwilligkeit des Kaisers aussprach, sich als König von Böhmen krönen zu lassen. Der Erlaß forderte den Landtag auf, die zeitgemäße Ordnung der staatsrechtlichen Verhältnisse Böhmens im Geiste der Mäßigung zu beraten und die Möglichkeit zu schaffen, ohne Verletzung der Rechte der übrigen Königreiche und Länder den Verfassungstreit zu beenden. Gleichzeitig wurden im Landtage zwei Gesetzentwürfe eingebracht, welche den Schutz der beiden Nationalitäten der Länder und die neue Landtagswahlordnung zum Gegenstande hatten. Am 16. September erklärte die deutsche Minorität in einer Denkschrift an den Oberstlandmarschall, an den Verhandlungen und Beschlüssen des Landtags nach dem kaiserlichen Reskript und dessen weittragenden Folgen keinen Anteil mehr nehmen zu können. Die allein gebliebenen Feudalen und Nationalen beschloßen hierauf — auf den Antrag Clam-Martiniß — einen Ausschuß von 30 Mitgliedern einzusetzen, um die staatsrechtlichen Forderungen Böhmens festzustellen und einen Plan auszuarbeiten, nach welchem das Verhältnis dieses Landes zu den übrigen Königreichen und Ländern geordnet werden sollte. Am 7. Oktober trat der Dreißiger-Ausschuß mit seinem Entwurfe hervor. Dieser besteht aus einer Adresse an Se. Majestät und aus den 18 „Fundamental-Artikeln", welche eine ganz neue Verfassung zunächst für das Königreich Böhmen, ferner aber in ganz Österreich inaugurierten sollten. Diese Verfassung sowohl wie das vom Ausschusse ausgearbeitete neue Nationalitäten- und Wahlgesetz sollten einem eigens hierzu einberufenen Krönungslandtage unterbreitet werden. Das durch diesen Landtag ausgearbeitete böhmische Staatsrecht sollte dann mittelst eines königlichen Diploms den Völkern verkündet und durch den Krönungseid bekräftigt werden.

Über den Ausgleich mit Ungarn läßt sich die Adresse folgendermaßen aus:  
 „Getreu unseren Anschauungen von der Unverletzlichkeit des beschworenen Staatsrechts und getreu unserer in den ehrerbietigsten Adressen vom Jahre 1870 abgegebenen Versicherung, zugleich in schuldiger Ehrfurcht vor der Aktion unseres allergnädigsten Monarchen, konnten wir nicht anders als — in den vollzogenen Thatsachen jene Momente würdigend — anerkennen und als unverleßlich betrachten, was in Ungarn durch Vereinbarung seines legalen Reichstages mit Eurer Majestät und durch den von Allerhöchstdemselben geleisteten Krönungseid Recht und Gesetz geworden ist. Es würde deshalb in den Fundamental-Artikeln das Königreich Böhmen seinen Beitritt zu dem seiner Zeit ohne dessen Mitwirkung zu stande gekommenen Übereinkommen mit dem Königreiche Ungarn nachträglich für rechtsgültig erklären. Durch die Aufnahme dieser Erklärung in die Grundgesetze des Königreichs Böhmen würden die allen Königreichen und Ländern gemeinsamen Institutionen endlich jene Gewähr allseitiger Anerkennung erlangen, welche deren inniger und untrennbarer Verband in der freien Annahme der pragmatischen Sanction gefunden hat. Dieser Anerkennung entsprechend würden durch die Fundamental-Artikel die Beziehungen zum Königreiche Ungarn in einer Weise geregelt, welche weder mit dem Geiste noch mit dem Wortlaute des ungarischen Gesetzes in Widerspruch steht — eine dem Ganzen wie seinen Theilen gleich heilsame Fortbildung dieser Beziehungen der Zeit und dem naturgemäßen Entwicklungsgange staatlicher Institutionen überlassend.“

In der Einleitung zu den Fundamental-Artikeln wird erklärt, daß der böhmische Landtag bereit sei, der mit dem Königreiche Ungarn über die Stellung dieses Königreichs und der Länder der ungarischen Krone in der Monarchie und zu den übrigen Königreichen und Ländern getroffenen Übereinkunft nachträglich beizutreten.

Die Fundamental-Artikel, welche als Staatsgrundgesetze hätten gelten sollen, enthielten im wesentlichen folgendes: „Der böhmische Landtag erkennt als allen Königreichen und Ländern der Monarchie gemeinsame Angelegenheiten an: Das Äußere und das Kriegswesen mit Ausnahme des Rekrutierungsrechtes, des Affenrechtes, der Dislozierung und Verpflegung der Armee und der Regelung der Rechtsverhältnisse zwischen dem Militär- und Bürgerstand; das Finanzwesen in bezug auf die Deckung der gemeinsamen Auslagen. Das gemeinsame Ministerium würde lediglich gemeinsame Angelegenheiten handhaben. Leitung, Kommando und innere Organisation des gesamten Heeres werden ausschließlich als Kronrechte deklariert. Der böhmische Landtag erkennt die Institution der Delegationen mit der Abweichung an, daß künftighin die Landtage und nicht der Reichsrat die Delegationsmitglieder wählen sollen. Die in dem Ausgleich mit Ungarn vereinbarten Bestimmungen über die Konstituierung und den Wirkungskreis der Delegationen bleiben in Geltung. Der böhmische Landtag acceptiert den finanziellen Ausgleich mit Ungarn in Gemäßheit des vereinbarten Quotenverhältnisses, ferner die Bestimmungen über die Entmilitarisierung der Militärgrenze und über das Partizipationsverhältnis bei den allgemeinen Staatsschulden. Der Landtag er-

kennt ferner auch das Zoll- und Handelsbündnis mit Ungarn an. Hingegen fällt alles, was im Vorstehenden nicht als gemeinsame Angelegenheit deklariert ist, unter die Zuständigkeit des böhmischen Landtages, beziehungsweise der diesem Landtage verantwortlichen Landesregierung. Weil es aber außer den als der ganzen Monarchie gemeinsam erklärten Angelegenheiten noch solche giebt, deren gemeinschaftliche Behandlung im Interesse der Königreiche und Länder selbst ratsam und wünschenswert ist, übrigens auch in den von dem Königreiche Böhmen angenommenen Übereinkommen mit dem Königreiche Ungarn gewisse Gegenstände als solche bezeichnet worden sind, welche zwar nicht gemeinsam seien, aber doch nach gleichen, von Zeit zu Zeit zu vereinbarenden Grundsätzen verwaltet werden sollen, so erkennt der Landtag das Bedürfnis an, für die Behandlung solcher Angelegenheiten Vorsorge zu treffen. Als solche Angelegenheiten werden erklärt: die Zollgesetzgebung, die Gesetzgebung über Handels-, See- und Wechselrecht, über Maß, Gewicht und Erfindungspatente, über Marken- und Musterchutz, über Schutz des geistigen Eigentums, sodann über Zettelbanken, indirekte Steuern, Monopole, Regalien, Stempel und Gebühren, endlich die Feststellung des Münzwesens und des Geldfußes, die Anordnungen bezüglich einiger Verkehrsanstalten, die Feststellung des Wehrsystems und aller im Interesse der Einheit und der Schlagfertigkeit der Armee erforderlichen Verfügungen, schließlich das Staatsschuldenwesen und die Ausbeutung des gemeinsamen unbeweglichen Vermögens sowie die Gesetzgebung über die Staatsbürgerschaft und über den Aufenthalt und die zeitweise Niederlassung von Ausländern. Das Königreich Böhmen ist zu einem Übereinkommen mit den übrigen, nicht zur ungarischen Krone gehörenden Königreichen und Ländern zu dem Zwecke bereit, daß die dem böhmischen Landtage zustehende Gesetzgebung in den im Vorstehenden angeführten Angelegenheiten einem Kongresse übertragen werde, in welchen die Landtage ihre Delegierten entsenden. Das Königreich Böhmen willigt ferner darin ein, daß die Verwaltung der hier aufgezählten Angelegenheiten einem Ministerium übertragen werde, welches aus den für diese Angelegenheiten bestellten Ressortministern und aus den Hofkanzlern, eventuell auch aus den ihnen gleichgestellten Länderministern unter Wahrung eines angemessenen Stimmenverhältnisses besteht. Das Königreich Böhmen trägt zur Deckung der gemeinsamen Ausgaben und zur Rückzahlung der gemeinsamen Staatsschulden eine prozentuale Quote bei. Eine Deputation des Landtags soll unter Vermittlung der Regierung mit Deputationen der übrigen Königreiche und Länder in Verhandlung treten, um das erwähnte Quotenverhältnis zu ermitteln. Weiter ist das Königreich Böhmen bereit, in bezug auf Heimatsrecht, Paßwesen, Fremdenpolizei, Volkszählung, Gegenseitigkeit der Vollstreckung richterlicher Urteile und in Anerkennung von akademischen Würden und Zeugnissen öffentlicher Unterrichtsanstalten, endlich in bezug auf die Art und Weise der Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten mit den übrigen Königreichen und Ländern ein Übereinkommen zu treffen. Zu diesem Behufe sollen Deputationen der Landtage zusammentreten, welche die Art und Weise der Behandlung dieser Gegenstände zu vereinbaren haben. Ein

Senat soll gebildet werden, welcher theils aus erblichen, theils (und zwar zur Hälfte) aus solchen Mitgliedern zu bestehen hat, welche auf Ternoorschlag der Landtage vom Kaiser auf Lebensdauer ernannt werden; in diesem Senate sollen die einzelnen Königreiche und Länder im Verhältnisse zu ihrer Bedeutung vertreten sein, und auch die Prinzen des kaiserlichen Hauses und die Erzbischöfe und die Bischöfe fürstlichen Ranges Platz nehmen. Zum Wirkungskreise dieser Körperschaft sollen gehören: Die Prüfung und Genehmigung derjenigen Staatsverträge, welche das Reich oder einzelne Teile desselben belasten, eine Gebietsänderung desselben zur Folge haben oder einzelnen Staatsbürgern Lasten auflegen. Der Senat soll ferner in Streitfällen, die zwischen den einzelnen Ländern in bezug auf ihre gegenseitigen Pflichten etwa entstehen können, so wie auch über Kompetenzstreitigkeiten zwischen dem Delegiertenkongresse und den Landtagen entscheiden und schließlich über Anträge auf Abänderung derjenigen in den Fundamentalgesetzen enthaltenen Bestimmungen, durch welche die dem Delegiertenkongresse zugewiesenen Angelegenheiten geregelt werden, entweder aus eigenem Antriebe oder auf Anregung der Landtage oder der Regierung beraten und beschließen." Der böhmische Landtag nahm am 10. Oktober sowohl die Adresse als die Fundamental-Artikel an.

An demselben 10. Oktober erfolgte in der Aula der Wiener Universität bei Gelegenheit der Eröffnungsfeier, als im Jahresbericht zur Verlesung kam, daß die Professoren Habietinek und Schäßle zu Ministern ernannt worden seien, eine lärmende Demonstration der Universitätshörer. Der Unterrichtsminister Tircel verließ unter dem Bischen der Jugend den Saal, während Beust, der Ovationen erhielt, der Feierlichkeit bis zum Schlusse beiwohnte. Die Angriffe, welche die Hohenwart'schen Organe tags darauf gegen Beust richteten, machten es jedermann klar, daß einer von den am Ereignisse beteiligten Ministern den Platz werde räumen müssen.

Erst jetzt raffte sich Beust dazu auf, Einsprache gegen die Politik Hohenwart's zu erheben. In seinen „Erinnerungen“ teilt Beust seinen hierauf bezüglichen Vortrag an den Kaiser vom 13. Oktober mit. Er wußte jedoch ganz gut, daß sein Wort um diese Zeit keinerlei Gewicht mehr hatte, und er wiegte sich sicherlich nicht in der Hoffnung, als könnte sein Einfluß das ohne sein Wissen und gleichsam hinter seinem Rücken ernannte Kabinet Hohenwart zum Falle bringen. Und weil er dies wußte, wies Beust, indem er den Kaiser am 15. Oktober den Inhalt seines Memorandums auch persönlich darlegte und als ihm bedeutet wurde, daß das Schriftstück dem Grafen Hohenwart zur Kenntnismahme vorgelegt werden würde, auf die Gährungen innerhalb der deutschen Bevölkerung sowie darauf hin, daß der böhmische Ausgleichsentwurf auch Ungarn berühre. Er bat daher den Kaiser, das gemeinsame Ministerium und den ungarischen Kabinettschef zu hören, ehe eine Entscheidung getroffen werde. Der Kaiser willfahrte diesem Verlangen, und so wurde Graf Andrassy auf Anregung Beust's telegraphisch nach Wien berufen.

Am 16. Oktober morgens ersuchte Beust den gemeinsamen Finanzminister Lonyay, um 1 Uhr mittags bei ihm zu sein, um im Beisein des gemeinsamen

Kriegsministers den Inhalt seiner an den Kaiser gerichteten Denkschrift zur Kenntnis zu nehmen. An beide Kollegen wolle er bei diesem Anlaß die Aufforderung richten, ihn beim Kaiser zu unterstützen. Lonyay bemerkte hierauf, er hätte sehr gewünscht, den Inhalt der Denkschrift früher zu kennen, denn obwohl er hinsichtlich der politischen Richtung mit Beust eines Sinnes sei, könne es dennoch in der Denkschrift Einzelheiten geben, bezüglich deren ein vorheriges Einvernehmen mit ihm und dem Kriegsminister Kuhn räthlich gewesen wäre. Beust wies dem gegenüber auf die Schwierigkeiten seiner Stellung hin. Die Zeitungen der Verfassungspartei stempelten ihn zum Gegner Hohenwart's, während alle Regierungsorgane ihn mit Angriffen überschütteten, obwohl er gern mit Hohenwart gegangen wäre, falls hierzu die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre. Allein Hohenwart sei ihm gegenüber stets verschlossen gewesen, während er Andrássy in Salzburg von allem unterrichtete. Nachdem Hohenwart erfahren habe, daß er, Beust, sein Vorhaben nicht billige, machte er ihm Vorwürfe, daß er sich über die Sache nicht früher geäußert habe. Dies sei ein merkwürdiges Ansinnen angesichts der Thatsache, daß er keine Kenntnis, ja nicht einmal eine Ahnung von dem Erlaß, mit dem der Prager Landtag eröffnet worden sei, gehabt habe. Beust's spätere Frage, wie er über die Haltung Kuhn's denke, beantwortete Lonyay dahin, daß er zwar die Ansicht des letzteren in bezug auf das Memorandum nicht kenne, aber gleichwohl nicht daran zweifle, daß auch Kuhn gegen die Gewährung solcher Zugeständnisse an die Tschechen sei, welche mit den Interessen der Gesamtmonarchie unvereinbar erschienen.

Lonyay, der hierauf zum Kaiser zur Audienz befohlen war, brachte diesem zur Kenntnis, daß er etliche Tage zuvor in Budapest gewesen sei und über die tschechische Angelegenheit mit Franz Deak Rücksprache genommen habe; Deak habe mehrere Punkte in den tschechischen Desiderien als solche bezeichnet, welche gegen das Ausgleichsgesetz verstießen.

Um 1 Uhr mittags fand bei Beust die Konferenz statt, zu der auch die Sektionschefs im auswärtigen Amte Baron Orczy und Hofmann zugezogen waren. Hofmann trug unverkennbar Spuren von Erregtheit zur Schau; er hielt den Sturz Beust's für unabwendbar. In der vierstündigen Konferenz wurde erwogen, welchen Standpunkt die gemeinsamen Minister den Forderungen des böhmischen Landtages gegenüber einnehmen sollten.

Der erste Sprecher war Kuhn, der eingehend darlegte, daß mehrere Punkte der tschechischen Wünsche dem Wehrgesetze zuwiderliefen; insbesondere sei dies jener Punkt, welcher besage, daß die Refrutenbewilligung und die Botierung der Kosten der Landwehr vor den böhmischen Landtag und zur Kompetenz der böhmischen Landesregierung gehöre.

Nachts 10 Uhr langte Andrássy in Wien an. Der Vorstand der kaiserlichen und königlichen Kabinettskanzlei, Baron Braun, erwartete ihn bereits in der Bankgasse, wo Andrássy im Gebäude des ungarischen Ministers am k. u. k. Hoflager Absteigequartier nahm, mit der Botschaft, er möge, noch vor dem Zusammentritt des auf den nächsten Tag um 11 Uhr Vormittags anberaumten gemeinsamen Minister-

rates, die obschwebenden Fragen mit Hohenwart besprechen. Auch Beust ließ bei Andrássy anfragen, wann er ihn sehen könnte. Lonyay, Wenckheim und Drczy soupierten in Andrássy's Gesellschaft. Dieser ging um Mitternacht zu Beust und blieb volle zwei Stunden bei ihm.

Am folgenden Tage, dem 17. Oktober, empfing der Kaiser um 10 Uhr morgens den ungarischen Ministerpräsidenten. Beust konferierte mittlerweile mit Lonyay und Kuhn seit 9 Uhr morgens und sie gingen zusammen in die Burg, wo für 11 Uhr der gemeinsame Ministerrat einberufen war. Im Vorsale trafen sie sämtliche Mitglieder des Ministeriums Hohenwart. Es war bereits 11  $\frac{1}{2}$  Uhr, als Schäßle sich mit der Frage an Lonyay wandte, wie lange eigentlich Andrássy noch bei Sr. Majestät verweilen und wann der Ministerrat beginnen werde, — worauf Lonyay erwiderte, daß der Ministerrat schwerlich abgehalten werden dürfte, denn Andrássy habe ihm mitgeteilt, er werde den Kaiser-König bitten, die Beratung zu verschieben, da es wünschenswert sei, zuvor einen Ausgleich zwischen den verschiedenen Ansichten zu versuchen, was im Interesse einer eingehenden Erörterung der Konsequenzen der Hohenwart'schen Politik und einer gründlichen Vertrautheit mit den Zielen derselben nötig sei. Für Beust war das Beisammensein mit Hohenwart und dessen Kabinettsmitgliedern unbequem, er flüchtete in ein Gemach nebenan. Um 11  $\frac{3}{4}$  Uhr endlich verließ Andrássy das Kabinet des Monarchen. Jetzt wurde Hohenwart empfangen, der schon nach einigen Minuten heraustrat und die Minister verständigte, daß der Conseil erst später stattfinden werde. Lonyay wandte sich hierauf an Hohenwart und legte ihm nahe, die Zwischenzeit zu eingehenden Besprechungen mit den gemeinsamen Ministern und mit Andrássy zu benützen, damit diese über die Tragweite der in bezug auf die Tschechen geplanten Aktion volle Übersicht erlangten. Hohenwart erklärte sich hierzu bereit, und man kam dahin überein, daß Lonyay um 2 Uhr nachmittags Hohenwart, dieser hernach Beust und am Abende Andrássy aufsuchen werde.

Andrássy nahm in Gesellschaft der gemeinsamen Minister das Frühstück im Restaurant Roger ein; von dort gingen sie zusammen in das Ministerium des Äußern, wo jene Punkte vereinbart wurden, welche in die auf die Adresse des böhmischen Landtages zu erteilende Antwort Aufnahme finden sollten. Beust übersandte dieselben sofort dem Kaiser nach Schönbrunn.

Um 2 Uhr nachmittags suchte Lonyay den Grafen Hohenwart auf und verweilte zwei Stunden bei demselben. Er teilte ihm die von Andrássy und den gemeinsamen Ministern vereinbarten Modifikationen mit und erläuterte dieselben. Bezüglich einiger Punkte erwies sich Hohenwart nachgiebig. Der mit Ungarn geschaffene Ausgleich über die quotenmäßige Beitragsleistung zu den gemeinsamen Ausgaben sowie über das Zoll- und Handelsbündnis, welcher bis Ende 1877 in Kraft stand, sollte nach den Fundamental-Gesetzen bei seiner Erneuerung, nicht wie bis dahin zwischen dem ungarischen Reichstage und dem österreichischen Reichsrath, sondern zwischen ersterem und den Landtagen der österreichischen Erbländer verhandelt und abgeschlossen werden. Dieses Vorgehen ist, sagte Lonyay, dem Ausgleichsgesetz von 1867 zuwider. Er bemängelte ferner jene

Bestimmung der Fundamental-Artikel, wonach die Delegationen von den Landtagen gewählt werden sollten. Wenn es sich um nichts weiters handle, erwiderte Hohenwart, als daß die Delegationsmitglieder von den gemeinsamen Legislativen, also von dem aus Landtagsdelegierten zusammengesetzten Kongresse, zu wählen seien, daß ferner die Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses und des Ausgleichs bezüglich der Quote für die Zeit nach 1877 zwischen dem ungarischen Reichstage und dem cisleithanischen Kongresse verhandelt werde, so sei er in der Lage, die Annahme dieser beiden Modifikationen durch den böhmischen Landtag zu erwirken. Lonyay setzte hierauf seine Bedenken gegen die Föderalisierung des Finanzwesens auseinander, erörterte seine Ansichten über die geplante Abschaffung des Herrenhauses sowie über die Herabsetzung des Wahlcensus und gab der Bewunderung Ausdruck, daß ein Regime, welches sich konservativ nenne, keinen Anstand nehme, derlei Reformen radikaler und ultrademokratischer Natur ins Leben zu rufen. Jene Stelle in der böhmischen Adresse, welche besagte, daß der Ausgleich mit Ungarn für das Königreich Böhmen bisher nicht verbindlich gewesen sei, und daß der böhmische Landtag erst nachträglich seine Zustimmung erteilen wolle, erklärte Lonyay für unannehmbar. Er sprach des weiteren von der Entfremdung des deutschen Elementes und erinnerte Hohenwart daran, wie dieser schon vor mehr als einem Monate, (zur Zeit als das Ergebnis der böhmischen Landtagswahlen bereits bekannt und das österreichische Kabinett mit Hilfe dieses Wahlergebnisses seiner großen, eventuell auch einer Zweidrittel-Majorität im Reichsrath sicher war) von Lonyay darauf aufmerksam gemacht worden sei, daß es nunmehr an der Zeit sei, einen Fusionsversuch mit den Deutschen zu unternehmen, und daß diese sich hierzu vor Lonyay bereit erklärt hätten. Auf diese Weise habe Hohenwart Gelegenheit gehabt, den besonneneren Teil der Deutschen auf seine Seite zu bringen, und es hätte ihm vielleicht gelingen können, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen und einen heilsamen Ausgleich der Parteizwistigkeiten herbeizuführen. Lonyay fügte hinzu, daß die Erbitterung in den Kreisen der Deutschen schon so weit um sich gegriffen habe, daß ein derartiger Ausgleichsversuch sich jetzt wahrscheinlich als verspätet erweisen müsse.

Hohenwart erwiderte, er sei zu einem Ausgleich mit den Deutschen bereit gewesen, allein die starre, ablehnende Haltung der Verfassungspartei habe denselben unmöglich gemacht, und niemand trage Schuld daran als Beust, der von Anfang an gegen ihn und seine Politik, besonders in den Zeitungen, gewühlt habe.

Auf den Einwand Lonyays, Beust könne für die Auslassungen der Zeitungen schon darum nicht verantwortlich gemacht werden, weil er in jüngster Zeit aus den geheimen Fonds für Preßzwecke nichts mehr aufgewandt habe, bemerkte Hohenwart: Beust übe seinen Einfluß dennoch, und wenn nicht mit Geld, so gewinne er die Presse durch Informationen; man könne nicht behaupten, daß Beust sich selbst mit den Blättern in Verbindung setze, es sei aber sicher, daß sein Vertrauensmann Hofmann es thue, und dieser gehe in allen Dingen im Namen und im Auftrage Beust's vor. Er, Hohenwart, sei nunmehr entschlossen,

sein System auch ohne und auch gegen die Deutschen zu inaugurieren. Als Lonnyan einwandte, daß es denn doch nicht angehe, zu verlangen, daß das Herrenhaus sein eigenes Verschwinden dekretiere, meinte jener, daß man sich schon zu helfen wisse, wozu wäre denn der Pairschub da? Wenn Beust aus Anlaß der konfessionellen Gesetze zu diesem Mittel gegriffen habe, indem er Unger, Neumann und Arndts ins Herrenhaus berufen, weshalb sollte er nicht dasselbe thun und Männer seiner politischen Richtung ins Herrenhaus berufen? Hohenwart machte auf Lonnyan den Eindruck, daß der böhmische Ausgleich ihm über alles auf der Welt gehe und daß es sein voller Ernst sei, diesen mit dem Aufgebote aller möglichen Mittel durchzuführen. Der Ton, in welchem Hohenwart über Beust sprach, brachte Lonnyan die Überzeugung bei, daß sich beide unmöglich gleichzeitig behaupten könnten. Er schied von Hohenwart insofern einigermaßen beruhigt, als sich dieser bezüglich dreier Punkte nachgiebig erwiesen hatte.

Lonnyan befand sich abends im Burgtheater, von wo ihn Beust gegen Schluß der Vorstellung heraussufen ließ, um ihm freudigst zu erzählen, daß Hohenwart bei ihm gewesen sei, ihm die Einwände Lonnyans mitgeteilt und einige derselben anzunehmen erklärt habe. Diese Unterredung mit Hohenwart habe Beust die Beruhigung gewährt, daß die streitigen Fragen dennoch ausgeglichen werden könnten.

Am 18. früh morgens ließ Beust Lonnyan zu sich bitten und machte ihm, völlig niedergeschlagen, die Eröffnung, daß seine aus der Unterredung mit Hohenwart hinsichtlich einer Beilegung der obschwebenden Differenzen geschöpften Hoffnungen sich nicht bewährt hätten. Andrássy habe mit Hohenwart in später Nachtstunde konferiert, ohne bei diesem etwas auszurichten, und Hohenwart habe ihm erklärt, er werde bei Erlaß des königlichen Reskriptes die von den gemeinsamen Ministern und von Andrássy namhaft gemachten Modifikationen außer acht lassen und den böhmischen Forderungen ganz im Sinne der Fundamental-Artikel Geltung verschaffen.

Lonnyan suchte hierauf Andrássy zu sprechen und erfuhr von ihm jene Forderungen, welche dieser in seiner Konferenz mit Hohenwart als unerläßliche Schranken für die tschechische Aktion hingestellt hatte. Diese Forderungen waren: daß das Gesetz über den Ausgleich mit Ungarn unangetastet bleibe; daß die Wünsche des böhmischen Landtages als solche auf Grundlage der bestehenden Verfassung und somit im Reichsrate zur Verhandlung gelangen sollten; und daß der Kaiser nicht in die Aktion einbezogen werde.

Am selben Tage wurden Andrássy und Hohenwart zusammen vom Kaiser empfangen. Sie hatten ihren Standpunkt zu erörtern, um dem Monarchen über ihre abweichenden Auffassungen volle Klarheit zu gewähren.

Wie Graf Melchior Lonnyan erzählte, waren die beiden auf 1 Uhr mittags zum Kaiser beschieden. Andrássy und der königlich ungarische Minister a latere, Baron Bela Wenckheim, hatten zusammen ihr Erscheinen bei Lonnyan zum Diner um 5 Uhr zugesagt. Wenckheim kam bereits um 4 <sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr. Er war überaus erregt daß er, als er seine Wohnung verließ, Andrássy noch nicht zu sehen be-



kommen hatte. Die Konferenz beim Kaiser schien somit sehr lange zu dauern. Es war 5<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr, als Andrássy endlich erschien. Die Konferenz, sagte er, die von 1 Uhr bis 4<sup>3</sup>/<sub>4</sub> gedauert hat, sei sehr interessant gewesen. Nach dem Diner erzählte Andrássy beim Kaffee den Verlauf der Konferenz. „Ich muß gestehen“, bemerkt Kónyi in seinen Aufzeichnungen, „daß er seine Gedanken so klar und so präzise formulierte wie vielleicht noch nie; er verteidigte unseren Standpunkt mit wahrer Genialität. Er fügte hinzu, daß sein Vortrag im Beginn etwas schwerfällig dahingeflossen sei. ‚Ich spreche‘, sagte er, ‚anfangs stets schwer und ganz besonders heute vermochte ich — ich weiß nicht weshalb — meine Ideen nicht in die richtige Fassung zu bringen. Schon glaubte ich, es wäre um mein Deutsch geschehen, sowie aber Hohenwart den ersten Einwand gegen meine Bemerkungen erhob, taute in mir der Redestrom auf und floß unaufhaltsam; ich hielt meinen Vortrag ganz mit derselben Geläufigkeit, wie ich hier vor euch spreche“.

Es ist dem Verfasser nicht gestattet, die Ausführungen des Grafen Andrássy in extenso wiederzugeben. Der Kern derselben sei nachfolgend skizziert:

Die österreichische Regierung müsse in der obschwebenden Frage vorsichtiger als bei gewöhnlichen Anlässen sein. Einer parlamentarischen Regierung gegenüber sei die Situation der Krone eine leichte. Wenn die politische Richtung einer solchen Regierung sich fehlerhaft erweise, trete dieselbe zurück. Die Zügel der Regierung werden neuen Männern anvertraut, und man könne, ohne die Krone bloßzustellen, eine neue Richtung einschlagen. Im vorliegenden Falle jedoch wisse jedermann, daß das Ministerium Hohenwart nicht der Ausfluß der Parlamentsmajorität sei, man werde daher alles, was dieses Kabinett bewirkt, Sr. Majestät zuschreiben. Das Kabinett müsse darum jeden seiner Schritte vielfach erwägen und überlegen. Die bisherige Richtung Hohenwart's sei aber unstreitig eine höchst einseitige. Ohne triftige Gründe opfere er das Herrenhaus. Man gebe wohl vor, daß dieses seine Pflicht nicht erfülle, allein daraus folge keineswegs die Notwendigkeit seiner Beseitigung, sondern eher die seiner Stärkung, damit es auf die Höhe seiner Pflichten und seiner Mission gebracht werde. Hohenwart wolle auf demokratischer Grundlage den Steuercensus herabsetzen. Einer Nationalität zu Liebe wolle er die ganze bestehende Organisation der Monarchie über den Haufen werfen und gerade jenen Volksstamm entfremden, für welchen ein in seiner Nachbarschaft lebendes, großes, sieggekröntes Volk Sympathien hege. Dies sei ein gefährliches Beginnen, zu welchem ein Napoleon III., d. h. ein Monarch, der keinen von glorreichen Ahnen überkommenen Thron bewahre, sondern sich die Krone auf abenteuerliche Weise erobert habe, sich allenfalls hergeben könne, nicht aber Se. Majestät, der seinen Thron als heiliges, unveräußerliches Vermächtnis auf Jahrhunderte und Jahrhunderte hinaus vererben werde. Schon die Person des jetzigen Herrschers sei eine Bürgschaft dafür, daß man sich auf derartige gefährliche Versuche nicht einlassen werde. Denn der Kaiser betrachte den Ausgleich der Gegensätze, die Einigkeit und die Herstellung friedlicher Zustände als seine Lebensaufgabe. Wenn Hohenwart an seinem Plane

festhalte, dann möge er die Verantwortung hierfür auf sich nehmen und dieselbe nicht durch den in Aussicht genommenen Erlaß auf den Kaiser abwälzen.

Im weiteren Laufe der Verhandlung richtete Andrássy die Frage an Hohenwart, ob er entschlossen sei, sein Vorhaben um jeden Preis zur Ausführung zu bringen und bei der Durchführung desselben bis zum Äußersten zu schreiten? Ob er entschlossen sei, die Strömungen, welche sich seiner Politik entgegensetzten, nötigenfalls auch mit Hilfe der Kanonen zu bekämpfen, und ob er unter keinen Umständen zurückzuweichen gedenke? Wenn seine Entschlüsse in dieser Hinsicht nicht unerschütterlich festständen, dann möge er bedenken, daß, falls die in Fluß geratene Aktion durch einen im voraus nicht berechneten Gegendruck gehemmt werden würde, nicht bloß sein Ansehen in Frage gestellt erscheine.

Abends um 7 $\frac{1}{2}$  Uhr begab sich Andrássy in Begleitung Lonyay's zu Beust und teilte diesem den Verlauf der Konferenz beim Kaiser in großen Zügen mit. Beust hielt dafür, daß schon dann viel gewonnen sei, wenn man die Entscheidung hinziehen könne, weil hierdurch die tschechischen Erwartungen etwas herabgespannt und die Deutschen dadurch beruhigt würden. Auch Hohenwart wurde bei Beust erwartet; man kam aber noch vor seinem Erscheinen dahin überein, die Beratung über den Inhalt des auf die tschechische Adresse zu erlassenden Reskriptes auf den nächsten Tag anzuberaumen, um den Inhalt des letzteren gründlich zu erwägen. Hohenwart, der um 9 Uhr kam und ermüdet aussah, willigte gern in die Verschiebung dieser Beratung.

Am 19. Oktober trafen Hohenwart, Andrássy, Lonyay und Ruhn bei Beust zusammen. Hohenwart las einen Entwurf des an den böhmischen Landtag zu richtenden königlichen Reskriptes vor und behauptete, er habe darin die von den gemeinsamen Ministern und von Andrássy gewünschten Modifikationen berücksichtigt. Über diese Hohenwart'sche Arbeit entwickelte sich eine Debatte, welche damit endete, daß sowohl Andrássy als auch die gemeinsamen Minister den Entwurf als unannehmbar bezeichneten und die Formulierung eines Gegenentwurfes beschloßen, mit dessen Ausarbeitung sie den ganzen Vormittag und Nachmittag zubrachten.

Am 20. Oktober, morgens um 9 Uhr, traten abermals die gemeinsamen Minister mit Andrássy und Hohenwart zusammen. Der letztere brachte nach einer Diskussion mit Andrássy eine neue Fassung des Reskriptes vor und begann dieselbe den Ministern vorzulesen, damit sie Notizen darüber machten. Diese jedoch waren von dem neuen Text ebenso wenig befriedigt wie von dem früheren; ja der gemeinsame Kriegsminister Ruhn sprang in größter Erregtheit von seinem Sitze empor und erklärte, nicht weiter schreiben zu wollen. Hohenwart beteuerte, daß er einen anderen Erlaß als diesen nicht unterzeichnen könne, weil sonst die Tschechen vom Reichsrath fernbleiben würden.

Am selben Tage mittags um 12 Uhr wurde der große Kronrat unter Vorsitz des Kaisers und Königs gehalten, welcher nach den Aufzeichnungen Beust's die Entscheidung traf und ihn als Sieger hervorgehen ließ. Daß auch Andrássy an

dem Kronrat teilnahm, ist eine Thatsache, deren sich Beust in seinen Memoiren nicht mehr erinnert.

Nach Lonyay's Aufzeichnungen vertraten die gemeinsamen Minister und Andrássy im Kronrate mit vollkommener Entschiedenheit ihre Ansichten; Beust war unter ihnen der Einzige, der ausnahmsweise leise und einigermaßen unklar sprach, wenn auch der Sinn seiner Äußerungen richtig und wohlbedacht war. Hingegen vermochten die österreichischen Minister ihre Sache kaum zu verteidigen. Hohenwart ließ sich auf eine Widerlegung sachlicher Einwände gar nicht ein, Schäßfle sprach matt und kraftlos und beschränkte sich bloß auf einen Teil der Fragen. Seine demokratischen Ansichten über die Abschaffung des Herrenhauses begründete er damit, daß die böhmische Aristokratie dies wünsche und daß auch die Gesetzgebung des Deutschen Reiches das Einkammersystem angenommen habe, worauf ihm Andrássy eine schlagende Widerlegung zuteil werden ließ. Grocholski war der einzige unter den cisleithanischen Ministern, der den Nagel auf den Kopf traf, indem er sagte: „Man hat es den Tschechen versprochen, folglich muß man es ihnen gewähren.“ Die übrigen österreichischen Minister hüllten sich in Stillschweigen. Bloß Holzgethan als letzter Redner äußerte sich in seiner schlichten und biedereren Manier und in ungesuchten Worten dahin, an diesem gegen den Bestand der Verfassung gerichtete Werke keinen Teil haben zu wollen; er kannte weder die Fundamental-Artikel noch die Reskripte, weder den ersten noch den zweiten Entwurf des letzteren; er habe schon früher um seine Entlassung gebeten und er lehne jede Solidarität mit diesem Ministerium ab. „Die Fundamental-Artikel sind eigentlich Umsturz-Artikel!“ sagte er seinen Kollegen ins Gesicht.

Eine eigentliche Entscheidung wurde jedoch in diesem Konseil nicht gefällt, und die Behauptung Beust's, daß der Kronrat vom 20. Oktober das Schicksal der Fundamental-Artikel besiegelt habe, entspricht nicht der Wahrheit.

Denn am Tage darauf in den Frühstunden beschied der Kaiser Andrássy zu sich und trug diesem auf, gemeinschaftlich mit Hohenwart und Grocholski und den gemeinsamen Ministern die Ausarbeitung eines Vermittlungsvorschlages zu versuchen und demgemäß ein neues Reskript zu entwerfen. Die Beratungen über die Feststellung eines neuen Reskripttextes nahmen den ganzen Tag in Anspruch. Hohenwart brachte eine neue Fassung in Vorschlag, woran Andrássy und die gemeinsamen Minister so wenig wie nur möglich zu ändern suchten, ohne daß sie damit jedoch ihrem Standpunkt etwas vergeben wollten. Da aber keine Einigung erzielt wurde, so arbeiteten die gemeinsamen Minister und Andrássy einen neuen Reskriptentwurf aus, und beide Parteien legten ihre Fassung dem Kaiser vor.

Am 22. Oktober empfing der Kaiser zuerst die gemeinsamen Minister und Andrássy und beriet mit ihnen über die obschwebende Frage. Andrássy erklärte bei diesem Anlaß, daß er an jedem einzelnen Worte des von den gemeinsamen Ministern und ihm ausgearbeiteten Entwurfes festhalten müsse, so wie er dies am Tage vorher Hohenwart und Grocholski habe wissen lassen. Am Nachmittag desselben Tages empfing der Kaiser die österreichischen Minister.

Von diesem Tage datiert das folgende Schreiben Melchior Lonnyay's an seinen Bruder Albert:

„In jüngster Zeit hatten wir Tag und Nacht unausgesetzt Konferenzen. Die heute von 1 bis 3 Uhr unter dem Vorsitz Sr. Majestät abgehaltene Beratung, bei der Beust, Andrássy und ich anwesend waren, bildet den Abschluß derselben. Es war dies eine große Woche! Wir gemeinsame Minister handelten mit Andrássy in vollem Einvernehmen. Die endgiltige Entscheidung läßt sich in diesem Augenblicke noch nicht vorhersehen. Möglich, daß die Dinge eine Wendung nehmen, die mir ein öfteres Beisammensein mit Dir wieder ermöglichen wird. Einzelheiten kann ich Dir nicht mitteilen, ich kann nur das Eine sagen, daß wir als redliche Männer aufrichtig und rückhaltslos unsere Pflicht der Monarchie, dem Vaterlande und der Krone gegenüber erfüllt haben. In meinem politischen Leben bildet die abgelaufene Woche einen der interessantesten Zeitabschnitte.“

Am 23. Oktober wurden die gemeinsamen Minister und Andrássy nicht zum Kaiser beschieden. Sie folgerten daraus, daß ihre Sache eine verlorene sei. An diesem Tage wurden die Tschechenführer Glam-Martiniß und Kieger nach Wien berufen, welche den Ausweg empfahlen, daß der Kaiser keinerlei Erlaß an den böhmischen Landtag erteile. Beust, Andrássy und Lonnyay bezeichneten diesen Rat als verspätet.

An demselben Tage nachmittags meldete sich Andrássy beim Kaiser zu einer Spezial-Audienz. In derselben führte er vor dem Monarchen aus, daß er auf der Basis des Dualismus stehe, während der Standpunkt Hohenwart's jener des Föderalismus sei. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Richtungen sei ein so scharfer, daß seine Stellung unhaltbar erscheine, falls der Vorschlag Hohenwart's zur Annahme gelange. Er könne nicht mit Gleichmut dem Zustandekommen eines Werkes zusehen, welches jener Grundlage widerstreite, auf welcher die Monarchie seit 1867 beruhe. Er werde niemals seinen Namen an eine solche Politik knüpfen, lieber entsage er aller Politik und ziehe sich ins Privatleben zurück. Er reiche daher schon jetzt seine Amtsenthebung für den Fall ein, daß der Hohenwart'sche Reskriptentwurf, der auf eine Umgestaltung des zwischen den beiden Hälften der Monarchie bestehenden Staatsgrundgesetzes abziele, angenommen werden sollte. Er werde unter Vermeidung eines jeden Aufsehens sich zurückziehen und als Motiv angeben, daß er seine Gesundheit pflegen und in die vernachlässigte Wirtschaft seiner Güter Ordnung bringen müsse. Über die Frage, wer unter den abschwebenden Zuständen Neigung verspüren werde, an seine Stelle zu treten, äußerte er sich in folgenden Worten:

„Eure Majestät verfügen über zahlreiche Männer, welche als Berufsbeamte bereits den verschiedensten politischen Systemen gedient haben. Von ihnen gilt dasselbe wie von der Regimentsfahne: je mehr Kugeln sie durchbohren, umso höher steht ihre Ehre. Mein politischer Charakter hingegen wird zum Feßen, sobald auch nur ein Loch darin entsteht.“

Noch an demselben Tage verließ Andrássy Wien, ohne daß eine Entscheidung gefallen wäre. Lonnyay, Wenckheim und Orczy baten ihn vergeblich, sich

nicht zu entfernen, oder doch nicht nach Terebes zu reisen, sondern in Budapest zu verbleiben, damit er für den Fall einer Ministerkrisis seinen Einfluß auf die Neubildung des österreichischen Kabinetts ausüben könne. Aber Andrássy ließ sich nicht bewegen.

Am 24. ging Lonyay zu Beust, um von ihm zu erfahren, welche Beschlüsse der Kaiser gefaßt habe. Beust befand sich in vollständiger Unkenntnis derselben, da er weder am 23. noch am 24. Oktober zum Kaiser berufen worden war.

Am 25. suchte Lonyay Beust abermals auf. Dieser war schon unruhig und sagte, er gehe jetzt zum Kaiser. Von der Audienz zurückgekehrt, teilte er Lonyay mit, der Monarch habe ihn gnädig empfangen und beschloffen, die Vorschläge Andrássy's und der gemeinsamen Minister zu genehmigen. Lonyay fand nichtsdestoweniger, daß Beust niedergeschlagen sei, als hätte er den Boden unter den Füßen wanken und trotz des Sturzes Hohenwart's seine Position erschüttert gefühlt.

Am demselben Tage bat Hohenwart um seine Entlassung. Der Kaiser wünschte zu erfahren, wo Andrássy weile, und ließ Wenzheim rufen, der sich aber auf einem Jagdausfluge befand. Der Kaiser sandte hierauf ein Telegramm direkt nach Terebes und berief Andrássy nach Wien.

Am 29. um 2 1/2 Uhr nachmittags traf Andrássy in Wien ein und wurde um 5 Uhr vom Kaiser empfangen.

Am 29. schrieb Melchior Lonyay an seinen Bruder Albert:

„Ganzen Tag gearbeitet; Mitternacht bereits vorüber, ich sollte eigentlich vom 30. datieren. Meine letzte Zigarre glimmt noch, ich will Dir, ehe diese ausgeraucht, einige Zeilen schreiben.

„Wir hatten in den letzten Tagen Vieles und Großes zu verrichten. Es fiel mir schwer, mich in einen Gegensatz zu dem Lieblingsgedanken Sr. Majestät zu stellen, aber es mußte geschehen.

„Heute vor acht Tagen, am vorigen Sonntage, haben wir beide, Andrássy und ich, unsere Portefeuilles an unseren Standpunkt geknüpft. Schon glaubte ich nachhause gehen und wieder mein eigener Herr werden zu können. Nur allzu rasch schwand diese Möglichkeit. Das neue Ministerium ist noch nicht zusammengesetzt, es ist erst nur in Bildung begriffen. Die Stellung Beust's ist unsicher und folglich auch die meinige, und so kann es denn doch leicht dahin kommen, daß ich binnen kurzem heimkehre.“

Am 7. November beantwortete Andrássy in der ausführlichsten Weise die Interpellationen Helfny's und Koloman Tisza's, welche ihn fragten, mit welchem Rechte er sich in die Hohenwart-Affaire gemischt habe? Es war die letzte Rede, welche Andrássy im ungarischen Abgeordnetenhaus hielt, denn am 13. desselben Monats wurde er zum gemeinsamen Minister des Aüßeren ernannt.



## Beiträge zur Charakteristik des Grafen Andrássy.

Von

A. von Skolicjányi,

K. K. österreichischer Gesandter.

Um die originelle Figur des Grafen Andrássy in ihrer vollen nationalen Größe zu würdigen, muß man zurückgreifen in jene große nationale Epoche, welcher er entsprungen war und als deren letzter Repräsentant er die heutige Generation turmhoch überragt.

Wir sind nur mehr ein Resultat; er war noch Faktor, und zwar mit Deaf der größte Faktor einer Umgestaltung, welche sich während der 30er und 40er Jahre in seinem Vaterlande vorbereitete, durch das Jahr 48 und dessen Konsequenzen unterbrochen wurde, im 67er Ausgleich aber zur Durchführung kam.

Wer sich auch nur oberflächlich mit der neueren Geschichte Ungarns und Österreichs befaßt hat, dem muß der Name des Grafen Stephan Széchényi bekannt sein. Selten wurden die kühnsten Reformen auf sozialem, politischem und ökonomischem Gebiete mit größerer Klarheit und Energie in Angriff genommen und größtenteils auch durchgeführt als jene des avitischen, versumpften, in seinem Fette erstickenden, in kindischer, planloser, kurzfristiger Opposition sich verzehrenden Ungarn durch den Mann, dessen Thaten und Worte ihm den Namen des größten Ungarns erworben.

Dieser Mann, Graf Stephan Széchényi, war Andrássy's Lehrer und Meister, er war auch der Prophet, der nicht nur Ungarn ein neues Leben verhieß, aber auch den Jünger bezeichnete, der das Werk der Verjüngung an seinem Lande zu vollziehen berufen war.

Der rücksichtslose Reformier, der feurige Patriot, der moderne Denker Széchényi war durch und durch Aristokrat, konservativ und monarchisch. Und dies sind auch die hervorragendsten Charakterzüge seines begeisterten Schülers.

Zu bauen, ohne zu zerstören, zu lenken, ohne zu unterdrücken, zu begeistern, ohne zu revolutionieren, — dies sind Aufgaben, welche unter den zünftigsten Verhältnissen kaum bewältigt werden können, und die Verhältnisse, unter welchen Széchényi sich diesen unterzog, waren nichts weniger als günstig. In Wien ruhte Fürst Metternich auf den wohlverdienten Lorbeeren der Niederwerfung eines Systems, das, von der französischen Revolution ausgegangen, als revolutionär galt, obwohl es längst nichts mehr war als der zahme Wunsch nach etwas ungekünsteltem Leben. In Ungarn, bis wohin die Beschlüsse von Karlsbad, Wien, Troppau und Verona nur dürftig hinüber wirkten, war aber auch dies Wenige genug, um den französischen Doktrinarismus mit nationalem Aufpuße zur Mode zu machen; und je weniger man sich um die eigene Arbeit kümmerte, umso mehr zerbrach man sich den Kopf mit Voltaire und Rousseau, die zu Hause längst begraben waren.

Gegen beides, gegen die behäbige, aber gut organisierte und verteidigte, höchst eifersüchtige und mißtrauische Wiener Reaktion und gegen die undisziplinierte, phantastische, aber durch den immer wohlklingenden, wenn auch zuweilen falschen Patriotismus unterstützte Aktion in Ungarn selbst, mußte das müchterne Werk der Regeneration durchgekämpft werden.

Széchenyi war sich bewußt, trotz seines Genies, seines eisernen Fleißes, seines im Fluge eroberten Ansehns, nicht alles allein erreichen zu können, er war daher immer bestrebt, Schule zu machen. Der damals noch jugendliche Graf Julius Andrássy war einer der Ersten, auf den er sein Auge warf.

Bei einer zum Zwecke der Theißregulierung unternommenen Reise Széchenyi's machte Graf Julius Andrássy in Tisza-Dob, einer seiner Besitzungen, ihm die Honneurs. Aus dieser Zeit datiert die enge freundschaftliche Beziehung der beiden Männer, eine Beziehung, die trotz gar baldiger Trennung nur der frühzeitige Tod des Einen zu lösen vermochte.

Wie mußte einen der Schule kaum entwachsenen Jüngling die Berührung mit einem Manne begeistern, dessen hochherziges Streben gleichsam die Verkörperung aller Ideale war, die ihn selbst beseelten!

Im Beginne der Welterschmerz-Epoche, jener schönen Zeit, in welcher die Welt nicht groß genug erscheint, um, mit den Jünglingsarmen umfaßt, ans pochende Herz gedrückt zu werden; in jener Zeit des Entstehens, in welcher man hundert Leben haben möchte, um sie alle hundertmal freudig für unklare, aber hohe Zwecke zum Opfer zu bringen, — gelangte Andrássy unter den Einfluß eines Mannes, der ihm eine Grenze zog für's künftige Streben, eine Grenze, welche Andrássy nie mehr überschritt, ja überschreiten zu wollen sich niemehr erlaubte: das Vaterland. — In dieser Beschränkung liegt seine Größe.

Nicht nur bezüglich seines Lebenszweckes im allgemeinen war Graf Andrássy nunmehr mit sich im Reinen; er war es auch über die Form des Heiles, das er für sein Land als einzig wünschenswertes Ziel erstreben wollte.

Graf Andrássy wäre jeden Tod seines Volkes mit diesem gestorben; aber um es am Leben zu erhalten, einer gesicherten, würdigen Zukunft entgegenzuführen, dafür kannte er nur einen Weg: die Verschmelzung mit der Krone.

Trotz der 48er Kämpfe, trotz des Exils, trotz der Sirenenstimmen, welche die Emigration zu umwerben trachteten, war Andrássy's Auge seherhaft nur auf das Eine gerichtet, auf die Versöhnung.

Mit solchen Grundsätzen, mit solchen Träumen war es natürlich, wenn Graf Andrássy der Emigration immer ein Rätsel blieb.

Einst las Schreiber dieser Zeilen dem Grafen eine Stelle vor aus den Memoiren des gleichfalls emigrierten Ministers von Szemere, in welcher ungefähr gesagt wird: „Andrássy macht in Paris den Elegant und unterhält sich.“ Graf Andrássy meinte lächelnd, Szemere habe nicht ganz unrecht, nur hätte er hinzufügen sollen: „denkt und hofft.“

Wie im Auslande, so auch nachhause zurückgekehrt, war Andrássy's Handlungsweise dieselbe. Ein Freund seiner Freunde trachtete er jedem aus der Klemme herauszuhelfen, vor welcher er ihn früher vergeblich gewarnt hatte.

Graf Andrássy hat sein Heil nie in der Hilfe Unberufener gesucht, hat sich nie unnützer Weise gebunden, hat daher auch nie eine ausgesprochene Überzeugung zu verleugnen gebraucht. Von ihm stammt das Wort: „Halten ist leicht, aber Versprechen ist schwer,“ — und es ist charakteristisch. In diesem Sinne sprach er sich auch über das Freimaurertum aus. Auf die Frage, ob er während der Emigrationszeit je in eine Loge getreten sei, verneinte er dies und fügte als Erklärung hinzu: „Die Leute mögen ja ganz gute Zwecke verfolgen, aber diese sind mir zu allgemein. Ich habe meine begrenzten Zwecke, für welche ich nichts von ihnen erwarte und von denen ich nichts hergeben darf.“

Als mit dem Jahre 61 die Ausgleichsbemühungen auf ein praktisches Terrain gebracht wurden, nahm Graf Andrássy an Deak's Seite, wie selbstverständlich, seinen Platz in der gemäßigten Partei ein. — Vom aufgelösten Landtage wurde das politische Leben wieder ins Komitat versetzt, später in die Gesellschaft. Überall und immer, auf dem Lande wie in der Stadt, beteiligte sich Graf Andrássy mit unermüdlichem Eifer an jeder Bewegung bis zur Grenze, welche seiner Auffassung paßte.

Vom Nimbus seiner Vergangenheit umgeben, hatte er es nicht nötig, nach Popularität zu haschen, wozu er sich auch nie hätte bequemen können. Es ist ihm erspart geblieben, das Ministerportefeuille durch Opposition erkämpfen zu müssen, denn selbst gegen die provisorische, noch nicht gesetzliche, wenn auch schon nationale Regierung Sennyey-Mailath hat er nicht eigentlich Opposition gemacht. Er hat die Wege dieser Männer für falsch gehalten und es ihnen wiederholt gesagt. Er hat sie davor gewarnt, der Krone Versprechungen zu machen, welche sie nicht würden halten können, er hat ihnen sein Programm offen dargelegt und es ihnen freigestellt, den Ausgleich, wie er allein zur allseitigen Befriedigung erreichen konnte, selbst durchzuführen; ihm war es gleichgiltig, durch wen er gemacht würde, wenn er nur zu stande kam. Da seitens der sogenannten Konservativen der von Andrássy erteilte Rat nicht befolgt wurde, ließ dieser das Geschick sich einfach vollziehen und ergriff die Zügel, als sie zu Boden gefallen waren.

Fortwährend mit der Lösung dieses politischen Problemes beschäftigt, suchte Graf Andrássy auch nach den beiderseits annehmbaren Formen der Verständigung; und so war unter anderem auch die später angenommene Art der Verhandlung für die als gemeinsam anerkannten Angelegenheiten beider Reichshälften Andrássy's eigenste Erfindung. Bei einem Ritte von seinem Sitze Terebes aus in die Nachbarschaft hielt er sein Pferd aus scharfem Galopp plötzlich an und rief freudig erregt: „Ich hab's.“ So entstanden die Delegationen.

Andrássy's große Aufgabe, welche er wirklich groß gelöst hat, begann aber erst recht nach erfolgtem Ausgleich, mit der Übernahme des Ministerpräsidiums und des Ministeriums für Landesverteidigung.



Die unheilvollen Erinnerungen des Jahres 48, in welchem die schöne Saat der Reform durch den Sturmwind der Revolution gewaltsam hinweggefegt worden war, standen ihm deutlich vor Augen. Die Wiederholung dieser Katastrophe mußte verhütet werden.

Es mußte nach oben wie nach unten der Nachweis geliefert werden, daß die verschiedenen Punkte des Ausgleiches in ihrer strengen Durchführung weder dem Glanze der Krone noch der Selbständigkeit der Nation gefährlich werden könnten; ferner, daß die Erstarkung, das Erblühen der einen Hälfte der Monarchie nicht nur in keinem Widerspruche stünden mit dem Wohle der anderen Hälfte, aber daß im Gegenteile die Kraftentwicklung jeder der beiden Reichshälften bedingt sei vom gleichzeitigen Aufblühen der anderen.

Nach oben hin war jetzt die Durchführung dieses Programms nicht schwer; hatte es doch Seine Majestät der Kaiser und König mit voller Überzeugung, die Kaiserin und Königin mit Begeisterung sanktioniert.

Nach unten jedoch war die Aufgabe abermals keine leichte. Während die teils heimgekehrten, teils zu Hause verbliebenen Teilnehmer der 48er Bewegung im Ausgleich die langersehnte, mit Wort und That angestrebte Lösung erkannten und größtenteils jubelnd begrüßten, war die unterdessen herangewachsene, bloß von Theorien genährte, unter dem Drucke der systematisch betriebenen Entnationalisierung sich kümmerlich entwickelnde Generation nicht sofort zu beruhigen. Die praktischen älteren Kämpfer erkannten den Wert einer jeden zur Thatsache gewordenen reellen Konzession, während die jugendlichen Träumer immer nur dem Ideale nachjagten, wie unerreichbar und unhaltbar es auch war. Diesen gegenüber konnte man mit Theorien nicht aufkommen; es mußte erst das Wort zum Fleische werden, um sich als solches nach und nach Geltung zu verschaffen. Hierzu aber bedurfte es eines großen Aufwandes von Geduld, Takt und Ausdauer, nebst einer Feinsühligkeit, wie sie eben Andrássy im höchsten Maße eigen war.

Bezeichnend für den vom Grafen eingenommenen Standpunkt ist eine Antwort, die er einst dem Prinzen Louis Napoleon erteilt hat. Der Prinz, den Graf Andrássy von Paris aus kannte, war einige Zeit nach der Krönung nach Pest gekommen und vom Grafen zu Tische gebeten worden. Nach der Tafel hatten die beiden Herren auf dem Balkon des Ministerpalais, mit der herrlichen Aussicht auf die Donau und die Stadt, ein langes Gespräch, im Laufe dessen der Prinz seinen Gastgeber fragte, weshalb eigentlich von der Krone nicht noch mehr verlangt worden sei. Graf Andrássy entgegnete hierauf: „C'est que pour nous, Monseigneur, il ne s'agissait pas de demander tout ce que l'on pouvait avoir, mais de ne pas demander plus, que l'on n'était sûr de pouvoir conserver.“ — Dies war übrigens nicht die einzige Meinungsverschiedenheit zwischen beiden. Graf Andrássy wurde seitens Frankreichs nachmals oft des Undankes beschuldigt, und dennoch bestand dieser höchstens darin, die Situation des Kaiserreiches durch und durch erkannt zu haben. — Schon zur Zeit der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867, welche Graf Andrássy und Graf Beust in Begleitung des Kaisers zu besuchen die Ehre

hatten, raunte ersterer dem über das Fest im Hôtel de Ville ganz entzückten Grafen Beust die prophetischen Worte ins Ohr: „Wollen sehen, wie lange es dauert.“

Graf Andrassy war ein abgesagter Feind aller Superlative. In ein Frage- und Antwortbuch einer Dame schrieb er einst auf die Frage: *Que cherchez vous dans l'art?* — „*Ce que je déteste en politique, l'idéal.*“ — So haßte er auch den Chauvinismus.

Wie die Person, so muß auch der Staat eine Sprache besitzen, sonst könnte man sich nicht verständigen; aber die Sprache als Selbstzweck war ihm unverständlich. — Dabei hielt er ungemein auf Race und war stolz, der ungarischen Race anzugehören, deren Fehler er nicht verkannte, aber für deren große Eigenschaften er voller Bewunderung war. Oft sagte er: „Um uns Ungarn ist mir nicht bange, sobald wir sehen. Die ganze Aufgabe unserer Führer besteht darin, den Abgrund zu zeigen, welchem wir entgegenstürmen. Sind wir dessen einmal gewahr geworden, so bedarf es keines künstlichen Haltens, wir machen von selbst fehr.“

Die Begeisterungsfähigkeit, das heilige Feuer, das diese Nation für alles Schöne und Gute beseelt, schlug Graf Andrassy sehr hoch an und nahm nichts so übel, als wenn er bemerkte, daß mit diesem schätzbaren Gute Mißbrauch getrieben wurde. Besonders die Irreführung der Jugend war ihm ein Greuel. Hörte er von irgend einer lärmenden Demonstration der Universitätsjugend, so meinte er: „*ils ne font que leur métier,*“ aber er verdamnte die Urheber. „Die Jugend eines Volkes ist das Herz im Körper, das soll warm sein,“ sagte Andrassy bei einem solchen Anlasse, „dafür aber sei der Kopf kalt“, und er berührte seine Stirne. — Deshalb verabscheute Graf Andrassy auch den Wein und die Zigeunermusik. „Wir Ungarn“, meinte er, „werden auch ohne diesen leicht berauscht.“

Sein ganzes Dichten und Trachten war darauf gerichtet, Ungarn der anderen Reichshälfte ebenbürtig zu machen, „denn“ — sagte er — „wer sich jemandem an den Nacken hängt, kann ihm nicht zur Stütze dienen; hierzu muß man auf eigenen Beinen stehen und zwar so fest als möglich.“

Nächst dem Staate war die Familie sein höchster Zweck. Vergöttert von Frau und Kindern, gab er ihnen dies redlich zurück. Als seine Söhne noch Knaben waren, erfüllte ihn deren Erziehung mit banger Sorge. Er hat einst den hochgelehrten Staatsmann und Dichter Baron Cötvös, mit dem er stets sehr befreundet war, um Rat. Dieser empfahl ihm vor allem die Pflege des Körpers und dessen Stählung durch Reiten, Turnen, Fechten u. s. f. — „Köstlich,“ meinte Graf Andrassy, „das kann ich auch selbst, dazu bedarf ich des Unterrichtsministers nicht.“

Nirgends war Andrassy glücklicher als bei sich auf dem Lande im Kreise seiner Familie und einiger Freunde. Aber auch da suchte er die Erholung nicht in der Ruhe. Er mußte immer schaffen, und je mehr Gelegenheit sich ihm hierzu darbot, desto zufriedener war er. Deshalb liebte er auch das so ziemlich

fertige Terebes weniger als das an der Theiß gelegene, von dieser oft bedrohte Tisza-Dob und seine große Waldherrschaft in Siebenbürgen. Zu Pferde oder mit der Büchse auf dem Rücken durchstreifte er vergnügt und unermüdlich Wald und Feld. Doch war Pferd und Flinte nur Mittel oder Vorwand. Was er bei seinen Kreuz- und Querzügen suchte, war Gelegenheit, irgend eine Verbesserung anzuordnen. Jedoch mußte auch da das Auge des Grundherrn jenem des Staatsmannes oft weichen. Inmitten eines Treibens oder einer Jagd reifte irgend eine Staatsaktion hinter seiner denkenden Stirne. Schreiber dieser Zeilen war es oft vergönnt, den Grafen bei solchen Gelegenheiten begleiten zu dürfen, und anfangs gereichte es ihm zu nicht geringem Schrecken, wenn der Minister ihn Tags darauf fragte, ob er dies oder jenes besorgt habe. Später wurde es ihm klar, daß jede wie zufällig geäußerte Bemerkung ein Programm, ein Auftrag sei, der sofort nach Pest, Wien oder auch Berlin und Petersburg weitergegeben werden müsse.

Graf Andrássy war so durchdrungen von seinem Zwecke, daß ihm jedermann, ihn selbst mit eingerechnet, nur so viel galt, als er diesem Zwecke nützen konnte.

Bei seiner ungewöhnlichen Feinfühligkeit verspürte er sofort ein Unbehagen, wenn ihm etwas nicht von der Hand ging, und er grübelte so lange, bis ihm der wirkliche Grund klar ward.

So sagte er, noch geraume Zeit vor seiner Berufung ins Ministerium des Äußeren: „Ich komme mir vor wie ein Holzkäfer, der sich mühsam in einen Baumstamm hineinbohrt, während diesen jemand anders bei der Wurzel absägt.“ Dieser andere war Graf Beust, und Andrássy fühlte, daß er in Pest nicht weiter wirken könne.

Trotzdem nahm Graf Andrássy das ihm von Seiner Majestät angebotene Portefeuille des Äußeren nur nach reiflicher Überlegung an und erst, als er sich bewußt war, in die Situation hineinzupassen. Bald nach seinem Einzuge am Ballplaz sagte ihm Baron H., ein alter Diplomat und Staatsmann, er wäre doch neugierig, sein Programm als Minister des Äußeren kennen zu lernen. „Das ist zwar neu, aber ich kann es Ihnen in drei Worten sagen,“ meinte der Graf lächelnd, „es heißt: Keine Dummheiten machen.“

Bei seiner ersten Soirée machte ein anderer Diplomat vor der Büste des Fürsten Metternich die Bemerkung: „Hier an dieser Stelle sagte mir einst Fürst Metternich: ein jeder Mensch hat Recht, es fragt sich bloß, ob er's erlebt.“ Graf Andrássy trat hervor und bemerkte lächelnd: „Gewiß, aber auch das Gegenteil ist wahr; ein jeder Mensch hat Unrecht; ein Glück für ihn, wenn er's nicht erlebt.“

Andrássy hat, so lange die Staatsgeschäfte ihn nicht zu sehr in Anspruch nahmen, viel gelesen; nachher allerdings nur mehr Berichte und Zeitungen. In seiner Jugend verschlang er auch Romane, aber mit Vorliebe alles, was sich auf Geschichte und Politik bezog. Es scheint, daß Dumas „Mousquetiere“ den 16 bis 17 jährigen Jüngling besonders begeistert hatten; seine Freunde wenigstens gaben ihm zu jener Zeit den diesem Roman entlehnten Namen „Aramis.“

Während der Emigration beschäftigte er sich im Anfange hauptsächlich mit Kriegswissenschaft, später sehr eingehend und fast ausschließlich mit Chemie. Er war ein großer Bewunderer von Shakespeare und Goethe. Faust, den er eingehend studiert hatte, begeisterte ihn über die Maßen, obwohl der zweite Teil ihm zu transzendental erschien. Von ungarischen Dichtern gab er Petöfi, Arany und Jokai den Vorzug. Die Philosophen von Fach waren nicht nach seinem Geschmacke, besonders verabscheute er die Schule Schopenhauers. Wie oft hörte man ihn sagen: „Dies oder jenes studiere ich nicht; wenn ich's wüßte, hätte ich zu viel Mühe es zu vergessen.“ Und das war auch wirklich der Fall; was er einmal gelesen und in sich aufgenommen hatte, das vergaß er auch nie. Nun gehörte es aber zu einer seiner beliebten Theorien, daß das menschliche Hirn nur eine gewisse Anzahl von Läden enthalte, mit deren Anfüllung man vorsichtig zu Werke gehen müsse. „Denn“ — sagte er — „man braucht doch auch Platz für's Denken.“ Für die Aneignung fremder Sprachen hatte der Graf eine unglaubliche Leichtigkeit. In frühester Jugend unternahm er eine Reise nach Spanien und hat das Spanische seither nicht vergessen.

Ein gutes Schauspiel machte ihm viel Vergnügen, im Théâtre français und im Burgtheater war er ein nicht seltener Gast. Für Musik schwärmte er weniger, doch hat ihn Wagner gewonnen und zwar durch die wagnerischste seiner Opern: die Meistersinger.

Mit immer gleichem Entzücken erfüllte ihn jede Naturschönheit. Ein Strahl der sinkenden Sonne, den dichten Wald durchschimmernd, ließ ihn oft sein Pferd anhalten, um sich des Anblicks so recht zu erfreuen. Er schwärmte für Bäume und Wasser; ihre Abbildungen kaufte er mit Vorliebe, um sich mit ihnen zu umgeben. Übrigens waren Bilder überhaupt eine seiner Liebhabereien, welcher sich hinzugeben ihn bloß Mangel an Zeit und das Pflichtgefühl, keine zu großen Ausgaben zu machen, hinderten.

Liebenswertig und leutselig im Umgange, nachsichtig mit den Schwächen anderer, immer originell und anregend in der Konversation, war Graf Andrássy der denkbar angenehmste Gesellschafter, war aber allerdings nicht leicht als solcher zu gewinnen. Leeres Geschwätz war ihm im Salon und Parlament gleich verhaßt.

Pferde waren immer und blieben bis zum Ende seine größte Freude. Zu seinem persönlichen Gebrauche wählte er immer nur Stuten, um sich nie von ihnen ganz trennen zu müssen. Nach geleisteten treuen Diensten gelangten diese ins Gestüt. Mit größtem Interesse beobachtete er dann in den Töchtern und Enkelinnen die bekannten Charakterzüge des Stammes und machte seine vergleichenden Betrachtungen darüber. Er zog das beste Blut, verwendete es aber bloß zur Jagd; er wollte grundsätzlich nicht rennen lassen. „Man darf nicht alles thun wollen“, sagte er hierüber „qui trop embrasse mal étreint.“

In Kleinigkeiten war Graf Andrássy meist unschlüssig und rechthaberisch zugleich. Er verwendete oft 5 Minuten darauf, einen seiner vielen Hüte zu wählen; riet man ihm jedoch zu irgend einem, so konnte man sicher sein, er nehme einen

anderen. Handelte es sich aber um eine Frage auf einem der Felder, die ihn wirklich interessierten, da kam sein Urtheil rasch und treffend wie der Blitz. Und je höher die Wogen stiegen, um so sicherer war sein Griff. Graf Andrássy war eben nur auf große Dinge vorbereitet. Kleinigkeiten überraschten ihn meist und verursachten ihm viel Kopfzerbrechen. — Hieraus schlossen nun die kleinen Leute, die sich ihm da überlegen fühlten, er wisse überhaupt nicht, was er wolle, und konnten seine Größe in großen Dingen natürlich auch nicht begreifen.

Zur falschen Beurteilung Andrássy's führten auch noch zwei andere Dinge: seine überaus große Herzensgüte und seine angeborene Urbanität, die ihm jede Pose unmöglich machten. Wer sich aber nie besser giebt und nie größer erscheinen will, als er ist, wird gewöhnlich unterschätzt. Dies traf bei Andrássy in so hohem Maße ein, daß die meisten Menschen, selbst solche, die ihn genau kennen konnten, durch jeden seiner großen Erfolge immer wieder überrascht wurden. Bei jeder seiner gelungenen Reden oder Depeschen fragte man sich und zuweilen auch andere, wer sie geschrieben hätte. Wem es aber je beschieden war, mit ihm zu arbeiten, der wußte genau, daß alles wirklich Bedeutende, und zwar nicht nur der allgemeine Gedankengang, sondern selbst die Form bis ins kleinste Detail sein eigen war.

Es giebt oder gab doch Menschen, die Andrássy für zu selbstbewußt und leichtfertig in seinen Entschlüssen hielten. Dies war so wenig der Fall, daß es oft die größte Mühe kostete, ihn an sich glauben zu machen, allerdings gelang dies nie besser als durch Widerspruch.

Als eminent kritischer Geist erkannte er das Richtige seiner Ansicht am leichtesten durch den Vergleich mit der Unrichtigkeit der Ansicht anderer. Er hat wiederholt geäußert, er halte sich nicht für untrüglich, nur habe er gar häufig die Entdeckung gemacht, daß andere es noch weniger seien als er.

Wenn die Würfel gefallen waren, aber erst dann, glaubte er an seinen Stern; woran er jedoch immer geglaubt hat, vielleicht unbewußt, das war sein ehrlicher Wille, immer sein Bestes zu leisten.

Mit ähnlichen Betrachtungen und Reminiszenzen könnte man noch Folianten anfüllen, aber das Gesagte dürfte genügen, um den Mann zu erkennen, wie er war. Es fehlen diesem Bilde vielleicht die Schattenstriche; diese verlange man aber nicht von einem treuen Schüler des geliebten, zu früh entriessenen Meisters. Solche heute aufzuzeichnen und zu proklamieren, wäre ihm geradezu unmöglich. Zu sagen, was man nicht fühlt, ist aber Lüge, und die Lüge zu verabscheuen war das Erste, was Andrássy einem gelehrt hat.

Das Werk war vollbracht. Ungarn war vom Tode auferstanden und als ebenbürtiger Genosse der anderen Reichshälfte eng vermählt. Die Doppelkrone des Doppelaars erglänzte auf dem Haupte des erleuchteten Monarchen, dessen treue Sorgfalt allseitig erkannt, allseitig in begeisterter Anhänglichkeit ihren Widerhall findet. Die Monarchie nahm in der Staatengesellschaft die ihr gebührende Stellung ein. Durch das intime Allianzverhältnis mit Deutschland war eine mitteleuropäische Friedensphalanx gebildet — und Andrássy ging. Man fragte sich alienthalben,

weshalb er gegangen sei. Die Antwort liegt für jeden auf der Hand, der sich der Mühe unterziehen wollte, der vorliegenden Skizze einige Aufmerksamkeit zu schenken. Graf Andrássy ging aus dem Grunde, aus welchem er gekommen war. Deak nannte ihn einst einen providentiellen Mann. Die Providenz erteilt ihre Hilfe, wenn sie gebraucht wird, und nicht länger. Andrássy sah eine Lücke in der Staatsmaschine, welche auszufüllen seine Person berufen war; er erschien. Als die Lücke schwand, verschwand auch er.

Allerdings mußte Graf Andrássy noch in der letzten Stunde seines nur zu früh dahingerafften Lebens erkennen, daß das Räderwerk zu Hause abermals bedroht war, ins Stocken zu geraten. Er nahm seine letzte Kraft zusammen, um mit einer letzten Rede das Staatsfuhrwerk wieder ins richtige Geleise zu bringen.

Nicht umsonst erbat sich das Nationalmuseum in Budapest das Vorrecht diese Rede im Manuskripte für alle Zeiten aufbewahren zu dürfen.

Es war dies ein Mahnruf, eine letztwillige Verfügung, mit welcher Graf Julius Andrássy noch im Tode getrachtet hat, dasjenige sicher zu stellen, wofür mit größtem Erfolge zu leben ihm vergönnt war.

Möge dies letzte Wort niemals verflingen, möge das Werk erhalten bleiben für alle Zeiten! Dies wäre das herrlichste Monument für einen Patrioten, der nie nach einem anderen Lohn getrachtet hat als nach dem süßen Bewußtsein, sein Leben nicht unnütz vergeudet zu haben.



## Die Hexe.

Novelle

von

S. K y n.

(Schluß.)

Regina kam nicht wieder, wie Bauer mit aller Zuversicht gehofft, und eine grenzenlose Unruhe bemächtigte sich seiner. Ob sie krank geworden war? Tag und Nacht stand die blutige Narbe vor seinen Geistesaugen, die das schmale Frauenantlitz damals so furchtbar bleich erscheinen ließ. Doch nur Tage hielt er diese ruhelose Sorge aus, dann ging er unter dem für sich wie für Regina bestimmten Vorwand, ihr endlich die Annahme ihres Manuskriptes zu verkünden, nach der Mielle'schen Wohnung, ohne daß aber sein Klingeln und Klopfen dort irgend welchen Erfolg gehabt hätte. Alles erschien wie ausgestorben, und noch beschwerteren Herzens verließ er das Haus. Was war mit Regina vorgefallen?

Doppelte Arbeit sollte seine bange Unruhe beschwichtigen, und doch saß er oft stundenlang, das Haupt in die Hände gestützt, unthätig vor seinem Schreibtisch, mit dem Versuch, sich immer wieder zu beschwichtigen, daß die Kleine wieder-

kommen werde, — mußte, — die Liebe, die damals ihre Augen und Küsse verraten, war heiß genug, alle Bedenken zu verscheuchen, — sie mußte ja kein Weib sein, nicht das Urbild jener Hexe! —

Und noch ein Etwas gab es, das tief in seinem Innern wühlte und nagte, ihm das gewohnte Gleichmaß der Seele verscheuchte, das er nie zuvor gekannt. Er fürchtete sich vor einer Begegnung mit Mielke! So manche Frau hatte schon an seiner Brust gelegen, und nie trieb ihm der Gedanke an den betrogenen Gatten die Schamröthe in die Wangen, — waren ihm diese Frauen doch alle freiwillig in die Arme gesunken im oberflächlichen Spiele der Eitelkeit und Leidenschaft, und dachte er heut nur mit verächtlichem Achselzucken jener Tändelei, doch Mielke gegenüber fühlte er sich ein Räuber — ein Dieb, — denn Regina begehrte er ganz mit Seele und Leib.

Es wurde ihm schwer, seine Pflicht zu erfüllen, und die Arbeiten häuften sich entgegen dem besten Willen. Nur sein Herenbild ging mehr und mehr der Vollendung entgegen, und er staunte selbst über das Leben, die ergreifende Tragik dieser rührenden Gestalt, die er fast neidisch vor jedem fremden Auge hütete, meinte er doch, daß es jeder vom Antlitz dieses Weibes ablesen mußte, wie nur Liebe sie so auf die Leinwand bannen konnte und — er schämte sich fast der Macht seines Gefühles.

Recht willkommen war ihm daher ein Manuscript aus der Feder der Frau von Kessius, welches ihm vom Verleger zugesendet worden war. Das rücksichtslose, leidenschaftliche Temperament Lucciola's hatte ihm allezeit eine Art von Interesse eingeflößt, wiewohl ihm ihre Werke höchstens geeignet erschienen für ein sensationslüsternes, lesehungriges Publikum.

Sinnend blickte er auf die von unzähligen, krausen, eigenwilligen Buchstaben bedeckten Blätter und heimlich verglich er sie, fast mit Genugthuung, mit der charakteristisch energischen, gleichmäßigen Schrift Regina's, dann erst begann er zerstreut zu lesen.

Je weiter er kam, je mehr verschwand aber die anfängliche Ruhe aus seinen Zügen, — seltsam, wie die oberflächliche Frau diesmal lebenswahr die Gefühle eines vom Schicksal nicht gerade verhätshelten Jungen zu schildern wußte. Er konnte das wohl beurteilen, sah er ihm in seinen Jugendtagen doch ähnlich genug, und in unbegreiflicher, wachsender Spannung verfolgte er die Erzählung. In seinen Augen lohete ein dunkles Feuer, während seine Hand unruhig im Haar wühlte. Zum Teufel, was wußte denn die Frau von seinem Leben, denn nur dieses konnte ihr zur Unterlage ihrer Schilderung gedient haben, da sie sich nicht einmal die Mühe gegeben, Zeit und Ort zu verheimlichen, kaum, daß sie die Namen verändert. Fast heftig ob der Störung fuhr er den Bureaudiener an, als dieser die Flammen zu löschen kam, und wollte es kaum glauben, daß die Zeit so schnell verflossen sein könne; erst ein Blick auf die Uhr überzeugte ihn von der späten Stunde und dem Faktum, daß er den Abschiedsgruß der Kollegen vollständig überhört haben mußte.

Dennoch blieb er an seinem Pult sitzen. Ihn verlangte Fortsetzung und Schluß kennen zu lernen, — es mußte interessant sein, zu hören, was die schöne Frau oder besser die Gesellschaft über ihn dachte, welche Zukunft sie ihm vorzeichnete, wie sie sich über jenen furchtbaren Wendepunkt in seinem Leben hinwegtäuschen würde, — doch immer starrer wurden seine Züge. Es kam so ganz anders, als er erwartet hatte, und schmerzhaft packte es ihn ans Herz, jene Frau, die er einst die seine genannt — lebendig gezeichnet zu sehen, mit jenen feinen Zügen ausgestattet, die nur zu scharf auf jenes schmachvolle — Ende hinwiesen. So erzählten sich die Leute schon auf der Straße davon? Unfähig, weiter zu lesen, stöhnte er laut. Doch bald raffte er sich von neuem auf. Wenn Lucciola so viel wußte, vielleicht war sie auch im stande, Antwort auf jene brennende, quälende Frage zu geben, die ihm sein Leben vergiftet, und trotz fieberndem Hirn und krampfhaft arbeitender Brust fuhr er in der Lektüre fort.

Erdfahl schimmerte sein Gesicht, die Augen schienen aus ihren Höhlen dringen zu wollen, — warum trat Oberding mehr und mehr in den Bordergrund der Erzählung? O, der fremde Name konnte ihn nicht auf die falsche Fährte bringen, zu lebenswahr trat der kleine, lüsterne Alte vor ihn hin; er hatte den gewissenlosen Wüstling, dem nichts heilig war, zu gut kennen gelernt in jenen verflossenen dunklen Jahren, wo der Menschenhaß und die tödliche Furcht vor der Einsamkeit ihn zum Genossen desselben gemacht. Allmächtiger, war, was er las, Phantasiegebilde oder — nackte Wahrheit?

Immer mehr spitzten sich die geschilderten Verhältnisse zu, — wie selten nur ließ sich noch ein Körnchen Dichtung nachweisen, und vernichtet starrte er auf die Zeilen nieder. War er denn blind gewesen damals, daß ihm heut eine fremde Frau erzählen mußte, wie plump, wie mühelos man ihn hintergangen?

Seite für Seite blätterte er weiter mit eifigen, bebenden Fingern. Eine furchtbare Ruhe war über ihn gekommen: er mußte bis zum Ende das Schicksal des thörichten Mannes verfolgen, der ihn in diesem Augenblick wie ein fremder, belächelnswerter Hans Narr anstarrte, dann, als er endlich noch den mit grauenhafter Deutlichkeit geschilderten, furchtbaren Abend der Erkenntnis gelesen, legte er mit wunderlicher Sorgsamkeit das Heft zusammen. Dann blickte er sich fremd im Zimmer um. „Nur besonnen handeln, — Beweise,“ sprach er sich immer wieder mit heiserer Stimme vor, bis er plötzlich in wildem, thränenlosem Schluchzen den Kopf in den Händen barg.

Eine Reihe von Jahren war seit jenen dunklen Ereignissen vorüber gegangen, die Zeit hatte auch bei ihm trotz aller Gewalt und Tiefe seines Wehes ihres Amtes gewaltet, die Wunde geschlossen, wenn auch die Narbe derselben noch oft genug schmerzhaft zuckte. So quoll die überwältigende Bitterkeit dieser Stunde nur zum kleineren Teil aus der Erinnerung an den erlittenen Verrat, den Hauptanteil an ihr hatte jene tiefe, niederschmetternde Scham, die des Mannes ganze Seele umflammerte: wie weit war es mit ihm gekommen, daß er einen solchen Schurken durch Jahre als Gefährten dulden konnte! Schlecht, erbärmlich, hatte



ihn sein Menschenhaß gemacht, blind und taub, daß er nicht eher vor dem Schmutz und Sumpf zurück bebte, in den ihn dieser Mann gezerrt, als bis er ihn zu ersticken drohte. Er mußte es sich eingestehen, daß er mit dem Schurken zum Schurken geworden war, diese Stunde brachte ihm Wahrheit, nackte, unbeschönigende Wahrheit! — — — —

Frau von Kessius sah wirklich bitter böse empor, als sich zu später Stunde die Thür ihres Wohnzimmers, wo sie es sich auf der Chaiselongue bequem gemacht hatte, öffnete, um einen unangemeldeten Herrn und gar Bauer einzulassen, gefolgt von der ratlosen Jose.

„Wie in aller Welt können Sie derartig ungeniert bei mir eindringen?“ fragte sie empört, bemüht, den losen, unsauberen Schlafrock ein wenig fester um ihre übervolle Figur zusammenzuraffen, doch als der Schein der Lampe sein fahles Gesicht mit den glühenden Augen erleuchtete, erhob sie sich aus ihrer bequemen Stellung. „Sie bleiben, Marie,“ befahl sie ängstlich dem Mädchen, das soeben wieder in der Thür verschwinden wollte, — „ich nehme prinzipiell nicht allein Herrenbesuche an, Herr Doktor, prinzipiell.“

Ein langer Blick glitt langsam über die unwillkommene Zuhörerin, doch bald nickte er beistimmend, es war gut, eine heilsame Fessel für sein wilderregtes Gemüt. „Sie haben diesen Roman geschrieben, Frau von Kessius?“ fragte er tonlos, langsam das Heft von seiner Hülle befreiend, um es ihr vor die Augen zu führen. „Ich bitte, sich genau davon zu überzeugen!“

Peinliches Erstaunen malte sich in ihrem Gesicht. „Allerdings! Ich habe ihn der Verlagsbuchhandlung von Möller zugesandt, doch wie kommt er in Ihre Hände?“

„Möller hat die Herausgabe unserer Revue seit zwei Monaten übernommen,“ fiel ihr Bauer kurz ins Wort, „und auf diesem Wege kam Ihr Werk in unsere Redaktion. Wer hat Ihnen nun den pikanten Stoff dazu geliefert?“

Trozig warf sie den Kopf in den Nacken. „Die Phantasie, auch Ihre Freundin.“

„Lüge, infame Lüge“, donnerte er, dicht an ihre Seite tretend, dann sich mit übermenschlicher Kraft fassend, fügte er geschäftsmäßig hinzu: „Ich muß Ihren Berichterstatter kennen lernen, gnädige Frau. Ahnen Sie, was dieses Muß in meinem Munde zu dieser Stunde bedeutet?“

Wie ärgerlich, daß Bauer das Manuskript in die Hand bekommen!

Mißgestimmt, geängstet wiegte sich Lucciola hin und her. Keine Frage, der Doktor konnte ihr ein mächtiger Feind werden. That sie nicht besser, ihre Person aus der Affaire zu ziehen? Mochte Ebeling sehen, wie er mit dem Rasenden fertig wurde. „Ich hörte aus einem Versteck eine Unterredung Ebelings, aus der ich mir diese Erzählung zu nutze machte,“ gestand sie bald darauf, „Sie wissen ja aus eigener Erfahrung, welche Freiheiten sich der Schriftsteller gestatten darf.“

Mit einem tiefen Atemzuge richtete sich Bauer willenskräftig empor. „Ebeling — ich ahnte es,“ murmelte er für sich, — nun gab es keinen Zweifel mehr. — „Das Manuskript ist Ihnen feil, Frau von Kessius?“ fragte er dann geschäftlich,

— „ich biete Ihnen 1500 Mark in der Überzeugung, daß der Vertrieb desselben Ihnen kein größeres Honorar einbringen würde.“

„Und die Ehre, der Ruhm?“ rief sie pathetisch, sofort mit kundigem Blick die Situation erfassend. „Ich halte den Roman für ein ganz ausgezeichnetes Meisterwerk, — das nur einmal geschrieben werden kann,“ setzte sie mit scharfer Betonung hinzu.

Einen Augenblick maßen sich die beiden, in dem Bewußtsein, sich erkannt zu haben, dann zog Bauer sein Notizbuch hervor. „So werde ich die Summe verdoppeln,“ und nachdem er wenige Worte niedergeschrieben, sagte er weiter: „hier ist eine Anweisung auf dreitausend Mark, — ist Ihr Ehrbedürfnis damit befriedigt?“

„Einem Freunde zu Liebe bringt man auch ein Opfer,“ lächelte sie gezwungen scherzhaft, indem sie ihm fortdial die Hand entgegen streckte, doch als sie nicht erfaßt wurde, er sich im Gegenteil fast wie im Widerwillen abwandte, lachte sie grell auf. „Lassen Sie die Grimasse, Bauer, sie kleidet Sie nicht,“ dann ihm vertraulich zunickehend benutzte sie den Augenblick, mit ihrem Chef und der defekten Schleppe majestätisch in der Thür zum Nebenzimmer zu verschwinden.

Als sie dieselbe hinter sich geschlossen, sogar verriegelt hatte, atmete sie erleichtert auf. „Ein rasender Mensch,“ dachte sie mit leisem Schauer. Dann trat sie rasch zum Schreibtisch, Briefbogen und Couvert hervorzuholen. „Ich muß Oberding warnen,“ nickte sie entschlossen, „der Wüterich ist im Stande, ihn nieder zu schießen wie einen tollen Hund.“

Bauer verhüllte indessen mit aller Sorgsamkeit sein Manuskript, dann verließ er die Wohnung seiner alten Freundin. Zum letzten Mal hatte er diese Schwelle überschritten, das schwor er sich bei der Liebe zu seiner Mutter. Ihm graute vor einer Gemeinschaft mit diesem Weibe, der blutige Thränen grade gut genug erschienen, ein Spielzeug für große Kinder daraus zu formen. Fluch ihrer Lebensflugheit, der nichts heilig ist, Fluch ihrer Energie, die die Wände der Häuser einreißt, sich aus dem Familienleben ihre Opfer zu holen, unbekümmert, ob diese unter dem Brennspiegel der Öffentlichkeit, von tausend grellen Augen beschaut, verkümmern und zu Grunde gehen oder nicht!“ —

So weit gekommen, begann nun wieder eine gewisse Fassung sich Bauers zu bemächtigen. Dennoch drängte es ihn, sich noch von Ebeling die soeben empfangene Aufklärung bestätigen zu lassen. Als er aber, in der Wohnung des Rechtsanwaltes angelangt, erfahren mußte, daß derselbe für mehrere Tage in Geschäften verreist sei, so wußte er auch dieses Begehren niederzukämpfen. Sein Verstand und Herz wußten so wie so nichts mehr von Zweifeln. —

Regina arbeitete mit aller Kraft; die Notwendigkeit, sich neue Erwerbsquellen zu erschließen, trieb sie rastlos vorwärts, und in der heiligen Arbeit gewann sie allmählich die Fassung und Ruhe wieder, welche ihr seit jener unsäglich schweren Trennung so fremd geworden war. Die Überzeugung, ihre Pflicht gethan zu haben, ließ sie mit schmerzlichem Stolz ihres Opfers gedenken, wenn es ihr auch noch

täglich — stündlich das Herz zerriß. Sich trenn bleiben in Freud und Leid war ja das erste, vornehmste der Gebote, denen sie ihr Leben untergeordnet.

So manches Mal sann sie dem Schicksal ihres letzten, Bauer übergebenen Werkes nach. Die Gewißheit seiner Annahme hätte ihr so schwere Nahrungssorgen von der Seele gewälzt, doch sie wagte nicht, sich an die Redaktion zu wenden, weder mündlich noch schriftlich, da sie ihre Adresse unter keiner Bedingung zu geben gesonnen war. Nur zu sehr fühlte sie die schwächende Macht der heißen Sehnsucht nach dem Geliebten, — wenn er sie fand, sie wiedersah, hatte sie die Kraft trotz aller Erkenntnis, ihm nochmals abweisend entgegen zu treten? Nein, nein, sie konnte es nicht, und darum war es ihre heilige Pflicht, sich ihm fern zu halten, so bitter-schwer es ihr auch wurde.

Tag für Tag saß sie vom frühen Morgen bis Mitternacht schreibend und sinnend über den Schreibtisch gebeugt, doch immer aufdringlicher mischte sich die Sorge um das „Morgen“ in ihre Phantasiegebilde, bis sie endlich an einem Nachmittag mutlos die Feder zur Seite legte. Sie stützte kummervoll die Stirn in die Hand und sie glühte wie Feuer. Kein Wunder, sie war lange nicht mehr in der frischen Luft gewesen, hatte dem Körper kaum freie Bewegung gegönnt. Entschlossen kleidete sie sich an, das Versäumnis nachzuholen. Was sollte daraus werden, wenn sie krank wurde?

Es war ein milder Tag am Ende des April gewesen, in den lauen Lüften schwamm es wie Veilchenduft, und als sie eilig, den Schleier vor das Gesicht gezogen, am Garten der Bauer'schen Villa vorüber huschte, sah sie mit leiser Verwunderung, wie die Hecke längs des kunstvollen, schmiedeeisernen Gitters sich mit frischem Grün bedeckt und drinnen Hyazinthen, Krokus und Scheeglöckchen in üppiger Fülle sproßten. Es war Frühling geworden, lachender, blühender Lenz, sie hatte nur sein Kommen in der kleinen Stube unterm Dach überhört.

In tiefe Gedanken versunken schritt sie vorwärts, ohne Zweck und Ziel, — es war ihr ja gleichgiltig, wohin sie die Füße trugen, bis sie plötzlich doch mit leisem Schreck bemerkte, daß sie instinktiv den Weg zu ihrer ehemaligen Wohnung eingeschlagen. Sie wollte anfänglich umkehren, doch eine innere Stimme lockte sie, nach jenen Fenstern hinauf zu spähen, hinter denen sie so lange Jahre wie ein Vogel im dunklen Käfig gefangen saß. Ach, empfand sie auch heut schon, daß der Kampf mit dem Leben für eine einsame Frau schwer genug war, wie glücklich und stolz fühlte sie sich aber im Vergleich mit jener Zeit dumpfer Erstarrung. Mit aller Kräften schaffen dürfen ist schon Glück! —

Scheu blickte sie zu der Fensterreihe empor, dann schritt sie über die Straße, einen Blick in den dunklen Flur zu werfen, auf die schmale Treppe, und immer mehr schwellte das Gefühl seliger Freiheit ihre Brust, doch als sie die Schwelle des Hauses überschreiten wollte, wich sie mit leisem Schreckenslaut zurück. Kam dort nicht Guido, eine Operettenmelodie pfeifend, die Treppe hinab? Ihm und sich eine Begegnung zu ersparen, wandte sie sich eilig ab, die Straße hinunter zu gehen.

Es war eine stille, menschenleere Gasse, die sie entlang schritt, und deutlich hörte sie den augenscheinlich in bester Stimmung befindlichen Mann die gleiche Richtung mit ihr inne halten, aber so sehr sie auch ihre Schritte beschleunigte, vergrößerte sich die Entfernung zwischen ihnen beiden nicht, im Gegenteil. Ob er sie erkannt hatte, ihr zu begegnen wünschte? Das Blut stieg ihr siedend in die Wangen, mit ihm sprechen zu müssen, ihm nur ins Auge zu sehen, schien ihr unerträglich, und immer schneller eilte sie vorwärts.

Endlich hatte sie eine Querstraße erreicht, und ohne sich nur zu besinnen, bog sie in dieselbe ab, endlich aus seiner Nähe zu kommen, doch Schrecken, o Schrecken, auch hier hörte sie die leichtfertigen Melodien hinter sich.

Krampfhaft hob und senkte sich ihre Brust, ihr Schritt war fast zum Rennen ausgeartet, sie konnte nicht mehr länger in diesem Tempo vorwärts stürmen und angstvoll prüfte sie die Häuser sich zur Seite, ob nicht ein Flur ihr einen Schlupfwinkel gewähre, Mielleke ungeesehen an sich vorüber zu lassen. Doch die Thüren waren sämtlich geschlossen, und ehe es ihr gelang, den Portier herbeizuläuten, mußte der Gefürchtete sie längst erreicht und — erkannt haben, — das ging nicht, also weiter, — weiter. Ihr Atem hob keuchend die Brust, keine Hilfe zu sehen, bis endlich doch ihr angstvoll späherndes Auge einen Ausweg entdeckte. Nicht gar zu weit sah sie Wagen und Menschen vor einem Hause angesammelt, augenscheinlich zum Zweck eines Begräbnisses, dort mußte es ihr gelingen, sich zwischen den Leuten zu verlieren. Von neuen Kräften belebt flog sie vorwärts, hinein in den dichten Menschenknäuel und weiter durch die breit geöffnete Pforte, um halb stürzend die Stufen zur seitwärts gelegenen Portierswohnung hinab zu springen, da — auch der Gatte das Haus betrat!

Als sie die Thür hinter sich geschlossen, lehnte sie einen Augenblick im Gefühl vollständiger Erschöpfung am Thürpfosten, doch bald gab ihr der verwunderte Blick einer alten Frau, die sorglich verhüllt im Lehnstuhl am Fenster saß, ihr die notwendigste Fassung zurück.

„O bitte, verzeihen Sie die Störung! — Ich muß zu erfahren suchen, wie das alles so gekommen ist!“ fügte sie dann hinzu, nur in dem Wunsch ein Gespräch zu beginnen, das ihr gestattete, noch länger in diesem Zimmer zu verweilen, da ihr ein scheuer Blick durch die leicht verhängte Glasthür gezeigt, daß Mielleke im Flur draußen noch immer lebhaft mit anderen Herren konversierte.

Die alte Frau putzte indessen sorgsam die Brille blank, um voll in das verstörte, blasse Gesicht vor sich zu blicken. „Sie kennen wohl den Präsidenten Oberding?“ fragte sie argwöhnisch — „ein leichter Vogel, er mag manche an der Nase herumgeführt haben. Seine arme Frau wird wohl gewußt haben, warum sie vor der Zeit ins Jenseits gegangen!“ setzte sie dann noch redselig hinzu, mit einem strafenden Blick auf Regina. Diese starrte die Alte anfänglich verständnislos an, bis ihr plötzlich die Erklärung der dunklen Erinnerung kam, die ihr aufgestiegen, als sie hier in den reich mit Stuck und bunten Scheiben dekorierten Treppenflur eingetreten war. Sie fand sich in dem Hause, dessen ersten Stock Excellenz Oberding bewohnte. War es möglich, daß man draußen

soeben den Sarg der Präsidentin vorüber trug? „Vor wenigen Wochen habe ich noch oben auf einem Ball bei den Herrschaften getanzt,“ stieß sie erschüttert hervor. „Liebe, gute Frau, wie ist das so schnell gekommen?“

Das Gesicht der Alten hatte sich aufgehellt. „Wollen Sie nicht niedersitzen?“ fragte sie geschmeichelt durch den Besuch der feinen Dame, „was ich weiß, will ich ja gern erzählen,“ und nachdem die erschöpfte Regina nur zu willig Platz genommen, begann ihr weitschweifiger Bericht alles das, was sie durch die Dienstboten erfahren.

Danach hatte sich vor drei Tagen zur späten Abendstunde eine arge Szene zwischen den Oberding'schen Eheleuten abgespielt im Anschluß an den Brief einer befreundeten Dame, einer schönen Baronin, die oft im Hause verkehrte. Auf den Befehl des Präsidenten hin mußte die Dienerschaft die Koffer herab holen, Sachen herbeischleppen, als gedenke Excellenz eine plötzliche Reise zu unternehmen. Dieser selbst sei kreidebleich in der Wohnung umher gerannt, still und ruhelos, um sich dann wieder in wilder Angst stöhnend in den Sessel zu werfen. Johann, sein Diener, wollte sogar deutlich gehört haben, wie er vom Entsetzen geschüttelt immer wiederholt habe: „Wie einen Hund wird er mich niederschließen, wie einen Hund!“ —

„Die Frau, das Gegenteil von ihm, stand während dem wie eine Marmorstatue mitten in der Stube, ohne ihn doch aus den Augen zu lassen, nur die Hände hatte sie seltsam verkrampft gegen die Brust gedrückt. — Du lieber Gott, sie mag gewußt haben, warum ihr das Herz weh that!“ — nickte die Alte. „Am nächsten Morgen fanden sie die Präsidentin tot im Sessel, sie hatte Gift genommen, wie sie selbst auf einen Zettel niedergeschrieben mit dem Zusatz: „Ich kann nicht leben mit diesem Schandmal,“ erzählte die Portiersfrau weiter, — „der Mann aber kauerte sinnlos im Winkel, mit stieren, blutunterlaufenen Augen, und als man ihn anzurühren wagte, hat er um sich herumgeschlagen und gebissen wie ein wildes Tier. Die Doktoren brachten ihn noch denselben Morgen in die Irrenanstalt, doch daß nicht viel zu helfen sein wird, sagten sie von Anfang an, — sie nannten es Verfolgungswahn!“ —

Regina hatte in tiefem Entsetzen die Hände vor die Augen geschlagen. Sie ahnte den Zusammenhang der Dinge, und unaussprechlicher Dank gegen Gott erfüllte sie, daß Bauer seine Hand nicht mit Blut befleckt habe. Dann plötzlich hob sie in schmerzlicher Erwartung den Kopf. „Und Franziska, das arme Kind?“ fragte sie schweratmend.

„Du lieber Gott, bis das Gericht nicht den Vormund bestellt, alles geordnet hat, sitzt halt die arme Waise allein in den weiten Stuben und weint sich die Augen aus dem Kopf,“ berichtete mitleidig die Alte. „Das Essen und Trinken hat Oberding's keine Freunde erworben, das sieht man jetzt.“

Mit entschlossener Miene erhob sich Regina, kaum daß sie sich Zeit nahm, der Alten ihren Dank abzustatten, dann stieg sie eilig die öde, mit Tannenreisern bestreute Treppe hinauf, gerade hinein in die noch immer weitgeöffneten Saalthüren, wo augenscheinlich der Sarg gestanden und jetzt wirres, schauerliches Durch-

einander herrschte, ohne daß sich eine Hand gefunden, wohlthätige Ordnung herzustellen. So gern sie auch diese Liebespflicht über sich genommen, duldelte ihr Vorfaß keinen Aufschub. So zog sie nur die Thüren hinter sich ins Schloß, um sogleich spähenden Blickes die Zimmerflucht zu betreten. Wo hatte sich das arme Kind hingeflüchtet? Alles war totenstill, fast schaurig hallte ihr Tritt in den hohen Gemächern wieder, — doch ihr Ziel im Auge drang sie mutig vorwärts.

Jetzt haftete ihr Fuß am Boden. Klang aus dem nächsten Zimmer nicht leises Schluchzen? Gott Lob, das Mädchen konnte noch weinen, und die Arme weit ausgebreitet trat sie über die Schwelle.

„Franziska, liebes Fräulein Franziska“, rief sie mit vor Wehmut erstickter Stimme, sie ahnte, wie dem verlassenen Kinde zu Mute war, und schon im nächsten Augenblick schwanke ihr das totblasse Mädchen entgegen, zauberkräftig angezogen durch die Liebe, die wunderbar hell aus Augen und Stimme an ihr Herz klopfte, und bald lag sie in den Armen Regina's, im heftigen Schluchzen das Haupt an ihrer Brust bergend.

Leise führte diese sie zum Sofa, ohne sie doch aus ihrer Umschlingung zu lassen, und nachdem sie sich zusammen niedergelassen, strich sie nur immer wieder zärtlich über den blonden Scheitel, lehnte ihre Wange an die ihre, und ihre Thränen mischten sich.

Doch bald quollen die Tropfen spärlicher zwischen Franziska's Wimpern hervor, — ach, sie hatte so viel geweint, der Bann der furchtsamen Einsamkeit war ja von dem jungen, glückverwöhnten Mädchen genommen! Wie fest hielten sie die Arme Regina's umflammert, wie fühlte sie sich geborgen nach der graufigen Theilnahmlosigkeit ihrer anderweitigen Umgebung, und gläubig wie ein Kind blickte sie zu Regina empor, als diese jetzt leise mit ihr zu sprechen begann.

„Sie dürfen unter keiner Bedingung hier bleiben, mein liebes Kind, hier, wo jeder Winkel Ihnen Ihren Verlust stündlich, in jeder Minute ins Gedächtnis ruft. Haben sie keine Verwandte?“ dann, als die Kleine kopfschüttelnd heftiger zu weinen begann, sprach sie mutig weiter: „Wohlan, so kommen Sie mit mir! In meinem kleinen, behaglichen Stübchen werden Sie am leichtesten das Unabänderliche hinnehmen lernen, — wollen Sie, Franziska?“ —

Ach, wie gern ging Franziska auf dieses Anerbieten ein, war ihr doch die Bedeutung ihres Verlustes noch gar nicht klar geworden vor dem Grauen, das ihr die furchtbare Majestät des Todes eingeflößt, und wie neu belebt ging sie unter Anleitung Regina's daran, einige notwendigste Sachen zusammen zu packen. Alles — alles, — nur nicht die schauerliche Ruhe dieser letzten Tage.

Nachdem sie die bescheidene Wohnung Regina's erreicht, entzündete diese die Theemaschine, eine Tasse warmen Getränkes mußte ihrem Schützling gut thun, der müde und abgesspannt drein schaute und den es oft wie leises Frösteln überlief, — dann, nachdem sie die Stärkung zu sich genommen, vermochte Regina das junge Mädchen zu überreden, sich ein wenig auf dem Sofa nieder zu legen, das Auspacken der Sachen hatte ja noch lange Zeit. Wie eine zärtliche Mutter

deckte sie die Waise zu, von ihrem Arm umschlossen schlummerte diese bald ein, während in der Stille nun erst für Regina die Sorge erwachte, wie sie in der Zukunft das verwaiste Mädchen erhalten sollte. Wußte sie doch aus sicherer Quelle, daß Oberding keine Ersparnisse gemacht hatte.

Bang und schwer wurde ihr ums Herz. Hatte sie nicht damit zu viel auf sich genommen? Doch mutvoll blickte sie gen Himmel. „Allmächtiger, lasse mich nie diese That bereuen,“ bat sie inbrünstig, „sie soll mir ja ein Stern in dunkler Nacht sein!“

Ein leises Pochen an der Thür rief sie von dem Lager Franziska's, und lautlos verließ sie das Zimmer, doch erst nachdem sie sorgfältig die Thür hinter sich geschlossen, damit kein Laut die Schläferin störe, suchte sie die dunkle Männergestalt zu erkennen, welche im schwacherleuchteten Flur vor ihr stand. War es möglich, Herr Doktor Ebeling?

Sein Blick lag hart und kalt auf Regina. Die kurzen, geheimnisvollen Andeutungen, welche ihm Mißhe mit schmerzitternder Stimme gemacht, nachdem er sich vorsichtig von der Verschwiegenheit seiner Frau überzeugt, seine ungestüme Hitze, mit der auch er die Scheidung erledigt wissen wollte, hatte Ebeling nur zu sehr von der Berechtigung seines Verdachtes überzeugt, den er schon so lange hegte, und den er mühsam genug niedergehalten. Nun, da ihm ihre Schuld zur Gewißheit geworden, regte sich tiefer Groll gegen die pflichtvergeßene Frau in ihm. In der Natur gerade des braven, unverdorbenen Mannes liegt ein hartes Nichten der gefallenen Frau, etwas Mitleidloses, Unbarmherziges, das nichts wissen will von der Gewalt menschlicher Schwäche, die er dem Freunde seines Geschlechtes gewiß als Milderung zuerkennen würde, — und so fühlte auch Ebeling Regina gegenüber.

„Sie haben Fräulein Oberding zu sich geführt? Wie kamen Sie zu dieser eigenmächtigen Handlung?“ forschte er herrisch, ohne die ihm dargereichte Hand zu fassen, ungerührt von den weitgeöffneten, ängstlichen Augen Regina's.

„Sie war so allein und — so verlassen“ murmelte diese, verwirrt von seiner Art.

„Dennoch war Ihr Eingreifen in des Mädchens Geschick ein unberechtigtes, besonders als eine junge Frau in Ihrer Lage kaum eine passende Beschützerin der jungen Dame sein dürfte. Ich habe für ein anderes Unterkommen gesorgt, die Droschke wartet bereits vor dem Hause. Darf ich Fräulein Oberding sprechen?“

„Sie wollen mir Fränze nehmen?“ schrie Regina auf, von bitterschmerzlichem Verständnis seiner Worte durchzuckt. „Guter Gott, womit habe ich das verdient!“

Hastig wandte sich Ebeling von ihr ab, er wollte dem warmen Mitleid in seiner Brust nicht Raum geben. „Ich denke, mit etwas mehr Ruhe ließe sich das alles besser ordnen,“ wehrte er ihrem leisen Schluchzen.

„Nein, ich lasse das Mädchen nicht, — ich habe sie so lieb!“

„Trotzdem werden Sie sich fügen müssen, meine Mutter wird die Fürsorge für Fräulein Oberding übernehmen.“

„Und wenn sie freiwillig bei mir bleiben will?“

„Auch dann wird sie mit mir kommen, — doch fragen wir sie selbst.“

Bis in die Lippen hinein erstarrt blickte sie dem einstigen Freunde ins Auge, — dann drückte sie selbst die Klinke nieder, ihn mit stummer Bewegung ins Zimmer zu weisen. —

„Fränzchen!“

Mit schlafgeröteten Wangen schreckte das Mädchen bei dem Klang der Männerstimme aus dem Schlummer auf, um, sobald sie Ebeling erkannt, mit Angestüm die Decke zurück zu werfen, die sie wärmend umhüllt hatte. Wie das alte, sonnige Glück erwachte es in ihren Augen, als sie seine unter der übergewaltigen Macht des Wiedersehens weit geöffneten Arme sich entgegen gestreckt sah, doch als sie sich erhob, machte schon wieder die düstere Gegenwart ihr Recht geltend, und aufschluchzend warf sie sich an seine Brust.

„Mein süßes, heißgeliebtes Fränzchen, weine nicht!“ stammelte er, sie tief ergriffen an sich pressend. War es denn möglich, daß dieses hilfsbedürftige, blasse Mädchen nicht weniger entzückte als dereinst das glückstrahlende Sonnenkind?

„Warum kamst du nicht zu mir in den letzten Tagen? Ich war so furchtbar allein!“ und noch fester umklammerte sie seinen Hals im Gefühl der endlich gefaßten Stütze im wilden Wogengebraus.

Unausprechlich zärtlich drückte er den kleinen, blonden Kopf an seine Brust. „Ich war verreißt, Kind, und wußte nichts von deinem Leid, doch von nun an sollst du nie wieder einsam sein. Franziska, Einzige, Liebe, könntest du dich entschließen mir ganz anzugehören? Ich weiß, daß ich dich glücklich machen werde — o Fränze, ich habe dich ja schon so lange — lange lieb!“ —

Mit einem schwachen Lächeln hob sie das Antlitz zu ihm empor. „Ich wußte es ja,“ nickte sie leise, „wie habe ich mich auf den Tag gefreut, wo du es mir einmal sagen würdest, Lieber — Lieber!“ —

Regina war in den Alkoven nebenan geschlichen, sich vor dem Lager dort in die Kniee zu werfen, den Kopf tief in dem Pfuhl zu verstecken, daß keiner den Schmerzensschrei höre. Allmächtiger, jetzt sterben dürfen, sie fühlte sich zum Tode elend.

Dennoch verliefen nur wenige Minuten, bis sie ihre notdürftige äußere Fassung wieder gewonnen, und scheinbar ruhig erhob sie sich, den kleinen Koffer Franziska's ins Zimmer zu tragen. Es bedurfte keiner Frage mehr, ob das Mädchen mit Ebeling gehen würde oder nicht. Ach, wie hätte sie sich noch vor wenigen Tagen dieses Bundes gefreut, doch heute, nachdem ihr Ebeling das Herz zertreten und zerbrochen hatte, konnte sie nichts fühlen als ihr unverdientes Elend! Dennoch legte sie ihre Hand wie segnend auf Franziska's Haupt, als diese ihr schüchtern ein „lebewohl“ bot, — möchte dem Sonnenkinde nie sein Glück untreu werden! —

Als aber die Schritte des Paares auf der Treppe verflungen waren, — sie



zurück blieb — eine Paria, da war es mit aller Fassung vorbei, und verzweifelnd brach Regina zusammen. — — —

Sie war schuldlos, und trotzdem hatte man mit Steinen auf sie geworfen. Wie viele mochte es gleich ihr geben, die der Schein zu Grunde gerichtet hatte, und diesen sollte fortan ihre Feder dienen. Ja, sie mußte die hohe Schule des Sammers ganz auskosten, um in allen Winkeln des Menschenherzens Bescheid zu wissen, — ein rechter Sachwalter jener Märtyrer der sogenannten guten Sitte zu werden, und mit doppeltem Eifer warf sie sich der Arbeit in die Arme. —

Die alte Vermieterin, die von Anfang an die sanfte, gefällige Regina ins Herz geschlossen, sah freilich kopfschüttelnd zu, wie sich die junge Frau weit über ihre Kräfte anstrengte. Nicht bloß den Tag über saß sie wie festgefettet am Schreibtisch, auch den größten Teil der Nacht durchwachte sie bei ihrer Arbeit, wie sollte das auf die Dauer der zarte Körper aushalten?

Anfänglich hatte sie die junge Frau für wohlhabend gehalten, ihr gesunder Menschenverstand hatte aus Selma's vertraulichem Bericht einen standesgemäßen Unterhalt der Frau Amtsrichterin angenommen, doch als ihr diese im Verlauf der Zeit ein bescheidenes Schmuckstück nach dem andern brachte, mit der schüchternen Bitte, es zu veräußern, schüttelte sie immer sorgenvoller den Kopf. Da hatte sie sich wohl in ihrer Gutmütigkeit eine schöne Last in die Wohnung gezogen, und energisch erwog sie allerlei Mittel, der blassen Frau drüben zu helfen, ehe sie die Überarbeitung aufs Krankenlager geworfen.

Gegen Abend schien sie auch wirklich einen Ausweg gefunden zu haben, denn mit ganz besonderer Befriedigung in den Zügen steckte sie den Kopf in Regina's Zimmer, angeblich sich zu erkundigen, ob Regina dies oder das besorgt zu haben wünsche, doch in Wahrheit nur, sich von ihrer Gegenwart zu überzeugen. Als sie darauf so schnell, als es ihr möglich war, die Treppen hinunter stieg, lachte ihr ganzes Gesicht. Warum sie nicht gleich daran gedacht hatte!

Nach kaum einem halben Stündchen kehrte sie schon zurück, doch war sie nicht mehr allein, sorgsam stützte sie eine kleine, gebückte Frau, deren blaue Augen so ganz besonders stolz und freundlich aus dem faltigen Antlitz schauten.

Als nach leisem Pochen an Regina's Zimmerthür die beiden Alten in dasselbe eintraten, zogen sich die Brauen der jungen Frau in ängstlicher Überraschung zusammen.

„Was thun Sie, Frau Röttger?“ frug sie schüchtern, indem sie sich vom Schreibtisch erhob, — „ich weiß wohl, wie gut Sie es zu mir meinen, doch bitte ich Sie inständigst, niemals wieder Fremde über meine Schwelle zu bringen, in welcher Absicht sie auch kommen mögen.“

Wohlgefällig nickte die fremde Dame. „Sie haben ganz recht, junges Frauchen,“ meinte sie trocken an Stelle der verlegenen Röttger, währenddem ihre Augen fleißig im peinlich sauberen Zimmer umher wanderten, dessen ganze Dürftigkeit umfassend, — „doch Sie schelten Ihre Wirtin unverdienter maßen. Ich hörte von ihr, daß Sie krank seien oder besser auf dem Wege dazu, und da dachte ich, am klügsten zu handeln, mich selbst mit den eigenen Augen von den Umständen

zu überzeugen, um ohne lange Faren am rechten Ort meine Hilfe anzubieten. Fehlen ein paar Flaschen stärkenden Weines, nahrhafte Kost? Heraus mit der Sprache, mein Beutel ist allezeit offen für ordentliche Leute."

Regina war leichenblaß geworden. „Nur das nicht," murmelte sie tief erschüttert, die Hände, wie etwas Furchtbares von sich abzuwenden, starr vor sich hingestreckt. „O liebe Dame, Sie meinen es gewiß so gut mit mir," sprach sie dann mit zuckenden Lippen weiter, ihr dicht gegenüber tretend, — „ich danke Ihnen von ganzem Herzen, aber Almosen nehmen sollen — das ist furchtbar!" und ein Schauer rüttelte ihren Körper. „Was wollen Sie auch, ich lasse mich nicht darben, gewiß nicht," fügte sie schneller überredend hinzu mit einem krampfhaften Lächeln, die Hände fest gegen die Brust gepreßt.

„Du lieber Gott, als ob sie sich nicht schon halb zu Tode gearbeitet und gedarbt hätte!" fiel ihr Frau Röttger ins Wort, doch die Fremde winkte der Wirtin fast gebieterisch, zu schweigen, während ihre Blicke seltsam starr am Antlitz Regina's hingen, immer wieder zur roten Narbe über der Stirn zurückkehrten. „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich," entschied sie dann in überraschender Plötzlichkeit, „ich will auch nicht länger stören," doch als Regina nach ihrer Hand haschend herzlichen Dank stammelte in dem Bewußtsein, selbstlose Güte schlecht gelohnt zu haben, blieb sie im plötzlichen Entschluß stehen, und ihre Lippen öffneten sich, wie noch eine Frage zu stellen, doch gleich darauf schien sie sich anders besonnen zu haben, denn fast unfreundlich entzog sie Regina ihre Hand, eilig aus der Thür zu trippeln.

„Röttgern, kann ich noch einen Augenblick bei Ihnen eintreten?"

„Welche Freude für mich, Frau Bauer." — —

Erstarrt, wie entgeistert blickte Regina auf die Thür, durch welche sie ihrem Blick entschwunden war, — seine Mutter! Und sie hatte sich nicht gebückt, wenigstens den Saum ihres Kleides zu küssen? Mit leisem Klagelaut taumelte sie dem Ausgang zu, — sie wollte sich der Greisin zu Füßen werfen, ihr sagen — ja, was konnte sie ihr sagen? Daß sie eine der vielen sei, welchen Bauer ein flüchtiges Interesse geschenkt? Mit versagenden Knien lehnte sie am Thürpfosten, und Thräne auf Thräne perlte unter den geschlossenen Wimpern hervor. Ach Gott, nur kein müdes Herz, — alles Andere wollte sie ja geduldig tragen!

Plötzlich schreckte sie auf. Wenn er nun durch die Mutter von ihr erfuhr, ihren Aufenthalt, würde er nicht sie aufzusuchen kommen, das alte Spiel, dem sie sich so ohne Widerstand hingegeben, zu erneuern? Und sie konnte ihm nicht gleichmutig entgegen treten, nicht einmal im festen Vertrauen auf die eigene Standhaftigkeit, — nein — nein, jede Faser strebte ihm entgegen, — ein Wiedersehen machte sie in Wahrheit zu jener Paria, deren bitteres Los sie schon gekostet, und in Todesangst begann sie ihre Habseligkeiten zu packen. Fort — fort, — nur die Ferne konnte ihren höchsten Schatz bewahren, ihre Selbstachtung, — es gab keine andere Wahl für sie. — —

Endlich hatte Frau Bauer ihren Besuch bei der redseligen Röttger beendet und kopfschüttelnd, mit sorgenvoller Miene stieg sie die Treppe hinunter. Da

legte sich wieder einmal eine schwere Sorge auf ihr Herz. Wollten denn die Geschichten mit den Frauensleuten nie und nimmer bei ihrem Jungen aufhören? Ungewohnt eilig schritt sie nach dem Zimmer desselben, sich noch einmal von dem, was sie entdeckt zu haben glaubte, zu überzeugen.

Wie ein Dieb kam sie sich vor, als sie durch das matt erleuchtete Gemach zur Staffelei hinschritt, dort den Vorhang vom Herenbild zurück zu ziehen, das sie bisher nur so flüchtig betrachtet, trotzdem sie wußte, wie sehr es ihrem Jungen ans Herz gewachsen war. Meinte sie doch bisher, eine Komposition vor sich zu haben, — denn gerade die rote Narbe, diesen Verräter hatte sie im stillen als gar zu exzentrisches Phantasieprodukt belächelt und nun — wußte sie es doch ganz anders!

„Was thust du da, Mama?“ fragte Pauer's Stimme aus dem Hintergrunde des dämmrigen Raumes, wo er im dunklen Winkel am Kamin vor sich hingegeübelt hatte und so von ihr übersehen worden war, indem er sich erhob, eilig an ihre Seite zu treten.

Die alte Dame schrak wirklich wie ein ertappter Sünder zusammen, als sie von seiner Gegenwart erfuhr, und heftig riß sie die Bänder ihres Tüllhäubchens auseinander, als nähme die zierliche Schleife unter dem Kinn ihr jede Luft, dann aber nach sekundenlangem Nachdenken hob sie mutig das Antlitz zu ihm empor. „Du bist ein Schlingel, wie es mir scheint,“ sagte sie im zärtlichen Vorwurf, „aber es wäre nun doch wohl deine Pflicht, da sie der Mann mit dem Denzettel fortgejagt“ — und ernsthaft tippte sie mit dem Finger auf die Narbe des Herenkopfes — „ein wenig für ihren Unterhalt zu sorgen. Sie hält das Arbeiten so nicht lange aus bei der Sorge um den Bissen Brot, das sage ich dir!“

„Was sagst du da? Was weißt du von ihr?“ fragte er atemlos, während seine Hand wie mit eiserner Klammer den Arm der Greisin umspannte, als könnte sie ihm mit der Antwort entfliehen.

„Unvernünftiger Junge,“ schalt diese, seine Finger von sich ablösend. „Ich glaube, du zerbrichst noch die alte Mutter“ — „Nun ja doch“, gab sie auf seine wiederholte Frage zur Antwort, „ich bin ja heut bei ihr gewesen“ und mit unständlichen Worten berichtete sie ihm ihr Erlebnis und die Erzählung der Röttger, welche seinerzeit genauen Bescheid von der redseligen Selma erhalten. Dann, als sie geendet, zerrte sie ihn fast ängstlich am Rockknopf. Er war so still und blaß geworden. „Junge — Junge, nimm's dir nicht so zu Herzen, 's ist ja nur ein dummer Streich, — Euch Männern trägt das keiner nach!“

Langsam, schwer atmend hob er den Kopf, doch die Blicke wichen denen der Mutter aus; wenn sie ahnen könnte, was in seinem Innern vorging! Dann griff er nach seinem Hut. Neben ihm, fast Wand an Wand, kämpfte sie flaglos mit der Not, und zitternden Herzens eilte er aus dem Zimmer, zu ihr, — die bestürzte Mutter in schlimmer Unruhe zurücklassend; was hätte er ihr auch sagen können, wo er selbst kaum Bescheid über seine Stimmung wußte?

Windschnell überwand er die vielen Stiegen im Nebenhause! Ungeachtet seiner fliegenden Brust pochte er ohne Zeitverlust an der niedrigen Thür, die den

Namen von Regina's Stubenwirthin trug, und kaum daß er ihr „herein“ abgewartet, betrat er das Zimmer der alten Röttger.

Regina war fort, ausgezogen mit all' ihren Sachen! Fassungslos starrte Bauer auf die kleine Alte nieder, die ihm geschwätzig von allem berichtete, was sich heut ereignet hatte. That es doch Frau Röttger so wohl, sich diese Aufregung vom Halse zu schaffen, die sie schon ganz krank gemacht. „Gott im Himmel, wenn sie sich in ihrer Bedrängnis nur nicht das Leben nimmt,“ warf sie zum so und sovielten Male dazwischen.

Wie im Traum folgte er ihr hinüber in das von Regina verlassene Zimmer; während er sich noch einmal wiederholen ließ, was er doch schon gehört, blickte er in dem kleinen Raum umher, der in seiner Öde und Einsamkeit so furchtbar dürftig erschien. Und hier hatte sie um das tägliche Brot gerungen, vielleicht mit tausend Thränen der Sehnsucht nach ihm, wo nur ein Wink ihres Fingers ihn zu ihren Füßen rief, ihn mit allem, was sein war, und eine dunkle Blutwelle stieg eilig in seinen Schläfen empor. „O reines Weib,“ dachte er fast andächtig, — er hätte seine Hände betend wie zur Madonna zu ihr aufheben mögen.

Jetzt galt es vor allem, sie zu finden! Nun, da er ihren Namen kannte, sollte sie sich nicht mehr länger in Entbehrung und Jammer vor ihm verbergen, — das thörichte Kind, meinte es denn, wie eine Maus in der Erde verschwinden zu können? Da er erst einen Entschluß gefaßt, hob er wieder mutvoll den Kopf, — er wollte sie haschen — halten, — sie sollte ihm nicht ein zweites Mal mehr aus seinen Armen gleiten! Niemals mehr! —

Die alte Röttger hatte im Verlauf dieses Zusammenseins einen ganz eigenen Begriff von ihrem Gast erhalten, — du lieber Gott, die Künstler pflegen freilich alle ein wenig wirr im Oberstübchen zu sein, doch daß auch der Sohn der geraden, praktischen Nachbarin so aus der Art schlagen könne, das hätte sie nicht gedacht und immer mehr retirierte sie nach der Thür, als er schweigend von einem Möbel zum anderen schritt, zärtlich darüber hin zu streichen, und sie atmete wirklich erleichtert auf, als sie Männertritte auf dem Flur vernahm, somit einen triftigen Grund fand, das Zimmer zu verlassen.

Draußen stand ein Bote Ebeling's mit einem Brief für Frau Regina, doch sie konnte ihm eben so wenig Bescheid geben wie Bauer, und unverrichteter Sache mußte auch er heimkehren.

Dieser scheinbar gleichgiltige Vorgang hatte dennoch auf Bauer einen augenscheinlich frohen Eindruck hervorgebracht. Keinem andern als Ebeling, ihrem Sachwalter, konnte früher ihr jetziger Aufenthalt bekannt werden, — die Scheidung zwang sie ja mit diesem in Verbindung zu bleiben, und so schnell als möglich sprang er die Treppe hinab, sich in einen Wagen zu werfen, um ihn aufzusuchen. Er hätte ja die ganze Welt um Hilfe und Beistand anrufen mögen, warum sollte er sich um der alten Zeit willen, die so weit, weit hinter ihm lag, von Ebeling fern halten, und allen Groll gegen den „Schwäzger“ vergessend, strebte er ihm mit den freudigsten Erwartungen entgegen.

Er fand den jungen Rechtsanwalt im Begriff, sein Bureau zu verlassen. Ebeling war jetzt sehr, sehr pünktlich, und auch die interessanteste Sache hätte ihn nicht gelockt, den Schluß der Geschäftsstunden, somit das Wiedersehen mit seiner süßen Braut, hinaus zu schieben, wie viel weniger ein Besuch Bauer's, gegen den er nur tiefen Groll empfand. Fast widerwillig, den Hut in der Hand, folgte er ihm daher ins Zimmer zurück. „Mit was kann ich dienen, Herr Doktor?“

„Wo ist Frau Amtsrichter Mielle?“ war auch schon die unmittelbare Erwiderung Bauer's

„Ich denke, das müßten Sie am besten wissen?“

Fast mitleidig blickte dieser zum Rechtsanwalt nieder. „Ich wünschte, ich wäre ihr das, was Sie anzunehmen scheinen, dann hätte sie doch einen Ort, wo sie das müde Köpfchen niederlegen dürfte! O Ebeling — besudeln Sie nicht das Weib mit Ihrem schmutzigen Verdacht, — wir beide sind nicht wert, den Zipfel ihres Gewandes zu küssen!“

Der Rechtsanwalt wollte aufbrausen, doch die letzten, in tiefster Innigkeit gesprochenen Worte ließen ihn betroffen zurückweichen. „Das sagen Sie, Bauer?“

„Gottlob, daß ich es sagen kann, — ja, sie hat mir den Glauben an Unschuld und Tugend des Weibes zurückgegeben. Auf meinen Knien möchte ich es ihr danken!“

Wie sich besinnend, legte Ebeling die Hand an die Stirn, — hatte er wirklich recht gehört? „So ist also die Scheidung ein Narrenspiel?“ fuhr er auf „ein unseliges Mißverständnis, das ich aufklären muß!“

„Um sein Leben sorgen zu müssen, ein Mißverständnis? Ebeling, haben Sie denn die Wunde nicht gesehen, welche die rohe Hand des Gatten Regina schlug?“ und als er aus der Miene Ebeling's entnehmen mußte, wie dieser ihn in Unkenntnis der Thatsache nicht verstand, sprach er ihm von allem, was bis zu seinen Ohren gedrungen. „Ich segne jenen Tag, der ihre unwürdigen Fesseln löste, der sie mir erreichbar machte!“

Erschüttert, fassungslos stützte Ebeling den Kopf in die Hände: „Wie kann ich wieder gut machen, was ich ihr angethan! O Bauer, Sie wissen nicht, welchen Schimpf ich ihr ins Gesicht geschleudert.“

Doch das triumphierende Leuchten auf Bauer's Antlitz wollte auch jetzt nicht mehr weichen. „Was weiß ein Engel wie sie von Unversöhnlichkeit?“ —

Es war hohe Zeit gewesen, daß Ebeling Mielle in seiner wahren Gestalt kennen gelernt, denn schon wenige Tage später kam dieser mit allen Zeichen lebhaftester Erregung zu ihm. Die Novelle seiner Frau, welche inzwischen in der Revue im Druck erschienen, rief einen wahren Sturm des Entzückens hervor, weit über die Grenzen des gewöhnlichen Lesepublikums hinaus, und alle Kollegen, unbekannt mit den inzwischen abgepielten Ereignissen, gratulierten ihm, der vollständig konsterniert vor den Thatsachen stand. Das Hühnlein mit den goldenen Eiern war in seiner Gewalt gewesen, und er hatte es fliegen lassen! Doch nein, noch war es nicht ganz aus dem Bereich seines Armes, und unter lebhaften Beteuerungen

seiner Liebe für die angebetete Frau erklärte er es für eine Unmöglichkeit, sich von ihr zu trennen!

„Ich bitte dich, Ebeling, — die Frauen sind so leicht zu leiten! Sage ihr, daß die Scheidung nicht angängig sei, aus diesen oder jenen Gründen, unbekannt mit dem Gesetz wird sie es glauben müssen und sich in ihr unabänderliches Schicksal finden —“

„Und jene Wunde auf der Stirn wird verheilen, nicht wahr?“ fragte Ebeling verächtlich — nun hatte er ganz die Erbärmlichkeit dieses Mannes kennen gelernt. „Aber Mielle, ich glaube, daß du dich verrechnet hast. Welche Frau wüßte heutzutage nichts von jenem Paragraphen im Gesetzbuch, der von roher Mißhandlung zwischen Eheleuten spricht und ihren Folgen?“

„So hat sie geschwaht? Erbärmliches Geschöpf, das sein Wort brach!“ stieß Mielle mit kläglichem Pathos hervor, tief zu Boden geschmettert von dieser plötzlichen Wendung der Dinge.

„Du irrst dich! Ihr Mund hat geschwiegen selbst auf Kosten von Glück und Ehre, aber nicht die Wunde selbst und euer Diensthote! Ich rate dir, Mielle,“ fuhr Ebeling drohenden Tones fort, — „dich in früherer Bereitwilligkeit zu zeigen, sonst werde ich für deine Frau sprechen!“ — — — —

Wie der Dzean war die Riesenstadt über Regina zusammengeschlagen, und oft fragte sich Bauer in schmerzlicher Sorge, ob sie ganz der Residenz den Rücken zugekehrt habe, fried- und freudlos hinaus ins weite Reich gepilgert sei, da alle Bemühungen der Männer, sie aufzufinden, vergebliche waren, selbst die bis zur äußersten Grenze einer unbescholtenen Dame gegenüber anzuwendende polizeiliche Nachforschung! Eine simple Frau Müller ist nicht leicht unter den tausenden ihrer Namensschwester herauszufinden, wenn — sie sich verbergen will! —

Ihre Scheidungsangelegenheit war inzwischen fortgeschritten, dem Abschluß nahe, — auch ohne ihre Gegenwart, hatte Ebeling doch ihre Vollmacht in Händen. — Aber letzterer sah diese Wendung der Dinge nur zu ungern, so bequem sie einem andern auch gewesen wäre, die Schuld gegen Regina lag schwer auf seinem ehrlichen Sinn; bis er nicht ihre Verzeihung hatte, fand er selbst an der Seite seiner Braut keine Ruhe.

Doch die junge Frau erschien wie weggeweht aus ihrem Gesichtskreise, und die einzige Spur, die der rastlose Bauer im Lauf der nächsten Wochen fand, war nicht geeignet, seine sorgenvolle, sehnsüchtige Unruhe zu beschwichtigen. Er entdeckte in einer der größeren Zeitungen einen Roman Regina's, reizvoll durch und durch, wenn auch das Glück des Einzelnen allzusehr der allgemeinen Lebensforderung unterworfen schien, und es gelang ihm, in Erfahrung zu bringen, daß ein Agent ihn dem Blatte angeboten, und zwar der Leiter eines litterarischen Bureaus, der berüchtigt war, die in der Lesewelt meist noch unbekanntem Autoren, welche sich an ihn wendeten, wie eine Zitrone auszupressen, ohne ihnen nennenswerte Honorare zu zahlen. Der Anfänger mußte ja froh sein, sich nur gedruckt zu sehen! — In solche Hände war nun Regina, geschäftlich gänzlich uner-

fahren, gefallen, — die Arme brauchte ja Geld, ihren Hunger zu stillen, konnte es ihn wundern, daß sie nach jedem Gebot gegriffen?

Bergeblich suchte Bauer den Mann zum Sprechen zu bringen, dieser hatte augenscheinlich schwerwiegende Gründe, das Regina gelobte Schweigen inne zu halten. Die Werke der schüchternen Frau sollten ihm ja zur Goldgrube werden, deren Ausbeute er keinem andern übergeben wollte, so lange es in seiner Macht stand!

Ratlos stand Bauer endlich von dieser Art Nachforschungen ab. Aber hatte er diese schwere Sorge Tag und Nacht, diese riesengroß anwachsende Sehnsucht nach der geliebten Frau nicht reichlich verdient? Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, sie zu finden, aber es konnte ihm nur auf einem anderen Wege gelingen als dem bisher betretenen, das sah er ein, und nur dem einen nachgrübelnd, verbrachte er die nächsten Tage, bis er endlich — gefunden zu haben meinte! — —

Der Mai brachte den kunstliebenden Kreisen der Hauptstadt eine ganz besondere Überraschung in Gestalt roter, mächtiger Zettel an allen Sitzsaßsäulen, die in riesenhaften Lettern reklamehaft dem Publikum die während dreier Tage stattfindende Separat-Ausstellung eines Bildes verkündeten, „der Here“ von Dr. Bauer, dem gefeierten Schriftsteller, dessen Meisterschaft auch auf diesem Gebiete bisher nur den Intimen bekannt gewesen. Alle Zeitungen brachten schwungvolle Vorbesprechungen, — Bauer hatte allen ihm zu Gebote stehenden Apparat aufgeboten, die Kunde von diesem Gemälde wie mit Posaunenstößen in die Welt hinaus zu schmettern, — konnte Regina teilnahmslos an ihrer Schöpfung vorübergehen?

Wenn sie es zu besehen kam, wie er mit glühender Sehnsucht hoffte, so durfte er sie nicht zu der Zeit erwarten, wo die schaulustige Menge sich vor dem Bilde drängte, — heimlich, ungestört würde sie es wieder zu sehen suchen, früh am Morgen, wenn es den Beschauer noch in den Federn hält, oder Amt und Wirtschaft ihm keine Zeit läßt, und in Anbetracht dieser Folgerung setzte er die Eröffnung zu ungewöhnlich früher Morgenstunde an.

In einem, dem Ausstellungsgemach benachbarten Zimmer hielt er sich auf, um durch die Glashür mit steigender Erregung die Eintretenden zu mustern, doch die beiden ersten Tage vergingen ohne Regina's Besuch. Wenn auch dieses Mittel fehlschlug?

Hielt sich Regina noch in der Stadt auf, so mußte sie die schon seit Wochen aushängenden Ankündigungen des Bildes gelesen haben, — sie konnten nicht spurlos an ihr vorübergegangen sein. Vielleicht tobte aber ein harter Kampf zwischen Vorsicht und heißem Verlangen in ihr, und siegte das letztere, so blieb ihr nur noch der dritte Tag. Wenn aber die Vorsicht triumphierte oder gar die — Gleichgültigkeit? Hatte Regina das Band zwischen ihnen zerrissen, schauderte die Keine lebend vor ihm zurück? Schlaflos verbrachte er die Nacht mit jener immer wiederkehrenden Frage, wie er weiter leben sollte ohne sie, und die ernstesten, schweren Gedanken wichen nicht von ihm, die mit eisernem Griff so manches knickten, was sich in seinem Innenleben auf Kosten des Guten üppig

breit gemacht. „Ein neues Leben“, gelobte er nur immer wieder, — wie könnte es auch anders möglich sein, wurde Regina die Seine? — —

Ehe noch der Beamte am nächsten Morgen den Ausstellungsraum geöffnet, stieg er auch schon blaß und übernächtigt die Stiege empor. Alle frohe Zuversicht früherer Zeit war dem verwöhnten Liebling der Frauen abhanden gekommen, und schwer ließ er sich in den Sessel hinter der Thür sinken. Zu was er noch diesen Posten behauptete, Regina würde nimmermehr kommen, sie mußte ihn ja verabscheuen, und mutlos ließ er seine Stirn in die Hand sinken!

Ein leiser, banger Seufzer schreckte ihn aus seinem verzagten Hinbrüten empor, und mit weitgeöffneten Augen erhob er sich langsam von seinem Sitz. Träumte er oder stand dort wirklich die Heißgeliebte? Doch der Ruf, der ihm Gewißheit verschaffen sollte, fand nicht den Weg über die Lippen, fast taumelnd vermochte er nur in die Thüröffnung zu treten, mit flehender Bitte in den Augen.

Tief erschreckt hatte sich die junge Frau nach der Störung umgeblickt, als sie sich aber plötzlich Bauer gegenüber sah, preßte sie fassungslos die Hände vor das Antlitz. Großer Gott, wie sollte sie vor diesen heißgeliebten, heißbegehrten Augen bestehen?

„Regina, warum hast du dich und mich so unsäglich gequält? Mußte dich erst dein Ebenbild zu mir locken?“

Langsam, kraftlos glitten die Arme an ihrem Körper nieder, und ein dunkler Blick streifte das Gemälde. „Erst die Narbe auf der Stirn hat mir das verraten,“ stammelte sie, „ich wußte nichts von jener Ähnlichkeit. Eine Here,“ nickte sie dann, — „so lange sahst du schon in mir jene Verworfene, die sich bewußt in ihr Verderben stürzt, während ich doch blind, ahnungslos am Abgrund hinschritt! Gott weiß es, daß ich die unselige Liebe in mir nicht ahnte, bis es zu spät war,“ stieß sie in jähem Aufschrei hervor, — „nun reißt sie mich mit sich fort, unhaltbar, in die glühende Pein, aus der es kein Entrinnen giebt, keine Rettung!“

„Nicht so, Regina,“ forderte Bauer, mit schnellen Schritten an ihre Seite eilend, sie ungestüm zu umfassen. „Schmähe nicht den Wunderbrunnen, aus dem ich Heilung schöpfte. Ach Kind, was hat deine Liebe aus mir gemacht, nach der ich wie ein Verschnittener durste. Regina, Geliebte, was ist mir noch das Leben ohne dich? Ich kann dich nicht mehr lassen, nicht in alle Ewigkeit!“

Zäh warf sich ihr schlanker Körper, durch den ein Beben zog, zurück, und sekundenlang, ohne mit den Wimpern zu zucken, starrte sie ihm in die Augen. „Ulrich, Ulrich,“ hauchte sie im verzweifeltsten Kampf ihrer Seele, dann plötzlich schlang sie die Arme um seinen Hals. „Mag sich Gott meiner erbarmen, ich kann nicht anders! Ginge es auch in den Tod, in die Hölle, — ich bin dein!“

Tiefererschüttert preßte er sie an sich. „Ich bin dieser Liebe nicht wert,“ flüsterte er mit ersticker Stimme, und ein heller Tropfen blinkte in den dunklen



Augen, dann richtete er sich straff empor. „Ein neues Leben, das nichts gemein haben soll mit dem Reiche der Finsternis“ rief er in hellem Jubel. „Kann es denn einem anderen Ziel zustreben als dem in lichten Höhen, wo ein gnädiger Gott Erbarmen übt, da du mich geleitest, mein guter Geist?“



## Auch ein Wort über Telepathie.

Von

Ludwig Büchner.

In dem Januarheft Ihrer geschätzten Zeitschrift bringen Sie einen Aufsatz über „das Geheimnis der Telepathie und die moderne Naturwissenschaft“ von Camille Flammarion, in welchem zwei Dinge in Konnex oder Verbindung gebracht werden, welche nach der Ansicht des Verfassers dieses Aufsatzes den diametralsten Gegensatz bilden, nämlich Wunderglaube und Wissenschaft. Herr Flammarion glaubt an eine „sinnliche Wahrnehmung von Dingen und Ereignissen aus weiter Ferne,“ während die Wissenschaft es für absolut unmöglich erklären muß, daß eine sinnliche Wahrnehmung außerhalb des natürlichen Bereichs der Sinne stattfinden könne. Niemand kann dasjenige sehen, was seinem Gesichtskreise entzückt ist, oder einen Schall hören, dessen Luftwellen nicht sein Gehörorgan erreichen oder in Schwingung versetzen, oder eine Blume riechen, deren Dünste nicht mit seiner Nasenschleimhaut in Berührung kommen, oder einen gut verschlossenen Brief lesen oder Personen sehen, welche nicht da sind, außer durch Erregung der Einbildungskraft, oder seine Gedanken andern mitteilen ohne jedwede sinnliche Vermittlung u. s. w. u. s. w. Dieses sind Wahrheiten oder Erfahrungsthatsachen so alltäglicher Natur, daß eigentlich kein Mensch im Ernste daran zweifeln kann, und daß unser ganzes gesellschaftliches Leben darauf basiert ist. Wer würde es wagen, etwas zu thun oder zu reden oder zu denken, was andere nicht sehen oder hören oder wissen sollen, wenn er voraussetzen müßte, daß es Menschen gäbe, welchen eine Gabe verliehen ist, die man sonst nur Gott zuzuschreiben pflegt, nämlich in das Verborgene oder in die Tiefen des Herzens oder des Geistes zu sehen? Oder warum vertrauen wir die wichtigsten Geheimnisse unseren Briefen an, wenn wir nicht sicher wüßten, daß sie niemand lesen kann außer nach gewaltsamem Erbrechen? Oder wer würde sich in seinen Entschlüssen noch sicher glauben, wenn er befürchten müßte, daß er durch psychische Einwirkung eines Dritten aus der Ferne und ohne eignes Zuthun nach Belieben in seinen Gedanken, Empfindungen oder Handlungen bestimmt werden könnte? Oder wer würde es wagen, ein wichtiges Geheimnis zu bewahren, wenn er Gefahr laufen müßte, daß ihn eines schönen Tages ein sogenannter Gedankenleser überraschen und seine geheimsten Gedanken von seiner Stirn ablesen würde? Wie, sagt

schon Baid, der berühmte Entdecker des Hypnotismus, wie kann man glauben, daß ein Sehen in die Ferne stattfinden könne, wenn schon ein einfacher Bogen Papier, den man zwischen das Auge der Hellseherin und die zu lesenden Schriftzeichen bringt, hinreicht, um ihr das Lesen unmöglich zu machen? Es ist, so fährt er weiter fort, eine Beleidigung des gesunden Menschenverstandes, so etwas für möglich zu halten. Unsere ganze gesellschaftliche Ordnung müßte auf das tiefste erschüttert werden, wenn es dennoch möglich wäre, und wenn die bekannten Kunststücke der gewerbsmäßigen Magnetiseure, Spiritisten und Gedankenleser auf etwas Anderem als auf Geschicklichkeit oder auf natürlichen Vorgängen und Zusammenhängen beruhen würden. In der That haben denn auch alle ernsthaften Prüfungen angeblicher Hellseherei ohne Ausnahme jedesmal zu negativen Resultaten geführt; und es konnte auch nicht ein einziger Fall einer übernatürlichen Fähigkeit oder eines Wahrnehmens außerhalb des natürlichen Bereichs der Sinne (mit Einschluß der durch Hypnose künstlich erzeugten Hyperästhesie oder übergroßer Empfindlichkeit einzelner Sinnesorgane) konstatiert werden — obgleich zahllose Versuche dieser Art gemacht und hohe Preise auf das Gelingen derselben gesetzt worden sind.

Die Erzählungen, welche Herr Flammarion in seinem in Rede stehenden Aufsatz mittheilt, unterscheiden sich in nichts von hunderten und tausenden ähnlicher Erzählungen, wie man sie in Wort und Schrift so häufig zu hören oder zu lesen bekommt. Sie sind nicht einmal alle authentisch, sondern rühren zum Teil aus dritter Hand her; auch befindet sich nicht eine einzige eigene Beobachtung darunter. Überdem sind es keine „Thatsachen“, wie sie der Herr Verfasser in sonderbarer Verkennung des Sachverhaltes nennt, sondern sie gehören samt und sonders in jenes reiche Gebiet von Ahnungen, Träumen, Gesichten, Geister- und Gespenster-Erscheinungen, welche sich alle auf subjektivem Boden oder auf dem Boden einer überreizten oder krankhaft erregten Phantasie einzelner Personen bewegen. Anfangs oder im Grunde sehr unbestimmt oder formlos, pflegen sie erst in der Erinnerung und bei öfter wiederholter Erzählung eine solche feste Gestalt anzunehmen, welche dem Erzählten den Anschein der Wirklichkeit verleiht, und welche den Erzähler selbst daran glauben läßt. Endlich passen sie im Grunde gar nicht recht unter die Rubrik oder Aufschrift, welche ihnen Herr Flammarion als Beweise f. g. „Telepathie“ gegeben hat. Unter Telepathie (wenigstens im engeren Sinne) versteht man unsres Wissens nicht das Hellsehen oder die Clairvoyance, auch nicht Gesichte und Geister-Erscheinungen, sondern eine „Fernwirkung des Denkens“ oder dasjenige, was die gewerbsmäßigen Magnetiseure als f. g. „Magnetisieren aus der Ferne“ bezeichnen und was die französischen Gelehrten neuerdings als Suggestion mentale (geistige Suggestion oder Einflüsterung) unter eine mehr wissenschaftliche Rubrik gebracht haben. Das Magnetisieren aus der Ferne ist eine geistige Einwirkung eines angeblich mit einer besonderen magnetischen Kraft ausgestatteten Experimentators auf das Vorstellungs- und Empfindungsleben entfernter, aber mit dem letzteren in f. g. „magnetischem Rapport“ stehender Personen — so daß diese Personen z. B. einschlafen oder eine bestimmte Em-

pfung haben oder gewisse Bewegungen oder Handlungen ausführen müssen, wenn es der Magnetiseur wünscht oder will, ohne daß irgend eine weitere Berührung oder Verständigung zwischen beiden stattgefunden hätte. Dieses ist also eine Telepathie oder (wörtlich übersetzt) eine Fern-Empfindung oder ein aus der Ferne veranlaßter leidender Zustand im eigentlichen Sinne des erst neuerdings in Mode gekommenen Worts. Da nun der „magnetische Rapport“ physiologischerseits längst in das Gebiet der Märchen verwiesen ist, so müssen wir uns nach einer andern Erklärung für derartige Erscheinungen umsehen — vorausgesetzt, daß sie als solche wirklich als vorhanden angenommen werden müssen. Diese Erklärung liefert uns der hypnotische Zustand und die soeben erwähnte geistige Suggestion oder Gedanken-Übertragung aus der Ferne, welche gewissermaßen als die höchste Stufe der Suggestion überhaupt angesehen werden kann. Die gewerbsmäßigen Magnetiseure halten diese Art der Suggestion für sehr gewöhnlich und erklären sie, wie gesagt, durch den magnetischen Rapport, in welchem sie angeblich zu den von ihnen dressierten oder trainierten Subjekten stehen, während ernste Forscher behaupten, daß dieselbe sehr selten und nur bei sehr disponierten Subjekten, auch nur nach langer hypnotischer Vorbereitung, welche dem Subjekt den festen Glauben an das Bestehen eines geheimnisvollen, geistigen Rapports mit dem Experimentator beibringen, zu beobachten sei. Auch geben sie zu, daß selbst unter solchen Umständen das Mißlingen derartiger Experimente die Regel, und daß nur in einer kleinen Anzahl von Fällen auf einen mehr oder weniger deutlichen Erfolg zu rechnen sei.

Selbstverständlich streitet die Annahme einer Gedanken-Übertragung ohne weitere Vermittlung als durch den Gedanken selbst — einerlei ob im hypnotischen oder nicht-hypnotischen Zustand — so sehr gegen alle Wissenschaft und Erfahrung, daß man dieselbe ohne die Möglichkeit einer natürlichen Erklärung wissenschaftlicherseits gar nicht in Betracht zu ziehen nötig haben würde und alle derartigen Beobachtungen ohne weiteres in das Gebiet absichtlicher oder unabsichtlicher Täuschungen oder Zufälligkeiten verweisen könnte. Denn die von mancher Seite versuchte Zuhilfenahme der Elektrizität erklärt in dieser Sache gar nichts und kann nur von Leuten versucht werden, welche weder hinreichende physikalische noch hinreichende physiologische Kenntnisse besitzen. Die wirkliche Erklärung ist viel einfacher und weniger weit herzuholen.

Vor allem muß hierbei die bereits erwähnte Hyperästhesie oder gesteigerte Empfindlichkeit einzelner Sinnesorgane bei den somnambulen oder hypnotisierten Personen in Rechnung gezogen werden. Dieser Umstand macht es den genannten Personen möglich, Dinge, Geräusche oder äußere Zeichen wahrzunehmen, die zwar den Umstehenden oder der Umgebung verborgen bleiben, aber für den gesteigerten Empfindungszustand des Subjekts bemerkbar sind. Das Subjekt selbst hat davon keine klare Erkenntnis, kein wachendes Bewußtsein und daher auch keine Absicht zu simulieren; es fühlt oder empfindet, ohne zu wissen wie? Übrigens ist eine solche Gefühlssteigerung durchaus nichts Abnormes oder Unnatürliches und lehnt sich an längst bekannte Erscheinungen an. Man denke nur an die bekannte

Steigerung der Perceptionsfähigkeit des Tactgefühls bei Blinden oder an die Geschicklichkeit, mit welcher die Taubstummen die gesprochenen Worte von den Lippen der Sprecher, selbst unter den schwierigsten Umständen, ablesen oder auch ohne dieses die Gedanken ihres Gegenüber an den äußerlichen Zeichen der inneren Sprache erraten. Damit verbindet sich die wunderbare Steigerung des Gedächtnisses und der Aufmerksamkeit in hypnotischen Zuständen höheren Grades.

Das Subjekt ist also fähig, Zeichen oder Bewegungen des Magnetiseurs wahrzunehmen, welche so gering sind, daß sie anderen Personen entgehen. An solchen Zeichen fehlt es aber niemals, auch ohne daß die Absicht dazu bestünde. Man braucht sich nur an das Gedankenlesen zu erinnern, um zu erkennen, daß es keinen auf bestimmte Gegenstände gerichteten Gedanken giebt, der sich nicht durch gewisse Muskelbewegungen des Denkenden verraten würde, wenn diese Bewegungen auch noch so leise sind. Auch ist es physiologisch längst erwiesen, daß jedem psychischen Vorgang gewisse Veränderungen im Gefäßsystem entsprechen, welche von Änderungen der Gesichtsfarbe, der Temperatur, der Ausscheidung u. s. w. begleitet sind. Mit anderen Worten, es geht nichts in unserem Geiste vor sich, das nicht eine Änderung oder Mitleidenschaft der Substanz im Gefolge hätte, und niemand kann sagen, bis zu welchem Grade solche Änderungen für ein gesteigertes Empfindungsvermögen bemerkbar sind. Sind es nicht Bewegungen der Lippen, des Gesichtes, der Zunge, der Augen, der Glieder, welche zu Verrätern werden, so können die nur für das Ohr des Subjekts hörbaren Muskel- oder Bewegungsgeräusche die Verräter-Rolle übernehmen, wobei nicht zu vergessen ist, daß der Suggestant sich alle denkbare Mühe giebt, um den einwirkenden Gedanken in sich recht lebhaft werden zu lassen, und daß solches nicht ohne unwillkürliche oder wenigstens unabsichtliche Muskelanstrengungen und sogar nicht, wie man an sich selbst beobachten kann, ohne Vermehrung der Pulsschläge vor sich gehen kann. Es findet also ein unbewußter oder ungewollter Selbstverrat des Hypnotiseurs statt, und die auf solche Weise veranlaßten Geräusche können selbst dann zu Verrätern werden, wenn das Subjekt verbundene Augen hat oder dem Hypnotiseur den Rücken zugehrt.

Dazu kommt, daß bei derartigen Versuchen in der Regel nicht die unumgänglich nötige Vorsicht beobachtet, und daß eine der häufigsten Ursachen des Irrtums durch die mündliche, indirekte und unbeabsichtigte Suggestion gebildet wird. „Man muß wissen“, sagen Binet und Féré in ihrer ausgezeichneten, die reichen Erfahrungen auf der Charcot'schen Klinik in Paris verwertenden Schrift über tierischen Magnetismus, „daß gewisse hysterische, wenn sie einmal eingeschläfert sind, so sensible Subjekte werden und so fein reagieren, daß kein gesprochenes Wort oder keine noch so flüchtige Geberde ihnen entgeht. Sie sehen und hören alles und behalten es im Gedächtnis, wie vervollkommnete Registrierungs-Apparate. Es kann daher sehr leicht vorkommen, und es kommt in der That vor, daß der Operateur, welcher ein Resultat zu erhalten wünscht, das Subjekt durch einen Blick, ein Wort oder eine unvorsichtige Geberde auf den rechten Weg bringt,“ u. s. w.

Alles dieses ist um so leichter möglich, als, wie bereits bemerkt, die Versuche nur ausnahmsweise und nur bei solchen Personen gelingen, welche bereits hypnotisch erzogen oder öfter suggeriert worden sind und welche die dunkle Empfindung dessen haben, was mit ihnen geschehen soll und was wohl schon öfter mit ihnen geschehen ist. Gewohnheit und Erziehung wirken hier zusammen, um eine Art unbewußter geistiger Beziehung zwischen dem Subjekt und dem Operateur hervorzubringen, welche übrigens nicht dem letzteren spezifisch anhaftet, sondern sich auch bei jedem anderen Operateur, welcher in gleicher Weise verfährt, geltend machen kann.

Ganz besondere Vorsicht gebietet sich selbstverständlich bei den gewerbsmäßigen Magnetisirenden, welche die ihnen dienenden Subjekte in der Regel jahrelang dressieren oder trainieren und auf diese Weise in der That einen geistigen Rapport mit ihnen herstellen, der aber nicht magnetischer, sondern sehr natürlicher Art ist. Bis zu welchen geradezu wunderbaren und fast unbegreiflichen Leistungen ein solcher jahrelang geübter Rapport oder Verständigungs-Mechanismus mit Hilfe von Verständigungsmitteln, welche für die Umgebung vollständig unbemerkbar sind, getrieben werden kann, haben die in einer Reihe von Städten produzierten öffentlichen Vorstellungen eines Herrn Homes und seiner Frau, welche aus ihrer Kunst gar kein Geheimnis machten, zum höchsten Erstaunen aller Anwesenden gezeigt. Auch verstehen es jene Künstler, auf allerlei Weise ihren Subjekten den festen Glauben beizubringen, daß sie ganz in ihrer magnetischen Gewalt seien und unbedingt alles thun müßten, was man von ihnen verlangt, oder eine Art unbedingter und instinktiver geistiger Unterwerfung zu erzielen. Ja, sie kommen schließlich, wenn sie sehen, welche Gewalt sie über ihre Subjekte ausüben, unwillkürlich selbst zu dem Glauben oder zu der Überzeugung, daß ihnen eine wirkliche magnetische Kraft innewohne, und daß sie von derselben auch anderen Personen gegenüber Gebrauch machen könnten. Daher kann man, ohne falsch zu gehen, sagen, daß eine große Anzahl der von den Verteidigern des ehemaligen tierischen Magnetismus angeführten Thatsachen richtig, und daß nur ihre Interpretation im Sinne eines tierisch-magnetischen Rapports oder Fluidums unrichtig ist.

Wenn nun diese Gesichtspunkte richtig oder stichhaltig sind, so fällt der Unterschied zwischen mündlicher und geistiger Suggestion zugleich mit dem anscheinend Wunderbaren der letzteren ganz hinweg, und beide Arten von Suggestion gehen in einander über. In der That haben die wissenschaftlichen Verteidiger der geistigen Suggestion im Angesicht solcher und ähnlicher Erwägungen die Annahme der letzteren für alle solche Fälle, wo der Hypnotiseur in Gegenwart des Subjekts operiert, bereits aufgegeben und sich auf das Feld derjenigen Suggestionen zurückgezogen, welche aus weiter oder wenigstens räumlich vollständig getrennter Entfernung und ohne jeden Kontakt zwischen Operateur und Subjekt geschehen sollen. Eine solche Suggestion würde nun allerdings eine Telepathie im wahrsten und eigentlichsten Sinne des Wortes oder einen leiden, durch rein geistige Einwirkung einer entfernten Person verursachten Zustand des Subjekts darstellen und sie würde, wenn keine andere Erklärung möglich.

wäre, die Möglichkeit einer Gedankenübertragung von einer Person auf die andere ohne jede weitere Vermittelung als durch den Gedanken selbst außer Zweifel stellen. Die philosophischen Konsequenzen einer solchen Möglichkeit würden von ganz enormer Tragweite sein und einen unumstößlichen Beweis für die Richtigkeit der spiritualistischen Anschauung über das Verhältnis von Geist und Stoff liefern. Ich wage nicht zu sagen „von Kraft und Stoff“, da in der physikalischen Wissenschaft die Möglichkeit einer Kraftübertragung ohne Stoff oder ohne materielle Basis schon seit den Zeiten Newton's vollständig ausgeschlossen ist. Dem gegenüber würde die Gedankenübertragung durch den bloßen Gedanken beweisen, daß das Verhältnis von Geist und Stoff ein ganz anderes und demjenigen von Kraft und Stoff in keiner Weise vergleichbares oder ganz anderen Gesetzen unterworfenes ist. Der Geist würde als etwas von der Natur und ihren Gesetzen Abgetrenntes und Unabhängiges erscheinen, und die letzte Konsequenz würde ein gänzlich unvereinbarer und verwirrender Gegensatz zwischen dieser Erfahrung und tausend anderen Erfahrungen über die naturnotwendige Verbindung von Geist und Stoff sein.

Glücklicherweise ist die ganze Sache nicht so schlimm, wie sie auf den ersten Anblick aussieht; und wenn auch die Erscheinung selbst nicht ganz abzuleugnen ist, so ist sie doch überaus selten und kommt nur unter ganz besonderen Umständen vor, welche sich der wissenschaftlichen Bestimmtheit noch mehr oder weniger entziehen. Doch wird man nicht fehl gehen, wenn man die bis jetzt beobachteten (überdem in der Regel mehr oder weniger zweifelhaften) Vorkommnisse aus s. g. Autosuggestion oder Selbst-Hypnotisierung, Selbsteinflüsterung, erklärt. Man kann z. B. ein eingewöhntes oder hypnotisch erzogenes Subjekt sehr leicht aus der Ferne einschläfern, wenn dieses Subjekt weiß, daß in dem anstoßenden Zimmer ein Magnetiseur sich aufhält, mit dem dasselbe in magnetischem Rapport zu stehen glaubt, oder von dem es mit Recht voraussetzt, daß er auf dasselbe einzuwirken sucht. Der bloße Gedanke daran genügt, um die Wirkung eintreten zu lassen, und genügt um so mehr, je öfter solche Vorgänge sich bei einer und derselben Person wiederholen. Das Nämliche ist auch möglich bei noch viel weiteren Entfernungen, wie z. B. von einer Stadt zur andern, wenn das Subjekt den Tag und die Stunde kennt, in welcher die Operation vor sich gehen soll, oder wenn man die Subjekte durch Berührung von Gegenständen einschläfert, von welchen sie glauben, daß dieselben tierisch-magnetische Kraft besäßen oder mit dem magnetischen Fluidum geladen seien. Die ganze Erscheinung der Autosuggestion ist, wie es ja auch der Name besagt, eine rein subjektive und erklärt alle die vielen wahren und halb wahren Erzählungen der gewerbsmäßigen Magnetiseure über das „Magnetisiren aus der Ferne,“ welches bei ihren Produktionen eine so bedeutende und mit dem wahren Zusammenhang unbekanntere Personen so sehr verblüffende Rolle spielt. Ein eifriger Anhänger des Mesmerismus, Herr Morin, hat selbst in vielen Fällen konstatiert, daß es genügt, eine Somnambule glauben zu machen, sie würde aus der Ferne magnetisirt, um sie sofort in Schlaf verfallen zu lassen, während umgekehrt, wenn das Subjekt nicht wußte, daß sich der Magnetiseur in Gedanken mit ihm beschäftigte, alle noch so

heftigen Anstrengungen erfolglos blieben. „Man sieht,“ sagt Herr Morin, „daß ohne Einbildungskraft die magnetische Kraft im Stiche läßt; die Wirkung ist daher eine imaginäre.“ (A. S. Morin: *Du Magnetisme et des sciences occultes*, Paris 1860). Dieses zeigt sich auch darin, daß nach der Angabe zuverlässiger Beobachter die Versuche geistiger Suggestion oder der Fernwirkung durch den Gedanken im Zustand des Wachens oft noch besser gelingen als während des hypnotischen Schlafs. Wenn es z. B. einem Operateur gelingt, in Gesellschaft oder von einem anderen Zimmer oder selbst von der Straße aus wachende Personen, mit denen er in hypnotischen Beziehungen steht, geistig zu beeinflussen oder einzuschläfern oder dahin zu bringen, daß sie den Operateur bitten, er möge sie in Ruhe lassen, so kann dieses nur durch Autosuggestion oder Selbsthypnotisierung geschehen sein, d. h. durch die Einbildungskraft des Subjekts, welches entweder das Auge des Hypnotiseurs auf sich gerichtet sah oder aber seine Schritte hörte oder aus irgend einem noch so unbedeutenden Anzeichen auf seine Nähe schloß. Trotzdem sind die gelungenen und unzweifelhaften Versuche oder Vorkommnisse dieser Art, wie bereits bemerkt, so selten, daß man auch den Zufall zur Erklärung zu Hilfe nehmen kann, während, wenn eine wirkliche Telepathie möglich wäre, dieses jeder Zeit müßte demonstriert oder experimentiert werden können. Was und wie bedeutendes übrigens auf diesem Gebiete die Einbildungskraft zu leisten vermag, könnte an zahllosen, noch weit schlagenderen Beispielen aus Leben und Geschichte nachgewiesen werden. Wenn Luther auf der Wartburg in mitternächtiger Stunde den Teufel in leibhaftiger Gestalt vor sich sah und das Tintenfaß nach ihm warf, oder wenn in den abergläubischen Zeiten des Mittelalters dieser selbe Teufel von tausenden gesehen und nach seinem Aussehen genau beschrieben wurde, oder wenn in einer von Herenglauben ganz durchseuchten Zeit sonst ganz verständige Männer oder Frauen einen Eid darauf ablegten, daß sie diese oder jene Hexe auf einem Besenstiele durch die Luft hätten reiten oder mit dem Teufel Unzucht treiben sehen, oder wenn sich selbst noch in heutiger Zeit jeden Augenblick Leute finden lassen, welche bereit sind zu beschwören, daß sie die Mutter Gottes oder andere Heilige, wie z. B. die berühmte Heilige von Lourdes, in dieser oder jener Gewandung an diesem oder jenem Orte mit eignen Augen gesehen hätten — so sind dieses Wirkungen der Einbildungskraft, im Vergleich mit denen die Einbildungen der angeblich telepathisch beeinflussten Personen oder die Geistererscheinungen, von denen Herr Flammarion erzählt, reine Kinderspiele der Phantasie sind. Die Geschichte des Teufels, der Hexerei, der Besessenheit, der dämoniakalischen Epidemien oder der suggerierten Gesamthallucinationen, welche, wie Professor Bernheim treffend sagt, wie ein abscheulicher Alp auf den vergangenen Jahrhunderten lasten, zeigt deutlich, bis zu welchen haarsträubenden Verirrungen der menschliche Geist durch irregeleitete Phantasie gebracht werden kann. Rechnet man dazu das Heer der eingebildeten Krankheiten, die Wunderkuren, die religiösen Selbstpeinigungen, die durch Askese herbeigeführte Schmerzlosigkeit und so vieles dem Ähnliches, so darf uns auf diesem weiten Gebiete nichts anscheinend noch so Wunderbares in Erstaunen setzen. Wie weit in diesen Dingen die Macht des Geistes über den

Körper zu gehen im Stande ist, hat bereits Braid in seiner 1846 erschienenen ausgezeichneten Schrift über den Gegenstand an zahlreichen, von ihm selbst beobachteten Beispielen erläutert, unter Beifügung der vortrefflichen, aus eigener Erfahrung geschöpften Bemerkung: „Das Vergnügen, angeführt zu werden, ist ebenso groß wie das, anzuführen.“

Freilich hat Herr Flammarion Recht, wenn er sich darauf beruft, daß die menschliche Wissenschaft unvollkommen sei, und daß es „mehr Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, als sich unsere Schulweisheit träumen läßt.“ Nur dürfen diese Dinge nicht solche sein, welche mit allem, was uns Vernunft und Wissenschaft kennen gelehrt haben, mit anerkannten Naturgesetzen, mit unumstößlichen Wahrheiten in grellem Widerspruch stehen. Als der Tischrücken-Wahnsinn die meisten Menschen ergriffen hatte, dachte kein ernsthafter Gelehrter daran, seine Kräfte an eine wissenschaftliche Widerlegung dieses Unsinnns zu verschwenden; er wartete es einfach ab, bis die Zeit die Narren kuriert haben würde, weil er wußte, daß die ganze Sache eine naturgesetzliche Unmöglichkeit sei. Ebenso wenig dürfen Erzähler von Geistererscheinungen oder Gespenstergeschichten oder zu einer bestimmten Stunde eintreffenden Todesahnungen u. s. w. erwarten, daß man ihren Erzählungen Glauben schenken oder dieselben einer wissenschaftlichen Prüfung unterwerfen werde. Herr Flammarion beruft sich auf jene Erzählungen als „Thatsachen“; aber als Naturforscher wird und muß er ja sehr gut wissen, wie vieles fortwährend als Thatsache ausgegeben wird, was es nicht ist, und welche genaue und gewissenhafte Beobachtung und Prüfung durch vorurteilslose und der wissenschaftlichen Beobachtung fähige Personen dazu gehört, um eine wirkliche Thatsache als solche festzustellen. Wie sehr in dem blinden Glauben an angebliche Thatsachen nicht bloß von der großen Menge, sondern mitunter selbst von gebildeten oder gelehrten Leuten gesündigt wird, mag eine Erinnerung an die bekannte Anekdote des witzigen oder schalkhaften Lichtenberg lehren, welcher die Beantwortung der Frage, warum ein toter Fisch mehr wiege als ein lebendiger, öffentlich ausgeschrieben hatte. Es lief eine nicht geringe Menge von Antworten, worunter recht gelehrte Abhandlungen, ein, welche alle denkbaren Erklärungen versuchten, bis es einem weniger glaubensstarken Herrn einfiel zu untersuchen, ob denn die Thatsache als solche richtig stehe, und bis bei dieser Prüfung konstatiert wurde, daß ein toter Fisch gerade so viel wiegt wie ein lebendiger. In nicht unähnlicher Weise fordert oder verlangt Herr Flammarion wissenschaftliche Erklärungen für die angeblichen Thatsachen der Telepathie oder erwartet sie von der Zukunft, ehe bewiesen ist, daß solche Thatsachen wirklich existieren. Eine wirkliche wissenschaftliche Prüfung aber wird und muß die große Mehrzahl dieser angeblichen Thatsachen als nicht existierend herausstellen; und was den kleinen Rest betrifft, der alsdann noch übrig bleiben könnte, so erklärt er sich, wie bereits ausgeführt, auf eine sehr ungezwungene Weise aus einer Selbstthätigkeit des Geistes oder der Einbildungskraft der beeinflussten oder sonstwie geistig oder gemüthlich erregten Personen. Gewiß ist Herr Flammarion ganz in seinem Rechte, wenn er es eine Thorheit nennt, das zu leugnen, was man nicht erklären könne. Wollten



wir eine solche Thorheit begehen, so müßten wir unsere eigene Existenz leugnen, da wir dieselbe auch nicht erklären können. Noch niemand ist im Stande gewesen, das Verhältnis von Gehirn und Seele oder Körper und Geist zu erklären, obgleich dieses Verhältnis unzweifelhaft besteht. Ebenso wenig können wir das Wesen der Anziehungskraft und deren Fernwirkung oder des Magnetismus oder aller übrigen Naturkräfte und noch weniger das räthelhafte Wesen der Materie erklären — und tausende von ähnlichen Beispielen. Aber wir versuchen hier deshalb keine Erklärung, weil eine solche über unser wissenschaftliches Begriffsvermögen hinausgeht, während der Glaube an Ahnungen und Träume oder an Geister- und Gespenstererscheinungen gänzlich aus dem Rahmen wissenschaftlicher Beobachtung und Beurteilung heraustritt und daher auch keinen Anspruch auf jenes Beneficium wissenschaftlicher Unerklärbarkeit machen kann. Die Wirkungen gewisser Naturkräfte können jedem mit fünf Sinnen begabten Menschen jeden Augenblick ad oculos demonstriert werden; auch treten jene Wirkungen unter bestimmten Umständen jedesmal mit absoluter Sicherheit oder Unfehlbarkeit ein, während auf dem hier in Rede stehenden Gebiet von dem allem das Gegentheil der Fall ist, und während wir mit voller wissenschaftlicher Bestimmtheit die absolute Unmöglichkeit alles dessen behaupten dürfen, was gegen anerkannte Naturgesetze oder gegen die allgemeine Erfahrung streitet. Würde es jemals möglich sein, daß ein Gedankenleser einen abstrakten Gedanken, z. B. „Wissen ist Macht“ oder „Alle Menschen sind sterblich“ oder nur einen beliebigen gedachten Satz ohne Zuhilfenahme äußerer Zeichen von der Stirn eines Menschen ablesen würde, oder daß ein noch so kleines Stückchen Metall durch die bloße vereinte Gedankenwirkung oder Willenskraft noch so vieler versammelter Mesmeristen auch nur um eines Haares Breite, entgegen dem Gesetz der Schwere, von seiner Unterlage entfernt werden könnte, ohne daß eine mechanische Berührung stattgefunden hätte, oder daß eine hypnotische oder somnambule Person in Sprachen reden würde, welche sie nicht versteht oder niemals gehört hat, oder daß sie in die Ferne oder in die Zukunft sehen oder überhaupt Fähigkeiten entwickeln würde, welche ihr nicht natürlich sind (abgesehen von einer vorübergehenden Steigerung solcher Fähigkeiten), oder daß ein toter Mensch wiederkommen und in die von den Spiritisten behauptete Beziehung zu den Lebenden treten würde — und hundert von ähnlichen Dingen — so würde Verfasser dieses bereit sein, sofort alle seine philosophischen Überzeugungen abzuschwören und in das Lager der extremsten Spiritualisten überzugehen. Aber solches oder ähnliches kann und wird niemals geschehen, weil dadurch die ganze uns umgebende Weltordnung zerrissen oder zu nichte gemacht werden würde! Daß es im Weltenraume (oder auf anderen Weltkörpern), wie Herr Flammarion meint, noch andere Wesen giebt oder geben kann, welche mit mehr Sinnen und mehr Fähigkeiten begabt sind als wir, soll nicht geleugnet werden. Solches ist nicht bloß möglich, sondern sogar recht wahrscheinlich. Immerhin werden diese Wesen gerade so wie wir an jene allgemeinen Naturgesetze gebunden sein, welche uns hier beherrschen und welche durch den ganzen Weltraum, so weit er unserer Erkenntnis zugänglich ist, verbreitet und wirksam sind. Ob es aber in Regionen,

welche dieser Erkenntnis nicht zugänglich sind, andere Weltordnungen geben kann, wie die unfrige, ist — obgleich eine solche Annahme der Einheit der Natur widerspricht — eine Frage, welche von uns nicht beantwortet werden kann; und es ist daher ganz unzulässig, aus einer solchen Möglichkeit Analogien bezüglich unserer eigenen Existenz ziehen zu wollen. Im Gegentheil dürfte die Vermutung gerechtfertigt sein, daß es dort Wunder, d. h. Verstöße gegen die allgemeine Naturgesetzmäßigkeit und Naturordnung ebensowenig geben wird wie bei uns, und daß ein Durchbrechen jener unbefiegbaren Schranke, welche das Gesetz der Kausalität dem gesamten Dasein auferlegt, nirgendwo möglich ist. Herr Flammarion dürfte daher wohl vergeblich warten, wenn er auf eine andere wissenschaftliche Erklärung der von ihm berichteten Erscheinungen wartet, als diejenige ist, welche die Wissenschaft der Psychiatrie unter dem längst bekannten Kapitel der „Visionen“ und „Hallucinationen“ oder Sinnestäuschungen zu geben imstande ist.



## Der Beginn der Freiheitskriege.

Aus den Lebenserinnerungen des Feldmarschalls v. Boyen  
 von  
 Friedrich Rippold <sup>1)</sup>.

Angefangen den 18. März 1838.

Der Abschluß des Traktates mit Rußland und unsere Schild-Erhebung gegen Frankreich gaben nun auch unseren bis dahin nur mit Hemmnissen ausgeführten Rüstungs-Maßregeln einen neuen Schwung, man suchte sie so viel als möglich zu beschleunigen, konnte indeß die verlorne Zeit nicht einholen.

Es freut mich, hier sagen zu können, daß der König jetzt auch mit einem ihm eignen Gedanken hervortrat, der vielfach und günstig in die Stimmung der Zeit eingriff. Es war dieß die Stiftung des eisernen Kreuzes; ich habe den eigenhändigen ersten Entwurf des Königes sowie die von ihm mit Bleistift entworfene Zeichnung selbst in Händen gehabt.

Es war dieß in jeder Hinsicht ein glücklicher Gedanke: die Eigenthümlichkeit des gewählten Zeichens, welches von allen bisherigen Dekorationen abwich, das Metall, aus dem es bestand und das zugleich als Symbol der Zeit dienen konnte, die Form, die an die deutschen Ritter in Preußen erinnerte, vor Allem aber das gleiche Anrecht des Soldaten wie des Generals gaben diesem Schmuck einen Großen Werth und erzeugten bey dem allgemeinen Wunsch, ihn zu erwerben, mehr als eine kühne That.

<sup>1)</sup> Der Herausgeber hatte die Güte, uns vor Veröffentlichung des dritten Bandes der bez. Memoiren einen längeren Abschnitt zur ersten Publikation in der „Deutschen Revue“ zu überlassen. Die Orthographie des Feldmarschalls ist beibehalten worden. D. Red.

Auch wurde jetzt der General York, der bis dahin, wenn auch zuletzt nur noch pro forma, von seinem Commando suspendirt war, durch eine öffentliche Erklärung wiederum in Dienst-Thätigkeit gesetzt.

Daß ganz Deutschland, wenn wir schneller hätten vorrücken können, geneigt gewesen wäre, sich an die Gesinnungen des Preussischen Volkes anzuschließen, davon gab der am 10. März in Dresden ausgebrochene und von den Landes-Behörden nur mit Mühe beschwichtigte Volks-Aufstand einen deutlichen Beweis. Die von Davoust angeordnete Sprengung der Elbbrücke war die Veranlassung zu diesem Ausbruch, der indeß durch die allgemeine Abneigung gegen Frankreich schon längst im Stillen glimmte. Der Haß gegen Napoleon war wohl überall, wenigstens in Nord-Deutschland da, nur die kleinliche Länder-Zersplitterung, welche seit Jahrhunderten die Deutschen lähmt, hatte ihm die nachhaltige Kraft geraubt, um denselben so wie in Preußen mit selbstständiger Entschlossenheit zu einer National-Sache zu erheben. In Süd-Deutschland mag diese Stimmung nicht so günstig gewesen seyn, viele Regierungen, namentlich der dahmalige König von Württemberg, waren noch die erklärten Satrapen Napoleons, auch hatte in den Süddeutschen Contingenten die Ehren-Legion sehr häufig über die Deutsche Gesinnung gesiegt.

25. März 1838.

Eine anderweitige, recht wichtige Maaßregel war die von Scharnhorst schon seit Jahren vorbereitete und nun unter dem 15. März angeordnete Eintheilung des gesammten Preussischen Staates in 4 ziemlich unabhängig gestellte Provinzial-Gouvernements, zu deren besserer Erläuterung ich mir noch das Folgende hinzuzufügen erlaube. So vorzüglich auch die Kollegialische Einrichtung der Regierungs-Behörden in Preußen ist, die als eine der bedeutendsten Ursachen zu dem geordneten Entwicklungs-Gange dieses Staates bey näherer Prüfung erscheint und daher nach meiner Ansicht als ein ächt Nationales Institut fortdaurend beybehalten werden muß, so gilt dieses doch nur für die Zeit des Friedens; sobald es aber die Aussicht ist, daß eine Provinz der Kriegs-Schauplatz werden kann, muß die bisherige Kollegiale Regierung in eine Diktatur verwandelt werden: dieß wird bey einigem Nachdenken wohl jedem Unbefangenen einleuchten; die Krieges-Zeiten verlangen schnellen Entschluß, friedliche Tage dagegen langsam fortschreitende Überlegung. Zu dem kommt noch, daß unsere Provinzen größtentheils durch bedeutende Ströme gespalten sind, die an und für sich schon die Krieges-Kommunikationen erschweren, damahlen aber noch durch Festungen mit feindlicher Besatzung beherrscht wurden, so daß ein jedes der 4 General-Gouvernements in Militairischer Hinsicht eigentlich als eine Insel erschien. Jedem dieser Gouvernements wurde ein Militair- und ein Civil-Gouverneur vorgesetzt, die in allen allgemeinen Maaßregeln gemeinschaftlich handeln sollten, dazu aber einen sehr freyen Wirkungskreis erhielten. Das erste dieser Gouvernements bildeten alle rechts der Weichsel gelegenen Preussischen Länder, der Militair-Gouverneur wurde der wieder in Dienst getretene frühere Königliche General-Adjutant, General v. Zastrow, ein kluger, dem Geschäft wohl gewachsener Mann, und wenn die öffentliche Meinung

ihn auch beschuldigte, daß die Neigung, mit dem Winde zu seegeln, etwas stark bei ihm vorherrsche, so konnte dieß glücklicherweise hier keinen Einfluß üben, da jenes Gouvernement entfernt vom Krieges-Schauplatz lag, und Energische, auf eigene Verantwortlichkeit unternommene Maaßregeln hier nicht nöthig wurden. Der Civil-Gouverneur dagegen war der hier schon mehrmals Ehrevoll erwähnte ehemahlige Minister Graf Dohna, das Musterbild eines Patriotischen Mannes, der auch bey schnell eintretenden Gefahren, dieß bin ich überzeugt, die Vorsicht seines Kollegen belebt haben würde.

Das 2. Gouvernement wurde durch die zwischen der Weichsel und Oder belegenen Preussischen Lande gebildet. Der Militair-Gouverneur war der General Tauenzien, ein Sohn des aus dem Siebenjährigen Kriege ehrenvoll bekannten Vertheidigers von Breslau. Aus dem Väterlichen Hause hatte er Anhänglichkeit für das Vaterland und jenes kriegerische Ehrgefühl, welches die Männer des Siebenjährigen Krieges beseelte, mitgebracht. Da er aber als Page des Prinzen Heinrich erzogen, dann bey diesem Fürsten fortdaurend Adjutant gewesen war, so hatte sich neben der Kriegs-Natur auch eine Kammerherren-Natur mit ihren Genüssen bey ihm ausgebildet, die sehr häufig bey seinen höheren Pflichten zwar nachtheilig einwirkte, aber die bessere Richtung doch nicht ganz unterdrückte. Der Civil-Gouverneur war der wieder in Dienstthätigkeit getretene Staats-Minister Beyme, ein Patriotischer Mann mit Praktischem Blick, dem Raschen Handeln nicht abgeneigt.

Das 3. Gouvernement wurde durch alle Preussischen Länder zwischen der Oder und Elbe (mit Ausschluß von Schlesien) gebildet. Hier wurde der Militair-Gouverneur der General L'Estocq, ein zwar schon hochbejahrter, aber durchaus Patriotischer Mann, der mit Redlichem Willen jede ihm aufgegebenene Maaßregel auszuführen strebte und sich vor einen Kampf auf Tod und Leben nicht scheute; der Civil-Gouverneur war der Geheime Staats-Rath Sack, ein höchst achtenswerther und entschlossener Mann, der seit dem Tilsiter Frieden den Wunsch nach Krieg und dem Wieder-Gewinn seines Vaterlandes Westphalen in seiner Brust trug. Eine etwas poltrende Sprache und zuweilen auch rauhe Sitte entfernte ihm die höfischen Naturen, aber für jene Zeiten war es doch ein bemerkenswerther Mann.

Das 4. Gouvernement endlich bestand aus der Provinz Schlesien; hier war der Militair-Gouverneur der General Graf Gözen und der Civil-Gouverneur der wieder in Dienstthätigkeit getretene ehemahlige Finanz-Minister v. Altenstein. Gözen war ein unterrichteter, rechtschaffener Mann, ein Persöhnlicher Freund Scharnhorst's und der Sache des Vaterlandes mit Leib und Seele zugethan, allein seine schon lange daurende Kränklichkeit hatte seinen Physischen und Geistigen Willen bereits überwältiget, so daß bald nach der Übernahme der Geschäfte die Zügel seinen Matten Händen entfielen und er austreten mußte. Der Minister v. Altenstein war ein sehr gelehrter Mann, und wenn er auch die Reminiscenzen des Fränkischen Ritters in sich trug, so war er doch zu gebildet, um nicht die Nothwendigkeit, der Zeit nachzugeben, einzusehen, allein dadurch entstand bey

ihm ein immerwährendes Überlegen und Zaudern, so daß er selten etwas zur rechten Zeit zu Stande bringen konnte. Dieses Gouvernement leistete daher auch im Anfange am wenigsten, und wenn nicht vom Waffenstillstande ab Gneisenau und der damalige Regierungs-Präsident von Breslau, jetzige Oberpräsident Merkel, die Gouvernements-Geschäfte in die Hand genommen hätten, so würde eigentlich Alles in's Stocken gerathen seyn. Ich habe übrigens darum hier eine Charakteristik der Gouverneure zu geben versucht, weil diese einen bedeutenden Einfluß auf die Krieges-Leistungen der Provinzen äußerten.

Der 17. März brachte zwey sehr wichtige Verordnungen in's Leben, die Errichtung der Landwehr (nachdem der von den Ost-Preußischen Ständen vorgelegte Entwurf in einer für das Allgemeine passenden Form umgearbeitet war) und den Aufruf des Königes an sein Volk. Die herzliche Sprache, die in dem letzteren herrschte und sich glücklicherweise von dem Kauderwelsch-diplomatischen Styl, in dem derartige Veröffentlichungen sonst abgefaßt werden, entfernte, brachte einen sehr wohlthätigen Eindruck hervor und war ein neuer Beweis, daß da, wo die Regierungen den Völkern Vertrauen beweisen, diese es von ganzem Herzen erwidren.

28. März 1838.

Ein Witzwort von Gneisenau, welches durch eine anderweitig vorbereitete, aber glücklicherweise nicht zu Tage gekommene Proklamation erzeugt wurde, glaube ich hier noch einschalten zu können. Zu einer Krieges-Erklärung gegen Frankreich waren mehrere Entwürfe ausgearbeitet und dem Staats-Canzler vorgelegt worden, einer davon hatte den damaligen Geh. Legations-Rath, jetzigen Staats-Minister Ancillon zum Verfasser, der ihn selbst an einem Abende in einem Kleinen Kreise, zu dem Scharnhorst und Gneisenau gehörten, vorlesen sollte; die ganze Arbeit war, wie Alles, was ich von diesem berühmten Verfasser gelesen habe, reicher an Worten als an Gedanken, die er noch obenein mit seinem Prediger-Pathos vortrug. Scharnhorst, der zu jener Zeit außerordentlich viel arbeitete und schon einen sehr geschwächten Körper hatte, war zuletzt bey diesem Ewigen Wort-Geklingel eingeschlafen, und da sagte Gneisenau: „Ich stimme für die Arbeit des Herrn Geh. Legations-Rathes, denn sie wird unsere Feinde einschläfren.“

Den 15. März kam auch der Kaiser Alexander aus Kalisch zu einem Besuch nach Breslau, mit froher Begeisterung ward er von der Menge empfangen, und Alles huldigte dem Manne, der mit Schönen Körper-Formen und höchst lebenswürdigen Benehmen, welches im voraus schon die Menge für ihn einnehmen mußte, nun noch obenein als der Mann auftrat, der den Großen Impuls zur Befreyung Europas gegeben hatte. Auch verdiente Alexander diesen Lohn seiner Anstrengungen, da, wie man auch einzelne seiner Handlungen beurtheilen möge, er wahrhaft das Gute wollte und ein höchst menschenfreundliches Herz in seiner Brust trug. Diese Zusammenkunft, die indeß nur ein Paar Tage währte, vermehrte das Zusammenströmen der Fremden noch ganz außerordentlich, und unter diesen glaube ich vor allem die Ankunft des Alten Kur-Fürsten von Hessen, der seit seiner Landesverweisung in Prag gelebt hatte, als einer sehr auffallenden

äußeren Erscheinung jener Zeit erwähnen zu müssen. Seit dem Jahre 1806 waren in der Bekleidung und Einrichtung des Preussischen Heeres Große Veränderungen vorgenommen, die Alten langen Haarzöpfe waren dem kurz abgeschnittenen Haar gewichen, und der frühere, wenigstens bey den Älteren Generalen auskömmliche Rock hatte sich in eine eng anliegende Jacke mit ein Paar Taschenbeuteln verwandelt. Jung und Alt hatten wohl oder übel diese Neuen Einrichtungen angenommen, während der Kurfürst in den unveränderten Alten Formen auftrat und vor Allem seinen Haar-Zopf vorsorglich gepflegt hatte; er wandelte unter uns wie ein Bote aus dem Grabe. Der Kur-Fürst hatte eine Menge Zwecke bey dieser Reise, einmahl reklamirte er bey den Souverainen die Wieder-Einsetzung in seine Staaten, und das war auf seinem Stand-Punkt ziemlich natürlich, dann aber äußerte er ganz offen die Besorgniß, daß, da sein Sohn, der gegenwärtige Kur-Fürst, den Krieg als Freywilliger mitmachen wolle, ihm dieser wohl seine Lande wegschnappen könne, und spielte endlich den Gefränkten, daß man nicht ihm als Preussischem Feld-Marschall, sondern dem Blücher, der doch nur General der Cavallerie sey, das Commando gegeben habe. Da man alle diese Forderungen auf eine höfliche Art beseitigen wollte, so suchte man wenigstens seine Liebhabereyen zu befriedigen, und es mußte einen Vormittag vor dem Herrn Feld-Marschall ein Bataillon der Preussischen Garde exerziren. Der Kur-Fürst folgte diesen Elementar-Übungen mit einer unbeschreiblichen Aufmerksamkeit und sagte, als sie beendet waren, zu allen Umstehenden: „Nun hab' ich mich nach vielen Jahren wieder einmahl recht ergötzt.“

In einigem Gegensatz gegen die Wünsche des Kur-Fürsten stand die um diese Zeit erfolgte Errichtung einer deutschen Central-Commission, zu deren Präsidenten der Minister Stein ernannt wurde, und von der der Geh. Staats-Rath Schön und der Staats-Rath Rhediger Mitglieder waren. Sie sollte für die einstweilige Verwaltung der im Laufe der Operationen zu besetzenden Deutschen Länder sorgen und zugleich Entwürfe zur künftigen Vertheilung derselben, zur zweckmäßigen Gestaltung Deutschlands vorbereiten. Es war der Grund-Gedanke Stein's, daß nur die Staaten, die wenigstens eine Million Einwohner hatten, erhalten werden sollten, alle andern den Größeren Staaten zugetheilt und so mehr National-Kraft hervorgerufen werden müsse; dieß waren indeß Ansichten, mit denen man sich höchstens bis zum Beitritt Osterreichs beschäftigen konnte, denn von diesem Zeit-Punkte ab gewann die Rückkehr zu den Alten Formen, sie mochten sich gut oder schlecht bewiesen haben, immer mehr die Oberhand; denn Osterreich ist von jeher die Getreue Pflege-Mutter jedes alten Rostes oder Schimmels gewesen.

6. April 1838.

Eine erfreuliche Erscheinung des wiedererwachenden Geistes in Deutschland machte außer den aus allen Gegenden zuströmenden Freywilligen auch eine besondere Deputation aus Halle und dem Saal-Kreise, die, obgleich sie noch vom Feinde bedroht waren, dem Könige im Rahmen aller Einwohner ihre Huldigungen darbrachten, ohne indeß die Großen Besorgnisse, denen er sich trotz der allgemeinen

Begeisterung noch immer hingab, verschleichen zu können. Gleich nach der Rückkehr des Kaisers Alexander nach Kalisch gieng der König auf ein Paar Tage nach Berlin, wo eben das Corps des General York eingerückt war. Als ich einen der damahligen näheren Umgebungen des Königes um den Zweck dieser schleunigen Reise fragte, sagte mir dieser sehr wichtig: Ja! der König müsse hingehen, um die Soldaten, welche York, ganz vom Könige abwendig mache, wieder für sich zu gewinnen. Ich würde diesen Umstand nicht besonders erwähnen, wenn er nicht als ein Beweis diene, wie mitten in dem Ausbruch der höchsten Volks-Treue doch auch in gewissen Kreisen so Kleinlicher Verdacht nisten konnte. Weder bey dem General York noch irgend einem andren Preußen war auch nur die Spur eines dem Könige abgeneigten Gedankens. Alle hatten im Drange der Umstände, da der König keine Entscheidung gab, in dem Augenblick der Noth zugegriffen, um den König und mit ihm den Staat zu retten, während die durch die Hofluft entnervten Menschen hierin nichts als Rebellion und Verrath entdecken konnten oder wollten.

Gleich nach der Rückkehr des Königes aus Berlin gieng er auch den 2. April auf einen eben so kurzen Besuch nach Kalisch, um das Entgegenkommen Alexanders zu erwidren; dagegen wäre nichts einzuwenden gewesen, wenn nur nicht diese Reisen Zeit geraubt hätten und um ihrent willen der Anfang der Operationen immer weiter hinausgeschoben wäre.

Saxfeldt, der Außerordentliche Preußische Gesandte, verließ um diese Zeit auch Paris und brachte dem Könige ein eigenhändiges schmeichlendes Schreiben Napoleons; hätte dieser einige Wochen früher sich zu einem derartigen Schritte entschlossen, so würde die wankende Unentschiedenheit des Königes noch viel länger angehalten haben.

Auch Osterreich fieng nun zu rüsten an und gab Nachrichten über die Französischen Streit-Kräfte; die ersten Schweden landeten den 26. März bey Stralsund, und der General Tettenborn besetzte am 18. Hamburg, während Davoust am 27. März Dresden verließ und die Brücke zum Theil sprengte, doch die Kosacken, die ihm auf dem Fuß folgten, kletterten über die stehen gebliebenen Trümmer mit Großer Kühnheit herüber, und die durch Ärger und Furcht verursachte Zerstörung ward durch einen eingepaßten Holzbau wieder hergestellt.

7. April 1838.

Ich war bis dahin eigentlich noch ohne Anstellung gewesen, da, wenn Preußen dem Französischen Bündnisse treu geblieben wäre, ich eiligst und schleunigst wieder hätte das Vaterland verlassen müssen. Scharnhorst und der Staats-Canzler hatten mich indeß fortdauernd zu verschiedenen Ausarbeitungen und Krieges-Ermittlungen gebraucht, von denen ich noch einige mir in Abschrift zurückgebliebene Papiere hier, insofern sie Beyträge zur Geschichte jener Zeit sind, mittheilen will.

Die Beylage 1 enthält die Königliche Instruktion für die commandirenden Generale Blücher und York; ich hatte früher schon für den General Grawert zu

dem Feldzuge 1812 eine derartige Instruktion entwerfen müssen, die nun nach den gemachten Erfahrungen durch das Krieges-Departement umgearbeitet war.

In den Beylagen 2 und 3 ist die Eintheilung der in's Feld rückenden Preussischen Truppen, so wie die damahlen uns mitgetheilte Eintheilung der Russischen Reserve-Armee enthalten.

In der Beylage 4 hatte Grolmann die Nachrichten über die Truppen in unseren Festungen unter b und die Angaben der von den Franzosen besetzten Festungen unter c gesammelt, von denen ich aber leider nur noch die über Glogau aufgefunden habe, und ich mußte auf diese Notizen den mit a bezeichneten Entwurf über die im Lande zurückbleibenden Preussischen Truppen anfertigen.

Endlich glaube ich hier noch die Beylage 5 a, b, c, d, e mit beylegen zu müssen, die eine Übersicht unserer damahligen, theils durch Kundschafter, theils durch Reisende erhaltenen Nachrichten von dem Zustande der Französischen Armee und der in Frankreich herrschenden Stimmung geben, sie sind insofern auch der späteren Zeit wichtig, da sie die Notizen enthalten, nach denen das Benehmen und die Hoffnungen der verbündeten Heere bestimmt wurden.<sup>1)</sup>

Als nun endlich der Beitritt Preußens entschieden war und ich an meine Anstellung denken konnte, machte mir Scharnhorst den Antrag, daß ich die Leitung des Krieges-Departements übernehmen möge; so ehrenvoll nun auch diese Bestimmung war, so glaubte ich doch, sie aus dem folgenden Grunde ablehnen zu müssen. Durch meine frühere Anstellung beym Könige und die mir gewordene Theilnahme an den Politischen Verhandlungen hatte ich nach meiner Überzeugung den Vorsechter des Krieges machen und die Nothwendigkeit, daß jeder im Volke daran Theil nehmen müßte, ohnaufhörlich behaupten müssen. Nun aber schien es mir, meine Persönliche Neigung für den Krieg ganz abgerechnet, nicht der Ehre angemessen, wenn ich mich nun an den Grünen Tisch setzen sollte, während die von mir ermunterten Männer aller Stände im Kampf begriffen wären; Scharnhorst war gütig genug, die obige Ansicht für gültig anzunehmen.

8. April 1838.

Es half mir dieß indeß nicht viel, und ich kam meinem eigentlichen Wunsche, direkt bey den Truppen angestellt zu werden, wenig näher. Der Staats-Canzler, der eine sehr gütige Meinung von mir hatte, wollte mich wenigstens zu einem halben Diplomaten machen, und obgleich ich dagegen mit einem ordentlichen Schreck protestirte, so bekam ich doch die Bestimmung: gleich nach dem mit Rußland abzuschließenden Vertrage nach Stockholm zu gehen, dort eine ähnliche Verbindung mit Schweden und Preußen zu Stande zu bringen und vor allen Dingen die Herüberkunft der Schwedischen Truppen und des damahligen Kron-Prinzen zu befördern, bey dem ich nachher den Feldzug als Preussischer Militair-

<sup>1)</sup> Die oben angeführten Beilagen werden im Anhang zum III. Bande der „Erinnerungen“ vollständig mitgeteilt, können aber ihres zu großen Umfangs und ihres vorwiegend statistischen Charakters wegen an diesem Orte nicht mit aufgenommen werden. Das Gleiche gilt von Beilage 6 ff.



Gesandter mitmachen sollte. Dagegen ließ sich nun von mir nicht viel einwenden, ich fieng an, mich zu meiner bevorstehenden Reise einzurichten, und erhielt von dem Auswärtigen Departement die mir nöthigen Papiere, um mich vorläufig mit der Natur meines Auftrages bekannt zu machen; zu gleichem Zweck erhielt ich auch aus dem Königlichen Cabinet einen in Französischer Sprache angefertigten Auszug der vorzüglichsten eingegangnen Partriotischen Gaben, den ich hier in der Beylage 6 beyfüge, da er das, was ich früher von dem Allgemeinen Enthusiasmus der Nation gesagt habe, vollkommen bestätigt.

Indeß gieng es mit meiner Schweden-Reise dießmahl nach dem Alten Sprüchwort: der Mensch denkt und Gott lenkt; der Minister Stein kam, wie ich es früher schon erzählt habe, unerwartet nach Breslau und erklärte, daß man in dem Russischen Haupt-Quartier als ein Pfand der Aufrichtigkeit unserer Gesinnungen nur Scharnhorst oder mich zu sehen wünsche. Dieß veränderte nun alle bisherigen Pläne: da Scharnhorst als ein Nothwendiges Supplement des Alten Blücher nicht füglich bey der Armee entbehrt werden konnte, so war meine Anstellung bey Kutusow nicht gut zu umgehen. Diese gab aber bey dem Könige Große Schwierigkeiten. Der König, an und für sich schon von Natur mißtrauisch, war in dieser Lebens-Ansicht seit dem Unglück bey Auerstädt leider nur noch mehr befestiget worden; eine Menge Menschen, denen er, wenn auch unverdient, früher seine Gunst geschenkt hatte, hatten ihn seit dem Frieden von Tilsit oft auf eine sehr unwürdige Art verlassen; andere, die vor jenem unglücklichen Kriege als bedeutende Kapazitäten galten, waren weit hinter ihrem Friedens-Ruf zurückgeblieben, und durch dieses Alles hatte der König den Glauben an den Adel der Seele aufgegeben; er sah in allen Menschen nur das Streben, sich selbst zu dienen, es schien ihm nicht der Mühe werth, einzelne Ausnahmen zuzugeben; die Edelen Empfindungen des Lebens, die, wenn sie auch selten erscheinen, doch Gott Lob noch nicht von der Erde gewichen sind, blieben ihm fremd, er mißtraute ihnen so gut wie allen andren. So sah er daher in jener Forderung Stein's, die dieser wahrscheinlich ohne eine besondere Anweisung Alexanders als seine Privat-Ansicht zur Beförderung der Allgemeinen Sache hergegeben hatte, nur ein zwischen uns verabredetes, weit verzweigtes Spiel, er glaubte dadurch seine Königlichen Rechte gekränkt und fühlte nichts als Ärger und Mißtrauen. Als daher der Staats-Canzler ihm meine Absendung vorschlug, erklärte der König sehr unwillig, daß er mich gar nicht anstellen würde, und als mir dieß Hardenberg voller Besorgniß mittheilte, erwiderte ich darau, daß ich in diesem Fall als Freywilliger mit der Büchse auf dem Rücken eintreten würde. Das mochte dem König für seinen ehemahligen Adjutanten doch zu exzentrisch erscheinen, und ich bekam nun die Anstellung nach Kalisch, mußte aber noch lange den Unwillen des Königs bey jeder Gelegenheit, wenn auch nur in Kleinigkeiten, erfahren, biß die Zeit und mein Bestreben, ihm treu zu dienen, diesen unverschuldeten Verdacht wieder verscheuchte.

10. April 1838.

Eilig und schleunig mußte ich mir nun meine Feld-Equipage in Stand setzen, was besonders in Hinsicht der Pferde einige Schwierigkeiten hatte, da diese schon fast alle weggekauft waren, so daß mir dieß nur durch Geld-Opfer gelang, die ich indeß bey solchen Dingen niemahls gescheut habe, und ich konnte mich schon den 4. April in Kalisch melden. Kutusow war um diese Zeit vom Könige auch zum Feld-Marschall der Preussischen Armee ernannt, er hatte den Ober-Befehl über Sämmtliche mobile Truppen erhalten, und meine Bestimmung war es, für ihn die Korrespondenz mit allen Preussischen Militair- und Civil-Behörden zu besorgen, einzelne Reklamationen des Landes oder zufällige Verwicklungen so gut als möglich auszugleichen und dem Könige von allen Krieges-Ereignissen Bericht abzustatten. Unter diesen obwaltenden Verhältnissen wurde ich von dem Feld-Marschall sehr gütig aufgenommen und erhielt in kurzer Zeit Beweise seines Zutrauens, indem er sehr ausführlich mit mir die vorkommenden Ereignisse besprach.

Kutusow, dieser in der Welt-Geschichte merkwürdige Mann, war damahlen bereits über 70 Jahr alt. Körperlich klein und wohlbeleibt, würde sein Äußeres eher einen gutmüthig heiteren Deutschen Bürger als den Feldherren angedeutet haben, wenn nicht eine bedeutende und höchst seltene Schußwunde, die auf der einen Seite unter den Schläfen in den Kopf gegangen und auf der andren bey nahe in derselben Richtung herausgekommen war, dabey das eine Auge sehr hervorgedrängt, das andere ganz zerstört hatte, seinem Gesicht einen kriegerischen Ausdruck gegeben hätte. Beobachtete man diese eben geschilderten Formen genauer, so entdeckte man in dem übrig gebliebenen Auge eine noch nicht erloschene Lebendigkeit und bey scheinbar bloßer Gutmüthigkeit Schlaue Entschlossenheit. Der glänzende Erfolg des Feldzuges 1812 hatte ihm in der Armee natürlich eine Große Achtung verschafft, die durch die Macht seines Wirkungs-Kreises nur noch gesteigert wurde, indeß gab es doch auch eine Parthey, die über seine Unthätigkeit zürnte und ihn als bereits verlebt betrachtete. Man beschuldigte ihn eines Großen Hanges zur Intrigue, von der in Rußland indeß doch so ziemlich alle höheren Beamten angesteckt sind, und behauptete, daß er sich in früherer Zeit ganz eigener Mittel zu seinem Fortkommen bedient habe, so z. B. daß er noch als General-Lieutenant dem Fürsten Potemkin in seinem Vorzimmer den Kaffee selbst gekocht habe; darin kamen indeß Feinde und Freunde überein, daß er im Gefecht ein unternehmender, tapfrer Mann sey.

Kutusow war, besonders auf dem Stand-Punkte seines Vaterlandes, ein gebildeter Mann, der Deutschen und Französischen Sprache vollkommen mächtig, in den verschiedenen Zweigen des Kriegeswissens und den Neusten Veränderungen ganz gut unterrichtet, eben so hatte er die Europäischen Staaten-Verhältnisse nach seiner Landes-Ansicht gut aufgefaßt. Wenn man ihm vortrug, so hörte er sehr aufmerksam zu, verschaffte sich, wo es nöthig war, durch zweckmäßige Fragen eine weitere Aufklärung, litt ihm entgegengesetzte Einwendungen und gab dann sehr ruhig seine Entscheidung.

Wegen Alter und Körper-Stärke stieg er eigentlich nicht mehr zu Pferde, sondern bediente sich einer Droschke, indeß ein Kosack ihm ein Reit-Pferd nachführte. Die Gesellige Unterhaltung beym Mittags-Tisch schien für ihn einen Großen Werth zu haben, es nahmen daher auch gewöhnlich Oeffizier-Frauen an seiner Tafel Theil, und er selbst belebte die Unterhaltung durch seinen Scherz. Über seine Feldzüge sprach er gern, besonders wenn er allein war, jedoch ohne die Bescheidenheit zu verletzen, gegen Napoleon hatte oder affectirte er einen unverföhnlichen Haß. Obgleich ihn Alexander damahlen mit Großer Achtung behandelte, so fand eine eigentliche Übereinstimmung doch nicht statt; etwas mochte hiezu wohl beitragen, daß der Alte Marschall nicht viel für seine Toilette that und das übertriebene Drillen der Soldaten als unnütz verachtete: Kutusow stand in dieser Hinsicht zum Kaiser eben so wie Blücher zum Könige. Um das Gemählde des Mannes, welcher dem Napoleon so eben das Geleite von Moskau bis zur Oder gegeben hatte, hier ganz zu vollenden, will ich ein Paar Anekdoten von ihm noch gleich hinzufügen, bey denen ich zufällig Theilnehmer war.

Da es zu meinen Bestimmungen gehörte, dem Könige Bericht von den vorgefallenen Krieger-Geignissen zu geben, so war der Russische General-Stab vom Kaiser angewiesen, mir von allen eingehenden Berichten die nöthigen Mittheilungen zu machen. Natürlich aber war es für Kutusow nicht unwichtig, daß alle Dinge nur nach seiner Ansicht vorgestellt wurden; um dieß nun zu erreichen, verfuhr er in der folgenden Art. Wenn irgend ein Bericht angekommen war, ließ er mich rufen, erzählte mir den Vorgang und trieb mich dann anscheinend, nach Hause zu eilen, um dem Könige den Bericht abzustatten; wenn ich aber an der Thür war, rief er mich zurück, stellte sich über jede mögliche Verzögerung besorgt und bot mir, um diese zu vermeiden, sein Papier und Petteinschaft zc. an, ich mußte mich neben ihn hinsetzen, an den König schreiben, und er übernahm noch obenein die Besorgung.

Der zweite Vorgang ereignete sich auf dem später anzuführenden Marsch durch Schlesien und mag zum Belege seiner Geistigen Lebendigkeit dienen. In dem Marsch-Quartier Lübben war die Mittags-Tafel Kutusow's mit dem Geräthe des Hauswirthes besetzt, zu dem auch Altmodische Wein-Gläser mit eingeschliffenen Denksprüchen gehörten. Unter den Tisch-Gästen befand sich an diesem Tage eine Fürstin Volkonsky, die neben dem Marschall saß, während ich auf der andren Seite von ihr meinen Platz bekommen hatte. Von den Regierungen in Liegnitz und Breslau hatte ich mehrere Beschwerden bekommen, daß Russische Oeffiziere, besonders von der Artillerie, die bey dem Eintritt in Schlesien bis zum nächsten Quartier erhaltene Vorspann nicht nach Hause ließen, sondern bis Sachsen mitnehmen wollten. Ich hatte mich beschwert, mir war schleunige Abhülfe versprochen, allein die Wirkung war ausgeblieben. Nun saßen bey Tische ein Paar von den beschuldigten Herren, und ich benutzte eine sich darbietende Gelegenheit, um diesen Gegenstand in einer Scherzhaften Form zur Sprache zu bringen; dieß gab Hin- und Herreden, bey denen die Fürstin auf meine Seite trat und dafür von dem Gegner Scherzweise beschuldiget wurde, daß ich sie für den

Preußischen Dienst geworben hätte, woben der Alte Marschall neckend zustimmte. Diese Wendung gefiel ihr nicht, und indem sie dem Gespräch eine andere Richtung geben wollte, ergriff sie das vor ihr stehende Altmodische Wein-Glas und frug mich, wie die eingeklebte Deutsche Devise auf Französisch heiße, ich wollte eben übersetzen, da ergriff Kutusow das Glas und sagte halb spottend: Gardez votre confiance. Dieß war unter den angeführten Umständen in der That keine üble Übersetzung des Alten eingeschliffenen Sprüchwortes „Trau, schau, wem“ und zeigt die Lebendigkeit des Geistes, deren der Alte Marschall sich noch wenig Tage vor seinem Tode erfreute.

27. April 1838.

In Kalisch, einer unbedeutenden Land-Stadt, in der nur einzelne, jedoch jetzt wieder in Verfall gerathene bessere Anlagen die einstige Preußische Regierung andeuteten, freuzte sich zu jener Zeit ein sehr verschiedenartiges Treiben. Die Polen benutzten den längeren Aufenthalt des Kaisers, um die günstigen Gesinnungen, welche er zur Wieder-Herstellung ihres Reiches hegte, möglichst aus-zudehnen. Ein Kreis hübscher und intressanter Polnischer Frauen hielt Alexandern förmlich belagert, und ihr äußeres Benehmen rechtfertigte wenigstens den Verdacht, daß sie aus übergroßem Patriotismus sich selbst und ihre Tugend zu opfern bereit wären; Kalisch erhielt dadurch für den Kaiser vielleicht die Bedeutung von Capua.

Im Gegensatz von diesen Polnischen Intriguen und Liebelen bewegten sich dagegen die Vorbereitungen zur Fortsetzung des Krieges. Der ungewöhnlich Große Marsch, den die Russische Armee zurückgelegt hatte, die Schwierigkeit, den Ersatz heranzuziehen, die eben so wohl in den Kolossalen Dimensionen dieses Reiches als der Gränzenlosen Unordnung in seiner inneren Verwaltung ihren Grund hat, auch das früher geschilderte Zaudern des Preußischen Entschlusses, alles dieses hatte einen Stillstand in die Bewegungen der Russischen Haupt- oder Reserve-Armee gebracht, der, einmahl eingetreten, nicht gleich wieder in Thätigkeit zu bringen war. Aber außer diesen natürlichen Gründen gab es auch noch andere zu beseitigende Hemmnisse, die aus der verschiedenen Ansicht über die Natur und die Gränzen dieses Krieges entsprangen.

Das Russische Heer sah zu jener Zeit mit Gerechtem Stolz auf den beendeten Theil dieses Feldzuges; welche Gesinnungen man in Rußland darüber hegte, dieß sprechen am deutlichsten die hier als Beilage 7 beigelegten Russischen Réflexions sur le 29 bulletin aus, die damahlen in Kalisch vertheilt wurden. Wenn diese nun auch das Gefühl des Siegers ziemlich vollständig aussprechen, so knüpfte sich doch an dieses Gefühl auch bey manchem Russischen Anführer der Gedanke, daß Rußland nun füglich Halt machen, das Herzogthum Warschau seinem Reiche einverleiben und den weitren Ereignissen ruhig zusehen könne; der Größte Theil der Russen kennt zu wenig die in einander verketteten Europäischen Beziehungen, er hat einen zu Großen Begriff von seiner Landes-Macht, als daß ihm nicht ein solcher Gedanke mit der frischen Erinnerung an die so eben überstandenen Mühseligkeiten ganz natürlich erscheinen sollte. Ob Kutusow auch zu dieser Parthen gehörte, will ich nicht geradezu behaupten, aber die natürliche

Sorge, die erworbenen Lorbeeren nicht zu Schnell aufs Spiel zu setzen, mochte ihn wohl etwas auf jene Seite hinneigen. Der Kaiser dagegen war offenbar für die Fortsetzung des Krieges, er hatte es vollständig begriffen, daß unter den damaligen Verhältnissen kein dauernder Friede mit Napoleon möglich sey. Der Gedanke, Befreyer des unterdrückten Europa zu werden und in diesem Gerechten Kampf sich den Sieger-Kranz zu erwerben, fand in dem Enthusiastischen Charakter Alexanders reichliche Nahrung. Und der Minister Stein bestärkte den Kaiser fortdauernd in dieser Ansicht. Einige, jedoch nur wenige höhere Offiziere traten der Meinung des Kaisers aus Überzeugung bey, eine Größere Anzahl schloß sich aus Politik dem Willen ihres Zars an, andere belebte der Reiz der Neuheit und der zu erwartenden fremden Genüsse. Die Krieges-Frage wurde unter diesen Umständen also wohl noch hin und wieder diskutirt, auch im Stillen angefeindet, war aber doch eigentlich nicht zweifelhaft, während das Wie und Wann der Ausführung noch zu manchen Deliberationen Anlaß gab, die eine kostbare Zeit raubten.

28. April 1838.

Alexander hatte eigentlich schon von Wilna aus das Russische Volk und das Russische Heer zur weiteren Fortsetzung des Krieges vorbereitet, wie dieß die Beylage 8 a, b, c zeigt. Eben so waren die Bewohner des damaligen Herzogthums Warschau durch die in der Beylage 9 enthaltene Aufforderung zum Losreißen von der Sache Napoleons eingeladen. Die öffentliche Stimme jener Zeit in Polen war auch in überwiegender Mehrheit auf diese Ansicht eingegangen, denn wenn auch allerdings die in ihrem Inneren befindlichen Russischen Truppen als kräftige Redner für die Sache Alexanders bey vielen wirken mochten, so ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn nicht in jenem Augenblick der Freyheits-Enthusiasmus der Polen periodisch verraucht gewesen wäre, sie dem Heranrücken der Russen noch manche Schwierigkeiten in den Weg legen konnten.

Nach dem Abschlusse des Bündnisses mit Preußen hatte der Kaiser durch einen besondren, in der Beylage 10 enthaltenen Tages-Befehl das Russische Heer von jenem Ereignisse benachrichtiget und seine Krieger zu einem freundschaftlichen Zusammenwirken mit dem Neuen Bundes-Genossen ermuntert.

Auch erließ aus Kalisch Kutusow den in der Beylage 11 enthaltenen bekannten Aufruf an die Deutschen. Er war hauptsächlich nach den Ansichten von Stein entworfen und eben so an die Fürsten als an die Völker gerichtet, da man zu jener Zeit es nicht zu leugnen wagte, daß ohne den Beystand des Volkes der vorliegende Große Kampf nicht zu beenden sey. Späterhin haben freylich unwürdige Menschen, deren Brust Edeler Regungen unfähig ist, jedes Aufrufen des Volkes als etwas Gefährliches geschildert, indeß in dem Augenblick Großer Gefahren verstummen in der Regel solche kleinliche Ansichten, und Regierungen, die ihre Völker Gerecht behandeln, können ohne Besorgniß sie zu Gemeinschaftlicher Mitwirkung zur Bertheidigung des Vaterlandes und zum Wieder-Gewinn der Selbstständigkeit auffordern.

9. May 1838.

Es hatten sich hin und wieder zwar einzelne abweichende Strategische Ansichten in dem Haupt-Quartier über die zu unternehmenden Operationen geltend zu machen gesucht, und eine derselben wollte, daß die Armee nicht über die Elbe gehen, sondern den Feind zwischen diesem Fluß und der Oder erwarten sollte, allein das Einseitige einer solchen Ansicht fiel doch zu grell ins Auge. Es war ja hier nicht von der Eröffnung eines Neuen, sondern von der Fortsetzung eines an der Moskwa begonnenen Krieges die Rede, man mußte den geschlagenen Feind so schnell als möglich, und so weit es die eigenen Kräfte erlaubten, verfolgen; die unvermeidlich oder auch zum Theil aus irrthümlicher Ansicht verlohren gegangene Zeit, durch die der gebeugte Muth der Französischen Krieger sich wieder etwas gehoben hatte, war zwar nicht wieder zu ersetzen, indeß blieben doch noch Gründe genug, um über die Elbe und nach Sachsen zu gehen; es war immer des Versuches werth, dem Könige von Sachsen eine Veranlassung zu geben, sich über den Umfang seiner deutschen Gesinnungen auszusprechen. Es war daher Politisch und Militairisch ganz richtig, daß Blücher<sup>1)</sup>, sobald er mobil war, mit seinem Corps nach der Elbe rückte. Sein Ausmarsch fand am 16. März statt; der König hatte mit sehr richtigem Takt verordnet, daß in jedem Cantonnement in dem Augenblick des Ausmarsches ein Gottes-Dienst auf freyem Felde stattfinden sollte, und diese Anordnung äußerte den wohlthätigsten Eindruck eben so auf die ausrückenden Truppen als die zu Hause bleibenden Bürger: jene giengen mit einer wahren Begeisterung ihrem Beruf entgegen, und diese dagegen befestigten sich in dem Gedanken, wenn es seyn müßte, auch an der Vertheidigung des Vaterlandes Theil zu nehmen, und man kann wohl sagen, daß in Hinsicht der sich im Volke aussprechenden Muthigen und Treuen Gesinnungen dieß eine köstliche Zeit war.

Blücher besetzte am 30. März Dresden und rückte bis zum 14. April bis Altenburg zur Beobachtung der sich bey Erfurt sammelnden Französischen Truppen vor. Dieses Vorgehen Blücher's hatte auch noch den Vortheil, daß Wittgenstein, der außer den Russischen Truppen auch die Preußischen Abtheilungen unter den Generalen York und Bülow befehligte, sich der Elbe ebenfalls näherte. Ein Vorrücken des Vize-Königes von Italien aus Magdeburg war von den Generalen York und Bülow zurückgewiesen, ein Versuch auf die Festung Wittenberg, den der General Kleist auf Befehl von Wittgenstein machen mußte, war nicht gelungen, und in Folge dieser einzelnen Bewegungen gieng Wittgenstein am 9. April bey Dessau ebenfalls über die Elbe, wies den Vize-König von Italien, der jetzt am linken Elb-Ufer über die Saale aus der Gegend von Bernburg vordrang, noch einmahl durch einzelne Gefechte nach dem Harz zurück, worauf der Russische General Winzingerode nach der Gegend von Leipzig vorgeschoben wurde und

<sup>1)</sup> Der König, der Blüchern nicht besonders leiden mochte, wollte dem General Tauenzien, der indeß gar nicht dazu geeignet war, das Commando über das Mobile Corps geben, und es kostete Scharnhorst sehr viele Mühe, es mit Unterstützung des Kaisers Alexander dahin zu bringen, daß Blücher den Befehl erhielt. (Ann. Boyen's).

so die Corps von Wittgenstein und Blücher durch ihn verbunden wurden. Unter den obwaltenden Verhältnissen ließ sich gegen den Gang der so eben angedeuteten Bewegungen wenig einwenden. Denn wenn die Bewegungen von Wittgenstein auch etwas langsamer ausgeführt wurden, so muß man dagegen wiederum in Anrechnung bringen, daß er nicht Ober-, sondern nur Corps-Befehlshaber, also von anderweitiger Leitung abhängig war, daß er zwischen zwey Festungen, Magdeburg und Wittenberg, die Elbe passiren mußte und dabey einen tüchtigen General (den Vize-König) auf seiner Flanke hatte, und so etwas ist wohl hinreichend, um dem Vorwärts-Schreiten eine etwas gemessene Cadence zu geben. Von der andren Seite aber konnte Blücher seine Schritte auch nicht viel weiter als bis Altenburg ausdehnen, da die Festung Erfurt den Franzosen eine baldige Deckung bot und die Preußen zum Übergang über den Thüringer Wald damahlen offenbar nicht stark genug waren. Dagegen muß man es recht sehr bedauern, daß die Russische Reserve-Armee nicht gleichzeitig mit Blücher von Kalisch aufbrechen konnte oder wollte; war dieses der Fall, und man begnügte sich nur, mit derselben bis Dresden zu gehen, ein Zwischen-Corps bis Chemnitz vorzuschieben, so erhielten die möglichen Operationen von Blücher und Wittgenstein dadurch einen viel freyeren Spielraum; beide konnten sich vereinigen, um den Vize-König durch ihre Überlegenheit gänzlich aus dem Felde zu treiben und eben so hinterher die Ansammlungen bey Erfurt zu stöhren, wodurch dem Neu zu bildenden Heere Napoleons ein wichtiger Theil der Streit-Kräfte entzogen und die öffentliche Meinung in Deutschland zum Wider-Stande gegen Frankreich bedeutend angefeuert worden wäre. Außer den schon zum Theil von mir angegebenen Hemmnissen schützte man auch von Russischer Seite gegen dieß frühere Vorrücken die Nothwendigkeit vor, die Ankunft der Rekonvalescirten und Munitions-Kolonnen, so wie auch anderer Corps zur Besetzung von Polen abwarten zu müssen. Bei der Großen Langsamkeit und Unordnung, die im Inneren von Rußland bey allen solchen Bewegungen und Versendungen stattfindet, mag ich die eben angeführten Gründe nicht ganz widerlegen, obgleich meiner Meinung nach das Vorgehen der Reserve bis Dresden auch unter jenen Umständen ausgeführt werden konnte, da dieß nur eine Demonstrations-Stellung war, die keinen feindlichen Angriff zu besorgen hatte und sich bey Dresden eben so gut wie bey Kalisch etabliren konnte.

9. May 1838.

Die Pause, welche durch das Verspätete Vorrücken aus Kalisch entstand, will ich hier noch zur Mittheilung einiger meinen damahligen Geschäftskreis berührenden Papiere benutzen, da sie alle Beiträge zur Kenntniß jener Zeit enthalten und in dieser Hinsicht für den Geschichtschreiber nicht ohne Werth sind.

Die Beylagen 12 a und b bezeichnen den geringfügigen Umfang der damahlen Preußen zu Gebot stehenden Streit-Mittel, da die früher gesammelten Vorräthe theils durch eigenen Verbrauch in dem Feldzuge 1812, theils durch die den Franzosen geleisteten Vorschüsse erschöpft waren und für die jetzt begonnenen Großen Rüstungen nicht ausreichten. So hatten wir aus Graudenz

Geschütz und Munition zu der von Rußland unternommenen Belagerung von Thorn hergegeben, aber unsere eigenen Borräthe waren so klein, daß wir nun gleich, wenn wir nicht selbst in Verlegenheit kommen sollten, um den Ersatz unseres Vorschusses bey den Russischen Behörden sollicitiren mußten. Daß wir unseren Verbündeten aus allen Kräften unterstützten, war ganz in der Ordnung, allein in Beziehung auf Thorn hätten wir bey einem Haar schlechte Zinsen bekommen, denn, wie ich es späterhin noch erzählen werde, Kaiser Alexander hatte nicht übel Lust, diese durchaus Deutsche Stadt als einen Theil von Polen für sich zu behalten. Das Schreiben, Beylage 12 b, von Scharnhorst an den Russischen General Wolfonsky berührt einen ähnlichen und noch kitzlicheren Gegenstand.

Unter den mannigfachen Opfern, welche Preußen im Jahre 1812 den Französischen Heeren bringen mußte, war eines der wichtigsten die Große Anzahl der Pferde, welche, besonders aus Ost-Preußen, von dem vortrefflichen Bundes-Genossen Napoleon weggenommen waren. Nun unternahm Preußen eine eigene Rüstung, die im Verhältniß der Landes-Kräfte zu den Größten gehört, welche jemahls unternommen wurden, und wenn sich auch die Menschen willig dazu hergaben, so war es doch ganz natürlich, daß eine Menge Ausrüstungs-Gegenstände, besonders auch Pferde fehlten, deren Herbeschaffung eine angelegentliche Sorge der Kriegesverwaltung wurde. Scharnhorst, der den Traktat mit Rußland abgeschlossen hatte, wußte, daß zu den Land-Strichen, die uns von dem Großherzogthum Warschau abgetreten werden sollten, auch der sogenannte, nicht Pferde-Arme Neßdistrikt gehörte, und hatte also den ganz guten Gedanken, von Rußland die Bewilligung zu verlangen, dort 1000 Pferde auszuheben. Dieser Vorschlag brachte Rußland keinen Nachtheil, sondern eigentlich nur Vortheil, denn als eine künftig abzutretende Provinz konnte es ihnen gleichgültig seyn, ob dort 1000 Pferde mehr oder weniger befindlich waren, und für den Augenblick konnten sie sogar froh seyn, wenn durch diese Maßregel den Polen das Krieges-Material vermindert wurde. Allein so einleuchtend dieß auch dem Unbefangenen erschien, so hatten die Russischen Behörden doch Bedenklichkeiten: glaubten sie vielleicht noch an die Möglichkeit, daß der kürzlich abgeschlossene Traktat Veränderungen erleiden könne, genug, sie wollten die verlangten Pferde nur gegen baares Geld, woran es uns damahlen am mehresten fehlte, verabsolgen lassen, und so entstand der in der Beylage enthaltene Briefwechsel. Derartige wechselseitige Forderungen unter Verbündeten, die im Anfange nur unbedeutend erscheinen, sind indeß nur zu häufig der Keim zu späterhin sich entwickelnden Mißverständnissen, da gewöhnlich ein jeder Theil seine zuerst aufgefaßte Meinung als die einzig richtige ansieht und sich selten dazu versteht, sie nach dem Wunsche seines Verbündeten abzuändern.

Die Beylagen 13 a und b enthalten zu Schöne Züge der Muthigen Gesinnungen, welche damahlen alle Stände des Preussischen Volkes belebten, als daß ich sie nicht hier mittheilen sollte. Es hatte sich nämlich in der Umgegend von Küstrin das, wie dieß im Kriege häufig vorkommt, falsche Gerücht verbreitet: daß die Garnison aus Küstrin einen Großen Ausfall unternommen habe und



im Lande weiter vordringe. Dieß konnte indeß die wackren Bewohner der Neumark nicht entmuthigen, denn nicht genug, daß ein jeder Ort sogleich Anstalten zur Bertheidigung desselben traf, sondern sie boten auch den Land-Sturm auf, um vereinigt dem erwarteten Feinde entgegen zu gehen.

In der Beylage 14 findet man noch den Entwurf zur Anordnung der Militair-Strassen, auf denen die Russischen Transporte durch die Preussischen Provinzen der Armee nachziehen sollten, und in Beylage 15 den Entwurf des Krieges-Departements zur Verpflegung der Französischen Gefangenen. Diese Gegenstände werden in den gewöhnlichen Krieges-Geschichten nicht berührt, ihre Kenntniß ist indeß demjenigen, der sich einen vollständigen Begriff von den zur Einrichtung eines Krieges erforderlichen Vorbereitungen machen will, doch sehr nützlich.

Endlich will ich hier auch noch in den Beylagen 16 a und b die Abschrift zweier Berichte des Militair-Gouvernements zwischen der Weichsel und Oder mittheilen, man ersieht aus denselben den Wirkungskreis dieser durch die Zeit gebothenen Institutionen und das rege Treiben, welches überall zur Beschleunigung der Rüstungs-Maassregeln stattfand.

Das Quodlibet dieser vorausgeschickten, der Schilderung unserer damaligen Verhältnisse gewidmeten Mittheilungen will ich noch mit dem Hinzufügen beschließen, daß mir auf Befehl des Kaisers Alexander die Gunst zu Theil ward, einen Kosaken zur Ordonnanz zu erhalten. Man wird es vielleicht sonderbar finden, daß ich nach einer so langen Zeit einen anscheinend so geringfügigen Umstand erwähne, dem ist aber nicht so, und jeder Fremde, der einen Feldzug mit einem Russischen Heere machen muß, ist in der That sehr übel daran, wenn ihm nicht eine Kosaken-Ordonnanz zu Theil wird.

Das Russische Haupt-Prinzip des Gehorsahms ist die Gewalt, nur dieser und der durch sie erzeugten Furcht gehorcht er, jeden Augenblick bereit, da, wo er der Stärkere zu seyn glaubt, sich durch dieselben Mittel, von wem es auch sey, ebenfalls Gehorsam zu erzwingen; Deutsche Bediente also, die in einem Lager-Leben mit eingeschlossen sind, müssen nur zu oft die Laune des geringsten Russen erfahren und sich von ihren Bedürfnissen wegdrängen lassen. Ist aber ein Kosake, dieß Zeichen eines höheren Militair-Ranges, der Haushaltung zugeheilt, so gewinnt Alles ein ganz anderes Ansehen: der Kosake weist, treu seinem erhaltenen Befehl, jede Anmaßung seiner Landsleute zurück und schlägt, im Gefühl seiner höheren Anstellung, auch drunter, wenn seine Anweisung nicht gleich befolgt wird. Er macht den Quartier-Meister seines Neuen Herren, wacht unermüdet über dessen Bagage, sorgt für Fourage und Lebens-Mittel und wird bald ein unentbehrliches, von Allen hochgeachtetes, mit Allen freundlich verkehrendes Mit-Glied der Neuen Krieges-Familie. Wenn man die Kosaken näher kennen lernt, so muß man es sich bald sagen, daß der allgemeine Ruf sie übler schildert, als sie wirklich sind. Da diese armen Leute in Großer Entfernung von ihrer Heymath ohne Sold dienen müssen, so drängt sie dieß natürlich zum willkürlichen Nehmen, aber dieß abgerechnet sind sie ein gutmütiger, unverdorbenener Menschen-Schlag, mit Edlen Anlagen und Großen Natürlichen Fähigkeiten. Der

Kosake, welchen ich zugetheilt erhielt, war von der Drenburger Linie, ein noch junger Mensch von sehr einnehmendem Äußeren, die Unermüdlichkeit, mit der er jede seiner Pflichten erfüllte, war oft unbegreiflich; wenn ich z. B. in der Suite hinter dem Kaiser ritt, wo wohl oft an 200 Reiter seyn mochten, und nun auf dem Marsch einen Seitenweg wählte, um zu einer andren Kolonne zu reiten, so konnte ich ganz sicher darauf rechnen, daß in kurzer Frist mein Kosake, oft über Gräben und Hecken kommend, wieder hinter mir war und also mich unaufhörlich im Auge haben mußte. (Schluß folgt.)



## Die Deutsche Frau.

Von

N. von Klincowstroem.

Es war im Sommer des verflossenen Jahres, als in der französischen Monatschrift „Nouvelle Revue“ ein durchaus geistreich und geschickt geschriebener Artikel erschien, der sich „La femme allemande“ betitelte und seinerzeit viel Staub aufwirbelte. Die Zeitungen nahmen Notiz von demselben, und der Ausdruck des Unwillens, der durch die gebildeten Kreise Deutschlands ging, war um so aufrichtiger, als der Schlag ins Gesicht, welchen unsere Frauen darin empfangen, von einer Deutschen ausging.

Ich habe bescheidenlich gewartet, ob einer oder der andere meiner Kollegen den Fehdehandschuh aufnehmen und für die deutsche Frau eintreten werde. Entging doch selbst unsere verehrte Kaiserin nicht einer höchst ungerechtfertigten und auf mangelnder Kenntnis beruhenden Charakterisierung, welche allein schon hingereicht haben sollte, um in würdiger Zurechtweisung dem verletzten Nationalgefühl Worte zu geben. Doch zu meinem Erstaunen hat sich, trotz vieler erregter Zeitungsnotizen, keine Feder gefunden, welche zur Ehre unserer Landsmänninnen eine Lanze gebrochen hätte. Es sei mir daher verziehen, wenn ich so spät noch mich zum Wort melde.

Zunächst möchte ich bemerken, daß die Gründe, welche die Verfasserin jenes Artikels zu dieser Kundgebung trieben, bei einiger Überlegung verständlich erscheinen, und „alles verstehen heißt: alles vergeben.“ Steht es doch fest, daß Konvertiten fanatischer in ihren Religionsübungen sind als diejenigen, welchen der Ritus ihrer Kirche von klein auf eine sanfte Gewohnheit ist. Das Nämliche gilt für solche, die freiwillig ihre Nationalität aufgaben und zu einer anderen übergingen. Sie möchten so gern ihr junges Nationalgefühl auf irgend eine Art bethätigen, zeigen, daß sie der neuen Heimat voll angehören und sich ihr dienstlich erweisen.

Und welches Volk wäre wohl empfänglicher für Schmeicheleien auf Kosten der Nachbarn jenseit des Rheins als das französische! Endlich aber ist es vom

psychologischen Standpunkt aus begründet, daß wir das, was wir durch eigenes Zuthun verloren haben und doch nicht aus dem Herzen zu reißen vermögen, was uns mit Banden der Liebe festhält, während wir es doch von uns stoßen, gar zu gern mit trotzigem Spott angreifen, um uns vor uns selbst zu entschuldigen. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn uns in der „femme alle-mande“ ein Bild entgegentrat, wie man es wohl in einem Verierspiegel sieht, denn kleine Züge der — wenn auch entstellten — Wahrheit sind immerhin nicht abzuleugnen.

Wenn an dieser Stelle ein Wort über die deutschen Frauen gesagt wird, so muß in erster Linie der edelsten derselben gedacht werden, unserer Kaiserin. Nur gänzliche Unkenntnis der Verhältnisse oder direktes Übelwollen konnte die taktvolle Zurückhaltung der Prinzessin Wilhelm mißverstehen, welche als solche und in ihrer damaligen schwierigen Stellung in der Lage war, mehr durch das zu wirken, was sie war, als durch das, was sie thun konnte, die aber in dem Augenblick, wo das Geschick die Krone auf ihr blondes Haupt drückte, gezeigt hat, daß die Natur sie dazu berufen habe, zu herrschen, und mit der Fähigkeit, den schweren Pflichten ihrer hohen Stellung zu genügen, die angeborene Würde einer Fürstin von Gottesgnaden und die Anmut, die seltene Herzensgüte und den Takt einer lebenswürdigen, klugen Frau zu verbinden. Wer von allen, welche den Vorzug hatten, mit Ihrer Majestät persönlich in Berührung zu kommen, wüßte nicht von ihrer liebreizenden Freundlichkeit, von ihrem erstaunlichen Orientierungsvermögen zu erzählen, das in den schwierigsten Fällen das richtige Wort zu finden weiß und von einem raschen Verstande Zeugnis giebt? Wir Deutschen wissen gottlob, was wir an unserer Kaiserin haben. Wir verstehen es zu schätzen, daß sie, ein leuchtendes Vorbild der Sitte und Anmut, der Pflicht-treue und Einfachheit, — nicht allein mit ihrer Thatkraft dem Allgemeinwohl, sondern auch glücklich und beglückend dem Familienkreise als dessen Mittelpunkt angehört; denn uns gilt ein pietätvolles Familienleben noch als fester Hort gegen den zersetzenden, korrumpierenden Einfluß des modernen Zeitgeistes, der an allem rüttelt, was heilig ist, und die Reiche, unmerklich zwar aber sicher, in ihren Grund-festen erschüttert.

Ein Franzose war es, der große Napoleon, welcher auf die Frage, welche Frau er am höchsten schätze, erwiderte: „Diejenige, welche dem Vaterlande die meisten Söhne geschenkt hat.“ Wir zögern nicht, einzugestehen, daß ein kleiner Teil der ungeheueren Popularität, deren sich unsere Kaiserin erfreut, auch dem Umstande zuzuschreiben ist, daß sie die Mutter dieser fünf herzigen, kerngesunden, blonden Knaben ist, auf welche die ganze Nation mit einer Art zärtlichen Stolzes blickt, dieser frischen Sprossen des Hohenzollernstammes, welche Bürgerschaft sind, daß noch in fernen Zeiten die innige Zusammengehörigkeit des Volkes mit seinem Herrscherhause, welche Preußen groß gemacht hat, fort dauern wird.

Der Tag beginnt früh für die hohe Frau wie für den Kaiser. Sie hat nicht Zeit, sich stundenlang in ihr Toilettenzimmer einzuschließen, um kosmetische Künste anzuwenden, und hat es auch nicht nötig; denn diese stattliche Gestalt

und diese blendenden Schultern können jeder künstlichen Nachhilfe entbehren, und auch der Teint besitzt die natürlichste und reizendste Frische. Neben den Repräsentationspflichten, welche täglich an die Kaiserin herantreten, und den Anforderungen, welche die Wohlthätigkeitspflege stellt, findet sie Zeit, sich in anregender, heiterer Weise ihrem hohen Gemahl und den Kindern zu widmen und ihr lebhaftes Interesse für die Kunst in den Besuchen der mannigfachsten Ateliers zu befriedigen.

In der „femme allemande“ werden auch die Festlichkeiten des preussischen Hofes in einer Weise geschildert, als schwebe über denselben eine drückende Wolke der Langenweile und Philistrosität, als habe der Kommandotou der Armee sich hier auch in den Salon verpflanzt und verhindere jeden Frohsinn. Daß der Hof während der letzten Regierungsjahre Kaiser Wilhelms I. ein stilleres Bild bot als in früheren Zeiten, erscheint ja wohl ganz begreiflich in anbetracht des hohen Alters und der Schonungsbedürftigkeit des greisen Herrscherpaares; und die dann hereinbrechenden schweren Schicksalsschläge, an denen das ganze Volk Anteil nahm, versetzten den Hof in die tiefste Trauer und untersagten naturgemäß jede Äußerung des Frohsinns. Sobald jedoch unser junges Kaiserpaar, welches selbst von Lebensfreudigkeit und jugendlicher Heiterkeit erfüllt ist, die Säle des Schlosses dem geselligen Leben wieder öffnen wird, hat niemand zu befürchten, dort der Philistrosität oder dem Kommandotou der Armee zu begegnen, wenn auch, wie an allen europäischen Höfen, das vorgeschriebene Zeremoniell streng beobachtet wird.

Man wird der Jugend ihr Recht nicht schmälern und der Schönheit huldigen, doch vielleicht in anderer Weise, als die französische Frau dies verlangt. Ja, auch bei uns giebt es Schönheiten, wenn wir auch, was Toilettenkünste anbetrifft, noch in den Kinderschuhen stecken und die Überlegenheit der Französin hierin bereitwillig anerkennen. Die alten Hellenen jedoch, das schönheitskundigste Volk der Erde, legten entschieden mehr Wert auf stattliche, schöngliedrige Gestalten als auf gutsitzennde Korsets, und wenn einer jener Meister antiker Skulptur heute als Schiedsrichter auferstünde, so ist es wohl anzunehmen, daß er der natürlichen Schönheit vor der künstlich hergerichteten den Vorzug geben würde.

Es wird so viel über die Stellung der Frau geschrieben und gesprochen. Nach meiner Meinung hat dieselbe niemals eine bessere Stellung gehabt als in der gegenwärtigen Zeit. Wir können das Bedauern, welches uns aus den Schlußzeilen der „femme allemande“ entgegentritt, nicht annehmen, ja wir müssen es entschieden zurückweisen. Es ist einer jeden von uns Thür und Thor geöffnet, sich selbst persönlich einen Platz in der Gesellschaft zu erobern, sei es durch Geist und Talent, sei es durch praktische Tüchtigkeit, sei es durch Anmut und Liebenswürdigkeit. Die Frau ist in hervorragender Weise in der Belletristik, in der Malerei, in der Musik vertreten. Allen, die etwas leisten, wird Gelegenheit geboten, ihre Leistungen zu verwerten und sich eine selbständige Existenz zu gründen; und die meisten von uns wollen etwas leisten. Es steckt ein frischer, tüchtiger Trieb energischen Fortstrebens in der Deutschen von heute, der sich Bahn

brechen muß, und dem bereitwillig nachgegeben wird, denn die Frage der weiblichen Schulbildung, welche bisher ein dunkler Punkt unseres öffentlichen Lebens war, ist jetzt eine brennende geworden, und mit dem Augenblick, in welchem eine tiefere, umfassendere Bildung den jungen Mädchen die Möglichkeit giebt, sich neue Berufsarten zu erschließen, wird die Frauenfrage gelöst sein.

Daß es in Berlin keine Salons giebt, in denen wie in Paris Frauen einen Kreis von interessanten Männern um ihre Person scharen und unumschränkte Herrschaft über dieselben ausüben, indem sie die Fäden politischer Intrigen, künstlerischer und litterarischer Unternehmungen in ihrem Hause vereinigen, wer wollte das abstreiten! Einerseits zögere ich nicht zuzugestehen, daß es der deutschen Frau, dafern sie nicht orientalisches Blut in ihren Adern hat, an dem rasch sprühenden Esprit und der impulsiven Begeisterungsfähigkeit fehlt, welche die französische Frau gewisser — aber nicht aller — Kreise besißt. Bestimmte Eigentümlichkeiten der Rasse lassen sich nun einmal nicht leugnen, und im germanischen Charakter liegt mehr kühle Ruhe, Zurückhaltung und Besonnenheit des Urteils. Andererseits ist der Mangel derartiger Salons auch durch die Superiorität des Charakters unserer deutschen Männerwelt begründet, die sich nicht durch das Flackerfeuer schöner, lebenswürdiger Phrasen und witziger Einfälle blenden läßt, und die eine gescheite Frau wohl als gleichberechtigt neben sich anerkennt, sie aber nicht sofort moralisch auf den Thron hebt und ihr huldigt. Und in welchen Pariser Gesellschaftsschichten hat man denn die vereinzelt „Salons“ zu suchen, in denen die Frauen die vielgepriesene hervorragende Stellung einnehmen? Einzig und allein doch nur in der Künstler- und Litteratenwelt, die ohnehin in aller Herren Ländern eine Ausnahmestellung einnimmt. Ich hatte in Paris Gelegenheit, das Haus einer einfachen, bürgerlichen Familie und das Haus eines Mitgliedes der Finanzwelt kennen zu lernen. In dem einen thaten sich die Damen durch eine beinahe lächerliche Philistrosität, in dem anderen durch ihre in der That glänzenden Toiletten hervor, in beiden aber war weder etwas von einer geistigen Herrschaft der Frau, noch von dem vielgerühmten anmutigen Blandertalent zu finden.

Die Geschichte aller Völker lehrt uns überdies, daß Perioden, in welchen die Frauen zur Herrschaft gelangten und ihren Einfluß auf politischem und sozialem Gebiet ausübten, gewöhnlich Hand in Hand mit den Epochen sittlichen Verfalls gingen, welche die Vorläufer großer tragischer Staatsumwälzungen waren. Seien wir daher froh, daß bei uns wenigstens diese Epochen noch fern liegen, und der Schwerpunkt des Deutschen Reichs auf Deutschlands Söhnen beruht, und stehen wir freudig und freiwillig von jeder Einmischung in das öffentliche Leben ab.

Da heißt es ferner in der „femme allemande“, die deutsche Frau sei weder so wirtschaftlich noch so tugendhaft, wie man im allgemeinen glaube. Nun ändern sich aber die Begriffe je nach den Gesichtspunkten, von denen aus man sie ins Auge faßt, und es ist eine Thatsache, daß man im Auslande die Deutschen mit unmäßiger Wirtschaftlichkeit und übermenschlicher Tugend ausgerüstet wähnt.

Selbstverständlich kommen sie dieser Vorstellung nicht in ihrem ganzen Umfange nach. Die Deutsche ist durchaus nicht von Hause aus praktisch beanlagt, und die Unselbständigkeit, in der sie erzogen wird, nicht dazu angethan, wo diese Beanlagung vorhanden ist, sie zur vollen Geltung zu bringen. Aber das Pflichtgefühl, das nun einmal ein fast durchgehender Charakterzug unseres Volkes scheint, macht dann doch schließlich tüchtige Hausfrauen aus den unselbständigen Mädchen, wenn sie auch nicht gerade ihre Tage mit Kochlöffel und Küchenschürze verbringen. Ich spreche natürlich nur von der Durchschnittsfrau, denn es giebt selbstverständlich manche unter uns, welche in der ausschweifendsten Wirtschaftlichkeit ihr Genügen finden und, durch die Verhältnisse gezwungen, selbst die Verwaltung größerer Güter mit Umsicht und Erfolg leiten, wie es auch solche giebt, die wiederum von der Führung eines Haushaltes keine Ahnung haben, die kaum wissen, wann das Theewasser kocht. Bei dem ausgesprochenen Hang zur Poesie aber und bei der in den meisten Deutschen stark entwickelten lebenswürdigen Ader des Humors kommt es oft vor, daß die Hand, welche pflichtschuldigst den Kochlöffel schwingt, gleich darauf zu Feder und Papier greift, um irgend ein heiteres oder gemüthvolles Verslein niederzuschreiben, das der Fleißigen während ihrer wirtschaftlichen Thätigkeit durch den Sinn ging.

Was nun die Tugend anbetrifft, so geben gerade in Deutschland Religion, Erziehung und ererbte Gewohnheit den Frauen der gebildeten Kreise noch den sittlichen Halt, der eine feste Schutzwehr der Moral gegen die laxen modernen Anschauungen bildet, welche wie ein heißer, erschlaffender, südlicher Hauch gegen nordische Kühle und Ehrbarkeit zu Felde ziehen. Die Deutsche ist nicht in dem Maße „Weib“ bis in die Fingerspitzen hinein, wie die Französin es ist, und daher auch nicht so lebenswürdig, denn sie wagt die natürlichsten Empfindungen kaum vor sich selbst einzugestehen.

In der Provinz sind die Frauen und Mädchen fast durchgängig sittenstreng, und wo eine oder die andere vielleicht einmal einen Schritt vom Wege zu machen wünschte, hält sie die allgemeine Aufsicht und Kontrolle, die Furcht vor der Kritik, die Kette von Prinzipien, mit denen sie umgeben ist. Die Disziplin unserer Armee hat auch auf die Frauen rückwirkende Kraft, denn da jeder Offizier mit seiner Stellung für die Führung seiner Frau haftbar ist, die meisten Provinzstädte bei uns aber auch zugleich Garnisonen sind, so trägt die tadellose moralische Haltung der Offiziersdamen viel dazu bei, die Sittlichkeit zu erhalten. Für Berlin kann das indessen natürlich nicht gelten. Bei dem in einer Großstadt unvermeidlichen Konflux der verschiedenartigsten Elemente, bei dem Strom der Durchzügler und Ansiedler ist eine Kontrolle des einzelnen Individuums unmöglich. Der moralische Halt und Zwang, den die Frau in der unaufhörlichen Aufsicht in der Provinz hat, hört hier auf, wenn sie ihn nicht in sich selbst findet. Zugleich treten Versuchungen in jedem Augenblick an sie heran, um so zahlreicher, je unbeschützter sie dasteht, und um so gefährlicher, als man nirgend sonst in Deutschland einer solchen Vereinigung von Geist, Genie und Talent begegnet. Speziell in unsern, den Schriftstellerkreisen und in der Künstlerwelt, die

von jeder neu auftauchenden Idee, sei es die genialste, sei es die korrumpierteste, zuerst berührt werden, wo die Freiheit des Gedankens und Wortes den vollsten Ausdruck findet und der Verkehr sich naturgemäß in zwanglosester Art gestaltet, stumpft sich der Begriff für das, was im Grunde schicklich und unschicklich ist, ab.

Für die Frauen, welche den beiden eben genannten Kreisen nicht angehören, gilt freilich auch nicht dieser Entschuldigungsgrund in demselben Maße. Indes sie leben in einer Millionenstadt, wo der Ansteckungsstoff leichtfertiger Anschauungen, aus aller Herren Ländern zusammengetragen, in der Luft liegt und sich verbreitet wie eine epidemische Krankheit. Das ist ihre Entschuldigung. Ansichten und Verhältnisse, die man zuerst frivol fand, verlieren mit der Zeit diesen Anstrich, wenn man sie von allen Seiten als etwas Natürliches, Selbstverständliches behandelt sieht, an dem niemand Anstoß nimmt. Wenn daher in der „Femme allemande“ gesagt wird, die deutsche Frau sei nicht so tugendhaft, als man im Auslande denke, so kann das nur auf das Berliner Leben seine Anwendung finden, und darin liegt, meiner Meinung nach, ein Kardinalfehler jenes Artikels, nämlich in der Identifizierung der Berlinerin mit der deutschen Frau im allgemeinen.

Bei der Zentralisierung Frankreichs kann die Pariserin ganz wohl für den Typus der Französin gelten. Die Berlinerin ist jedoch absolut nicht der Typus der Deutschen, denn Berlin ist wohl das politische Zentrum des Reiches und der Brennpunkt des Interesses für die Welt, aber keineswegs das Herz deutschen Familienlebens und deutscher Gesittung.

Es wird endlich französischerseits bemerkt, daß die Zeiten vorüber sind, in denen jedes unserer jungen Mädchen ein „Gretchen“ war. Sie haben in Wahrheit niemals existiert. Die Inkarnation der Idealgestalt des großen Dichters hat stets zu den Seltenheiten gehört, wie eine Victoria Regia in der Pflanzenwelt. Ferner heißt es ebendasselbst, daß das deutsche Mädchen von heute, durch die Lektüre von Romanen zeitig gewißigt, ihrem Faust bereits erwartend entgegenstehe, ja es folgt sogar die Andeutung, daß die meisten eben erblühten Töchter guter Kreise, — denn wohlverstanden, nur um diese handelt es sich, — wenn sie in die Ehe treten, fast immer schon eine Vergangenheit haben, d. h. was man in einem gewissen Sinn darunter versteht. — Es ist ja wohl selbstverständlich, daß die Eindrücke und Einflüsse der Großstadt sich auch in den Mädchenschulen geltend machen, und daß das Gift der Ansteckung sich den jugendlichen Gemütern ebenso mitteilt wie etwa Scharlach den Körpern. Da gehen verbotene Bücher von Hand zu Hand, kleine Skandalgeschichten werden weiter kolportiert und den Unwissenden erklärt, und wo die Erziehung im Hause nicht geeignet ist, den Kindern sittlichen Halt zu geben und sie moralisch reinere Luft atmen zu lassen, da ist zehn gegen eins zu wetten, daß Neugier und fieberndes Verlangen nach Abenteuern die Backfischchen veranlassen werden, auf eigene Rechnung einen Roman zu erleben. Das wird dann mit staunenden, begehrliehen Augen von den Freundinnen und Vertrauten mit angesehen, und beinahe ein Ehrenpunkt daraus gemacht, ähnliches zu erleben.

Und doch giebt es gerade in Berlin hunderte von jungen Mädchen der höheren Kreise, die so sorgfältig behütet werden, daß kein unreiner Hauch sie berührt, die in einer Reihe vorzüglicher Erziehungsanstalten, welche dem Protektorat unserer Kaiserinnen unterstehen, den besten Unterricht und die eingehendste Aufsicht genießen, und die auch daheim von ihren Müttern geleitet werden und nicht von einem „Fräulein“, das sich schon oft als keine zuverlässige Hüterin gezeigt hat, bis sie aus einer guten Kinderstube hervor in einen Familien- und Freundeskreis treten, in welchem man den ethischen und ästhetischen Forderungen des Lebens volle Berücksichtigung zu teil werden läßt.

Freilich werden auch sie nicht der Periode entgehen, in welcher man für den Litteratur- oder Geschichtslehrer schwärmt. Das deutsche junge Mädchen muß nun einmal in einem bestimmten Übergangsalter für etwas oder für jemand schwärmen. Sei es, daß es sich bei gelegentlichen Theaterbesuchen für den Helden oder die Heldin eines klassischen Stückes begeistert und eine heimliche Sammlung von Photographien des jeweiligen Objectes anlegt, sei es, daß die Lehrkräfte der Schule oder Erziehungsanstalt ahnungslos den ersten, meist sehr harmlosen Feuerbrand in die junge Seele schleudern. Und wieviel ideale Freundschaftsbündnisse werden nicht auf den Schulbänken der höheren Klassen geschlossen, wieviel Schwüre ausgetauscht, die, ach nur zu bald, in nichts zerrinnen, wenn das Leben die jugendlichen Schwärmerinnen in verschiedene Sphären auseinführt; denn nirgends ist der Kastengeist stärker entwickelt als in Deutschland.

Jeder deutsche Backfisch besitzt auch ein Poesiealbum, welches sorgfältig verschlossen wird, zuweilen sogar in einem Umschlag, der die Aufschrift trägt: „Nach meinem Tode ungelesen zu verbrennen.“ Dasselbe enthält viel herzbrechende Klagen oder leidenschaftliche Hoffnungen, die dem „verschwiegenen Mond“, oder der „schluchzenden Nachtigall“ anvertraut werden und nach einer Reihe von Jahren der Urheberin unwiderstehliche Heiterkeit erregen. Solch' geistigen Gährungsprozeß macht fast jedes unserer jungen Mädchen durch, und es schadet ihnen nichts, im Gegenteil, der innere Gehalt, der zurückbleibt, ist meist so geklärt, daß jener Prozeß schließlich beinahe als etwas Notwendiges erscheint. Ob das französische Prinzip, die jungen Mädchen bis zu dem Augenblick, in welchem sie ins Leben treten, im Kloster zu lassen, oder in strenger Abgeschlossenheit von der Welt zu erziehen, gerade das richtige ist? — Es läßt sich viel dafür und dagegen sagen. Daß sie in weltlichen Dingen unerfahren und unberührt bleiben, läßt sich nicht leugnen. Sie treten sehr naiv, sehr unschuldig in die Gesellschaft und oft bald nachher in die Ehe mit einem Manne, den sie wenig kennen, in Verhältnisse, von denen sie nie etwas gehört haben. — Ob diese Unerfahrenheit wirklich zu ihrem Heil ausschlägt? Ob die plötzliche, unbeschränkte Freiheit der verheirateten Frau nach strenger Beschränkung und ohne jegliche Erfahrung eine Quelle des Glücks für sie wird? — Ich darf mir darüber kein Urteil anmaßen. Aber da wir nun einmal in der Welt sind und uns wohl oder übel mit dem Leben abzufinden haben, scheint es mir wünschenswerter, gerüstet und vorbereitet den in jedem Frauenleben unausbleiblichen Kämpfen entgegenzutreten; und mögen



unsere jungen Mädchen wirklich hier und da einen guten Roman in die Hand nehmen, die in ihnen eine Ahnung des wirklichen Lebens aufdämmern läßt, oder auch einmal heimlich einen schlechten, der sie mehr, als wünschenswert ist, aufklärt, eine gesunde Natur streift die Schlacken ab, und die deutschen Frauen sind gottlob gesund an Verstand und Gemüt.



## Die Schule des Diplomaten.

Von

**Graf Greppi,**

Königlich italienischem Botschafter a. D.

Die Diplomatie spielt im geschäftlichen Verkehr der Menschen ungefähr dieselbe Rolle wie die Elektrizität auf dem Gebiete der Physik. Sie ist eine eigene Form der geistigen Thätigkeit; wir erkennen ihr Wirken überall, aber es gelingt uns nicht, sie zu erfassen, und sie läßt sich nicht in den Rahmen einer Definition hineinzwängen. Der Krämer, der seine Groschenware an den Mann bringen will, und der Staatsmann, dem das Gedeihen, ja die Selbständigkeit eines ganzen Landes anvertraut ist, beide brauchen die Diplomatie der eine so gut wie der andere. Vielleicht kommt man am weitesten, wenn man sagt, die Diplomatie ist die Kunst, ein Ziel zu erreichen, ohne sein Streben dahin zu verraten.

In allen Fällen erscheint uns die Diplomatie wie eine wohlthätige Fee, wenn sie am Ende eines Krieges, dessen Ausbruch sie nicht verhindern konnte, dazu führt, den tobenden Nationalhaß zu besänftigen, die Gier des Siegers zu mäßigen und den Besiegten zu Tragung der Kriegslasten geneigt zu stimmen.

Heutzutage, an der Wende des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts, spielt die Diplomatie eine wesentlich andere Rolle als die, welche ihr in der Zeit vom Westfälischen Frieden bis zum Wiener Kongresse zugewiesen war. In jenen Zeiten hat sie viele Ereignisse herbeiführen helfen, über welche die Geschichte nachher ein strenges Urteil sprechen mußte; sie hat somit eine Rolle gespielt, welche ihrer wenig würdig war und welche sich nur daraus erklären läßt, daß die Gewalt damals vor dem Rechte den unbestrittenen Vorrang hatte. Die Grundsätze der heutigen Politik, welche sich bemüht, die selbstsüchtigen Bestrebungen der einzelnen Völker mit den Forderungen des europäischen Gleichgewichts in Einklang zu bringen, stehen hierzu in einem bemerkenswerten Gegensatz. Freilich wird auch heute noch so manches Mal der Diplomatie vorgeworfen, sie lasse sich zu Zwecken mißbrauchen, welche der Würde der Nationen nicht entsprechen, und es ist gewiß, daß solche Vorwürfe in einzelnen Fällen nicht völlig unbegründet gewesen sind; aber dafür haben wir auf der anderen Seite unter den

Diplomaten eine große Reihe von ganz hervorragenden Männern, die ihren Staaten unbezahlbare Dienste geleistet haben.

Das große äußere Ansehen, welches die Diplomaten vor Zeiten hatten, besteht heute in mancher Beziehung nicht mehr; in anderen Beziehungen ist es dafür wieder gestiegen, und zwar aus den verschiedensten Gründen. So hatte die Diplomatie früher dadurch eine besondere Bedeutung, daß die Gesandten mit den Souveränen, von denen sie entsandt waren, in unmittelbarem Verkehre blieben. Der Gesandte war somit der einzige, der den Willen und den ganzen Willen seines Landesherrn kannte, und was er that, war demgemäß gerade so gut, als wenn es jener selbst gethan hätte. Heutzutage hat die überall herrschende konstitutionelle Verfassung die Thätigkeit der Regierung von der des Landesherrn getrennt, und dem letzteren ist regelmäßig nur das Recht vorbehalten, den Krieg zu erklären und Frieden zu schließen. In einem konstitutionellen Staate kann der Landesherr in allen Angelegenheiten, und somit auch in den auswärtigen, nur auf Vortrag des zuständigen Ministers eine Anordnung treffen, und selbst in der Wahl der Diplomaten, welche nicht nur seine Regierung, sondern auch seine Person zu vertreten haben, ist er von den Vorschlägen seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten abhängig; es ist überall eine große Seltenheit, wenn der Monarch selbst eine Persönlichkeit als geeignet benennt. Hierdurch ist die Aufgabe des heutigen Gesandten sehr erschwert; er ist nicht mehr der einzige Interpret des landesherrlichen Willens, sondern er muß sich sehr oft ernsthaft fragen, ob er die Anweisungen, welche ihm von seinem Minister in oft orakelhaften Telegrammen übersandt werden, auch richtig verstanden hat. Dazu kommt noch, daß auch die Parlamente manches Mal mit schwerer Hand in den Gang einer diplomatischen Verhandlung einzugreifen suchen. Die Abgeordneten reißen vermöge ihres Interpellationsrechtes von allen schwebenden Angelegenheiten den schützenden Schleier der Heimlichkeit herab, und viele Verhandlungen pflegen sich zu zerbrechen, weil sie vor ihrer Reise zu unvorsichtig an das Tageslicht gezerret sind. Die Rücksicht, welche die Regierungen auf die Parlamente nehmen müssen, verursacht ihnen mehr Schwierigkeiten, als man im allgemeinen zu glauben geneigt ist, und die Diplomaten, welche ihren Heimatsstaat im Auslande vertreten, geraten oft in recht große Verlegenheit, wenn sie sehen, daß die Berichte gedruckt und verbreitet werden, von denen sie erwartet hatten, sie würden in den Bureaus ihres Ministeriums liegen bleiben, und in denen sie es daher gewagt haben, sich frisch von der Leber weg auszusprechen. Es giebt Fragen, die sich von Kabinet zu Kabinet in aller Ruhe behandeln lassen; wenn aber erst die Presse und mit ihr die Öffentlichkeit dazwischen tritt, so nimmt der Verkehr von selbst einen gereizten Ton an.

Man sagt der Diplomatie auch vielfach nach, sie sei eine aristokratische Einrichtung und diene im wesentlichen dazu, dem Ehrgeiz oder der Brunnfucht einzelner Höflinge zu genügen. Es ist freilich wahr, daß die Gesandtschaftsposten in früherer Zeit vielfach mit solchen Personen besetzt wurden, welche sich entweder bei Hofe durch ihren Reichtum oder ihr großartiges Auftreten bemerklich gemacht

hatten oder welche zu mächtig wurden und deshalb entfernt werden sollten. Aber heut ist die diplomatische Laufbahn nicht mehr das Vorrecht eines besonderen Standes, sondern jeder wird zu ihr zugelassen, vorausgesetzt daß er diejenigen persönlichen Eigenschaften besitzt, welche er braucht, um seinem Vaterlande im Auslande nützlich zu sein.

In früheren Perioden und bis in die Zeit der französischen Revolution hinein gab es noch keine Diplomaten von Fach. Der Landesherr wählte, so oft er einen Gesandten brauchte, unter allen seinen Unterthanen denjenigen dazu aus, von welchem er glaubte, daß er zu seinen Zwecken am besten passen würde. Der Chef der Gesandtschaft hatte mit dem Oberhaupte des Staates, bei dem er beglaubigt war, die wichtigsten und schwierigsten von den ihm anvertrauten Angelegenheiten persönlich zu besprechen. Zu diesem Zwecke hatte er das Recht, eine feierliche Audienz zu verlangen; aber eine solche kam naturgemäß nur sehr selten vor und nur bei einem dringenden äußeren Anlasse; indessen war er auf dieses Mittel nicht angewiesen, da die Hoffeste, die Theatervorstellungen und andere Anlässe ihm zu einer Annäherung an den Souverän und zu Besprechungen genügende Gelegenheit boten. Dieser Weg wurde denn auch ausgiebig benutzt, wenn gleich solche Unterredungen vor aller Augen nur eine verhältnismäßig geringere Bedeutung haben konnten. In anderen Fällen verkehrte der Gesandte damals wie noch heut mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Staates, bei dem er beglaubigt war. Zur Besorgung der Bureauarbeiten hatte der Gesandte einen Sekretär, einen Mann seines persönlichen Vertrauens, den er selbst wählte und seiner Regierung nur zur Genehmigung vorschlug. Der Sekretär trat niemals in die Öffentlichkeit; er teilte das Schicksal des Gesandten und verschwand, sobald der letztere sein Amt niederlegte. Das Recht des Botschafters, mit dem Oberhaupte des Staates, bei dem er beglaubigt ist, persönlich zu verhandeln, besteht noch heut, aber es hat durch die überall herrschende konstitutionelle Verfassung seine Bedeutung verloren; denn der Landesherr kann ohne die Mitwirkung eines verantwortlichen Ministers keine Entscheidung treffen, und die besonderen Audienzen können daher zu nichts weiter führen als zu einem Austausch von Höflichkeiten.

Man glaubt vielfach noch heut, daß ein Diplomat vom Himmel fallen könne. Das ist aber falsch. Früher war es freilich möglich, daß ein Mann, der das Hofleben und seine Intrigen kannte, und der es verstand, seinen Geist und Verstand im Verkehre mit den Fürsten immer auf das augenblicklich Erreichbare zu richten, mit einem Worte ein gewandter Hofmann, durch diese seine Eigenschaften auch auf dem diplomatischen Gebiete Erfolge hatte; aber heute ist das nicht mehr der Fall. Der moderne Diplomat braucht sehr viel Takt im täglichen Leben und eine Weltkenntnis, welche er nur durch langjährige Erfahrung erlangen kann. In der heutigen Zeit, wo selbst die kleinsten und entferntesten Staaten an der Entwicklung des Völkerganzen mitarbeiten, sind die gemeinsamen und widerstreitenden Interessen, die freundlichen und feindlichen Beziehungen aller Völker zu einander so zahlreich und so mannigfach geworden, daß nur ein solcher Mann, der einen regelmäßigen

Bildungsgang durchgemacht hat, im Stande ist, alle Dinge, welche für sein Vaterland von Interesse sind, als solche zu erkennen und sie richtig zu behandeln. Wenn heut ein Mann aus einer andern Laufbahn unvorbereitet in die diplomatische überträte, so würde er gegenüber jedem Berufsdiplomaten, mit dem er zu verhandeln hätte, der Schwächere sein, und er müßte aus Mangel an Erfahrung eine Menge von Fehlern begehen, von denen sich viele niemals wieder gut machen ließen. Ohne Erfahrung und ohne regelmäßigen Bildungsgang würde selbst der Gelehrteste hilflos sein, wenn er mit einem andern zusammenträfe, der zwar viel weniger weiß, aber jene feine Ausbildung des Geistes und jene diplomatische Ausschauungsweise besitzt, durch die er das errät, was der andere aus seinen Büchern gelernt hat. Wer sich durch das bloße Studium zum Diplomaten ausbilden will, wird leicht zum Pedanten. Er stopft sich das Gehirn mit Zahlen und Thatsachen voll, aber er findet nur selten einen neuen Gedanken, durch die er in eine verwickelte politische Frage Licht und Ordnung schaffen kann. Was der Diplomat vor allen Dingen kennen muß, das ist das menschliche Herz und alle seine Regungen von der erhabensten bis zur lächerlichsten. Der gute Diplomat ist ein scharfer Beobachter, der aus allen Dingen das Gute wie das Schlechte herauserkennet, und er ist vor allem ein Mann, der es versteht, die Dinge so zu nehmen, wie sie sind.

Die Geistesstärke allein macht den Diplomaten aber noch nicht vollkommen, und die Kenntnisse sind nicht entbehrlich; vielmehr ist ganz besonders ein gründliches geschichtliches und geographisches Wissen unerläßlich. Dieses darf sich aber nicht auf eine bloße Sammlung und Anhäufung von Thatsachen beschränken, sondern es bedarf auch der Geschichtsphilosophie, d. h. derjenigen Wissenschaft, welche uns lehrt, daß kein Ereignis im Menschen- und im Völkerleben von selbst und unvorhergesehen eintritt. Auch die Kenntnis fremder Sprachen ist ein unumgängliches Hilfsmittel für den Diplomaten; denn diese macht es ihm möglich, den Charakter des Landes, in dem er zu wirken hat, leichter zu erfassen. Die wichtigste Sprache ist die französische, welche heut und noch auf lange Zukunft hinaus die allgemeine diplomatische Verkehrssprache darstellt. Es kann sich auch kein Volk in seiner nationalen Eitelkeit gekränkt fühlen, wenn ich sage, daß die französische Sprache zum diplomatischen Gedankenaustausch, welcher Klarheit, Schärfe und Kürze verlangt, besser als jede andere geeignet ist. Außerdem ist nicht zu übersehen, daß das Französische schon seit mehr als zwei Jahrhunderten im allgemeinen Gebrauche ist, und daß ein Neuerungsversuch nichts herbeiführen würde als eine beklagenswerte Verwirrung. Der angehende Diplomat muß somit die französische Sprache in Wort und Schrift mit vollkommener Sicherheit beherrschen; er muß alle sprachlichen Feinheiten kennen, um auch den verstecktesten Nebengedanken des mit ihm Redenden zu verstehen und um denselben in unauffälliger Weise zu einem klaren und deutlichen Ausdruck seiner Meinung, zu einer vollständigen Erläuterung aller Dunkelheiten in seiner Rede veranlassen zu können.

Der Diplomat muß in allem, was er sagt und thut, von einem großen Feingefühl beherrscht sein, und auf der anderen Seite darf er keine Äußerung machen, aus der die Gegenpartei auf eine große Empfindsamkeit schließen könnte. Wenn ein Mann, der berufen ist, die Interessen eines Landes zu vertreten, sich zu Gefühlsergüssen hinreißen lassen wollte, so würde er das Gegenteil von seinem Zwecke erreichen, denn er würde sich lächerlich machen. Selbst im Unglück darf der Vertreter eines Staates seine Würde nicht verlieren; er darf sich niemals an das Mitleid seines Gegners wenden, sondern nur an das Gerechtigkeitsgefühl und an jenes Gefühl für Maß und Schicklichkeit, welches auch aus dem Herzen des stolzesten Siegers nicht ganz zu verschwinden pflegt. Die Sprache des Diplomaten muß freundlich und verbindlich sein, ohne aber Schwäche zu verraten, und sie muß sich nach dem Charakter der Personen richten, mit denen er verhandelt. Der Diplomat muß sich stets der allergrößten Ruhe und Zurückhaltung befleißigen, und nur wenn sich jemand eine Kränkung seines Vaterlandes oder seines Landesherrn herausnehmen sollte, so hat er diese Beleidigung mit Würde und Entschlossenheit zurückzuweisen.

Die moderne Diplomatie hat eine sehr gefährliche Gegnerin, von der man früher noch nichts wußte: die Pressefreiheit. Die heutige Presse kennt im allgemeinen keine anderen Schranken als die weiten Grenzen, die das Gesetz ihr steckt; sie ist mit Rücksicht auf den Wohlstand und auf die Gefühle der Leser zu einer gewissen Zurückhaltung gezwungen, aber im übrigen hat sie das Feld frei vor sich. Die Presse darf nach Art eines enfant terrible alle Blößen und Schwächen des Staates ungestraft aufdecken, wenn sie es nur interessant macht und es versteht, ihren Nachrichten einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben und den Neigungen der Leser zu schmeicheln. Das erste und wichtigste Interesse einer Zeitung besteht darin, möglichst viele Abonnenten zu erwerben, und um dies zu erreichen, muß die Zeitung von allen Dingen, die sich ereignen, unterrichtet sein oder wenigstens scheinen. Der Journalist muß aus der kleinsten Begebenheit ein Ereignis machen können, und wie oft kommt es nicht vor, daß er mit einer Nachricht in die Öffentlichkeit tritt, von der er weiß, daß sie vollständig erfunden ist, um später, wenn ihm die Lüge nachgewiesen wird, sich damit zu verteidigen, daß er das Falsche nur deshalb erzählt habe, um den andern zur Veröffentlichung einer Widerlegung, und somit zum Bekanntgeben der Wahrheit zu zwingen. So darf es der Diplomat natürlich nicht machen. Er muß lieber mit seiner Meldung zu spät kommen, als daß er sich Leichtgläubigkeit vorwerfen läßt; er soll keine überraschenden Nachrichten bringen, er hat kein Publikum, das sich durch Neuigkeiten aufregen lassen will, vielmehr wartet er, bis er Gelegenheit zur Feststellung der Wahrheit eines Gerüchtes findet, um dann seiner Regierung eine zuverlässige Darstellung senden zu können, in welcher er zugleich die Tragweite der geschilderten Ereignisse auf Grund eigener Prüfung und Untersuchung beurteilt, eine Darstellung, welche geeignet ist, dem Heimatsminister als Grundlage für weitere Anweisungen zu dienen. Es ist schon vorgekommen, daß ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten sich einem Reporter

gegenüber zugänglicher zeigt als den an seinem Hofe beglaubigten Diplomaten, so daß der erstere in der Presse Thatsachen veröffentlichen kann, von denen die letzteren noch keine Ahnung haben. Aber es ist auch zu bedenken, daß ein Minister die Nachrichten, welche er einem Reporter anvertraut hat, ruhig ableugnen darf, ohne sich dadurch die geringsten Unannehmlichkeiten zuzuziehen; während er das, was er einem Diplomaten gegenüber äußert, weder verleugnen noch widerrufen kann.

Wer einen kleinen Staat diplomatisch zu vertreten hat, der kann niemals darauf rechnen, daß er eine glänzende Rolle zu spielen Gelegenheit findet. Denn die Entscheidung der ihm anvertrauten Angelegenheiten hängt gerade in den wichtigsten Beziehungen von dem Gange ab, welchen die Politik der Großmächte nimmt. An diese hat er sich daher anzuschließen, und wenn er einmal die ausgetretene Bahn verläßt, so findet er bald genug einen Anlaß, wieder dahin zurückzukehren. Es kommt unter Umständen vor, daß ein solcher diplomatischer Vertreter vermöge seiner persönlichen Eigenschaften an einem großen Hofe, bei dem er beglaubigt ist, eine einflußreiche Stellung erringt; aber auch in diesem Falle macht er keine selbständige Politik, sondern er muß sich darauf beschränken, daß er den Vertreter einer größeren Macht, mit deren Interessen die von ihm verwalteten gerade übereinstimmen, durch seinen Einfluß unterstützt.

Einzelne Staaten zweiten Ranges treiben eine störende Politik. Sie gehen nämlich von der Anschauung aus, daß sie selbst bei einem allgemeinen Kriege nichts zu verlieren, sondern alles zu gewinnen haben, und so drängen sie sich in jede Frage hinein und hoffen überall ihren Nutzen zu finden. Demgemäß sind sie auch darauf bedacht, an den großen politischen Zentren einen unruhigen Diplomaten zu beglaubigen, welcher auch die kleinste Verwicklung ausnußt, aus der er für seine Regierung einen Vorteil heraus schlagen kann. Die anderen Staaten zweiten Ranges können sich nicht mit einer selbständigen Politik hervorwagen, ohne sofort die Eifersucht der zunächst benachbarten Großmächte wachzurufen. Ihre Vertreter stehen daher ganz im Schatten, und selbst auf dem Gebiete der Nachrichtensammlung sind sie auf die Brocken angewiesen, die ihre begünstigteren Kollegen ihnen zuwerfen. Denn ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten pflegt schon gegen die Vertreter der großen Mächte nicht sehr mittheilsam zu sein; gegenüber den Gesandten geringerer Bedeutung bleibt er vollends stumm.

Die äußeren Formen, mit denen die Diplomatie sich umgiebt, haben heutzutage viel von ihrem Glanz verloren. In früherer Zeit vermochte ein Gesandter durch den Aufwand, den er mit seinem Hausrat, seiner Equipage und seiner Tafel machte, nicht nur der großen Menge, sondern selbst dem Hofe, bei dem er beglaubigt war, Achtung einzuflößen. Dieser Zauber ist gebrochen, und der Gesandte kann sich auf seinen Titel und die von ihm entfaltete Pracht nicht mehr verlassen, wenn er das Ansehen erringen will, welches ihm früher regelmäßig von selbst zufiel. Denn sein Name und sein Reichthum werfen zwar noch immer einen hellen Glanz auf seine amtliche Stellung, aber sie reichen nicht mehr aus,

um ihm die Bedeutung und den Einfluß zu verschaffen, welche er heut nur noch durch seine Fähigkeit und seine Bildung erwirbt. Denn diese sind ihm notwendig, wenn er wohlwollende Aufmerksamkeit und Anerkennung finden will. Die bloße Außerlichkeit blendet nicht mehr. Wenn ein Gesandter von heute das Gebahren eines seiner Vorgänger aus der Zeit unmittelbar nach dem Wiener Kongresse nachahmen wollte, so würde er sich einfach lächerlich machen und für eine Poffenfigur gehalten werden. Man gedenkt zuweilen noch eines Botschafters aus jener Zeit, welcher bei der Begrüßung nur den ihm gleichgestellten Personen die ganze Hand zu reichen pflegte, den unter ihm stehenden aber, in genauer Abstufung, vier, drei, zwei oder einen Finger, so daß endlich ein Botschaftssekretär mit einer Fingerspitze und ein bloßer Attaché mit einem einfachen Kopfnicken zufrieden sein mußte. Heut ist es anders. Im täglichen Leben macht der Gesandte von seinen Vorrechten keinen Gebrauch und lebt, ohne seiner Würde dadurch etwas zu vergeben, unter dem Personal seiner Gesandtschaft wie ein Familienvater. Ja, wenn er den Abstand zwischen sich und seinen Untergebenen zu schroff herauskehrte, so würden diese sich dadurch gekränkt fühlen. Dem Gesandten einer Großmacht passierte es zum Beispiel einst auf einem Bankette, daß er im Laufe des Gespräches die Mitglieder seiner Gesandtschaft vermöge einer Nachlässigkeit im Ausdrucke als „seine Leute“ bezeichnete. Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, so erhoben sich die Benannten sämtlich und verließen zusammen den Festsaal.

Häufig hört man über die Frage sprechen, ob ein Gesandter lieber verheiratet oder Junggeselle sein müsse. Nun meine ich, wenn die Frau des Gesandten außer den natürlichen Reizen ihres Geschlechtes noch Geist, ein feines Benehmen und die Kunst besitzt, sich Freunde zu erwerben, ohne sie zu ihren Vertrauten zu machen, dann gewinnt ihr Mann durch sie einen viel größeren Wirkungskreis; er findet mehr Gelegenheit, seinen Einfluß auszuüben, den Kreis seiner Bekannten zu erweitern und sich in der Gesellschaft des Landes, in dem er thätig ist, einzuführen. Die feine Welt kommt von selbst in seinem Hause zusammen, und es gelingt der Frau durch ihr gewinnendes Benehmen, die Männer in eine harmlose Stimmung zu versetzen, in der sie zur offenmütigen Aussprache ihrer Gedanken bereit sind. Ganz anders liegt aber die Sache, wenn die Frau des Gesandten launenhaft und mürrisch ist, wenn sie ihre Worte nicht zu wägen weiß und sich formlos und ohne Anmut benimmt. Durch eine böse Zunge, durch Verlegenheit und Ungewandtheit, durch geschmacklose Kleidung, durch eine unbegründete Freundschaftlichkeit gegen den einen, durch Steifheit gegen den anderen vermag sie alle Gäste aus ihren Räumen zu vertreiben; die Fehler der Frau werden von der Welt dem Manne zur Last gelegt und hindern ihn überall an der Ausübung seines Berufes. In einem solchen Falle nützt dem Gesandten sein eigener Haushalt nicht, sondern er ist ihm überall im Wege.

Ein Fehler, dem die heutige Diplomatie zuneigt, ist der, daß sie ihren Beruf für einen bureaukratischen hält; d. h. daß ein Gesandter glaubt, er habe nur mit der Feder in der Hand die geeignete Gelegenheit, sich als geschickten Diplomaten zu zeigen. Ein solcher irrt aber, denn er ist eben kein Bureaubeamter, der

seine täglichen Dienststunden abzusitzen hat, der pünktlich des Morgens erscheint und vor allen Dingen pünktlich wieder geht. Ein Diplomat darf sich nicht von den laufenden Arbeiten ganz in Anspruch nehmen lassen und sich damit zufrieden geben, wenn er von Zeit zu Zeit einen Bericht abfaßt, in dem er am meisten darauf achtet, ob er auch kein Komma und keinen Punkt vergessen hat. Im auswärtigen Amte hat der Tag nicht mehr Stunden als anderwärts; wenn ein Bericht zu breit ist, so wird er vom Minister nicht gelesen und kommt dann nur im Sekretariat den jungen Leuten zugute, welche ihr Vergnügen darin suchen, sich über alles zu moquieren, was ihnen wunderbarlich erscheint. Vielmehr verlangt es der Beruf des Diplomaten, daß er Augen und Ohren offen hält, daß er sich über alles und jedes Ereignis möglichst gut zu unterrichten sucht, und daß er sich somit überall da zeigt, wo er gute Gelegenheit findet, nicht nur die Thatsachen zu erfahren, die seine Regierung interessieren können, sondern auch die Wandlungen der öffentlichen Meinung zu beobachten. Das Leben des Diplomaten ist wie ein Bühnenhaus, in dem er bald als Schauspieler, bald als Zuschauer thätig ist. Nur wenn er die Bühne häufig besucht, lernt er, was er sagen und was er verschweigen muß, und hier lernt er vor allen Dingen, daß es besser ist, zu hören, als zu reden, und daß er jedes lebhafte Gespräch vermeiden muß, da die Menschen sich bei solchen Gelegenheiten zu Äußerungen hinreißen zu lassen pflegen, die sie bei ruhiger Überlegung nicht gemacht haben würden.

Es ist allgemeiner Gebrauch, daß die Minister der auswärtigen Angelegenheiten einen Wochentag zum Empfange der bei ihrem Hofe beglaubigten Gesandten bestimmen. Dies ist nach einem scherzhaften Diplomaten-Ausdrucke der allgemeine Beichttag. Alle Gesandten, insbesondere aber die bloßen Geschäftsträger, sind begierig nach Neuigkeiten, und je kleiner der Staat ist, den sie vertreten, desto fieberhafter pflegt die Neugier des Vertreters zu sein. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten pflegt aber mit Antworten sehr zu sparen, und sobald man ihn mit Fragen bestürmt, wird er geizig. Die Personen, die er am meisten fürchtet, sind die jüngeren Beamten, die eine Gesandtschaft nur interimistisch verwalten. Diese stellen oft ein wahres Verhör mit ihm an, das ihn ganz außer Fassung bringt, und sie lenken selbst dann nicht ein, wenn er ihnen seine Ungeduld durch deutliche Zeichen zu erkennen giebt. Denn der junge Diplomat wünscht nur, einen mit Nachrichten möglichst gespickten Bericht abgehen zu lassen und durch diesen die Aufmerksamkeit seines Ministers auf sich zu ziehen; gegenüber diesem Bestreben läßt er alle anderen Rücksichten nachstehen. Der erfahrene Diplomat macht es anders; er versteht es, den Minister, mit dem er verhandelt, in gute, mittheilsame Stimmung zu versetzen, um die Aufklärungen, deren er wirklich bedarf, von ihm zu erlangen; er versteht es aber auch, die Verhandlung zur rechten Zeit wieder abzubrechen.

Für den Diplomat ist jeder Umstand, der ihm die Erreichung seines Zweckes erleichtert, von großer Bedeutung, mag er von außen auch noch so kleinlich erscheinen. So sind insbesondere die Festmahlzeiten eine äußerst beliebte Gelegenheit, um sich mit einer Person, deren man bedarf, in Ver-



bindung zu setzen. Nach einem guten Mahle werden die Zungen gelöst, und die Lüge weicht vor der Wahrheitsliebe, die aus dem Kelchglase in die Herzen der Menschen einzieht. Ein jeder wird in einer solchen Stunde mittheilbarer; die Tafelgenossen, die ohnehin schon Berufsgenossen sind, fühlen sich leicht als gute Freunde, die Unterhaltung wird lebhafter, und der Gastgeber, dem es leichter glückt, sich den Einflüssen seiner Tafel zu entziehen, verwertet die vertraulichen Aussprüche seiner lieben Gäste.

Ein Vorwurf, welcher der Diplomatie vielfach gemacht wird, ist der, daß sie sich zur Erreichung ihrer Zwecke der Lüge bediene. Der Vorwurf entbehrt aber des Grundes. Es ist sicher, daß man unter besonderen Umständen vermittelst einer geschickt angebrachten Lüge einen Erfolg erreichen kann, aber ein solcher Erfolg ist immer höchst zweifelhaft und nie auf die Dauer wirksam. Ein guter Diplomat benutzt dies Mittel nie, denn er würde zur Erreichung eines ungewissen Vorteils sein ganzes Ansehen aufs Spiel setzen und Gefahr laufen, daß er in große Verlegenheit gerieth, wenn es dem Betrogenen gelänge, ihn zu überführen. Was er im äußersten Falle wagen kann, ist, daß er auf eine Frage eine orakelhafte Antwort giebt, welche den anderen im Unklaren darüber läßt, was er eigentlich gemeint habe.

Die Eigenschaft, auf die es beim Diplomaten vor allen Dingen ankommt, ist die Besonnenheit. Er muß seine Nerven beherrschen; er darf selbst dann, wenn er mit Sorgen überladen ist, niemals seine Unruhe verraten; und er muß schlagfertig sein; diese drei Eigenschaften sind für ihn ganz unentbehrlich. Durch jede Unbesonnenheit kann er Verwickelungen herbeiführen, deren endlicher Ausgang sich gar nicht absehen läßt. Indessen giebt es auch Fälle, in denen er etwas wagen muß. Auf dem Pariser Kongresse erhob sich Cavour einmal ganz unerwartet und schilderte in schlagenden Zügen die unglückliche Lage Italiens vor einer Versammlung von Diplomaten, welche fast sämtlich geneigt waren, ihm zu widersprechen; aber niemand hat ihm diesen Schritt als unrichtig vorgeworfen. Unmittelbar vor dem Ausbruche des Krimkrieges erschien der Fürst Menschikow in Reisekleidern, mit einer Reitpeitsche in der Hand, bei dem Großwesir, um die sofortige Abstellung der Übelstände zu verlangen, über welche Rußland sich der Ottomanischen Pforte gegenüber beklagt hatte. Auch dieses Vorgehen ist jederzeit gebilligt worden.

Wenn auch, wie gesagt, die diplomatische Laufbahn nicht das Vorrecht einzelner Gesellschaftsklassen ist und sein soll, so handeln doch diejenigen Staaten falsch, welche eine demokratische Verfassung auch durch demokratische Formen zur Geltung bringen wollen. Ein solches System mag im eigenen Lande gut sein, aber die Länder, in denen ihre diplomatischen Organe wirken sollen, denken vielfach anders. Es giebt Personen, welche große Fähigkeiten haben und durchaus geeignet sind, mit dem besten Erfolge als Beamte im Inlande thätig zu sein, denen aber die rechten Eigenschaften fehlen, um im Auslande ihr Vaterland würdig zu repräsentieren: wenn ein Staat einem solchen Manne aus demokratischen Grundsätzen einen Gesandtenposten anvertraut, so ist das gerade so gut, als wenn er diplo-

matische Niederlagen wünschte. Es ist einmal vorgekommen, daß in einem Staate, in welchem trotz der monarchischen Verfassung die demokratischen Grundsätze in breitem Umfange angewandt wurden, für einen Gesandtenposten ein Mann ausersehen war, der für viele geleistete Dienste eine ansehnliche Stellung als Belohnung verdiente, dessen Benehmen und Formen aber viel zu wünschen übrig ließen. Der Monarch fragte den bei ihm beglaubigten Vertreter des Landes, in welches der eben Bezeichnete entsendet werden sollte, ob derselbe dort auf eine gute Aufnahme zu rechnen habe. Die Antwort lautete: der Minister der auswärtigen Angelegenheiten werde den Bezeichneten als Gesandten ohne Zweifel gut aufnehmen, aber es sei fraglich, ob der Pförtner ihn ins Haus lassen würde.

Der Gesandte kommt in allen Fällen am weitesten, wenn er persönlich gefällt. Er muß aber nicht nur den Frauen gefallen, sondern auch den Männern sich möglichst angenehm machen, indem er sich ihnen niemals überlegen zeigt. Man kommt auf diese Weise überhaupt in der Welt am besten fort und erreicht es am leichtesten, eine hervorragende Stellung einzunehmen. Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts lebte an einem der größten Höfe Europas ein junger Ausländer, Mitglied einer alten, angesehenen Familie und Inhaber eines großen Vermögens, welcher es auf den ersten Anlauf zum Botschafter gebracht hatte durch die Eleganz und Geschicklichkeit, mit der er Walzer tanzte. Die Thatsache, daß er durch eine solche Kleinigkeit in die Höhe gekommen war, hinderte ihn nicht, sich in der Folgezeit als einen der vorzüglichsten diplomatischen Vertreter seines Vaterlandes zu zeigen, aber er hatte doch immerhin damit angefangen, daß er gefiel. Ein Diplomat ist genötigt, immer die beste Gesellschaft aufzusuchen; ja, wenn die Umstände danach sind, muß er sich auch in der Gesellschaft so oft wie möglich zeigen, welche nicht die beste ist, wenn in ihr nur Eleganz, Geist und gute Manieren hochgehalten werden. Die Welt ist eben ein großes Buch, in dem man alle Seiten lesen muß. Ein Diplomat muß sich stellen, als wenn es ihm überall gut gefiele, und es ist von großem Werte für ihn, wenn er sich auch einmal langweilen kann, ohne es sich anmerken zu lassen. Der Salon ist eine vorzügliche Schule, in der man die augenblicklich herrschenden Auffassungen studieren und die Politiker in der nächsten Nähe betrachten kann; man findet die letzteren hier zusammen, denn die Damen aller Altersklassen ziehen sie an sich, um an ihnen die Macht ihrer Schönheit und ihres Geistes zu erproben, und der Ehrgeiz macht die Menschen nicht stumpf gegen die Eindrücke, die sich an ihre Herzen wenden.

Es ist höchst interessant zu beobachten, wie die Diplomatie in den verschiedenen Ländern einen ganz verschiedenen Charakter hat; in den romanischen Ländern ist sie zum Beispiel im großen und ganzen gutmütiger als in den nordeuropäischen. So sagte man früher, daß jeder Italiener ein geborener Diplomat sei, ein nicht zu verachtendes Lob, obgleich in dieser Schmeichelei zugleich eine kleine Bosheit liegen kann, da die Worte sich auch so verstehen lassen, als ob der Italiener nicht durch Aufrichtigkeit sündigte. Man muß aber mit den alten italienischen Diplomaten nicht zu streng ins Gericht gehen. Sie waren Vertreter

von kleinen Ländern, welche durch die Furcht vor Übergriffen der benachbarten Großmächte in steter Angst und Sorge gehalten wurden; da sie sich nicht durch Gewalt schützen konnten, so mußten sie es mit der List versuchen. Im allgemeinen ist noch heute der italienische, spanische und französische Diplomat ein guter, gefälliger, zugänglicher Mensch, der mittheilbar erscheint, ohne es in höherem Maße als ein anderer zu sein, und der sich niemals bemüht, sich dem andern überlegen zu zeigen. Der südeuropäische Diplomat liebt es zu plaudern, er versteht zu antworten und eine unbescheidene Frage abzuwehren, er erfäßt mit Leichtigkeit, was man ihm sagt, und belästigt niemals durch die Bitte um eine Erklärung. Der deutsche Diplomat plaudert nicht gern; er wird leicht erregt, wenn jemand eine Frage zu berühren droht, die ihn in Verlegenheit bringen könnte, und er trägt auch kein Bedenken, seinen Unmut in zuweilen schroffer Form zu äußern. In allen geschäftlichen Angelegenheiten ist er von musterhafter Pünktlichkeit; er braucht niemals ein Wort zurückzunehmen, und es entschlüpft ihm niemals eine unvorsichtige Äußerung. Der Engländer ist äußerst bestimmt und vor allen Dingen praktisch. Er kleidet seine Gedanken in so wenig Worte wie möglich und giebt sich nicht zu langen Erörterungen her, man muß seine Vorschläge annehmen oder ablehnen. Wenn man von ihm geht, ist man mit Form und Inhalt seiner Darlegungen nicht immer zufrieden, aber man weiß, daß man eine ehrliche und klare Aussprache angehört hat. Bei dem russischen Diplomaten ist das äußerst verbindliche Wesen rühmend anzuerkennen, und es ist leichtfertig, wenn viele ihnen nachsagen, daß sie mit der Wahrheit oft hinter dem Berge halten. Sie sind die äußeren Vertreter einer Politik, deren letzte Gründe man schwer erkennt und welche von einem einzigen, unfehlbaren Willen geleitet wird; und hierdurch sind sie zu sehr großer Zurückhaltung gezwungen. Sie sagen nur, was sie sagen können, und schweigen dort, wo sie nicht reden könnten, ohne zu lügen.

Für einen jungen Diplomaten ist nichts so nützlich, als wenn er möglichst viele verschiedene Stationen durchmacht, so lange er sich in den unteren Stufen seiner Laufbahn befindet. Er sieht viele neue Länder, er hat Gelegenheit, sie gründlich kennen zu lernen, da er überall gut aufgenommen ist, und so gewöhnt er sich schon früh daran, ein Volk mit dem andern und eine Regierung mit der andern zu vergleichen; er stärkt seine Auffassungsgabe und kommt auf diese Weise dazu, über Menschen und Dinge ein richtiges Urtheil zu gewinnen. Unter allen Ländern ist aber keins so sehr zur Ausbildung der für einen Diplomaten erforderlichen Eigenschaften geeignet wie der Orient. Hier werden alle Dinge im großen betrieben; der Kampf zwischen der christlichen und der muslimischen Kultur ist noch immer nicht ausgefochten, wengleich er von seiner früheren Schärfe schon viel verloren hat; durch die Verschiedenheit der Rasse und des Glaubens werden alle Leidenschaften geweckt und erzeugen ein Durcheinander der verschiedensten Interessen und Bestrebungen, in dem sich der Diplomat nur mit Aufwendung aller seiner Geisteskräfte zurechtfinden kann. Hierzu kommt noch das Spiel der christlichen europäischen Mächte unter einander; denn so versöhnlich

sie sich auch auf dem eigentlich europäischen Boden zeigen, ebenso schroff sind sie in allen orientalischen Angelegenheiten. Mit der größten Eifersucht überwacht ein jeder die kleinsten Schritte des andern; nicht nur an den Residenzen der Gesandten, sondern auch an den kleinsten Plätzen, an denen nur Konsuln thätig sind, sieht man überall die Spuren dieser Nebenbuhlerschaft. Im Orient muß der Diplomat Schach spielen; jeden Zug muß er lange vorher nach allen Richtungen bedenken; wenn aber die Zeit zum Handeln gekommen ist, muß er schnell zugreifen, damit ihm kein anderer zuvorkommt. Im übrigen ist der Verkehr mit den türkischen Diplomaten auch sehr lehrreich; diese sind nämlich bei den Grundsätzen der alten Schule stehen geblieben: mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen, suchen sie den Gang der europäischen Diplomatie zu hemmen, aber sie thun es in so gefälliger Form und mit solcher Freundlichkeit, daß eine ganz außerordentliche Geschicklichkeit dazu gehört, sich aus den feinen Maschen ihrer Netze herauszuwickeln.

Der Wahlspruch der Diplomatie ist aber hier wie in allen Fällen: „Zugreifen, ohne sein Streben zu zeigen.“



## Berichte aus allen Wissenschaften.

### Rechtsgeschichte:

#### Philologische Studien zur Urgeschichte des indogermanischen Rechtes.

Die Vergangenheit unseres Volkes zu erforschen, die Zeiten, aus denen keine glaubhafte geschichtliche Überlieferung auf unsere Tage herabreicht, wieder vor unsere Augen zu führen, das ist eine Aufgabe, welche erst die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts unternehmen konnte, die aber, obwohl von vielen Seiten rastlos daran gearbeitet wird, in diesem Jahrhundert noch nicht zu Ende geführt sein wird. Die Körperwelt jener alten Zeiten, die Flora und Fauna, ja selbst die Knochen der Menschen und ihre Geräte sind uns erhalten: sie lassen sich greifen und fühlen, messen und abbilden. Aber wie ist es mit dem geistigen Leben?

Die Gedanken und Gefühle, das Wissen und der Glaube, welche unsere Voreltern hatten, als sie noch als ein ungetrenntes Volk auf einem noch unbekanntem Bodengebiete Vorderasiens oder Osteuropas weilten, sind uns nicht verloren gegangen, sondern in ununterbrochener Reihenfolge sind sie vom Vater auf den Sohn, vom Enkel auf den Urenkel und so herab bis auf uns überliefert worden; aber jeder Sohn hat der väterlichen Lehre den ganzen Schatz seiner eigenen Erfahrungen ergänzend und berichtigend hinzugefügt, und so ist der Stoff infolge der vielfachen Veränderungen der äußeren Lebensbedingungen geändert und immer wieder geändert worden, so daß wir aus unseren Kenntnissen und unserer Auf-

fassungsweise nicht entnehmen können, wie unsere Altvordern zu einer gegebenen Zeit ihr Verhältnis zu Gott, zu den Menschen und den Dingen aufgefaßt haben.

Der Weg der Forschung ist daher ein anderer und nicht für alle derselbe. Der eine durchsucht das geistige Leben die gesellschaftlichen und rechtlichen Institutionen der unkultivierten und halbkultivierten unserer zeitgenössischen Völker, um aus dieser großen Mannigfaltigkeit Entwicklungsgesetze abzuleiten und so rückwärts schrittweise unsere Vergangenheit zu ermitteln; ein anderer Weg ist der, aus dem gemeinsamen Sprachgut der indogermanischen Völker auf die gemeinsamen Kenntnisse und die gemeinsame Kultur der Indogermanen vor der Trennung zu schließen. Beide Methoden sind nicht untrüglich; beide verlangen eine große Phantasie und zugleich eine große Vorsicht, und auf beiden Wegen liegt die Gefahr darin, daß oft das Falsche viel glaublicher, erfreulicher und menschlicher erscheint als das Richtige. Aber wenn einmal der rechtsvergleichende und der sprachvergleichende Forscher in einem Ergebnisse zusammentreffen, so liegt darin eine ziemliche Gewähr für die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges.

Es ist daher für alle Juristen eine große Freude, daß wir die Ergebnisse der sprachlichen Forschung in einem Bande zusammengefaßt bekommen haben und wir somit unsere Anschauungen an denen der Schwester-Disziplin zu prüfen in der glücklichen Lage sind. Diese Freude wird selbst dann nicht vermindert, wenn sie uns zwingt, einen liebgewordenen Gedanken aufzugeben — aber andererseits muß auch der Jurist das Recht beanspruchen, dem Sprachforscher einen Satz als minder wahrscheinlich oder unmöglich nachzuweisen.

Ein solches Buch ist das Werk von Schrader, mit dem sich die folgenden Seiten beschäftigen sollen.<sup>1)</sup>

Man braucht nur in das Werk hineinzusehen, um sofort durch die große Fülle des zusammengetragenen und benutzten Materials, durch die große Vorsicht, mit der alle Folgerungen gezogen werden, und durch die Klarheit der Darstellung und die Übersichtlichkeit des Gedankenganges für den Verfasser und seine Studien gewonnen zu werden. Wir haben hier das seltene Beispiel eines streng wissenschaftlichen Werkes, welches auch dem Nichtfachmanne ermöglicht, den Ausführungen zu folgen, sich die Ergebnisse der Untersuchungen anzueignen und sie zu überschauen.

Das Buch zerfällt in vier Abhandlungen; zunächst kommen eine dogmengeschichtliche und eine methodologische, welche der Jurist mit großem Interesse lesen und billigen, aber nicht würdigen kann; dann folgt ein Aufsatz über die Metalle und das Schmiede-Handwerk, aus welchem zu entnehmen ist, daß weder der Schmied noch seine Thätigkeit, noch der Name irgend eines seiner Geräte und Werkzeuge für die gemeinarische Zeit erwiesen ist, so daß man zu der Annahme gedrängt wird, daß die Schmiedetechnik sich bei den Einzelvölkern selbständig ent-

<sup>1)</sup> Schrader, D., Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums. Zweite, vollständig umgearbeitete und beträchtlich vermehrte Auflage. Jena, Hermann Costenoble, 1890. XII. 684. 8.

wickelt hat. Endlich giebt der vierte Abschnitt über „die Urzeit“ einen Abriß der Kultur-, Staats und Rechtsgeschichte der vorgeschichtlichen indogermanischen Zeit.

Die wohlbegründeten Ausführungen des Verfassers erscheinen durchweg zutreffend, nur einzelne Bedenken lassen sich dagegen erheben, von denen im Folgenden die wichtigsten kurz berührt werden sollen.

Sehr interessant sind die Untersuchungen über die Verwandtschaftsnamen. Nach Schrader ist als gemeinarisch nur für folgende Begriffe je eine feststehende Bezeichnung nachgewiesen:

- a) Sohn, Sohnesfrau (Schwiegertochter), Tochter, Vater, Mutter; Ehemannes-Vater, Ehemannes-Mutter.
- b) Bruder, Schwester; Ehemannes-Bruder, Ehemannes-Schwester; Ehemannes-Bruders-Frau.
- c) Vaterbruder.
- d) Ein allgemeines Wort für Vorfahren und ein allgemeines Wort für Nachkommen.

Dieser Sprachschatz würde darauf hinweisen, daß die Indogermanen in der letzten Zeit vor und in der ersten Zeit nach ihrer Spaltung in Einzelvölkerschaften nur die sogen. agnatischen Verwandtschaftsbeziehungen mit Namen bezeichnet hätten, d. h. daß sie alle durch Männer mit einander verbundenen Personen, die sogen. Schwertmagen, als Verwandte angesehen hätten, dagegen alle durch Weiber oder teils durch Weiber und teils durch Männer mit einander verbundenen Personen (kognaten) nicht; eine Folge davon würde sein, daß der Halbbruder von Vatersseite als voller Bruder, der Halbbruder von der Mutterseite als Fremder, der Vater-Bruder-Sohn als Verwandter, der Mutter-Bruder-Sohn, oder Vater-Schwester-Sohn als Nicht-Verwandter angesehen wäre. Eine weitere Folge, welche auch vom Verfasser ausdrücklich hervorgehoben ist, wäre die, daß die Frau durch die Heirat in die Familie des Mannes eintritt und mit allen seinen Verwandten ver schwägert wird, während der Mann der Familie seiner Frau nach wie vor der Heirat fremd gegenüber steht.

In diesen Ausführungen liegt ein schöner Beweis für die auch von Schrader angenommene Theorie, nach welcher unsere heutigen Familienverhältnisse aus einem sehr schroffen Patriarchat entwickelt sind; aber dieser Beweis ist trotz seiner Schönheit nicht sehr kräftig.

Wir unterscheiden nämlich unter den Verwandtschaftsnamen korrelative und reziproke. Im reziproken Sinne wird ein Verwandtschaftswort gebraucht, wenn zwei Verwandte sich gegenseitig mit demselben Namen anreden (z. B. Bruder und Schwester: Bruder und Schwester; Better: Better;) Korrelativ sind verschiedene Verwandtschaftsnamen mit denen zwei Verwandte sich gegenseitig anreden (z. B. Großvater: Enkel; Onkel: Nefte). Nun unterliegt es einerseits keinem Zweifel, daß der Gebrauch von Ausdrücken im reziproken Sinne im indogermanischen Sprachgebiete nur innerhalb derselben Generation vorkommt; daß überall, wo es sich um Angehörige verschiedener Generationen handelt, auch korrelative Namenspaare bestehen.

Andererseits glaube ich nicht, daß ein Volk von einem korrelativen Namenspaare den einen gehabt haben sollte, den anderen aber nicht. Morgan hat die Verwandtschaftsnamen von mehreren hundert von Völkern gesammelt<sup>1)</sup>, und in allen seinen Tabellen findet sich nicht ein einziges Beispiel solch' unnatürlicher Sprachentwicklung.

Nun kennt Schrader in der Gruppe c nur einen Vaterbruder. Wenn dieses Wort indogermanisch ist, so müssen die Ungetrennten auch einen Namen für Brudersohn und Brudertochter, endlich auch einen Namen für die Waterschwester gehabt haben. Es sind also entweder die letztgenannten drei Verwandtschaftsnamen verloren gegangen (und dann können auch viele andere, uterine und fognatische verloren gegangen sein, und Schraders Tabelle beweist nichts) oder das Wort für Vaterbruder hat sich bei den Einzelsprachen selbständig entwickelt und nur eine zufällige Übereinstimmung in den verschiedenen Sprachen bekommen. Wenn aber dies der Fall ist, und ich glaube dies annehmen zu müssen, dann kann man auch keine Schlüsse aus den Verwandtschaftswörtern ziehen. Denn nach Fortstreichung des Vaterbruders haben wir unter den eigentlichen Verwandten nur die Namen für Eltern und Kinder und für die Geschwister. Eltern und Geschwister, Vorfahren und Nachkommen giebt es aber unter Mutterrecht und in der losen Familie in gleicher Weise wie unter Vaterrecht.

Aber die Schlüsse aus der Schwägerschaft! Doch auch hier sind Lücken. Wenn die Frau ein Wort hatte, um den Ehemannes-Bruder und die Ehemannes-Schwester zu bezeichnen, so müssen auch diese umgekehrt ein Wort für die Bruder-Frau gehabt haben; ein solches ist aber nicht nachgewiesen, und es ist auch hier bedenklich, aus den Schwägerschaftsnamen einen Schluß auf das Schwägerschaftsrecht zu ziehen.

Wenn nun auch dieses Beweismittel nicht stichhaltig ist, so fällt damit doch nicht das Bewiesene zusammen, wenn sich aus anderen Erkenntnisquellen ergibt, daß die letzte Periode der Urzeit einen wesentlich patriarchalen Charakter hatte und daß alle Institute der Ehe und des Familienrechts diesem Charakter durchaus entsprechen.

Dies gilt zum Beispiel von der Form des Eheschlusses, in bezug auf welche der Verfasser mit der herrschenden Meinung<sup>2)</sup> zu dem Ergebnisse kommt, daß es sich um zwei Schließungsarten handelt, die ältere des Frauenraubes und die jüngere des Frauenkaufes. Neu ist aber die Ansicht, daß der Raub sich schon vor der Trennung der Völker zu einer lediglich symbolischen Form der Hochzeitsfeier verflüchtigt habe. (S. 554). Diese Auffassung widerspricht der Ansicht von Kohler<sup>3)</sup> und ist auch nicht recht wahrscheinlich, weil die Frauenraubfagen bei allen indogermanischen Völkern verschieden, also doch wohl selbständig gebildet

<sup>1)</sup> Morgan, The systems of consanguinity and affinity in the human Family, Washington 1871.

<sup>2)</sup> vgl. Hehn, Hellwald, Kohler, Leist.

<sup>3)</sup> Kohler in der kritischen Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, Neue Folge 4, S. 165, München und Leipzig 1881.

sind, und ein wirklicher Eheschluß durch Frauenraub in historischer Zeit bei mehreren Einzelvölkern noch nachgewiesen ist; von den Beispielen, welche in diesem Sinne angeführt werden können, sind zwar viele dahin, zu erklären daß die Raubehe neu entstanden, gewissermaßen wiedergeboren ist, diese Bedeutung läßt sich aber nicht bei allen Völkern anbringen, sondern in einzelnen Rechtsgebieten ist der Frauenraub von der Urzeit her ununterbrochen beibehalten worden, dann aber kann diese Sitte nicht vor der Trennung vollständig erloschen sein. Auch ist nicht zu übersehen, daß das Nomadenleben und besonders die Periode der Wanderungen eine große Versuchung zu jeder Art des Raubes und insbesondere auch zum Frauenraube mit sich bringt, und wenn auch diese Lebensweise das Aufkommen der Raubehe nicht hindern kann, so wird doch erst der sesshafte Ackerbau dahin führen, daß diese sanftere Form des Eheschlusses sich zur regelmäßigen ausbildet.

Diesen patriarchalen Eheschließungsformen entspricht dann auch ein schroff patriarchales Ehe- und Familienrecht. Der Hausvater ist in seinem Hause unbeschränkter Herr über Weiber und Kinder, er kann sie verleihen, verkaufen, töten, insbesondere muß ihm jedes Kind gleich nach der Geburt dargebracht werden, und es unterliegt lediglich seiner Willkür, ob er es aufziehen oder aussetzen lassen will. Dieses alles ist auch auf seiten der Juristen im wesentlichen nicht bezweifelt; vielleicht war auch in der Urzeit der Hausherr für alle Vergehungen seiner Untergebenen allein verantwortlich, wenigstens bis zum Werte des Thäters. Nach dem Tode des Mannes mögen vielfach die Witwen an seinem Grabe erdroffelt oder verbrannt worden sein, ein Brauch, welchen wir zwar nicht als regelmäßige Übung, aber als eine geläufige und nicht selten angewandte gemeinindogermanische Einrichtung betrachten müssen.

Bei dieser Macht des Hausvaters und dieser Unterwürfigkeit aller Hausgenossen wirft sich naturgemäß die Frage auf, wodurch sich denn die Ehefrauen von den Sklavinnen unterschieden haben mögen. Schrader ist in dieser Beziehung der Ansicht, „daß dieser Unterschied zwischen beiden zugleich ein sehr geringer und ein sehr bedeutender gewesen sein muß: ein sehr geringer, insofern wir uns den Wirkungskreis der indogermanischen Frau von dem der Sklavin nicht wesentlich verschieden denken können; ein sehr bedeutender, insofern die Erzeugung rechtmäßiger Nachkommen offenbar nur mit einer rechtmäßigen Gattin möglich war, eine solche aber nach der bei allen altindogermanischen Völkern sich findenden Anschauung nur dem freien Stande der durch Sprache, Glauben und Sitte verbundenen Volksgenossen entstammen durfte.“ Ich glaube aber, die Entwicklung ist den umgekehrten Weg gegangen. In der schroff-patriarchalen Zeit, unter der ausschließlichen Herrschaft des Frauenraubes, hat es m. E. weder einen rechtlichen noch einen thatsächlichen Unterschied zwischen Ehefrauen und Mägden gegeben — wie noch heute bei allen denjenigen Neger- und Bantu-Völkern, welche Polygynie und Frauenkauf verbinden, die Stellung der Weiber eine begriffliche Unterscheidung zwischen Ehefrauen und Mägden nicht zuläßt. Denn es ist nicht zu übersehen,



daß nach der richtigen Ansicht Kohlers<sup>1)</sup> die geraubte Frau stets eine Fremde und somit wehrlos und hilflos ist, und selbstverständlich sind auch alle Kinder, welche in dem Hause geboren werden, der Gewalt des Hausvaters unterworfen, wie die Nachkommen seiner Kasse und Kinder, und stehen untereinander vollkommen gleich. Später verliert der Raub einen Teil des rohen und beleidigenden Charakters, der ursprünglich in ihm wohnt; es werden auch Töchter aus befreundeten und befreundeten Stämmen zu Frauen genommen, und wenn auch alle rechtlichen Beziehungen zwischen der ausgeheirateten Tochter und ihrer früheren Familie aufhören, so bleiben doch die persönlichen Beziehungen bestehen, und der Mann muß auf die Verwandten dieser Frauen, besonders wenn sie mächtig und angesehen sind, Rücksicht nehmen<sup>2)</sup>. Es sind daher in jedem Hause zwei Arten Weiber, solche, die aus der Fremde geraubt sind, ohne Schutz und Anhang, rechtlos und wehrlos, ohne eine andere Macht als ihre weibliche Gewandtheit, und solche, welche aus befreundeten Familien stammen und geschont werden müssen. So scheiden sich freie Frauen und Sklavinnen; und es ist naturgemäß, daß beide Parteien nach Kräften auch um die Stellung ihrer Kinder kämpfen, daß nicht nur jede Frau ihre Kinder vor den andern bevorzugt sehen will, sondern daß auch die Freien ihre Kinder als Klasse vor den Sklavinnenkindern ausgezeichnet zu sehen wünschen. Nicht immer hat dieser Kampf denselben Ausgang. Im arabisch-muslimischen Rechte stehen die Kinder der Sklavinnen, wenn sie vom Herren anerkannt sind, denen der freien Frauen vollkommen gleich und nehmen mit ihnen Erbe nach dem Hausvater<sup>3)</sup>; in der hebräischen Sage ist der Kampf unentschieden: Sarah siegt über Hagar und Kethura, aber im Hause Jakobs erben die Kinder der Sklavinnen mit denen der freien Frauen den väterlichen Nachlaß. Bei den indogermanischen Völkern haben die freien Frauen überall den Sieg davongetragen, überall rangieren die Kinder nach dem Range der Mutter, und am schroffsten hat sich dieser Grundsatz bei den Höchstgebildeten aller Sklavenbesitzer ausgebildet, bei den angelsächsischen Kolonisten Nord-Amerikas<sup>4)</sup>.

Also nicht die freien Frauen sind bevorzugt, weil sie dem Manne freie Kinder bringen; sondern weil die einheimischen Frauen bevorzugt werden, suchen sie ihren Kindern eine gleich bevorzugte Stellung zu verschaffen. In dieser Periode des Kampfes sind auch, wie ich glaube, die deutschen Märchen von der bösen Stiefmutter entstanden. Die neue Frau will den Kindern ihrer Vorgängerin nicht eine unbestimmte schlechte Behandlung zu teil werden lassen, sondern sie hat das ganz bestimmte Ziel, die anderen Kinder als Knechte, ihre eigenen aber als Freie und Erben behandelt zu wissen; nicht Grausamkeit, sondern habgüchtige Berechnung ist es, was sie treibt. Der Stiefvater hat keine derartigen Neigungen, denn ent-

<sup>1)</sup> Kohler in der Zeitschr. für vergl. Rechtsw., 3, S. 361, und in der krit. Vierteljahrschrift, 23, S. 181. „Da es nicht anging, Frauen aus dem eigenen Geschlecht oder Stamme, wohl aber aus dem fremden, feindlichen, zu rauben und zu vergewaltigen.“

<sup>2)</sup> Frankenheim, Völkerkunde, S. 468.

<sup>3)</sup> Friedrichs in der Zeitschr. f. vergl. Rechtsw. 7, S. 277.

<sup>4)</sup> Frankenheim, Völkerkunde, S. 483.

weder bleiben die Vorkinder der Frau in ihrem Vaterhause zurück oder sie sind ihm als Arbeiter hoch willkommen.

Eine Reihe von interessanten familienrechtlichen Verhältnissen hat der Verfasser in eine Anmerkung (S. 566) zusammengedrängt; vielleicht werden wir sie in der dritten Auflage oder in einem neuen Werke breiter dargestellt finden.

Ausführlicher wird die Sippen- und Gemeindeverfassung behandelt; auch hier finden wir denselben Geist wie im Familienrechte. Politische Einheit ist die gens, wahrscheinlich vik geheißen, von einem vikpotis regiert, gebildet von dem männlichen agnatischen Nachkommen eines wahren oder erdachten Ahnherrn. Mehre vike bilden den Gau oder Stamm, der vielleicht von einem aus der Mitte der vikpotis gewählten rāgan (König) geleitet wird. Über die Funktionen dieser Gebilde erfahren wir nur sehr wenig und leider gar nichts über das ganze Gebiet des Privat- und Prozeßrechts.

Mit einer kleinen Bemerkung wird auf S. 571 eine der wichtigsten und schwierigsten Kontroversen erledigt, die sogenannte patriarchale Theorie. Es ist m. G. schon längst ein gesichertes Forschungsergebnis gewesen und durch die Schrader'schen Untersuchungen nur weiter ausgeführt und geklärt, daß die Indogermanen in der letzten Zeit vor ihrer Trennung im Patriarchat gelebt haben. Damit ist aber noch nicht die zweite Frage entschieden, ob dieses Patriarchat von Uranfang dagewesen ist oder eine andere Familienordnung ersetzt hat. Schrader beantwortet die Frage im ersteren Sinne, gehört also zur patriarchalen Schule. Ich kann mich zu dieser Auffassung nicht bequemen; denn wenn das Patriarchat von Uranfang her mit dem Gewichte einer Hegel'schen Notwendigkeit auf dem indogermanischen Volke gelastet hätte, so können wir nicht verstehen, wie irgend eine Macht der Welt im stande gewesen wäre, seine Herrschaft zu dem heutigen System der Gleichberechtigung beider Verwandtenseiten abzuschwächen. Das Patriarchat ist ebenso geworden wie alles Andere, und etwas Anderes muß vor ihm dagewesen sein. Aber dies ist eine Frage, über die man verschiedener Meinung sein kann; jedenfalls hätte der Verfasser, wenn er dies Gebiet berühren wollte, stärkere Gründe anführen und sich gegen einen anderen Gegner wenden müssen als den längst überholten Bachofen.

Endlich werde noch erwähnt, daß der Verfasser die indogermanische Abkunft der sogenannten Pfahlbauern Europas für möglich, aber nicht für erwiesen hält (S. 532), und daß er als Urheimat der Rasse den Südosten des europäischen Rußlands und die Gegend um den Mittellauf der Wolga betrachtet.

Zu einem sicheren Ergebnis wird man ohne neue Funde wohl nicht kommen, aber mit dem heutigen Material werden die Schrader'schen Ansichten wohl auch auf diesem Gebiete für lange Zeit abschließend sein.

Breslau.

Karl Friedrichs.

## Gesundheitspflege.

### Die Berufskrankheiten des Eisenbahnpersonals.

Jedermann muß, wenn er die Eisenbahn benützt, sich und seine fahrende Habe einer Körperschaft anvertrauen, welche tausende von Köpfen zählt, welche die verschiedensten Dienstespotten versehen — dem Eisenbahnpersonale. Dieses ist für die Sicherheit des Dienstes verantwortlich und büßt ein geringes Versehen, das bei manchem anderen Berufe kaum rügenswert befunden worden wäre, mit dem Verluste des Amtes und der Freiheit, der Gesundheit, ja des Lebens.

Dennoch wiederholen sich die Eisenbahnunfälle mit so erschreckender Regelmäßigkeit, daß man sehr unrecht thun würde, immer nur den „blinden Zufall“ zum Sündenbocke zu machen.

Wenn eine Maschine nicht richtig funktioniert, weil die Zapfenlager ausgeschliffen sind, oder weil sie weit über ihre Leistungsfähigkeit angestrengt wurde, oder weil sie schon zu lange in Verwendung stand, dann wird man zu untersuchen haben, warum die schadhafte Bestandteile nicht rechtzeitig ausgewechselt wurden, oder ob es für die Dauer nicht zweckmäßiger gewesen wäre, Reserven beizuziehen. Die Lockerung der Oberbaukonstruktion, die unrichtige Weichenstellung, welche die Entgleisung, den Zusammenstoß der Züge veranlaßten, wurden durch eine Unachtsamkeit der Bahnarbeiter, des Weichenwärters, der Lokomotivführer herbeigeführt. Ist es nicht auch hier notwendig, sich Klarheit darüber zu verschaffen, warum Beamte, die jahrelang tadellos wirksam waren, plötzlich versagen? Zumeist wird man finden, daß sie übermenschliches leisteten. Wie lange? Sehr kurze Zeit, dann litt der Dienst, der Mann, oder auch beide.

Es dürfte demnach zweckmäßig sein, wenn weitere Kreise sich mit den Anforderungen vertraut machen, welche der Eisenbahndienst an die physische und geistige Leistungsfähigkeit des Personals stellt, und hieraus entnehmen, in welchem Maße den berechtigten Wünschen der Gesundheitspflege, welche hier ein hervorragend öffentliches Interesse vertritt, entsprochen wird.

In bezug auf die Beschäftigung und deren Einfluß auf die Gesundheit hat man bei den Bediensteten der Eisenbahnen drei wesentlich verschiedene Gruppen zu unterscheiden. Erstens jene, welche sich beinahe ausschließlich mit dem Bureaudienste befaßt, zweitens jene, welche sich vorwiegend mit dem Verkehrsdienste beschäftigt, und drittens das Eisenbahnbaupersonal. —

Bei der ersten Gruppe wird während der Bureaustunden der Körper zumeist in sitzender Position erhalten, die an und für sich wohl eine naturgemäße ist und, kurze Zeit eingenommen, keine nachteiligen Folgen mit sich führt, auf die Dauer aber durch Störung der Statik der körperlichen Funktionen Krankheitsanlagen produziert und Krankheitsformen entwickelt.

Beim Sitzen werden nämlich die Wirbelsäule gegen die Oberschenkel geneigt und die Bauchmuskeln zusammengezogen, hierdurch die Unterleibsorgane einem übermäßigen Drucke ausgesetzt und auch die regelmäßige Thätigkeit, der Kreislauf-

und Athmungsorgane, in ungünstigem Sinne beeinflusst. Hierdurch erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, an Lungentuberkulose zu erkranken, in erheblichem Maße, und wir sehen, daß dies Leiden viel häufiger bei jenen vorkommt, die in schlecht gelüfteten Räumen ununterbrochen hinter dem Schreibtische sitzen, als dort, wo die Beschäftigungsart zeitweise einen Wechsel der Körperstellung und Aufenthalt in freier Luft gestattet. Die krankhaften Veränderungen der Unterleibsorgane bestehen in Stauungen des Blutes im Pfortadersystem, welche sehr bald krankhafte Veränderungen des Magens und der Leber zur Folge haben. Aber auch das Centralnervensystem wird in Mitleidenschaft gezogen, und man findet unter den Eisenbahnbediensteten dieser Kategorie nicht wenig Gemütskranke, die meist der Klasse der Hypochonder angehören.

In der Regel ist es dann zu spät, durch ärztliche Anordnungen diese Übel vollständig zu beseitigen. Zweckmäßiger und sicherer ist es, rechtzeitig ihrer Entstehung zuvorzukommen, sie zu verhüten. Zu diesem Behufe empfiehlt sich:

1. So oft es nur immer thunlich ist, die sitzende Position mit einer anderen Körperstellung zu vertauschen, indem z. B. in jedem Bureau die Pulte in drei verschiedenen Kategorien angeordnet werden; nämlich als Sitzpulte mit gewöhnlichen Sesseln, Sitzpulten mit hohen Drehstühlen nebst Stehpult, und gestattet sei, im regelmäßigen Turnus die Arbeit abwechselnd von einem Pulte auf den anderen zu übertragen, so daß je ein Drittel der Arbeitszeit in zwei verschiedenen Sitzpositionen und in der aufrechten Stellung verbracht werden könnte.

2. Aufrechte Haltung des Körpers und des Kopfes während der Arbeit, um dem Entstehen von Rückgratsverkrümmungen und Kurzsichtigkeit entgegenzuwirken.

3. Die Sessel sollen nicht mit hohen Rücklehnen und weichen, warmen Polstern, sondern nur mit Sitzen von geflochtenem Rohre oder durchlochten Fournieren und Kreuzlehnen ausgerüstet werden.

4. Während der Bureaustunden wäre, um den Blutumlauf zu erleichtern, enganliegende Kleidung zu vermeiden, so zu enge Halsbinden, Halskrägen, Leibriemen, Strumpfbänder und Gummizüge in den Schuhen.

5. Für die Freistunden empfehlen sich Reit- und Fußpartien, Gartenarbeit und Turnen.

6. Die Diät sei nahrhaft und leichtverdaulich.

7. Man nehme mindestens jede Woche ein Reinigungsbad in lauem Wasser.

8. Die Bureauokalitäten seien stets reingehalten, gut ventilirt, staub- und rauchfrei.

Das Zugförderungs- und Zugbegleitungspersonal wird es sein, aus dem sich hauptsächlich die zweite Gruppe, jene des Verkehrsdienstes, zusammensetzt. Infolge ihrer Lebens- und Beschäftigungsweise gehören die Bedingungen für Gesundheitsstörungen und demnach auch die hieraus resultierenden Erkrankungen hier ganz anderen Kategorien an. Es sind zu beachten der schneidige Luftzug und häufige Temperaturwechsel, die fortwährende Erschütterung des Körpers während der durch die Fahrzeit andauernden aufrechten Körperstellung bei bedeutender Anstrengung der Seh- und Gehörorgane.

Was die Wärme des Heizapparates betrifft, von welcher das Lokomotivpersonal getroffen wird, so schwankte bei den auf fünf Lokomotiven angestellten Wärmemessungen die einen halben Meter vom hinteren Kesselumfange entfernte Quecksilbersäule je nach dem Einflusse des Windes zwischen  $24.5^{\circ}$  R und  $30.5^{\circ}$  R, während die Wärme der atmosphärischen Luft  $16^{\circ}$  R. im Schatten betrug. Eine belästigende Wärmestrahlung verbreitet sich bei jeder Öffnung der Feuerthür. Wichtig ist der Umstand, daß den Körper oft sehr ungleiche Temperaturgrade treffen. Während die Erhitzung der unteren Körperhälfte, namentlich der Fußsohlen, unerträglich werden kann, wird der obere Teil des Körpers eben so oft dem abkühlenden Winde ausgesetzt.

Hieraus ergibt sich die Häufigkeit der Rheumatismen, und wenn wir erwägen, daß dem Feuerkasten der Lokomotive Kohlenäure, Kohlenoxyd und Stickstoff fortdauernd entströmen und von dem Fahrpersonale eingeatmet werden, so ist das öftere Entstehen von Katarrhen der Luftwege leicht erklärt. Doch sind auch Erkrankungen der Verdauungsorgane nicht selten, da aus Dienstesrücksichten die Mahlzeiten in sehr ungleichen Zwischenräumen oder in Stationen eingenommen werden müssen, in welchen die Qualität der Speisen und Getränke gar manches zu wünschen übrig läßt.

Als Folgen des andauernden Stehens entwickeln sich Krampfadern der unteren Extremitäten. Der steten Erschütterung werden verschiedenartige nervöse Störungen zugeschrieben, welche zumeist vom Rückenmarke ihren Ausgangspunkt nehmen. —

Da durch ein gehörfrankes Lokomotivpersonal die Sicherheit des Betriebes gefährdet wird, so ist die Häufigkeit der Gehörleiden eine gewiß beachtenswerte Thatsache.

Von 160 Lokomotivführern und Heizern der niederschlesisch-märkischen Bahn wurden 25 Prozent, unter 108 Lokomotivführern der Berlin-Anhaltischen Bahn 20 Prozent, und bei ungarischen Bahnen von 250 Untersuchten 92, das ist 36,8 Prozent schwerhörig befunden. —

Die Farbenblindheit ist wohl keine eigentliche Berufskrankheit, d. h. kein Leiden, das durch Vollführung der Dienstespflicht erworben wird, sondern eine angeborene Anomalie, aber von solcher Wichtigkeit für den Eisenbahndienst, daß sie nicht unerwähnt bleiben kann. Sie besteht in der Unfähigkeit, alle Farben, oder was häufiger vorkommt, gewisse Farben, insbesondere rot und grün von einander zu unterscheiden. Farbenblinde sind daher nicht in der Lage, optische Signale richtig zu erkennen, und müssen vom exekutiven Eisenbahndienste ausgeschlossen werden. Dr. Gintel, Zentralinspektor der Lemberg-Czernowitzer Bahn, behauptete nach einer im Jahre 1878 eingeleiteten Enquête, die sich auf 40000 Eisenbahnbedienstete erstreckte, daß die Zahl der Farbenblinden zwischen 0,06 Prozent (Rudolfsbahn) und 2,1 Prozent (Berlin-Hamburger Bahn) schwankte. Doch sind diese Angaben viel bestritten. Die Augenärzte Professor Dr. Reuß und Donders gaben die Zahl der Farbenblinden auf 3 Prozent an. Die neuesten Studien über Farbenblindheit sind von Worms, welcher 11173 Bedienstete der französischen Nordbahn untersuchte und unter diesen 95 Farbenblinde fand. Von diesen waren 23 im

Dienste der Züge selbst beschäftigt und 6 als Lokomotivführer oder Heizer thätig.

Ein sehr klares Bild über die Verhältnisse der Erkrankungen bei den einzelnen Kategorien des Bahnpersonals entnehmen wir der Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen, wonach im Jahre 1886 bei fast 109 000 Beamten 55 062 Erkrankungen vorkamen; es erkrankten also 51 Prozent und zwar:

Von dem Zugsförderungspersonal . . . . .	89 Prozent
" " Zugsbegleitungspersonal . . . . .	66 "
" " Bahnbewachungspersonal . . . . .	42 "
" den Stationsbeamten . . . . .	36 "
" " Angestellten des niederen Dienstes . . . . .	56 "
" " Weichenwärtern . . . . .	53 "
" " Bureaubeamten . . . . .	26 "

Es starben 1,15 Prozent des Gesamtpersonals.

Eine spezielle Würdigung verdienen die chirurgischen Krankheiten (Verletzungen) der Eisenbahnbediensteten. Die Veranlassungen sind Eisenbahnunfälle, die sich bei der Beladung und Entladung der Wagen, bei Wagenverschiebungen oder während der Fahrt der Züge ereignen. Ersteren sind besonders die Packer und Magazinsarbeiter ausgesetzt, letzteren die Maschinenführer und die Heizer, welche überdies durch das Entweichen von Dampf infolge des schlechten Zustandes der Maschine, dann bei Zusammenstößen und Entgleisungen gefährliche Verbrennungen erleiden. Nebst ihnen sind es noch Bremser, Schaffner und sonstiges Zugsbegleitungspersonal, welche von den Unglücksfällen während der Fahrt betroffen werden. Nach den Angaben von Lent über rheinische Bahnbedienstete wurden verletzt von Heizern 11 Prozent, von Lokomotivführern 9,6 Prozent, von den Zugführern 9,2, Prozent, von den Schaffnern 11,1 Prozent.

Zur Erklärung des Charakters und der Schwere der gesehten Verletzungen können wir uns nicht versagen, nachstehende Schilderung Lourdes wiederzugeben: „Wir stehen hier der Maximalwirkung von Druckkraft gegenüber, die sich aus der Kombination gewaltig bewegender Schnelligkeit und gewaltiger bewegter Massen zusammensetzt.“

Die vollständig ausgerüstete Lokomotive samt Tender repräsentiert ein Gewicht von 16—64 Tonnen, die Waggonen von 6—13 000 kg, die mit einer Geschwindigkeit von 20—80 km per Stunde, das ist 5—22 m per Sekunde, also mit einer Schnelligkeit sich bewegen, die der eines heftigen Windes entspricht. Die Verletzungen, die den Tod zur Folge haben, lassen sich folgendermaßen unterscheiden:

Bufferwirkung: der Stationsarbeiter kann während des Rangierens der Züge zwischen zwei Wagen genommen und durch die aufeinanderstoßenden Buffer erdrückt werden.

Wirkung von Überfahrenwerden auf dem Schienenstrange; Sturzwirkung, Wirkung von Zusammenstößen von Zügen: Hier haben alle Verletzungen den Charakter intensivster Stosswirkung mit gleichzeitiger Erschütterung

von Gehirn oder Rückenmark. So ist bei einem beschleunigten Zuge mit einer Schnelligkeit 11,11 m der Eindruck auf den Betroffenen derselbe, als wäre er etwa vom zweiten Stock herabgefallen; bei einer Schnelligkeit von 13,88 m in der Sekunde wären die Folgen etwa wie die eines Sturzes von einer Höhe von 9,82 m (ungefähr 3. Stock). Der Expreszug endlich, der eine Strecke von 16,16 m in der Sekunde zurücklegt, würde bei einem Zusammenstoße denselben Einfluß ausüben wie der Sturz aus einer Höhe von über 14 m, also aus dem 4. Stocke, mit Abzug der leichten, durch die Reibung gesetzten Abschwächung.

In England werden die nach Zusammenstößen von Eisenbahnzügen zur Entwicklung kommenden Krankheits-Symptome mit dem treffenden Namen: „railway-spine“ belegt.

Das Eisenbahnbau- und Werkstättenpersonal hat sich mit der Herstellung, Erhaltung und Erneuerung der Bahn, der Maschinen und der Fahrbetriebsmittel zu befassen. Diese Arbeit wird theils in der Werkstätte versehen, theils auf der Strecke vollführt. Ein Teil des Bahnerhaltungspersonals gehört zu den ständig im Dienste der Bahn Beschäftigten und hat auch den Bahnaufsichtsdienst zu besorgen. Verletzungen, wie sie bei Maschinen, die Holz und Eisen bearbeiten, vorzukommen pflegen, sind beim Werkstättendienste nicht selten. Bei der Arbeit auf der Strecke, so beim Ausbessern der Dämme, Brücken und Tunnel und beim Auswechseln abgenutzter Schienen wird der regelmäßige Verkehr der Züge nicht unterbrochen, so daß jener, der seine Arbeit mehr beachtete als die Eisenbahn-signale, von der heranbrausenden Lokomotive erfaßt werden kann. Bei Erbauung neuer Bahnen, die mitunter in Gegenden geführt werden, welche den Arbeitern weder Wohnstätten noch Nahrung, ja nicht einmal gesundes Trinkwasser bieten, wird häufig geklagt, daß epidemische Krankheiten das Personal dezimieren; in Europa die Ruhr und der Typhus, in wärmeren Klimaten und den Tropen nebst diesen das Sumpffieber — die Malaria. Diese sowie die zeitweise sehr verheerend auftretende Cholera sind wohl seit Jahren gekannt, der jüngsten Zeit blieb es jedoch vorbehalten, über eine eigentümliche Erkrankung, die beinahe stets zum Tode führende „Blutarmut der Tunnelarbeiter“, klares Licht zu verbreiten. Man weiß jetzt, daß sie von einem Rundwurm, dem *Ankylostomum duodenale*, verursacht wird, der in Oberitalien heimisch ist. Er wandert in erkrankten Arbeitern überall hin, wo größere Kolonien beschäftigt werden, die schlecht mit Trinkwasser versorgt sind. So fand man ihn beim Bau des Gotthard-Tunnels, doch auch bei den Ziegelschlägern und anderen Erdarbeitern in Deutschland und Oesterreich. Seine Eier gelangen mit den menschlichen Entleerungen ins Trinkwasser, aus dem sie wieder von anderen Arbeitern aufgenommen werden, in denen sie sich entwickeln. Diese blutsaugenden Würmer verursachen dann ihrem Wirte im Darmkanal unzählige kleine Wunden, welche zur Folge haben, daß in dieser Weise Erkrankte allmählich der andauernden Blutentziehung erliegen.

Wenn man auf die möglichste Reduktion der Zahl der Erkrankten und Verunglückten bei den zwei letzten Gruppen des Eisenbahnpersonals hinwirken will, so werden selbstverständlich, vorausgesetzt, daß alle Einrichtungen den Fortschritten

der Wissenschaft vollständig Rechnung tragen, hauptsächlich folgende Momente zu berücksichtigen sein:

1. Verwendung der zweckmäßigsten Einrichtungen zum Schutze des Fahrpersonals gegen Wind und Wetter, gegen das Herabfallen von den Wagen bei der dienstlichen Beschäftigung während der Fahrt, nebst obligater Einführung jener Erfindungen, welche das Kuppeln der Waggon's von der Seite ermöglichen, wodurch die Gefahr des Zermalmtwerdens durch die Buffer vermieden werden kann.

2. Wäre dahin zu wirken, daß an entsprechend gewählten Stationen dem Fahrpersonal eine zweckmäßige Beköstigung zu mäßigen Preisen verabreicht werde. Die Versorgung der Bahnhöfe im Sommer mit gutem Trinkwasser und die Labung des Fahrpersonals im Winter mit heißer Suppe, Thee oder Kaffee sind ebenfalls nicht zu unterschätzende Faktoren zur Erhaltung der Gesundheit. Nach Dr. Bison wurde durch angemessene Bekleidungsweise und Lieferung gesunder Nahrungsmittel durch die Verwaltung an 9000 Unter-Beamte der Paris-Orleans-Bahn die Zahl der Krankheitsfälle von 125 in der Woche auf 67, also die Hälfte reduziert.

3. Vermeidung der übermäßigen Ausdehnung der täglichen Dienstzeit, da Übermüdung des Personals eine der häufigsten Veranlassungen von Eisenbahnunfällen ist. Ferner kontinuierliche Überwachung der vollkommenen physischen und geistigen Eignung für den Verkehrsdienst bei jeder einzelnen hierfür bestimmten Persönlichkeit. Diesem entsprechend muß die Zeit, welche zur Erlangung der unverkürzten Pension berechtigt, bei dem Fahrpersonal bedeutend kürzer sein als bei anderen Bediensteten, so daß ähnlich wie beim Militär die Kriegsjahre doppelt, dem Zugspersonal der Verkehrsdienst eineinhalbfach angerechnet würde.

4. Bei dem Entwürfe des Bauprogramms wäre zu beachten, daß die Bauunternehmer verpflichtet werden, für menschenwürdige Wohnung, Beköstigung und Herbeischaffung gesunden Trinkwassers für ihre Arbeiter Sorge zu tragen. Sie mögen nicht darauf pochen, daß der durch Krankheiten und Tod verursachte Abgang durch ihre Agenten rasch ersetzt wird. Unser Standpunkt ist der humanitäre, der nicht immer genügende Berücksichtigung findet. Aber auch jenen Praktikern, für die nur Ziffern maßgebend sind, sollte es bekannt sein, daß durch zahlreiche Erkrankungen der Arbeiter die rechtzeitige Fertigstellung von Bauten in Frage gestellt werden kann und hiedurch den dafür haftbaren Unternehmern sehr empfindliche materielle Verluste entstehen. Auch der Arbeitergeneral muß sich stets vor Augen halten, daß eine Armee, die gut gepflegt ist, besseres leistet als eine halbverhungerte.

Wien.

E. Lewy.



## Physik.

### Sir William Thomson: Über Boscovich's Molekulartheorie.

Unter Molekularphysik versteht man den Teil der Physik, der es sich zur Aufgabe macht, aus möglichst einfachen Annahmen über die Eigenschaften, die den Atomen der Körper beizulegen sind, alle Erscheinungen abzuleiten, die wir an der räumlich ausgedehnten und für unsere Sinne wahrnehmbaren Körperwelt beobachten.

Die Atome sind die letzten Teilchen, aus denen wir uns einen Körper aufgebaut denken; wir nehmen an, daß wir die Atome nicht weiter teilen können. Die Chemie zeigt nun, daß diese Atome mit unveränderlichen Eigenschaften begabt sind, welche sie nicht verlieren, wenn wir auch eine beliebige Reihe von chemischen Prozessen mit denselben vornehmen. Diese Eigenschaften äußern sich in Kraftwirkungen, durch die wir allein zu der Kenntnis der Körperwelt gelangen können. Die Chemie lehrt also, daß die Atome mit unveräußerlichen Kräften begabt sind. Das Gesetz dieser Kräfte aufzusuchen, ist Aufgabe der Molekularphysik.

Ihr Ziel ist, alle überhaupt wahrnehmbaren Kraftäußerungen auf die Elementarkräfte zurückzuführen und umgekehrt mit diesen bekannte und eventuell neue Wirkungen der Materie aufzufinden.

Die Vorstellungen, die man sich über die Natur der Atome bildete, waren sehr verschieden. Greifen wir zurück in die ersten Stadien der Entwicklung unserer modernen Naturwissenschaft, so finden wir: Cartesius (1644) teilte ihnen eine bestimmte Form und Größe zu, so daß sie sich gegen einander abschleifen können wie die rollenden Steine im Grunde eines Flußbettes. Boscovich<sup>1)</sup> (1711—1787) behauptet in völligem Gegensatz zu Cartesius:

„Die Materie besteht aus vollkommen vereinzelt, unteilbaren, unausgedehnten und wechselseitig durch Abstände getrennten Punkten, von denen jeder einzelne die Kraft der Trägheit und außerdem eine aktive Kraft der Wechselwirkung besitzt, welche von der Entfernung abhängt.“

An die von Boscovich aufgestellte Molekularphysik sich anlehnend, hat Sir William Thomson, der sich vielfach in seinen Arbeiten mit Molekularphysik beschäftigt hat, neue Gesichtspunkte aufgefunden, die eine fruchtbare Weiterentwicklung dieser Materie ermöglichen.

Er hat dieselben im Sommer 1889 der Royal Society of Edinburgh mitgeteilt und berichtet im Auszuge über seine Betrachtungen, wie folgt:<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Boscovich, 1711 zu Ragusa geboren, Jesuit, war Professor der Mathematik und Philosophie am Collegio Romano zu Rom, wurde 1764 als Directeur de l'Optique de marine nach Paris berufen. Er hat eine außerordentlich reiche Litteratur hinterlassen. Seine Molekulartheorie, von der Thomson in den unten folgenden Zeilen berichtet, hat er veröffentlicht in seinen: *Philosophiae naturalis theoria redacta ad unicum legem virium in natura existentem.* (1758)

<sup>2)</sup> Das folgende ist eine möglichst sinnetreue Übersetzung des ersten Teiles von Thomson's eigener Mitteilung aus dem Englischen; an einigen Stellen sind unwesentliche Abänderungen getroffen zum Zwecke leichteren Verständnisses

„Ohne Boscovich's Fundamentallehre anzunehmen, daß die letzten Atome der Materie Punkte sind, jeder mit Beharrungsvermögen versehen und mit wechselseitig sich anziehenden und abstoßenden Kräften, die von der gegenseitigen Entfernung abhängen, und daß alle Eigenschaften der Materie herrühren von dem Gleichgewicht dieser Kräfte und den Bewegungen oder Bewegungs-Änderungen, welche durch sie erzeugt sind, wenn sie nicht im Gleichgewicht sind, können wir einiges hinzufügen zu einem Verständnis der wahren molekularen Struktur der Materie und einiger ihrer thermodynamischen Eigenschaften durch die Betrachtung der statischen und kinetischen Probleme, auf die sie führt.

Hooke's Darstellung der Krystallgebilde durch Kugelhäufen, Naviers Theorie der Elastizität fester Körper, Maxwells und Clausius' Arbeiten in der kinetischen Gastheorie und Laits noch neuere Untersuchung über den gleichen Gegenstand — alles Weiterentwickelungen von Boscovich's einfacher und klarer Theorie — rechtfertigen hinreichend diese Darlegung.

Boscovich macht es zu einem wesentlichen Punkte seiner Theorie, daß bei den kleinsten Entfernungen abstoßende und bei größeren anziehende Kräfte zwischen den kleinsten Teilchen eines Körpers wirken; endigend mit einer unendlich großen Abstoßung und mit Anziehung gemäß dem Newton'schen (Gravitations-)Gesetz für alle Entfernungen, für welche jenes Gesetz bestätigt ist.

Er führt zahlreiche Übergänge von Anziehung in Abstoßung an, welche er graphisch darstellt durch die berühmte Boscovich'sche Kurve, um zu erklären: die Kohäsion, den gegenseitigen Druck zwischen Körpern bei der Berührung, die chemische Verwandtschaft und alle möglichen Eigenschaften der Materie, ausgenommen die Wärme, welche er als ein Wesen („essence“) oder eine Kraft schwefelartiger Natur ansieht. Es erscheint uns jetzt merkwürdig, daß er bei so klar formulierter Grundannahme über das Beharrungs-Vermögen der Atome die intermolekulare Bewegung<sup>1)</sup> als eine notwendige Konsequenz derselben nicht erkannte und auf diese Weise die kinetische Wärmetheorie für feste, flüssige und gasförmige Körper nicht auffand; und daß er die Trägheit der Atome nur einzig dazu benutzte, um die bekannte Beobachtung des Beharrungs-Vermögens der für unsere rohen Sinne wahrnehmbaren Körper oder Ansammlungen von einer sehr großen Zahl von Atomen zu erklären.

Es ist also wunderbar, wie tief wir in das Verständnis der krystallographischen und elastischen Verhältnisse der festen Körper und der thermoelastischen Eigenschaften der festen, flüssigen und gasförmigen Körper eindringen können, ohne mehr als einen Übergang von Anziehung in Abstoßung vorauszusetzen.

Wir nehmen nun an, daß für alle Entfernungen, welche eine bestimmte (erste) Größe überschreiten, welche wir den Radius der Wirkungssphäre nennen wollen, die wechselseitig zwischen 2 Atomen ausgeübte Kraft Null sei; daß sie abstoßend wirke, wenn die Entfernung zwischen ihnen kleiner wird, als eine (zweite) Größe, (die zwischen  $\frac{1}{500\,000}$  mm und  $\frac{1}{100\,000\,000}$  mm anzunehmen ist), daß die

<sup>1)</sup> Diese Bewegung der einzelnen Atome ist nach den neueren Ansichten Veranlassung zu den Wärme-Erscheinungen eines Körpers.

Kraft wieder Null wird, wenn die Entfernung gleich dieser Größe wird, und endlich anziehend wirkt, wenn sie diese Größe überschreitet.

Eine Gruppe von zwei Atomen würde im Gleichgewicht sein, wenn die Entfernung der beiden Atome gleich der zweiten Größe wäre und nur bei dieser Entfernung; dieses Gleichgewicht ist ein stabiles.

Eine Gruppe von drei Atomen ist im stabilen Gleichgewicht, wenn sich dieselben in den Eckpunkten eines gleichseitigen Dreiecks befinden, dessen Seitenlänge gleich jener zweiten Größe ist. Nur bei dieser gegenseitigen Lage ist das Gleichgewicht stabil.

Es gibt nur noch eine Lage, in der Gleichgewicht stattfindet, bei der nämlich die 3 Atome sich in einer graden Linie befinden. Da giebt es eine, und es mögen wohl mehrere Lagen der Atome sein, bei der das Gleichgewicht instabil ist.

Die einzige Gleichgewichtslage für 4 Atome ist die, bei der sie an den 4 Ecken einer dreiseitigen Pyramide lagern, deren Seiten alle einander gleich und gleich jener zweiten Größe sind.

Es giebt nun eine oder vielleicht mehrere Lagen, wo das Gleichgewicht instabil ist, für jede der folgenden Anordnungen:

1. 3 Atome lagern an den Ecken eines gleichseitigen Dreiecks, und das vierte im Mittelpunkte desselben.
2. Die 4 Atome lagern an den Ecken eines Quadrates.
3. Die 4 Atome lagern in einer graden Linie.

Eine andere Lagerung von 4 Atomen, welche den obigen Bedingungen der gegenseitigen Kraftwirkung unterworfen sind, giebt es nicht.

Thomson hat im Juli vorigen Jahres der Royal Society of Edinburgh über die wichtige Frage der Gleichgewichtslage von Gruppen von 5, 6 oder einer größeren Zahl von Atomen vorgetragen.

Jede homogene Vereinigung<sup>1)</sup> von unendlich vielen Boscovich'schen Atomen ist im Gleichgewichtszustande. Auch jede homogene Vereinigung einer endlichen Zahl von Atomen ist im Gleichgewicht, wenn sämtliche äußere Kräfte innerhalb der Kraftsphäre der Grenze wirken mit derselben Kraft, die entstehen würde, wenn der Körper über seine Oberfläche hinaus ganz durch den Wirkungsbereich seiner Grenzschicht hindurch erweitert würde.

Die Untersuchung dieser äußeren Kräfte für eine gegebene homogene Vereinigung von einzelnen Atomen — oder Atomgruppen, wie oben erwähnt — führt auf die Boscovich'sche Gleichgewichtstheorie der elastischen Körper.

Um das Gleichgewicht von einer homogenen Vereinigung von 2 oder mehr Atomen zu untersuchen, stelle man sich vor, daß in einer homogenen Vereinigung von Gruppen von einer beliebigen Zahl — sagen wir einmal 100 — Atomen alle bis auf eins festgehalten werden. Auf dieses Eine wird dann keine resultierende Kraft ausgeübt von allen denjenigen Punkten der verschiedenen Gruppen, die in ihrer Gruppe jenem zuerst betrachteten Atom entsprechen, weil sie mit dem-

<sup>1)</sup> Eine solche ist gebildet durch ein System von Atomen, wenn sie die Ecken von dreiseitigen Pyramiden z. B. bilden.

selben eine homogene Vereinigung von einzelnen Punkten bilden. Es erfährt also keine resultierende Kraft von den übrigen 99 Gruppen von einzelnen Punkten.

Wenn diese Bedingung erfüllt ist für jedes Atom eines zusammengesetzten Moleküls, so ist sie offenbar genügend für den Gleichgewichtszustand der ganzen Menge, sei es nun, daß die Atome des zusammengesetzten Moleküls gleichartig oder ungleichartig sind.

Wenn alle Atome gleichartig sind — d. h. wenn die gegenseitige Kraft dieselbe für die gleiche Entfernung zwischen jedem Paare ist — könnte man annehmen, daß eine homogene Vereinigung, um im Gleichgewicht zu sein, aus einzelnen Punkten bestehen muß; aber dieses ist nicht der Fall; nur bei gewissen homogenen Vereinigungen von symmetrischen Gruppen von Punkten unter der Bedingung, daß sie im Gleichgewicht sind, wenn die wechselseitigen Kräfte wirksam sind.

Es werden Fälle des Gleichgewichts untersucht, bei denen die einzelnen Gruppen 6 atomige bis 9 atomige Komplexe bilden. Zum Schluß wird die Anordnung für die 2 atomigen Gruppen im Gleichgewicht gegeben. Diese sind für die Boscovich'sche Theorie der Elastizität fester Körper von ganz besonderer Wichtigkeit.

Für diese Systeme ergibt sich nicht eine einfache, schon von Poisson und Navier angegebene Gleichung zwischen dem Widerstand, den ein Körper einer Kompression entgegensetzt, und anderen Konstanten des Körpers, welche ein Maß sind für den Widerstand, den er Gestaltsänderungen nach bestimmten Richtungen entgegensetzt.

Thomson hat seine Theorie auch auf das höchst wichtige Gebiet der kinetischen Erscheinungen solcher Systeme erweitert.<sup>1)</sup>

Halle a. S.

Karl Schmidt.

<sup>1)</sup> Dieser Teil von Thomsons Mitteilung läßt sich ohne Bezugnahme auf geometrische Betrachtungen nicht wiedergeben. Es konnte daher hier nur in wenigen Worten darauf eingegangen werden. Wir verweisen den Leser, der sich weiter zu informieren wünscht, auf die Proceedings of the Roy. Soc. of Edinburgh.



## Litterarische Berichte.

**Luthers Selbstmord.** Eine Geschichtsklüge P. Majunke's beleuchtet von Dr. Th. Kolde, ord. Prof. der hist. Theologie in Erlangen. Zweite Auflage. Erlangen und Leipzig. Andr. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (G. Böhme) 1890.

Daß der nach dem Kulturkampfe durch anerkanntes Streben und Entgegenkommen auf beiden Seiten glücklich herbeige-

führte Waffenstillstand zu einem dauernden Frieden zwischen Staat und Kirche, zwischen Evangelischen und Katholischen führen möge, ist gewiß ein sehnlicher Wunsch aller derer, die es ernst meinen mit wahrer Religiosität und mit gedeihlicher Fortentwicklung unsers Vaterlandes auch in seinen inneren Verhältnissen. Daß aber das Zustandekommen eines solchen definitiven Friedens noch hin und wieder von fanatischen Männern, deren An-

sehen und Lebensglück nur vom Streiten und Hegen zu leben scheint, zu verhindern gesucht werden würde, daran hat wohl niemand gezweifelt, der die letzten Dezennien unseres Staatslebens in religiöser Beziehung mit Interesse beobachtet hat. War hiervon schon Zaussens vielbesprochenes Werk, das ja in der Art seiner wissenschaftlichen Beweisführung gebührend gekennzeichnet worden ist, ein deutliches Zeichen, so giebt Majunke's Schrift, welche Luther zum Selbstmörder stempeln will, einen neuen Beweis für jenes traurige Bestreben. Daß dieses historische Ungetüm (wir meinen das Buch) berechnete Entrüstung hervorgerufen hat, ist selbstverständlich; aber man wolle doch bedenken, daß es Angriffe und Beleidigungen giebt, zu denen man sich herabbücken muß, wenn sie uns treffen sollen, weil man zu hoch steht, als daß sie uns berühren oder gar uns schaden könnten. So muß man nach unsrer Ansicht diese Majunke'sche Schrift betrachten. Daß dieses mit den obscönsten Schmähungen gespickte und nur durch die gewaltsamste Behandlung der Geschichtsquellen möglich gewordene Machwerk wirklich irgendwo Eindruck machen und böses wirken könnte, möchten wir in der That bezweifeln. Daß katholische Geistliche und gebildete katholische Laien trotz größten Eifers für ihre Sache und trotz des blindesten Autoritätsglaubens mit innerer oder offener Entrüstung eine derartige Geschichtsforschung und offenkundige Feindseligkeit verurteilen werden, ist nicht bloß unsre einfache Meinung, sondern es spricht sich dies ja schon in der Rundgebung der ultramontanen Augsburgers Post-Zeitung aus, welche der Aufstichung eines solchen Genres historischer Neuigkeiten scharf entgegentritt. Ja wir meinen, daß auch die Proklamierung dieser angeblichen Neuigkeit an die ungebildeten, urteilslosen Laien nicht zu fürchten ist; denn viele derselben werden sie, dank unsrer fortgeschrittenen allgemeinen Bildung, nicht so ohne weiteres als Wahrheit hinnehmen, und die es thun, denen gegenüber ist eine wissenschaftliche Widerlegung und Belehrung eine Verschwendung von geistiger Aufregung, Sprachaufwand und Druckerschwärze. Und trotzdem ist Kolde's ausgezeichnete Widerlegungsschrift eine dankenswerte That. Es darf zunächst kein wissenschaftlich sich orientierender Katholik sagen, daß Majunke's Werk unerwidert geblieben und daß dadurch seine Richtigkeit bestätigt worden sei, und wer von dieser Partei das in jeder Beziehung vortreffliche Kolde'sche Buch liest, dem muß ein Licht aufgehen über die Art, wie man auf seiner Seite streitet. Dem gebildeten Evangelischen ferner, der von jener fabelhaften Geschichtsnauigkeit hört oder liest, wird Kolde's Schrift eine vollkommene Beruhigung bieten. Drittens ist späteren, die vielleicht jene Behauptung wiederholen wollen und sich dafür auf Majunke berufen, durch diese Arbeit hoffentlich ein solches

Beto entgegengehalten, daß sie auf die Erneuerung eines mehr lächerlichen als zornregenden Versuches verzichten werden. Daß übrigens in Bezug auf wissenschaftliche Glaubwürdigkeit und Bedeutung der nur als Redakteur der Germania bekannte Majunke mit dem durch seine zahlreichen und gründlichen Forschungen über Reformationsgeschichte verdienstvollen Erlanger Professor nicht zu vergleichen ist, braucht wohl kaum erst erwähnt zu werden. Im Interesse der evangelischen Sache, welche ihre Wahrheit und Würde gegen solche und ähnliche tendenziöse Angriffe zu verteidigen bemüht ist, sei Kolde's vortreffliche, schon in zweiter Auflage erschienene Schrift, die zugleich ein Muster wissenschaftlicher Beweisführung ist, aufs dringendste empfohlen.  
C. S.

**Reisen im Kongolande.** Ausgeführt im Auftrage der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Von Dr. Richard Büttner. Mit einer Karte von Dr. Richard Kiepert. Leipzig 1890. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. (Der Titel auf dem Umschlage lautet: Reise im Kongogebiet). XII. 283 S. 8.

Der Verfasser ist vom 12. September 1884 bis zum 3. April 1886 im Auftrage der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ als Forschungsreisender in Afrika thätig gewesen. Ursprünglich war er als naturhistorisches Mitglied der vom Pr.-St. Schulze geleiteten Expedition beigegeben, aber nachdem dieser am 15. Februar 1885 in San Salvador gestorben war, und der Arzt Dr. Wolff über Ndamba, die Leutnants Kund und Tappenbeck über den Stanley Pool den Quango zu suchen beschlossen hatten, hat Büttner einen Teil des Unternehmens selbständig betrieben und seine Trägerkarawane unter ungeheuren Schwierigkeiten, vielfach erkrankt und am Klima leidend, auf einem großen Rundwege in dem Gebiete zwischen Kongo und Quango entlanggeführt. Nachdem das naturwissenschaftliche Material im letzten Bande der Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland veröffentlicht worden ist, enthält das vorliegende Buch eine historische Beschreibung der Reise. Neben einer Darstellung der persönlichen Erlebnisse finden wir auch manche ethnologische Beobachtungen, beide inhaltlich und in der Darstellung sehr interessant, doch wären die letzteren gewiß sehr viel reichhaltiger gewesen, wenn der Verfasser sicherer gewußt hätte, worauf es am meisten ankommt. So weist die Bemerkung auf S. 41 darauf hin, daß der Verfasser über die Gestaltung, welche das Neffenerbrecht neben gleichzeitiger Anerkennung des Verhältnisses zwischen Vater und Kindern bei den Bakongo gewonnen hat, gewiß ausführlichere Nachricht hätte geben können, als geschehen ist. Es ist ja gewiß, daß der Durchreisende, der fünfundachtzig störrische

Bantuköpfe nach seinem Plane zu leiten und ihre Launen, ihre Habgucht und Feigheit zu unterdrücken hat, der vielfach an Krankheiten leidet, nicht imstande ist, an jedem Haltepunkte Nachfragen nach dem Leben und den Sitten der Bevölkerung anzustellen. Er wird vielleicht tagelang nichts Anderes beobachten als die Kleidung der durchzogenen Völkerschaften, sodann, ob die Frauen viel arbeiten müssen und ob sie in den Häusern eingesperrt werden; und auf diese Fragen finden wir, wie in den meisten Reisewerken, so auch bei Büttner reichlich Auskunft; aber auch andere Beobachtungen könnten gemacht werden, so allein beim Mieten der Träger; können junge Leute, deren Eltern noch leben, ohne deren Erlaubnis den Dienstvertrag eingehen, können sie über den Trägerlohn frei verfügen, glauben sich die Eingeborenen durch Erfüllung von gewissen Formvorschriften fester gebunden als bei formlosem Vertragsabschluß; kennen die Eingeborenen eine Form der Veräußerung von Grundeigen, durch die sie sich selbst für verbunden halten? (Wir wissen nur, daß die Ausstellung einer Mukanda, eines schriftlichen Vertrages, vollkommen sinnlos und nichtig ist). Alles dies sind Dinge, die sich der Beobachtung gar nicht entziehen können, und dennoch finden wir sie in den Werken nicht berücksichtigt. Zuzugeben ist, daß selbst die „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen“ — wenigstens in ihrer ersten Auflage — dem Bedürfnis nicht völlig gerecht wird, aber es sollte doch möglich sein, durch ausführliche Darlegung der Form, in welcher die Geschäfte abgeschlossen werden, viel mehr zu bringen, als gemeinlich gebracht wird. Immerhin ist das Buch durch die Mitteilungen, welche es enthält, sehr beachtenswert; zwei interessante Thatsachen sollen herausgehoben werden: in einem Dorfe der Bakongo schütteln die Frauen dem durchziehenden Weißen die Hand, um dann unter Lachen in die eigenen Hände zu schauen, ob er nicht etwa abgefärbt habe (S. 80.) In Dahome (Ewe-Neger) wie bei den Madimba (Kongovolk) tragen die Boten der Häuptlinge einen Stock zu ihrer Legitimation (S. 8. 9. 116.), gerade wie des Königs Herolde und des Richters Boten bei unseren Vorfahren (Grimm, DMA S. 133) aber mit der Maßgabe, daß bei dem Anblicke des Stockes, welchen die Boten des Großkönigs von Dahome mit sich bringen, die Eingeborenen auf die Erde zu fallen, die Weißen aber die Hüte zu lüften haben (S. 8), eine Verehrung des Würdezeichens, welche an den Gruß vor dem Gute unserer Tellsage auf das lebhafteste erinnert. Interessant sind auch die Berichte über die Stationen der verschiedenen Missionsgesellschaften und die der Kongogesellschaft in den von dem Reisenden durchwanderten Gebieten: beide werden als erfolglos und aussichtslos geschildert, und besonders die letztgenannte Gesellschaft erhält ein ungünstiges

Zeugnis. Unzweckmäßige Freigebigkeit, welche die Eingeborenen unbotfam und faul macht und die Preise steigert; Mangel an eigenen Kulturen; Abhängigkeit von der guten Laune der Umwohnenden, welche die nötigsten Lebensmittel nur in unzureichendem Maße zur Stelle bringen; Aussicht auf Aushungerung, sobald eine Feindseligkeit ausbricht; Mangel an wissenschaftlichen Beobachtungen durch die angesiedelten Europäer, das ist das Bild, welches von mehr als einer Station entworfen wird. Auf der anderen Seite zeigt sich allerdings auch große Gastfreundschaft gegen die Reisenden, so lange die Wirte selbst mit Vorräten versehen sind. Ein erfreulicheres Bild macht die Thätigkeit des Reisebegleiters Kornelius, des „einzigen ehrlichen Schwarzen in Westafrika.“ Die Ausstattung des Buches ist einfach, aber würdig, die beigegebene Karte entspricht ihrem Zwecke in vorzüglicher Weise; ein Register fehlt.

K. F.

**Die Hygiene der Nerven.** Von Paul Mantegazza. Königsberg, Distp. Verlag v. Heinrich Max.

Wohl könnte mancher bezweifeln, daß es zu den Obliegenheiten des Arztes gehöre, sich auch mit der Hygiene des Gefühls oder der dasselbe vermittelnden Organe, der Nerven, zu beschäftigen und meinen, daß dieses Kapitel wohl eher in das Bereich des Theologen oder Philosophen gehöre. Gegen solche Einwände verwahrt sich der Verfasser gleich im Eingange, indem er darthut, wie innig das körperliche Wohlbefinden mit dem gemüthlichen verbunden und wie abhängig eins von dem andern sei; er zeigt an verschiedenen Beispielen, wie schwer das leibliche Wohl durch deprimierende seltsame Einwirkungen geschädigt werden kann, während wiederum unverhoffte Freude und Glück eine günstige Wendung einer schweren, beinahe aussichtslosen Erkrankung veranlassen können. Andererseits wirkt das körperliche Wohl- oder Uebelbefinden günstig oder herabstimmend auf den Gemüthszustand. Das sind alte Erfahrungssätze, für die wohl einem jeden einige selbst-erlebte Beispiele zu Gebote stehen; in welcher Weise leitet nun Mantegazza hygienische Vorschriften daraus her? „Suche eine stete Heiterkeit des Gemüths zu erlangen und zu bewahren, indem du immer bestrebt bist, das Rechte und Gute zu thun; erweise, soviel in deinen Kräften steht, auch deinen Nebenmenschen liebes und gutes und an dem Glück, das du ihnen bereitest, wirst auch du deinen Anteil haben in dem Bewußtsein, fröhliche und glückliche Menschen um dich zu sehen und selbst mit ihnen glücklich sein. Das wird zugleich das beste Mittel gegen manches körperliche Unbehagen sein, das vor der reinen Freude, die dein Gemüt erfüllt, nicht standhalten wird.“ Wahrlich eine hygienische Vorschrift, wie sie besser und erhabener kein Sittenlehrer geben

könnte. Das Gefühl, sagt Mantegazza ferner, ist dem Menschen, wie jede andere Gabe, verliehen, um sie vernünftig zu gebrauchen; nicht soll er seine Nerven abstumpfen und empfindungslos durchs Leben gehen; wohl bleibt ihm da mancher Schmerz erspart, aber auch viele Freuden sind ihm versagt. Ebenso wenig aber soll er seine Nerven überreizen, daß sie beim geringsten Anlaß schon stark erzittern, denn die übergroße Empfindlichkeit wiederum, an der leider die moderne Menschheit in hohem Grade krankt, wirkt nachteilig auf das körperliche Befinden. Also nach keiner Seite zuviel oder zu wenig! Dann bewahrt man am besten die Heiterkeit des Gemüths und mit ihr die Gesundheit des Leibes. Das sind gewiß goldene Lebensregeln, und es ist lehrreich und interessant, dem Verfasser bei seinen Ausführungen zu folgen; schwieriger freilich dürfte die Befolgung derselben in allen Fällen und unter allen Umständen sein.

Fr. H.

**Rembrandt als Erzieher.** Von einem Deutschen. Leipzig 1890. Verlag von C. L. Hirschfeld.

Die Klage über mehrfache ungesunde Verhältnisse unserer Zeit in politischer und sozialer Beziehung, auf dem Gebiete der Kunst, der Erziehung, der Mode u. a. ist schon so oft ausgesprochen worden, daß uns klare und ernste Vorschläge zur Besserung aller Uebelstände sehr willkommen sein müssen. Eine solche Belehrung will uns der leider ungenannte Verfasser des vorliegenden Buches erteilen, indem er zur Heilung der heutigen nationalen Schäden und zur Erziehung des deutschen Volkes zu besseren Zuständen Rembrandt als historisches Ideal aufstellt, weil gerade dieser durch seine Individualität am geeignetsten sei. Mit scharfem Blick und echt deutscher Gesinnung hat der Verfasser die verschiedensten Zeitströmungen auf den meisten Gebieten des geistigen Lebens in Deutschland beobachtet und (mit Recht!) viel zu beklagen gefunden; mit geistvoller Zurückbeziehung auf Rembrandt's Wesen und Gesinnung, wie sie sich bei ihm in Leben und Kunst ausdrückt, giebt er nun vortreffliche Ratschläge und Winke zur Anbahnung neuer Zustände und zur Erfüllung edler, echt germanischer Bestrebungen. Manchmal freilich will es uns scheinen, als ob die Beziehung auf Rembrandt eine gesuchte und kaum mögliche sei, wir vermischen einen solchen Zusammenhang beispielsweise bei den Erörterungen über Hypnotismus, Zoographie, Musik u. a.; wir finden die Hervorhebung des niederdeutschen und des holländischen Wesens und Lebens zuweilen übertrieben, wie z. B. S. 255, wo Wilhelm I. von Dänien der Stammvater alles gesunden politischen Lebens der Gegenwart genannt wird; wir müssen ferner in den Kapiteln über das Professorentum, in denen so viel Schönes und Richtiges gesagt wird, in seinen heftigen An-

griffen auf Dubois-Reymond und Mommsen, besonders auf den ersteren, doch einen Anflug von persönlichem und parteiischem Eifer sehen, der uns etwas zu stark vorkommt und der sonst so maßvollen und würdig gehaltenen Darstellung kaum entspricht. Aber wir müssen doch die reiche Fülle der scharfen Beobachtungen, der bis ins Kleinste eindringenden Erörterungen, der wohlgemeinten, treffenden und beachtenswerten Ratschläge, des auf gründlichem Studium beruhenden Wissens bewundern und merken auf jeder neuen Seite, daß wir hier nicht eine leichte Unterhaltungslektüre, sondern eine den Geist anstrengende und darum bildende Schrift haben, die studiert werden will und muß. Vortrefflich sind die Erörterungen über Berlin, Preußens und Deutschlands Aufgabe, Heimats- und Staatsgefühl, Beamtentum, Kunst und Menschentum, die Hohenzollern und das Königtum von Gottes Gnaden, Adel und Bürgertum und vor allem über die neuere Goethe-Forschung. Merkwürdigerweise sind aber einige der wichtigsten Tagesfragen gar nicht berührt; wir lesen nichts über die brennende Frage des Unterrichts auf höheren Schulen, nur wenig über Sozialdemokratie und politische Parteiungen, nichts über die doch nun einmal vorhandene und in einem Buch, wo so viel von deutscher Individualität gesprochen wird, doch kaum zu übergehende Frage über das Judentum, alles Punkte, auf die wir beim Lesen zuweilen da, wo sie nahe lagen, geradezu warten. Ebenso wäre auch eine etwas klarere Gruppierung der Gedanken und eine Einteilung in Haupt- und Unterabschnitte zu wünschen, was das anstrengende Lesen des Werkes durch größere Uebersichtlichkeit erleichtert hätte. — Die Reichhaltigkeit des Inhalts und die Bedeutung aller in diesem Buche gegebenen Belehrungen läßt sich hier nicht eingehend behandeln, es gilt nur den hohen Wert dieses unendlich lehrreichen Werkes hervorzuheben und darauf hinzuweisen, daß man sich durch die notwendige Anstrengung beim Lesen nicht von dem aufmerksamen Studium des Buches bis zum Schlusse abschrecken lassen soll. Es ist zu wünschen, daß im hochflutenden Strome der heutigen, oft so seichten Unterhaltungslitteratur ein so vortreffliches und empfehlenswertes Buch nicht der ihm gebührenden Würdigung und Beachtung entbehre.

C. S.

**Deutschland und Oesterreich-Ungarn.** Abhandlungen, Reden und Briefe 1868 bis 1889. Von Guido von Bauffner n, ungar. Reichstagsabgeordneter und Mitglied der ungar. Delegation. Leipzig 1890. Verlag von Duncker & Humblot.

Der Verfasser hat in kindlicher Dankbarkeit sein Buch seinen überaus geliebten Eltern gewidmet und glaubt „denselben damit ein

lebensvolles und eben deshalb ein Denkmal gesetzt zu haben, welches dem schönsten Monumente aus Erz oder Stein mindestens nicht nachsteht." Guido von Bauffnern ist sich also des hohen Wertes seiner Leistung wohl bewußt und wir haben keinen Grund, ihm dieses Bewußtsein zu verkümmern. Er führt den Nachweis, daß er seiner politischen Ueberzeugung stets unverfälschten Ausdruck gegeben hat, ob die herrschende Richtung ihm günstig war oder nicht, daß er mannhaft eingetreten in den Kampf um diese Ueberzeugung und an der Wahrheit derselben seit mehr als zwanzig Jahren unerschütterlich fest gehalten hat. Daß die Grundidee seines politischen Programms längst zur Thatsache geworden ist, mußte ihn mit freudiger Genugthuung erfüllen; denn nicht immer hat ein Politiker so in der Hauptache das Richtige getroffen wie Guido von Bauffnern. Seit 1868 nämlich vertritt er mit aller Kraft den Gedanken der Herstellung eines Bündnisses zwischen Deutschland und der österreichisch-ungarischen Monarchie, welches unter Aufrechterhaltung des Werkes vom Jahre 1866, wie er später in Wort und Schrift wiederholt anstrebte, „für alle Zukunft abgeschlossen und staatsrechtlich sichergestellt, beide Reiche, unbeschadet ihrer Souveränität nach außen, zu einem sowohl politisch als auch wirtschaftlich einheitlichen Ganzen vereinigt, und dessen Ausbau zu einem den europäischen Frieden sowie die geistige und materielle Wohlfahrt der europäischen Völker schützenden Bollwerke im Wege des freien Anschlusses anderer selbständiger Staaten anzustreben ist." Ein entschiedener Gegner der Politik des Herrn von Beust, war G. v. Bauffnern ein um so begeisterter Verehrer Bismarcks und ist es bis heute geblieben; er läßt trotz der gegenteiligen Ueberzeugung seiner sächsischen Parteigenossen sich in keinerlei Bestrebungen zum Sturz Koloman Tiszas ein, dessen Verdienste er voll anerkennt, und ist treu ergeben seinem König und Herrn. Es hat sich buchstäblich erfüllt, was v. Bauffnern in seiner 1868 erschienenen politischen Flugschrift: „Die deutsche Frage, eine Frage der Zivilisation“, aussprach: „Das deutsche Volk, unter der Kaiserkrone der Dynastie Hohenzollern geeinigt und gekräftigt, wird die Rolle des Schiedsrichters in Europa übernehmen, welche ihm als dem einzig wahren Träger der europäischen Kultur und Gesittung unbestreitbar zukommt.“ Es wäre zu wünschen, daß, wie sich die politische Verbindung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns vollzogen, nun auch die wirtschaftliche folgen, diese den Anschluß Italiens auch in wirtschaftlicher Beziehung nach sich ziehen und damit der wichtigste

Schritt zur Vereinigung sämtlicher mitteleuropäischer Staaten zu einem großen Zoll- und Handelsbunde gemacht, damit aber auch der europäische Friede dauernd verbürgt würde. Möge es dem rastlosen Vorkämpfer für die Wohlfahrt seines Vaterlandes Ungarn, die er nur im Bunde mit Deutschland gesichert sieht, vergönnt sein, noch mehr als den ersten Satz seines politischen Programms in eine vollzogene Thatsache umgesetzt zu sehen, eines Programms, das kennen zu lernen jedem empfohlen sei, der mit Politik sich beschäftigt. L.

**Ägypten. Geschichtliche Studien eines Augenarztes** von Dr. J. Hirschberg. Leipzig 1890. Verlag von Georg Thieme.

Historische Arbeiten sind in unserer Zeit sehr seltene Erscheinungen in der medizinischen Litteratur. Der Sinn und vielleicht noch vielmehr die Fähigkeit historische Studien zu betreiben, ist den modernen Vertretern der Naturwissenschaften und Medizin so gut wie ganz abhanden gekommen. Mit um so größerer Genugthuung begrüßen wir es daher, wenn ein in seinem Fach so anerkannter Forscher, wie es Hirschberg in der Augenheilkunde ist, sich mit geschichtlichen Arbeiten beschäftigt. H. besitzt die Eigenschaften, welche für das erfolgreiche Studium geschichtlich-medizinischer Verhältnisse unerlässlich sind, in hohem Maße, nämlich: hervorragende fachmännische Kenntnisse, völlig ausreichendes Vertrautsein mit dem griechischen und römischen Altertum und eine vorurteilsfreie, scharfe aber gerechte Kritik. In wie reichem Umfang H. alle diese Eigenschaften besitzt, zeigt das vorliegende Buch. Dasselbe enthält drei Aufsätze, von denen der erste: „Ägypten als klimatischer Kurort“ des Verfassers an Ort und Stelle selbst gesammelte Erfahrungen enthält. Der zweite Aufsatz: „Die Augenheilkunde der alten Ägypter“ ist von hervorragender Bedeutung, insofern er eine Uebersetzung resp. kritische Beleuchtung der im Papyrus Ebers vorhandenen Darstellung der Augenkrankheiten enthält. Gerade dieser Aufsatz zeigt, wie umfassend die augenärztlichen Kenntnisse der alten Ägypter bereits waren und es ist für die Beurteilung der Entwicklung der Augenheilkunde in der griechischen Medizin von maßgebender Bedeutung. Im dritten Aufsatz: „Die ägyptische Augenentzündung“ führt H. den Nachweis, daß die Entstehung der ägyptischen Augenkrankheit nicht in die antike Zeit zu verlegen, sondern in der neueren Zeit zu suchen ist, vielleicht im 13. oder 14. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. M.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.





# Deutsche Revue

über das  
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben  
von



Richard Fleischer.

1890. Juni.

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und  
halbjährlich ein Kunstheft.

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau

Berlin

Expedition: Lauenzienstraße 60. Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

# Inhalts-Verzeichnis.

Juni 1890.

	Seite
I. Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. XIII. . . . .	257
II. Ilse Frapan: Recht wider Recht. Novelle. . . . .	284
III. J. Hann: Warum es auf hohen Bergen kalt ist. . . . .	301
IV. Ludwig Dessoir und seine Freunde. I. . . . .	314
V. And. Mehlum: Die Lofoten und die Lofotensfischerei. Deutsch von Georg Philippus . . . . .	326
VI. Friedrich Rippold: Der Beginn der Freiheitskriege. Aus den Lebens- erinnerungen des Feldmarschalls v. Boyen. II. (Schluß). . . . .	333
VII. W. Drexler: Der Mann im Monde. . . . .	348
VIII. Otto Ritschl: Die Mittelstraße in der Theologie. . . . .	356
IX. Litterarische Revue. . . . .	366
X. Litterarische Berichte. . . . .	376
XI. Eingekandte Neuigkeiten des Büchermarktes. . . . .	380

---

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.  
Übersetzungsrecht vorbehalten.

---

## Zur Beachtung!

Im Juni erscheint die Kunstbeigabe zum 1. Halbjahr 1890 der Deutschen Revue. Dieselbe enthält die Kunstrevue und ein photographisches Kunstblatt „Die beiden Freunde“ von D. Gerelmann. Da das Kaiserliche Postzeitungsamt dieses im größten Format erscheinende Heft nicht befördert, so ist die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung gern bereit, dasselbe den geehrten Postabonnenten gegen Einsendung des Postabonnementscheines sowie der Portogebühr von 50 Pf. kostenfrei zuzustellen.

Breslau, Ende Mai 1890.

**Eduard Trewendt.**

---

Diesem Hefte ist eine Beilage „Bad Aachen“ eingefügt, welche hiermit gefälliger Beachtung empfohlen wird.

## Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

### XIII.

**D**ie über die Schuldigungsfrage entstandene Ministerkrisis, wegen deren im Juli 1861 Bismarck's Berufung in das Ministerium von neuem in Erwägung gezogen worden war, hatte schon Vorgänge gehabt, wie dies in den früheren Mittheilungen bereits mehrfach hervorgehoben worden ist. Häufig waren, auch abgesehen von der Militärfrage, prinzipielle Gegensätze im Staatsministerium entstanden. Zuweilen fand Roon bei Vertretung seines politischen Standpunktes gegenüber der Majorität seiner Kollegen die Unterstützung der Herren von Schleinitz (später Graf Bernstorff) und v. d. Heydt, in vielen Fällen war er aber auch genötigt, ganz allein ein abweichendes Botum abzugeben, welches dann natürlich auch dem Monarchen gegenüber eingehend begründet werden mußte. Da war es denn unvermeidlich, daß er immer wieder auf das Gebiet der allgemeinen Politik gedrängt wurde und dies um so weniger ändern konnte, als er einerseits in allen Fragen des ganz besonderen Allerhöchsten Vertrauens gewürdigt ward und andererseits die Überzeugung gewann, daß es wünschenswert sei, die Zuversichtlichkeit des Allergnädigsten Herrn durch seinen Zuspruch zu stärken und den in jenen inneren Konflikten nicht selten hervortretenden pessimistischen Anschauungen desselben mit freimütigem Patriotismus entgegenzutreten.

In den meisten Fällen ist das mündlich geschehen, aber auch der schriftliche Nachlaß enthält für die von Roon in dieser Richtung geübten heilsamen Einwirkungen vielfache Belege. Einige derselben mögen nachstehend aufgezeichnet werden. —

Es handelte sich im Herbst 1860 um Aufstellung des neuen Militär-Stats pro 1861. Nach vorangegangenen Verhandlungen zwischen Finanz- und Kriegsminister, bei denen der Regent sich ganz auf die Seite des letzteren stellte, hatte der Finanzminister von Patow die von ihm anfänglich verlangte Abstreichung von etwas über 1 Million Thaler zwar um die Hälfte reduziert, bestand aber auf der für das Staatswohl angeblich unabweislich gebotenen Herabsetzung um

wenigstens  $\frac{1}{2}$  Million, für die keine Deckung zu beschaffen sein würde, mit größter Hartnäckigkeit. Als die Majorität des Staatsministeriums ihm beitrug und erklärt hatte, sie könne für den Etat die konstitutionelle Verantwortlichkeit nicht übernehmen, wenn dem Votum des Finanzministers keine Folge gegeben würde, ließ der Regent das Staatsministerium benachrichtigen, daß er unter diesen Umständen zur Abdankung entschlossen sei.

In seinem vom 22. September datierten Berichte über die betreffende Sitzung des Staatsministeriums erhob Roon dagegen natürlich die lebhaftesten Gegenstellungen. — — — Die qu. finanzielle Differenz — dies machte er selbst von seinem militärischen Standpunkte geltend — ist doch weder ein Objekt, um Thronwechsel, noch um politische Katastrophen herbeizuführen und zu motivieren! „Es ist also in der That ein Prinzipienstreit, der bei dieser Gelegenheit ausgefochten werden muß, aber nur ausgefochten werden kann unter der energischen und weisen Führung derjenigen erhabenen Persönlichkeit, auf welche das engere wie das weitere Vaterland, ja Europa und die Welt mit so viel berechtigter und aner kennender Hingebung und Bewunderung blickt. Gott lenke das Herz Ew. Königl. Hoheit zum Aufgeben eines Vornehmens, dessen Ausführung die Zustände Preußens und Europas in die unheilvollsten Katastrophen zu führen droht!“

Der Prinz schrieb eigenhändig unter diesen Bericht: „Auerwald war um 9 Uhr heute bei mir zur Meldung dessen, was Sie hier schrieben. Ich theilte ihm nebenstehende Zahl darauf mit, als mein Ultimatum, und las ihm eine sofortige Resignations-Urkunde vor. Er ging zu Patow und dieser ist nun bereit, über diese Differenz-Summe fortzusehen und sie zu bewilligen, will jedoch eine Versicherung haben, daß wenn der Staats-Schatz geleert sein wird, man zu andern Reductionen sich entschließen werde. Da ich die Finanzen nicht ruiniren will und werde, so ist dergl. Versicherung Unsinn, ich will seine desfallige Ansicht später schriftlich formulirt erst sehen um sie zu beurtheilen und einstige Berufungen auf dieselbe festzusetzen. Auerwald wird um 12 $\frac{1}{2}$  Uhr den Ministern Mittheilung des Standes der Sache machen und mir dann Meldung erstatten, hoffentlich ist dann die Sache pro 1861 regulirt.

B. 23. 9. 60.

Wilhelm, Pz.=R.

Noch ernster als die oben erwähnte Differenz war diejenige, welche im Februar 1861 im Schooße der Regierung entstand, weil sie prinzipiell von weit größerer Bedeutung war. Die Majorität des Staatsministeriums, von ihren angeblichen Freunden und Anhängern in der Kammer gedrängt, aber auch vom eigenen Doktrinarismus verleitet, hatte unter Schwerin's Führung gewisse Gesetzes-Vorschläge ausgearbeitet, welche den sogenannten „Ausbau der Verfassung“ in liberalem Sinne bezweckten (Stellung des Abgeordnetenhauses zur Oberrechnungskammer, Minister-Verantwortlichkeit u. s. w.). Auf die Vorhaltung seines November-Programms — welches die liberalen Minister immer in ihrem Sinne auslegten — hatte der König anfangs mit schwerem Herzen gestattet, daß diese Entwürfe den Kammern vorgelegt würden, weil er als konstitutioneller Fürst sich — trotz besserer eigener Überzeugung — dazu für verpflichtet hielt; hatte aber noch

in derselben Conseil-Sitzung geäußert, er sei von den Ministern dazu gezwungen worden.

Hieran anknüpfend, berichtete Roon am 1. März 1861 ausführlich über seine Auffassung der Situation:

„Noch tief erschüttert von dem Ausgange der gestrigen Conseil-Sitzung habe ich bis jetzt herzlich gerungen nach der ruhigen Fassung, die ich für nöthig erkannte, um mit einiger Aussicht auf Erfolg zu Ew. Majestät über die augenblickliche Situation zu sprechen. — Dies darf, dies muß ich, denn Ew. Majestät haben mich zu Allerhöchst-Ihrem Rathgeber erwählt; ich muß es aber auch um deswillen, weil ich, nach Ew. Majestät gestrigem Ausspruch, zu einem Ministerium gehöre, welches Ew. Maj. genöthigt habe, Allerhöchst-Dero formelle Zustimmung zu einer Maaßregel zu geben, welche Ihren Ueberzeugungen, Ihrem Gewissen auf's entschiedenste widerstrebt. — —

„Ich für mein Theil bin dadurch in meinen tiefinnersten Gefühlen schwer verletzt worden, denn mein Preußisches Soldatenherz kann den Gedanken nicht ertragen, daß mein König und Herr einen andern Willen über den eigenen stellt; aber ich hoffe zuversichtlich, daß Ew. Majestät mich von der Solidarität für jeden Ihnen etwa angethanen Zwang freisprechen werden. — —

Es handelt sich im gegenwärtigen Augenblick einerseits um gewisse Bewilligungen, die die Krone vom Landtage, andererseits um gewisse Zugeständnisse, die das Abgeordnetenhaus von der Krone erwartet.

Die erstgenannten Bewilligungen beziehen sich auf unerläßliche Bedürfnisse, deren Befriedigung von der ersten aller natürlichen Pflichten, von der Pflicht der Selbsterhaltung, gebieterisch verlangt wird; die dagegen im Austausch begehrten Zugeständnisse sollen unsere Verfassung vervollständigen, nachdem wir ohne diese Vervollständigungen bereits seit einer Reihe von Jahren in constitutionellen Verhältnissen leben und gedeihen, welche von anderen und großen Ländern noch bei Weitem nicht gewonnen sind.

Jene Bedingungen sind unbedingt erforderlich, diese Zugeständnisse — von gewissem Standpunkte aus — bloß wünschenswerth. Die Werthe sind daher ungleich, welche hier ausgetauscht werden sollen.

Dennoch wäre es denkbar, daß Leistung und Gegenleistung, vom Standpunkte des „Rechtsbodens“ aus, einander die Wage hielten; daß die Regierung rechtlich verbunden wäre die bezüglichen Zugeständnisse zu machen, weil damit lediglich bestimmte Verheißungen der Verfassungs-Urkunde in's Leben gerufen werden sollen.

Aber unsere „octroyirte“ Verfassung ist eine vom Könige einseitig gegebene, kein Vertrag, dessen unverzügliche Erfüllung von den Contrahenten ohne Weiteres in Anspruch genommen werden kann. Ebenso ist unser Preußisches Königthum kein durch die Verfassungs-Vereinbarung neugeschaffenes, etwa wie das weiland Bürgerkönigthum oder wie das Belgische, sondern vielmehr ein durch unsere großen Herrscher erschaffenes, welches durch die aus freiem Königlichen Entschlusse verliehene Verfassung nicht abgeschafft, sondern nur modificirt worden ist. — —

Als Ergebnis des freien Willens eines Königs von Preußen muß unser Staatsgrundgesetz, so wie es endgültig festgestellt und publizirt ist, in lauterster Wahrhaftigkeit verstanden und in Treue befolgt werden. Demgemäß sind auch die Verheißungen der Verfassung zu erfüllen, aber nicht als unaufschiebliche Vertragsverbindlichkeiten, sondern vielmehr als freiwillig übernommene Verpflichtungen für die Zukunft, deren thatsächliche Erfüllung an fernere freie Königliche Entschliessungen geknüpft ist. — — — Bloße äußerliche Rücksichtnahme auf fremde Ueberzeugungen müßte dagegen die traurigsten Mißstände herbeiführen, sollte sie als Motiv für Königliche Entschliessungen dienen. In anderen konstitutionellen Staaten ist die Geltendmachung eines Regierungswillens gegen den König denkbar; in Preußen nicht! denn Preußen bedarf, nach seiner ganzen Geschichte, zu seinem Heile eines ganz ungetheilten Königlichen Willens, der seine nothwendige Beschränkung nur in sich selbst und in der dem Geschlechte der Hohenzollern angeborenen Achtung vor dem Gesetze findet.

Diese Auffassung, die allein das Interesse der Krone wahrt, ist die sicherste Bürgschaft für die Fortdauer ihres ungeschwächten Glanzes. Sie schließt gleichwohl weitere Machtentäußerungen nicht aus; noch weniger bezeichnet sie solche als unbedingt verderblich; wohl aber verlangt sie unbedingt, daß alle weiteren Machtentäußerungen in Wahrheit freigelegte, auf innerster Ueberzeugung fußende Selbstbeschränkungen sein müssen. — Eine solche Auffassung ist daher auch von des Königs ersten Dienern, den Ministern, nach allen Seiten hin festzuhalten und zu vertreten. Vermögen sie dies nicht, entweder weil sie doctrinäre Ansichten von der Verbindlichkeit der Verfassungs-Verheißungen haben, oder weil ihnen der Muth fehlt allen Consequenzen jener Auffassung getrost entgegen zu gehen: so werden sie als Ehrenmänner handeln, indem sie den König bitten, sich nach anderen Räten und Vertretern seiner Rechte umzusehen.

Machen sie dagegen den Versuch, den König zu bewegen, in innerem Zwiespalt mit seinen Interessen und seinen innersten Ueberzeugungen von dem, was dem Lande frommt, zu handeln und fremden Anschauungen Folge zu geben: so handeln sie im Interesse der Machterweiterung des Parlaments, und Preußen verlangt ein starkes, thatsfähiges Königthum und einen König mit einem kräftigen eigenen Willen!

Und ich hoffe, daß Ew. Majestät Minister sämmtlich diese meine Auffassung theilen.

Wenn aber Ew. Majestät jemals wieder die Erfahrung machen sollten, daß Allerhöchst-Dero gewissenhafte eigene Ueberzeugungen in Widerstreit mit den Meinungen der Majorität Ihrer ersten Diener sich befinden möchten, handele es sich dabei nun um den sogenannten „Ausbau der Verfassung“ oder um irgend eine andere Nützlichkeits-Maafregel: dann — ich bitte mit der Ehrfurcht und Innigkeit einer mehr als vierzigjährigen Dienertreue — dann erinnern sich Ew. Majestät, daß Ihre Räte, bei allem ihrem Meinungseifer, doch nicht wünschen können, nicht wünschen dürfen, den Königlichen Willen ihres Herrn zu beugen

und einen Zwiespalt in dem landesväterlichen Gewissen desselben zu erzeugen, der sie selbst aufs tiefste beschämen und belasten müßte.

Ueberdies ist ein Drängen in solchen Zwiespalt durch die obwaltenden Verhältnisse keineswegs geboten. Um die großen Zwecke der Regierung zu erreichen, würden übereilte Zugeständnisse an den Parlamentarismus, nach meinem bescheidenen Ermessen, das allerbedenklichste Mittel sein. Der König von Preußen ist in diesem Augenblicke noch im Vollbesitz seiner Souveränität und muß es, im wohlverstandenen Interesse des Landes, bleiben. Es fehlt ihm nicht an verfassungsmäßigen Mitteln, um seinen wohlberechtigten Willen auf gesetzlichem Wege durchzusetzen. Ist dem aber so, warum sollte man zu Mitteln greifen, welche die Macht der Krone, gegen Ew. Majestät Willen, beschränken und verkümmern.

Die Antwort auf diese Frage könnte nur darin gefunden werden, daß man annähme, Ew. Majestät Räte hielten den unverzüglichen „Ausbau der Verfassung“ nach ihren eigenen politischen Ueberzeugungen für eine unausweichliche Nothwendigkeit, oder sie hielten ihre Erfolge in der Kammer ohne solchen Ausbau durch ihre eigenen Freunde in derselben gefährdet, oder sie würden, ohne eine dahin zielende Initiative, mit ihren eigenen parlamentarischen Antecedentien in Widerspruch gerathen. — Dann würde es sich in dieser Frage allerdings weniger um eine konstitutionelle, als vielmehr um eine ministerielle Nothwendigkeit handeln.

Da überdies, unter jener Annahme, nur die Einbringung der Gesetze, nicht ihre Durchbringung, also auch nicht der Ausbau der Verfassung, sondern nur die Anläufe dazu beabsichtigt sein würden, oder doch nur beabsichtigt zu sein brauchten: so könnte man vielleicht dergleichen Maaßnahmen als bloße Scheingefechte für ungefährlich erklären, wenn nur nicht ein großer Theil der Nation an solchen Anläufen Aergernis nähme und sie für Beeinträchtigungen der Krone hielte. Ew. Majestät Kriegsminister darf nicht verhehlen, daß solche Ansichten namentlich in dem Theile der Nation Wiederhall finden, der Ew. Majestät Waffen führt, und in dem Allerhöchstdieselben immer die festeste Säule Ihres Thrones gefunden haben. Wer es treu mit Ew. Majestät meint, kann nur mit Widerstreben an Möglichkeiten denken, durch welche dieser „rocher de bronze“ jemals untergraben werden könnte.“

(An dieser Stelle findet sich am Rande der eigenhändige Zusatz des Königs: „Das überlebte **ich** nicht!“)

„Schließlich habe ich noch einmal die Gedanken zu wiederholen, daß Ew. Majestät etwa um des willen, im Widerspruch mit Allerhöchst Ihren gewissenhaften Ueberzeugungen, Zugeständnisse zu machen hätten, um dadurch die großen Aufgaben Ihrer Regierung gefördert zu sehen. Wie aber nun, wenn dennoch die Gegenleistung ausbleibt? Parlamentarische Majoritäten sind stets unzuverlässig gewesen. Empfähle es sich, im Hinblick darauf, nicht viel mehr, zuvor den Beweis der Liebe und des Vertrauens, von welchen oft mit Wahrheit und Wärme, oft aber auch nur mit Ostentation gesprochen wird, zu erwarten? Wird dieser Beweis gegeben, und wird Ew. Majestät Macht dadurch nach Außen wie

nach Ihnen in dem erforderlichen Grade gekräftigt: dann werden Ew. Majestät auch unbedenklicher in Ihren Zugeständnissen sein können. Der Starke und Reiche kann nachgiebig und freigebig sein; so lange aber Macht und Vermögen in zweifelhafter Lage sich befinden, rath die Klugheit vorsichtig und sparsam zu sein." —

Am Schlusse des Briefes entschuldigt Noon sich, falls er „in warmem, aber unüberlegtem Eifer für Se. Maj. etwa weiter gegriffen hätte, als ihm streng genommen gezieme.“ Er rechne auf die Nachsicht nicht nur des Landesherrn sondern auch des Kriegsherrn.

Der König aber setzte als Antwort eigenhändig darunter: „Es gebührt Ihnen für Ihren Freimuth mein aufrichtigster Dank für ewige Zeiten!“

Wilhelm 7/3. 61.

Außerdem hatte der Monarch sein „Einverstanden“ — oder „vollkommen einverstanden“ an zahlreichen Stellen dieser Immediat-Vorstellung am Rande hinzugefügt.

Auch sollte dieselbe nicht ohne gute Folgen bleiben. Jene Zugeständnisse wurden zurückgenommen, die Genehmigung zur Einbringung der betreffenden Vorlagen „ajournirt“; und als einige Wochen darauf einer der Minister (wahrscheinlich Graf Schwerin) den Monarchen von neuem drängen wollte zu den verheißenen „konstitutionellen“ Konzessionen und, mit seinem Rücktritt drohend, dieselben zu erzwingen suchte, da erhob der treue „Feldwebel“ seines Königs (wie Noon von den Patrioten jener Tage oft genannt wurde) abermals und noch nachdrücklicher seine Stimme:

„Es treibt mich,“ — schreibt er im April desselben Jahres — „Ew. Majestät an den Inhalt meines Schreibens vom 1. März zu erinnern und Ew. Majestät zu wiederholen, daß Sie, allein Sie Herr sind, keinen Zwang dulden dürfen. Das Wohlgefühl Ihrer Königlichen Machtvollkommenheit darf Euer Majestät nicht abhanden kommen, oder die Monarchie Friedrichs des Einzigen, Friedrich Wilhelm's des Gerechten ist keine Monarchie, ist überhaupt nicht mehr . . . Um ein solches Ende abzuwenden, muß jeder treue Mann Kopf und Kragen daransehen. Wohlan! ich wage es, Euer Majestät die ganze volle Wahrheit zu sagen; es muß geschehen, auch auf die Gefahr hin, Mißfallen zu erregen. —

Ew. Majestät werden durch die von Ihnen selbst erwählten Rathgeber zu Schritten gedrängt, die Sie nach Ihrer Ueberzeugung für verderblich halten, folglich nicht thun dürfen und werden. Allerhöchst-Dero Minister halten eben diese Schritte für heilbringend, für geboten, für unerläßlich. Einer derselben hat Euer Majestät angesonnen, seinem Drängen nachzugeben oder ihn zu entlassen. Kann es da . . . eine Wahl geben? — Euer Majestät vermeinen aber, auf diese Entlassung nicht eingehen zu können, weil der Bestand des Ministeriums dadurch gefährdet sei. Das daraus abzuleitende Unheil darf nicht überschätzt werden. Es erweist sich bei reiflicher Ueberlegung in der That als erträglich. Ew. Majestät werden kraft Ihrer Königlichen Macht andere Minister ernennen, und wenn Sie



solche nicht aus den Führern der lautesten und extremsten Partheien erwählen, so wird das Geschrei der Partheien nicht lästiger fallen, als es ohnedies schon geschieht. Ew. Majestät edle Absichten sind bekannt. Sie wollten und wollen nach der Verfassung regieren, aber Sie wollten und wollen auch als ächter König von Preußen regieren. In diesem Aber liegt die Unzulänglichkeit mehrerer Ihrer gegenwärtigen Rathgeber. Weil Sie verfassungsmäßig regieren wollten, erwählten Sie Männer, die die constitutionelle Doctrin in Preußen ausbilden geholfen, deren Namen daher bei den Partheigenossen einen guten Klang hatten, aber Euer Majestät hatten dabei übersehen, daß sie nur die lautesten, keineswegs aber die berechtigtesten Stimmen im Lande für sich hatten, daß die Consequenzen der constitutionellen Doctrin dieser Männer nur zu vereinen waren mit dem Schein-Königthum Belgiens, Englands oder Louis Philippe's, nicht aber mit einem ächt Preussischen Königthum von Gottes Gnaden, mit einem Königthum nach Ihren Intentionen, wie solches in dem Rechtsbewußtsein Ihres Volkes begründet war. Ew. Majestät wollten nicht mit der Vergangenheit brechen; die Continuität des Rechtszustandes sollte gewahrt, gleichwohl die bessernde Hand an das Ueberlieferte gelegt werden. Es konnte nicht überraschen, daß diese verschiedener Deutung fähigen Königlichen Intentionen von Jedermann nach seinen Wünschen und Aussichten ausgelegt wurden. Wie weit darüber zwischen Ew. Majestät und Ihren neugewählten Räten gleiches Verständniß stattfand, das blieb wohl von Hause aus in Unklarheit. Bei meinem Eintritt ins Ministerium fand ich diese Unklarheit, ja den Gegensatz der Meinungen und Grundanschauungen bereits deutlich ausgeprägt. Ew. Majestät hatten übersehen, daß die parlamentarischen Antecedentien mehrerer Ihrer Räte ihnen Partheipflichten auferlegten, die mit den Pflichten gegen Ew. Majestät im schneidendsten Gegensatze standen und stehen. Oft habe ich zu erkennen geglaubt, daß Ew. Majestät Politik wohl die Zustimmung dieser Voreingenommenen gefunden hätte, wenn es ihnen im Hinblick auf frühere Aeußerungen und Partheiverbindlichkeiten nur möglich gewesen wäre. Es ist ihnen absolut unmöglich! In dem Augenblicke, wo sie bona fide Euer Majestät politischen Wegen folgen würden, hätten sie sich in den Augen ihrer Parthei ruinirt; ihr Einfluß wäre dahin; sie würden mit Schmach überhäuft werden. Sie können das nicht und — wollen es auch nicht. —

Das ist die Situation! Sie ist entsetzlich, bringt das Vaterland an den Rand des Abgrunds. Ew. Majestät fühlen das mit dem ganzen unermesslichen Weh, das Ihrem edlen Herzen in solcher Lage natürlich sein muß. Aber sie ist nicht zum Verzweifeln.

Ew. Majestät haben zwei Auswege aus dem Wirrsal des Augenblicks. Der Eine heißt „Nachgeben“, ganzes volles unbedingtes Nachgeben, Aufgeben der eigenen gewissenhaften Ueberzeugung, Fesselung des eigenen Königlichen Willens an den Willen der Minister — und führt unwiderruflich auf die Pfade des Königthums von Volkes Gnaden; der spezifische Glanz der Preussischen Königskrone erlischt, aber im Hintergrunde winkt eine Bürgerkrone, und Preußen wetteifert künftig vielleicht mit Belgien in den materiellen Segnungen einer unhistorischen

Existenz. Mit der Vergangenheit wäre freilich gebrochen, der Sprung in dieser Richtung wäre groß, aber er führt aus den Verlegenheiten des Augenblicks auf die ebenfte Bahn. Alle unzeitige Friction hörte auf, die Staats-Maschine bekäme eine freie Bewegung, und an Beifallsjubel würde es nicht fehlen. —

Der andere Ausweg heißt: „Geltendmachung des gesetzlich berechtigten Königlichen Willens!“ Er löset die Fesseln des Adlers; der König von Gottes Gnaden bleibt an der Spitze seines Volkes der Schwerpunkt des Staates, Herr im Lande, unbeherrscht von ministerieller Vormundschaft und parlamentarischen Majoritäten; mit der Vergangenheit wird nicht gebrochen, und die bessernde Hand kann mit weisem Maaße an den Ausbau unseres öffentlichen Lebens gelegt werden. Dieser Weg führt auf freilich anfangs rauher Bahn, aber mit allem Glanz und aller Waffenherrlichkeit eines glorreichen Kampfes zu den beherrschenden Höhen des Lebens; es ist der Preußens Könige allein würdige Weg. —

Man hat Ew. Majestät einzuschüchtern versucht durch das laute Geschrei des Tages. Allen unglücklichen Königen, von denen die Geschichte meldet, ist es ebenso ergangen. Nur weil sie an das Gespenst glaubten, schreckte es, ruinirte es sie. Ich beschwöre Ew. Majestät, glauben Sie nicht daran. Sprechen Sie Ein Wort, und das Phantom verschwindet. Dieses Wort heißt „Ministerwechsel“, nicht „Systemwechsel“. Nicht Ihr System, sondern nur die Personen Ihrer in Partheifesseln liegenden Minister mögen Sie wechseln. Sie haben Sich geirrt, nicht in den Zielen, die Sie wollten, sondern in den Werkzeugen, mit denen Sie jenen Zielen zustrebten . . . Euer Majestät äußerten heute, daß, wenn Sie den Minister, der zurückzutreten begehrt, entließen, andere folgen würden. Ich gebe dies zu, aber ich bebe nicht davor zurück; im Gegentheil, ich würde Gott auf den Knien dafür danken, wenn Ew. Majestät dadurch der Fesseln ledig würden, die Ihr edelstes Selbst jetzt gefangen halten. —

Ein Verdacht liegt nahe; ich muß ihm entgegentreten, um der guten Sache willen, für die ich zu sprechen meine. Ew. Majestät könnten glauben, ich spräche für eine andere Parthei, ich wolle nur, daß Ew. Majestät die Fesseln tauschen sollten. Nichts liegt mir ferner. Weder für die Kreuzzeitungs-Parthei, noch für Graf Arnim<sup>1)</sup>, noch für irgend ein anderes Parthei-Interesse führe ich diese dreiste Sprache. Ich rathe vielmehr ausdrücklich davon ab, daß Euer Majestät, wenn Sie, kraft Ihrer Königlichen Prerogative, andere Rätthe wählen, solche unter den Vorkämpfern unserer politischen Partheien suchen. Minister mit einer parlamentarischen Vorgeschichte sind Ew. Majestät Ruin. Unter Ew. Majestät Beamten finden sich viele tüchtige Kräfte, die noch nicht gebunden sind durch Parthei-Verbindlichkeiten. Greifen Sie nach solchen, gleichviel ob sie zu der constitutionellen oder zu der conservativen Parthei gezählt werden. —

Aber ich bin an der Grenze angekommen, die die Bescheidenheit auch dem Freimuth zu respectiren anrät. Bestimmte Personen will und darf ich daher nicht nennen. — —

<sup>1)</sup> Arnim-Bohnenburg der Aeltere, damals maßgebender Führer im Herrenhause.

Womit ich die Kühnheit dieses Schreibens rechtfertigen kann? Ich antworte: Mit dem Eifer des tapferen Soldaten, der seinen Fürsten in Banden, des treuen Dieners, der seinen geliebten Herrn am Rande des Abgrunds erblickt. Soll jener zaudern, die Fesseln zu zerhauen, dieser zögern hinzuzuspringen? Gewiß nicht! auch wenn der eigene Sturz damit verbunden wäre. Und noch Eins: ich habe heute in meines geliebten Königs Augen Thränen gesehen, die mich mit Schmerz und Grimm erfüllten. Ich mußte Ew. Majestät Alles schreiben, was ich heute nicht sagen konnte, weil mir das Herz in der Kehle saß. Glauben mir Ew. Majestät, denselben Zorn und denselben Schmerz würden Millionen Ihrer treuen Unterthanen mit empfinden, wenn sie so unglücklich wären, ihren theuren König in so tiefem Leid, in so schwerer Gewissensangst zu wissen, und Keiner würde zaudern, Ew. Majestät Blut und Leben anzubieten, und Sie aus den Bedrängnissen zu befreien, die das Land mit dem schwersten aller Verluste bedrohen, mit dem Verluste seines Königs.

In tiefster Unterthänigkeit

Roon." — — —

So unhaltbar die Lage schon damals erschien, die bestehenden Gegensätze im Ministerium wurden dennoch wieder übertüncht; die liberalen Minister ließen auf den Wunsch des Königs ihre Rücktritts-Gedanken fallen, obgleich die Konzessionen, welche sie zum „Ausbau der Verfassung“ und zur Befriedigung der Majorität des Abgeordnetenhauses für unerläßlich erklärt hatten, abermals abgelehnt wurden. Ebenjowenig war aber Roon's Stellung erschüttert. Im Gegenteil wies der König den Gedanken, ihn zu entlassen, mehrere Male zurück, obwohl Roon anfangs Juni die dahin gerichteten Bitten in formeller Weise wiederholte und sowohl durch den Umstand des fortgesetzten Zwiespaltes in der Regierung wie durch seine erschütterte Gesundheit motivierte. Als dann aber eine neue Krisis dadurch entstand, daß der König die Huldigung verlangte, die liberale Majorität des Ministeriums dies jedoch für unvereinbar mit der Verfassung erklärte, finden wir Roon, wie aus seinem bereits mitgetheilten Schreiben an Berthes vom 18. Juni ersichtlich, nunmehr zum Bleiben entschlossen, zumal der Monarch seinen Auffassungen in vollster Überzeugung beitrug und Roon jeden Tag neue Beweise des ausdrücklichsten königlichen Vertrauens empfing. Es folgten dann die (im vorigen Hefte erwähnten) Verhandlungen mit einigen Persönlichkeiten, deren Berufung in das Ministerium für alle Eventualitäten ins Auge gefaßt war, vor allem mit Herrn von Bismarck-Schönhausen in Petersburg. Dem mitgetheilten bezüglichen Briefwechsel mit letzterem war ein Telegramm vorangegangen, dessen Konzept (von Roons Hand) erhalten blieb. Es ist datiert vom 28. Juni und lautete: „Es ist nöthig, die beabsichtigte Urlaubsreise unverzüglich anzutreten „Periculum in mora!“ Antwort telegraphisch an Alvensleben.“ Offenbar beruhte es auf einer schon früher getroffenen Abrede und auf der Nothwendigkeit großer Diskretion, daß dieses Telegramm nicht mit Roon's Namen, sondern mit „Moritz C. Henning“ unterzeichnet war. Dies waren nämlich die Vornamen des Herrn

von Blandenburg, von dessen vertrauter Freundschaft, sowohl mit Bismarck wie mit Roon, die Leser bereits unterrichtet sind. —

Ebenso ist schon bekannt, daß Bismarck's Reise diesmal noch nicht zu dem von Roon gewünschten Ziele führte. In der Conseil-Sitzung vom 3. Juli war auch die neueste Krisis wieder beigelegt worden, indem der König erklärte, „er müsse zwar in Betreff der Erbhuldigung unverändert das überlieferte Recht der Krone festhalten und sei Willens, dies auch öffentlich kund zu thun; nach dem Vorschlage des Staatsministeriums wolle Er sich aber zur Krönung als dem höheren Akte entschließen“ u. s. w.

Sehr bemerkenswert und in Roon's Sinne als ein erfreulicher Fortschritt zu bezeichnen war es trotzdem, daß dem Protokolle derselben Sitzung von der eigenen Hand des Königs folgender Zusatz beigefügt wurde: „Des Königs Majestät bemerkten hierzu, daß auch Allerhöchst Sie diese Fortentwicklung der inneren Gesetzgebung“ (welche der Minister Graf Schwerin abermals für ebenso „erwünscht wie erwartet“ erklärt hatte) „wollten, daß dazu aber nicht erforderlich sei, daß gewisse reponirte Gesetze unverändert angenommen würden. Die ersten Beamten der Krone wären berufen, dem Souverän ihre Gesetzes-Vorlagen zu machen; dieser habe sie zu prüfen, und bei Nicht-Einverständnis, eine Ausgleichung und Annäherung der Ansichten zu versuchen. Ein Wille und eine Ansicht müsse zuletzt entscheiden und dies sei die des Königs. Wer von den Ministern sich dessen Entscheidung aus Gewissens-Ueberzeugung nicht anzuschließen vermöge, müsse dann allerdings zurücktreten.

(Allerhöchst eigenhändig gezeichnet) Wilhelm.“

Baden 13./7. 61.

Wie man sieht, hatten Roon's eifrige patriotische Worte eine gute Stätte gefunden, und auch dem Gedanken an Minister-Wechsel war der König nun schon ernsthaft näher getreten.

In der folgenden Sommer-Periode ruhte der Meinungs-Streit für eine Weile, um nach den Krönungs-Feierlichkeiten um so heftiger zu entbrennen. Das agitatorische Auftreten der neu begründeten Fortschrittspartei ließ neue und heftigere Kämpfe voraussehen. Statt energisch dagegen aufzutreten, suchte die Majorität des Staatsministeriums neue Konzessionen vorzubereiten, mit denen sie den heranbrausenden Sturm zu besänftigen gedachte. Zu dem geplanten Minister-Verantwortlichkeitsgesetz wurde u. a. nun auch die Reform des Herrenhauses auf die Tages-Ordnung gebracht. Abermals wandte Roon sich (am 10. November 1861) mit einer direkten Eingabe an den König, indem er eine von ihm verfaßte Denkschrift: „Die politischen Partheien in Preußen und das Ministerium“ überreichte. In derselben wurde die haltlose Stellung des Ministeriums, auch der eigenen Partei gegenüber, ausführlich geschildert. „Der Regierung fehlt nichts mehr, als eine entschiedene Parthei-Unterstützung; es giebt überhaupt keine ministerielle Parthei, noch weniger eine maßgebende. Es kann keine solche geben, denn es ist dem Ministerium bis jetzt noch nicht gelungen, ein klares und unzweideutiges Programm auszusprechen. Die Fahne des Ministeriums

schillert in wechselnden Farben, leider zum großen Nachtheile des Landes!" Im weiteren wird die bestehende konservative Partei gegen den fort und fort erhobenen Vorwurf, sie plane „Reaction“, in Schutz genommen. „Wir haben die Verfassung; sie ist in voller Geltung und allseitig beschworen; sie könnte daher — den Fall eines revolutionären Rechtsbruchs von unten bei Seite gesetzt — nur durch eine allgemeine Verletzung des Rechtsbewußtseins im Volke willkürlich beseitigt werden. Ueberdies ist die sogenannte Kreuzzeitungs-Partei, nach den lauten Aussprüchen ihrer Führer, wenngleich sie die Verfassung nie geschaffen haben würde, nun sie einmal da ist, voll Eifer für ihre Erhaltung und für ihre, nach den Ansichten der Partei zu bewirkende Verbesserung. „Reactionär“ im eigentlichen Sinne des Wortes ist die Partei daher nicht, höchstens in einzelnen wenigen Heißspornen, die das Kind mit dem Bade ausschütten möchten . . . .“

Da eine irgend verlässliche oder ausreichende ministerielle Partei nicht existiere, Allianzen mit den Radikalen oder Demokraten aber ausgeschlossen seien, so bliebe doch nur übrig, sich nach Hilfsstruppen im konservativen Lager umzusehen, um dem zu erwartenden Ansturm der Umsturz-Parteien entgegenzutreten. Was thut aber das Ministerium? „Sein offizielles Organ, die Sternzeitung, bewährt im Kampfe mit dem Organe der Konservativen, der Kreuzzeitung, einen Haß und eine Feindseligkeit, welche den Gedanken an Versöhnung mit der Partei geradezu ausschließt, während es die Organe der Demokratie, selbst wenn diese sich in ganz unpatriotischen, die Regierung herabwürdigenden und verdächtigenden Artikeln mit behaglichem Hohn ergehen, mit der zartesten Rücksicht behandelt und kaum hie und da ein männliches Wort der Erwiderung findet. Die neuesten Wahlvorschriften des Ministers des Inneren, so sehr sie die Unparteilichkeit und Freiheit der Wahlen predigen, sind sie nicht recht eigentlich gegen die Conservativen gerichtet, da an maßgebender Stelle sehr wohl bekannt ist, daß die abzuwehrende Beeinflussung der Wahlen nicht aus dem demokratischen, sondern aus dem konservativen Lager hervorgehen dürfte? — — —

„Der König will constitutionell, aber auch konservativ regieren“ — heißt es am Schlusse. „Ist das möglich, wenn seine Regierung sich auf eine Partei stützt, die nicht existirt, und auf eine andere, die zwar constitutionell, aber demokratisch-constitutionell gesinnt ist? . . . . Aus allem Gesagten folgt, daß entweder der König die von ihm als heilsam erkannte Richtung aufgeben und blindlings den Bahnen seines doctrinären Ministeriums, oder daß dies der verderblichen, wiewohl natürlichen Anlehnung an die Demokraten absagen und den richtigen Sympathien des Königs für die gemäßigten Conservativen folgen muß.

Wenn aber weder das Eine noch das Andere geschieht, so wird die Halbheit in Preußen zur Staats-Raison!

Es fragt sich nur, ob die Wahl für den König wie für das Ministerium gleich frei ist?

Diese Frage ist zu verneinen: Das Ministerium kann nicht nachgeben, ohne sich selbst zu vernichten, denn es müßte brechen mit der Vergangenheit und den Partei-Verpflichtungen seiner hervorragendsten Mitglieder und daher mit diesen

selbst; es muß daher seinen Willen durchsetzen oder dem eigenen politischen Banferutt entgegengehen.

Der König kann nicht nachgeben, ohne mit seiner eigenen Vergangenheit zu brechen, ohne seine besten Überzeugungen unter einen fremden Willen zu beugen, ohne sich selbst, den Interessen seiner Krone und seiner Dynastie untreu zu werden!

In diesem trassen Dilemma giebt es doch nur eine Lösung:

Der König kann nicht abtreten, das Ministerium kann es!" — —

An Berthes schrieb Roon in denselben Tagen Ähnliches: . . . . „Sie haben leider ganz Recht: der Zeretzungs-Prozeß macht reißende Fortschritte. Auch mich würde der Wahllärm und der Programm-Klüngel nicht beunruhigen, wenn ich irgendwo ein Mittel erblickte, um der Essig-Gährung Einhalt zu thun, die eben deshalb naturgemäß in die faulende oder stinkende Gährung übergehen muß. . . . Das von den sehr ungleichen Kräften an maßgebender Stelle construirte Parallelogramm ergiebt natürlich eine sehr schiefe Diagonale, wie das neueste, vom Jahrestage von Roßbach (!) datirte Programm Schwerin's darthut. Sie werden darin von meinen isolirten Anstrengungen kaum Spuren entdecken; dennoch bin ich daran, daß es erschien, nicht unschuldig. Es wird nichts ändern an der allgemeinen Confusion, da seine Geburt, wie ich hoffte, nichts geändert hat. — Der Kern- und Angelpunkt der inneren Preußischen Politik ist und bleibt die Armee-Frage. Darum kann, darf und will ich jetzt nicht zurücktreten, wie ich aus tausend Gründen möchte, wenn ich bloß mein „Fleisch“ fragte; ich darf nicht! Ebenowenig darf ich mich in jener Frage geschmeidig zeigen. Die Armee, der bisher noch einzig verlaßbare Anker und Pfeiler unserer Zukunft, darf in ihrem Selbstbewußtsein, in ihrer Gesinnung nicht beirrt werden; sonst bricht das Chaos herein. Dies durch die Erhaltung der Armee in ihrem äußeren Bestande wie in ihrem inneren Werthe abzuwehren: darin erblicke ich den politischen Theil meiner Aufgabe. Hierin allein vermag ich mit Sicherheit etwas, darauf also muß ich mich beschränken. Aller sonstige Schaden, den ich nicht abwenden kann, ist nicht irreparabel; das Verderbniß der Armee wäre der Ruin aller geordneten sozialen Verhältnisse. Gebe mir Gott der Herr gesunde Augen, Geistesgegenwart, Thatkraft! Er weiß „was für ein Gemächte wir sind;“ Er muß und wird daher das Beste thun müssen. Daher ist mein freiwilliger Rücktritt erst dann erlaubt, aber auch geboten, sobald ich erkannt, daß ich jener Aufgabe nicht mehr gewachsen bin, daß die äußeren Verhältnisse mich überwältigen in dieser Frage, wie es leider in anderen geschehen. Und dieser Zeitpunkt ist vielleicht näher als Sie glauben — Eine Regierung, deren eigenthümlichster Charakterzug perennirende Krisen sind — doch — meine Stunde schlägt, die Treitmühle ruft . . . Bitte mir recht bald wieder einige freundliche Zeilen zu gönnen. Auf meinem Isolir-Schemel wirkt Freundes-Zuspruch wie sanfte elektrische Schläge heilend und stärkend. Gott sei mit Ihnen! treu verbunden.

Ihr

Roon. — —

Die Anfang Dezember vollzogenen Wahlen zum Abgeordnetenhaus fielen noch schlechter aus, als man gefürchtet hatte. Die Fortschrittspartei hatte im ganzen Lande, besonders auch in den östlichen Provinzen, bedeutende Erfolge. Das Schicksal des Ministeriums war dadurch eigentlich schon besiegelt. Die ohnehin schwache und unzuverlässige ministerielle Partei in der Kammer war ebenso geschwächt wie die Konservativen. Auch Roon und sein Gesinnungsgenosse im Ministerium, Graf Bernstorff, waren nicht gewählt.

„Nach constitutionellem Ritus“ — so schrieb Blankenburg am 8. Dezember an Roon — „kannst Du nun also nur einpacken mitsammt Bernstorff — der Durchfall war gründlich! Die „Gespielen“ werden noch gewählt, weil man sie als der Demokratie unschädlich, ja behülflich, kennt, ihr beide seid bedenklich wegen des Einflusses bei'm König! . . . . Der Ausfall der Wahlen in Pommern ist lediglich durch die Bauern entschieden — die aufgeregt von Kreisrichtern und Juden auf das allerentschiedenste gegen uns Parthei nehmen. Einmal hatte man ihnen eingeredet, wir wären gegen den König! Dies wurde um so leichter geglaubt — da die Regierung hier ja männiglich gegen uns vorging; sodann spiegelte man ihnen eine neue Kreisordnung vor, bei der sie die Majorität hätten und sich alle Communallasten abschütteln könnten. Die Versammlungen waren überall stürmisch — man hörte mich kaum an, sie waren wie bezaubert!

Nun man sieht, was man mit dem Wahlgesetz leisten kann! Das arme Volk! — Und nun? Du wirst denken, jetzt ist der Moment gekommen, wo sicher aufgelöst wird! Ja — wer weiß — ich glaube es nicht . . . Man wird jetzt schon Waldeck den Hof machen und bald einsehen, wie sehr man diesen Mann verläumdete hat — er ist gewiß bald der beste „loyalste“ Freund!! Meine Hoffnung steht auf nichts, da ich eben Niemand Muth zutraue. Die jetzt aufgeregten Wellen sind übrigens nicht ganz leicht zu beruhigen . . . . Die Mißgriffe unter der Manteuffelei sind mir immer klarer.

Wenn der König sich nicht jetzt, aber bald, sehr bald aufmacht, dann werden diese ernstesten Demokraten bald stückweise und ruhig mit dem bischen Königthum abfahren. — Hoffentlich wirst Du Dich nicht bei Oberrechen-Kammer- und Minister-Verantwortlichkeitsgesetz betheiligen. Daß Du bei der Militairorganisation nachgeben könntest, halte ich natürlich für einen Unsinn — und deshalb sehe ich Dich auch schon im Geiste in denselben Ruhestand versetzt, in dem ich jetzt bin, da es mir nicht unwahrscheinlich ist, daß in letzterer Position überall nachgegeben wird . . . . Ich werde den Muth nicht sinken lassen, aber gegen den Regierungsstrom sind die Conservativen völlig ohnmächtig.

Dein getreuer Neffe Moritz v. Bl.

Ähnliche Stimmungsberichte kamen von den Königstreuen aus allen Provinzen. Berthes schrieb u. A.: „ . . . sich um eine große Sache, die des Schweißes der Edlen werth ist, mit Gethier sehr niederer Ordnung herumzerren zu müssen, das bringt auch den geprüften Mann in Versuchung; hier beißt, dort sticht oder kratzt oder spuckt jetzt so eine Bestie, und aus allen Löchern und Ritzen heult und

pfeift und freischt es — und dennoch ist die Atmosphäre auch dieses Volkes von Angst geschwängert, es stinkt ordentlich nach Angst . . . .“

Die Thatsache, daß man sich im neuen Landtage einer fortschrittlichen Majorität gegenüber sehen würde, drängte zu entscheidenden Entschlüssen; dennoch geschah nichts, vielmehr zeigten einige Mitglieder der Regierung auch jetzt noch Neigung zu Konzessionen. Nur Herr von Bethmann-Hollweg erhielt die schon wiederholt erbetene Entlassung, auf welcher er angesichts des Ausfalls der Wahlen mit Festigkeit bestanden hatte. Mehr als je richteten sich auf Roon alle Blicke der Vaterlandsfreunde, weil man allein von seinem Einflusse auf den König noch eine Wendung zum Besseren erhoffte. Unter den vielen herzlichen Zurufen und patriotischen Ermahnungen zum standhaften Ausharren, die Roon in jenen Tagen empfing, befand sich auch nachstehendes bemerkenswertes Schreiben des ihm aus aller Zeit so nahestehenden Prinzen Friedrich Karl:

Berlin, 17. Dezember 1861.

„Liebe Excellenz! Wenn es sich in dem morgenden Minister-Conseil um das Fortbestehen des Preussischen Königthums handeln sollte, so bleiben Sie standhaft! Keine Minister-Verantwortlichkeit, denn dann kommt der Schwerpunkt der Gewalt im Vaterlande in die 2te Kammer, statt bei dem Könige zu bleiben, keine Nachgiebigkeit überhaupt in einer wahrhaft revolutionirenden Zeit und einer verlangenden Kammer gegenüber, die weder durch diese Conzession, noch durch irgend welche andere befriedigt werden kann; in Zeiten der Revolution, in denen wir uns offenbar befinden, währt die Befriedigung über Nachgiebigkeit keine 14 Tage, und auch diese ist nur scheinbar, denn die Fortschrittsmänner wollen weiter und weiter bis an das logische Ende der Schreckensherrschaft und der Republik. Jeder Revolution muß man einen Damm entgegensetzen. Wenn wir derselben erst in Form von Aufläufen, Emeuten u. auf der Straße begegneten, so wäre dies mit Pulver und Blei höchst einfach. Zu solchen Verstößen und Mißgriffen werden es die Fortschrittsmänner von heute nicht kommen lassen. Das ist das Üble, und das ist der Unterschied zwischen den Demokraten von 1848 und den heutigen Fortschrittsmännern. Es sind andere Mittel, die diese klüger gewordenen Männer anwenden, welche den Fluch für uns haben, daß viele wirkliche Biedermänner sich nicht überzeugen können, daß wir in der Revolution sind. Sind denn nicht bloß die Mittel verschieden, die Zwecke aber dieselben? Wollen jene denn nicht, was sie 1848 durch Barrikaden und Sturmpetitionen erreichten, jetzt auch, aber langsamer und im Laufe von Jahren? Darüber muß dem König Licht werden. Seine treuesten Anhänger in den Provinzen, deren letzter Blutstropfen gern für seine Person und für das Königthum verspritzt wird, können es alle bestätigen, daß das Volk wahrhaft verführt ist. Sollte denn der König glauben, daß die jetzige 2te Kammer wirklich der Ausdruck des wahren Volkswillens ist? Unmöglich, und wenn! Er das einsieht, so ist vor der Hand genug erlangt, denn dann muß Er sich sagen, daß es nun darauf ankommt, in geschickter Weise dem Volke diese Kammer in ihrer rothen Nacktheit zu zeigen, um sie dann aufzulösen, daß



es aber nicht darauf ankommen kann, wie Er mit dieser Kammer fertig wird, daß es nicht darauf ankommen kann, wie Er mit ihr unterhandelt und welche Conzessionen durch Entäußerung von Rechten des Thrones und der Krone gemacht werden.

Wird aber jetzt als wünschenswerth oder als nothwendig erkannt, mit dieser Kammer, der ich nur die Militär-Vorlage und das Budget vorlegen möchte, nicht weiter zu unterhandeln, so gehört wenig Scharfsinn dazu, sich zu sagen, daß jetzt mit Gottes Hülfe endlich der Augenblick da ist, der Revolution ein mächtiges „Halt“ zuzurufen. Unser König kann das. Mehrere Seiner Minister wollen das nicht. Mag Er Sich dann von ihnen trennen, was beiläufig gesagt nach meiner politischen Auffassung mir in sofern nicht recht wäre, als sie in diesem Falle mit einem gewissen Eklat zurücktreten würden, während ich vielmehr wünschte, daß sie mit ihrer sogenannten Parthei vor der jetzigen Kammer zusammenstürzten, nachdem sich diese Parthei der Mitte, wie alle Mitten, in ihrer ganzen Nichtigkeit und inneren Haltlosigkeit gezeigt haben würde — zur Korrektur des Landes, sich und anderen zur Lehre, um nimmer wieder zu erstehen.

Mag Er Sich alsdann von ihnen trennen. Er wird dies Opfer bringen, so groß es auch in Seinen Augen ist und so sehr es Ihn persönlich auch zu treffen scheint. Also dann andere Minister! Mag der König um Seines Gewissens willen an Seinem Programm festhalten — die Männer, die Er beruft, um den Staat zu retten, werden in solchem Augenblick nicht darum rechten. — Wen berufen? Wenn ich das preußische Volk, dem die soldatische Erziehung und der soldatische Sinn nicht abzuspochen sind, richtig erkenne, so folgt es am liebsten einem Soldaten. Wenn ich die Situation richtig erkenne, so ist sie derartig, daß ein General mehr denn je an die Spitze des Ministeriums gehört. Haben wir einen Brandenburg? Ich denke, er findet sich. Es kommt hier mehr auf gesunden Verstand und Energie als auf Fachkenntniß an. In letzterer Beziehung können viele Leute aushelfen. . .

Mir ist zu Muth, wie vor einem in Aussicht stehenden schweren Gefecht, in welchem es sich um mein Leben handelte. Und doch ginge ich lieber langsamen Schritts in das tollste Feuer, als ich morgen den Gang thäte, der Ihnen bevorsteht. Gott helfe Ihnen! Gott geleite Sie, Er gebe Ihnen Muth, Kraft und Beredsamkeit, auf daß Sie, wie Er will, auf Herz und Sinn des Königs wirken mögen! Amen!

So bete ich aus Herzensgrunde und mit mir die, welche es im Lande treu mit dem Könige halten.

Euer Excellenz gehorsamster Diener

Friedrich Karl, Prinz v. Preußen." —

Die Vorgänge in der in obigem Schreiben erwähnten und einigen darauf folgenden Conseil-Sitzungen können im einzelnen nicht näher mitgeteilt werden. Indessen haben sie zur Klärung der Situation manches beigetragen, und Roon's Operationsplan, der auf ähnlichen Anschauungen wie die obigen des Prinzen Friedrich Karl sich gründete, knüpfte an die dabei gemachten Wahrnehmungen und

Erfahrungen an. Auch nahm er in diesen Tagen eine Gelegenheit wahr, den Monarchen von neuem um seine Entlassung zu bitten, falls diese zur Lösung der Schwierigkeiten auch nur im mindesten beitragen könnte oder falls des Königs Vertrauen zu ihm in irgend einem Punkte schwankend geworden sei. Dies war nicht unbekannt geblieben, und tausende von patriotischen Herzen damals in zitternder Spannung, wie die Entscheidung fallen würde, nicht nur weil sie Roon's Person hochhielten, sondern vor allem weil die Königstreuen vornehmlich in ihm den Repräsentanten ihres politischen Prinzips erblickten, um dessen ganze Zukunft vielleicht für eine lange Reihe von Jahren es sich handelte. „Der gestrige Freudentag“ — schrieb z. B. Prinz Karl am 25. Dezember — „ist mir verkümmert worden, indem die früheren Gerüchte von Ihrem Ausscheiden aus dem Ministerium, verehrter Roon, sich gestern erneut zu verschiedenen malen bis zu mir drängten!! Gott gebe, daß dem nicht so ist — denn der König, mein Allergnädigster Bruder, muß wissen, daß ein solcher Wechsel die Offizier-Korps der Armée tief erschüttern würde, und doch können Jhn nur Soldaten gegen Demokraten beschützen und helfen. . . Gott gebe, daß das Gerücht lügen möge.“

In der That lehnte der König das Gesuch ab, und Roon hatte sich nun zu neuen Entscheidungs-Kämpfen zu rüsten.

„Meine Lage —“ so schrieb er damals (27. 12. 61.) an Berthes — „ist nicht so übel, als es von Weitem scheinen möchte. Ich habe ein klar erkanntes Ziel vor Augen und operire demgemäß ohne alle Umschweife und Maskenscherze. „Constitutionelle Bräuche“ habe ich beobachtet, ohne entsprechenden Erfolg und dadurch eine Position gewonnen, die mich gegen alle möglichen Zwischenfälle sicher stellt. Aber freilich ist mein persönliches Verhältniß von minimaler Bedeutung, in Betracht der großen auf dem Spiele stehenden Interessen. Es findet indeß zwischen beiden eine gewisse Coincidenz statt, die ich für entscheidend halte und zwar gleichmäßig sowohl für die vaterländischen als für meine persönlichen Wünsche und Hoffnungen. Gewisse Masken sind abgezogen worden, und wenn dies keine unmittelbaren Folgen hat, so kann man die dafür als Motiv geltend gemachte „Klugheit“ beklagen, aber an und für sich ist damit noch nichts verspielt. Dies wird erst dann der Fall sein, wenn jene Folgen auch künftig ausbleiben, sobald man jene sogenannte „Klugheit“ nicht mehr vorschützen kann. — Aber ich fürchte, ich werde sybillinisch und kann doch kaum deutlicher sein, will ich nicht weitläufig werden, was heute nicht geht. Das eine noch zur Aufklärung. Zwei meiner Kollegen stehen unbedingt auf meiner Seite; die Spaltung ist tief und wird nie wieder verharschen, und der König steht prinzipiell in allen Punkten auf unserer Seite. Ohne gewisse Einflüsse wäre die Lösung des allernatürlichsten Bündnisses schon erfolgt, aber sie wird erfolgen, sobald die Entscheidung nicht mehr ausgesetzt werden kann, und das wird binnen wenigen Monaten geschehen müssen. — — —

Nun Adieu! Herzliche Grüße und Wünsche zum Neuen Jahr, das für mich und — was wichtiger — für unser theures Preußenland ein entscheidungsreiches werden wird . . . .“

Am 3. Januar 1862 erwiderte Berthes diese Neujahrs-Wünsche: „Möge Gott Sie — — tagtäglich neue Frische und Freudigkeit gewinnen lassen, deren Sie bedürfen, um nach Außen wirken und schaffen zu können. Muth und Kraft und männliche Ruhe möge Gott Ihnen erhalten und vermehren für das schwere Tagewerk, zu welchem Er Sie berufen hat; das bitten und wünschen mit mir Viele in allen Theilen des Landes!

„Meine Lage ist so übel nicht, wie es von Weitem scheinen könnte,“ schreiben Sie. Uebel scheint dieselbe nicht, weder von Weitem angesehen, noch aus der Nähe, wohl aber groß. Sie haben die widerstrebendsten Personen und die widerstrebendsten Verhältnisse genöthigt, Sie als Ministerpräsident anzuerkennen, denn Minister-Präsident ist, auch wenn er nicht den Namen trägt, der Minister, der die Richtung bestimmt, in welcher die Regierung sich bewegt. Das haben Sie seit Monaten in wachsendem Maße gethan, und werden, wenn nicht alles täuscht, bald auch die Personen entfernt sehen, deren Verbleiben mit der neu bestimmten Richtung unverträglich ist. Ich schrecke aber vor der Gefahr zurück, daß die Stellung, welche Ihnen, damit Land und Leute nicht in den Abgrund stürzten, durch den Gang der Dinge aufgezwungen wurde, jetzt zu einer dauernden werden könnte. Um jedem einzelnen Ministerium die Richtung zu bestimmen, muß und darf zwar der Ministerpräsident nicht für den Geschäftskreis eines jeden Ministeriums Mann vom Metier sein, aber Sie sind doch nun einmal eine Soldatennatur durch und durch, sind aus einem Holze geschnitten und werden auch im Auswärtigen u. s. w. den Soldaten nie verleugnen und daher für die Stunde der Gefahr und großen Entscheidung der rechte Führer sein, aber nicht verbraucht werden dürfen vor der entscheidenden Stunde. Als ständiger Ministerpräsident würden Sie, scheint mir, unter den jetzigen Verhältnissen Gefahr laufen, dorthin, wohin Sie nicht wollen, geführt zu werden und zugleich das Inponirende für die Persönlichkeiten verlieren, denen imponirt werden muß und denen bisher durch Sie imponirt worden ist, so oft Sie als Soldat auftreten, und denen künftig imponirt werden wird, wenn Sie in dem rechten Augenblick als der rechte Mann erscheinen.

Wenn aber Sie nicht, wen denn sonst könnte man als Führer für die nächste Zeit wünschen? Schwerlich einen Mann, der nach Außen revolutionär auftreten würde, um nach Innen conservativ sein zu können, der die deutschen Fürsten Preis gäbe um den brandenburgischen Adel zu retten. Das Revolutioniren läßt sich nicht wie der Krimkrieg localisiren; es frißt um sich wie der Krebs. Wen aber sonst? ich weiß nicht. Weil Sie aber gespart werden müssen, dürfen Sie nicht nur deßhalb eintreten, weil kein Anderer da ist; zu einem Lückenbüßer auch von großen Dimensionen sind Sie viel zu gut. — — —“

„Mein theurer lieber Freund“ — antwortet Roon Ende Januar — „zum Plaudern habe ich, da die Schlacht, die mit Gottes Hülfe eine entscheidende sein wird, entbrennt, allerdings keine Zeit, aber ich muß Ihnen doch sagen, daß ich, Gott sey Dank! gesund und wohlgemuth bin. Gott wird helfen und unser altes gutes Preußen an dem Dummheitsfieber nicht sterben lassen, was gegenwärtig

seine Nerven durchschüttelt. — In einer Ihrer letzten Herzensergießungen thun Sie mir wohl viel zu viel Ehre an, und ich kann daher das Attentat gegen meine Bescheidenheit und Demuth, was darin liegt, nicht preisen. In Allem was wir thun und lassen ist soviel Zufälliges oder vielmehr Providentielles, daß in der That auf unser Konto nichts gesetzt werden kann als der Sinn und Geist, der zu dem Geschehenen den Anstoß gegeben. — — "

Auf die von Berthes gemachten Andeutungen über Herrn v. Bismarck — (aus späteren Briefen ergibt sich, daß sie sich auf diesen bezogen hatten) — ging Roon nicht ein, denn er konnte das Urteil des Freundes über Bismarck's politische Ansichten nicht für zutreffend erachten; dasselbe ausführlich zu widerlegen, fehlte ihm aber die Zeit; desto nachdrücklicher hat er dies später nachgeholt. —

Inzwischen war bereits am 14. Januar 1862 der neugewählte Landtag zusammengetreten. Das Herrenhaus nahm den Gesetzentwurf, welcher im wesentlichen den heute gültigen (jedoch 1887 etwas modifizierten) Bestimmungen über die Verpflichtung zum Kriegsdienste entsprach, unverändert an. Das Abgeordnetenhaus jedoch verquickte denselben mit andern Maßregeln der Regierung. Seine fortschrittliche Majorität, geführt von Waldeck, Hoverbeck, Twisten, Virchow, griff die Minister des Königs, vor allem Roon auf das heftigste an. Vergebens suchten die Altliberalen einzulenken und stellten sich wenigstens teilweise jetzt auf die Seite der Regierung, vergebens suchten Vincke u. a. ihre bisherigen Irrtümer wieder gut zu machen — es war zu spät, und auch sie mußten die Erfahrung machen: „die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!“

Während Roon in vollster Waffen-Rüstung im Brennpunkt dieses heißen, tobenden Kampfes mit seinen schwankenden Chancen stand, fand er doch noch einige Male Zeit, die Zurufe des Freundes Berthes zu beantworten. „Meine Lage“ — schrieb er ihm u. a. am 11. Februar — ist im Grunde die alte, nicht große, aber recht schwierige. Mit Gottes gnädiger Hilfe hoffe ich ihr indessen gewachsen zu bleiben oder mit Ehren von der Bühne zu treten. Wenn die demokratische Presse mich zur bête noire macht, die Majorität der „Gespielen“ heimlich mit den Gegnern transigirt; wenn die Festigkeit an maßgebender Stelle sich im Augenblick der nahenden Katastrophe noch zu bewähren hat; wenn diese, wie vorauszusehen, Äquinoxial-Stürme bringt, in denen man die Hand nicht vom Steuer lassen darf, ohne den Cours zu verlieren und auf den Sand zu gerathen: so sind das Alles zwar keine Daunenkissen; indeß schlafe ich mit und auf diesen Sorgen Gottlob meist recht ruhig, weil ich vertraue, daß „Recht doch Recht bleiben muß und dem alle frommen Herzen zufallen“ werden. Ich bete oft recht herzlich um unverringerte Zuversicht und mache mir dann, wenn sie recht groß und sicher von mir empfunden wird, Gedanken, ob nicht mehr Sorgen und Vorsicht zu meiner Pflicht gehören, besonders wenn ich mich ertappe, daß ich nahe daran bin die Gegner zu unterschätzen, wozu der Hochmuthsteufel die schwache Natur ab und zu verführen will. „Schlecht und recht, das behüte mich,“ so sollte man immer denken, aber die Teufeleien ringsum benebeln mir oft den

Sinn, der Grimm frißt in mir und Zorn und Haß brennen in meinem Herzen, so daß ich den rechten Leitstern nicht deutlich sehen kann. — — — — Zum Glück finde ich immer bald die richtige „Temperatur“ wieder, aber in einem solchen Anfall von Aerger kann man doch viel Schaden thun und viel Gutes unterlassen. Gott helfe! —

Was sagen Sie zu der großdeutschen Teufelei, die der jüngste Würzburger Wechselbalg geboren? Ich denke, sie kann uns nicht viel schaden, sondern flug benützt nur förderlich sein. Wir werden zunächst durch einige Militair-Conventionen, die zum Abschluß reif, darauf antworten und auf den groben Klotz den groben Keil setzen. Die Anspielung auf Olmütz war nebenbei recht dumm von den Kerlen, aber sie soll mir helfen, diese Dummheit — in der Militairfrage. Was würden Sie aber sagen, wenn selbige nur wegen dieser Dummheit einer-, wegen parlamentarischer Pfiffigkeit andererseits glatt durchginge? Es ist nicht unwahrscheinlich, trotz alles Gifts und aller Galle, die gegen den Kriegs-Minister von den Basserländern gekocht wird. Auch ich bin der Meinung, daß der Konflikt in dieser Frage womöglich überhaupt vermieden werden muß; jede andere Frage eignet sich besser dazu. Wenn's aber nicht sein kann ohne Schade und Schande zu leiden, so würde auch der Handschuh aufgenommen werden müssen. So sagt wenigstens mein trotziges Herz, und ich glaube, daß es hierin recht hat. Jedoch das Spiel könnte verwegene Dimensionen annehmen, wenn sich dem Trotz nicht die nöthige Energie und Thatkraft zugesellt. Darum beten Sie, theurer Freund, immer recht andächtig das Allgemeine Kirchengebet; ich kenne jetzt für mich kein heißeres, und Gottlob ich verspüre, daß es nicht umsonst gebetet wird, daß es unserm theuern Könige nützt, dem ich meinerseits mich nie inniger verbunden gefühlt habe. Ein König, der ein tapferer Mann, kann Alles; er kann Zauberdinge thun, weil sein Muth der Blitz ist, an dem sich das ganze große Feuerwerk allgemeiner Begeisterung entzündet. — Sie sehen aus diesem Schwätzen, wie viel Zeit ich habe, und doch muß ich noch auf einen Ball gehen. Wären Sie nur dann und wann ein Stündchen hier! — Grüße, viele herzliche von Ihrem  
Roon.“

Aus der Antwort ersehen wir, wie ein Mann von der Bedeutung Berthes' in jenen Tagen die deutschen Angelegenheiten ansah. „Das Widrige des jetzigen Gerede's mit den Herrn Würzburgern (schreibt er am 15. Februar) liegt doch in der aller Welt unzweifelhaften Gewißheit, daß es unter allen Umständen auf beiden Seiten vorläufig bei dem Gerede bleiben müsse. Nicht in irgend einer, an sich auch noch so wichtigen Festsetzung der Bundesakte oder Schlußakte hat die Schwierigkeit der deutschen Frage ihren wahren Grund, sondern in der Thatfache, daß zwei Mächte von ungleicher Art, aber von gleicher Kraft durch eine mehrhundertjährige Geschichte einem und demselben politischen Zusammenhange angehörig geworden sind, die bis 1806 deutsches Reich, seit 1815 deutscher Bund genannt wird. — Keine Verfassung vermag dadurch, daß sie Einheit der Leitung juristisch anordnet, die thatsächliche Zweiheit der Lage aufzuheben.

Wenn der engere Bundesstaat unter Preußens Leitung wirklich durch Vertrag zu Stande käme, alle deutschen Staaten mit Ausnahme Oesterreichs umfaßte und mit Oesterreich in einem Bundes-Verhältnisse stände, so würde der durch eine lange Geschichte begründete thatsächliche Einfluß Oesterreichs auf Deutschland wahrscheinlich nicht abnehmen, sondern zunehmen. . . .

Keine Verabredung, keine Verfassungsänderung wird Preußen wirklich zum Haupte eines engeren Bundesstaates machen, sondern nur eine große europäische Umwälzung, welche Oesterreich als die Macht, die es bisher war, verschlingt. —

Im Jahre 1862 so wenig wie im Jahre 1850 kann Preußen eine solche Umwälzung durch Verbrüderung mit der Revolution herbeiführen wollen; und wollte Preußen heute die Revolution aufrufen, so würde heute die Revolution den Ruf nicht hören; das Jahr 1862 ist eben nicht das Jahr 1850. Schon deshalb erscheint Preußen heute nicht mehr als das Schreckbild, welches es 1850 war, und macht durch seine Worte einen noch geringeren Eindruck als damals. . . Die deutsche Frage ist also parlamentarisch nicht zu verwerthen. Ueberdies würde auch kein Mensch glauben, daß der Kriegsminister die Armee reorganisieren wolle zum Besten des engeren Bundesstaates und zum Schaden der unhöflichen Notenschreiber (in Bayern, Hannover &c.). Denkt ihr denn wirklich, fragte schon die Volkszeitung, daß Herr v. Roon auch nur Eine Compagnie für die deutsche Einheit ausrücken lassen wird? — —

Als *bête noire* würden Sie angesehen in der Presse? Ja und nein. Ich sehe jetzt Zeitungen vielerlei Art durch, aber noch habe ich kein einziges Wort der Mißachtung über Sie gefunden. Als Feind werden Sie und Sie allein betrachtet, den man zwar tödten aber — respektieren müsse. Wenn unsere — — nur so wären, heißt es in immer neuen Wendungen, wie dieser verd— Kerl mit seinen fürchterlichen vielen Runzeln auf der Stirn, wenn er böse wird. — —"

Wie Roon richtig vorausgesehen, brachten die Äquinoktien 1862 in der That endlich Bewegung in die schwülen politischen Verhältnisse. Ein Vorzeichen war zunächst der formelle Rücktritt des Fürsten Hohenzollern (der thatsächlich die Funktionen eines Ministerpräsidenten schon seit längerer Zeit nicht mehr ausgeübt hatte) und seine, auf Roon's Betreiben erfolgte, vorläufige Ersetzung durch den Prinzen Adolph von Hohenlohe-Ingelfingen (bis dahin Präsident des Herrenhauses). Bald darauf (am 11. März) erfolgte wegen der fortgesetzten tendenziösen Angriffe des Abgeordnetenhauses auf die Regierung, und nachdem es feststand, daß eine Einigung über die Gesetzentwürfe völlig ausgeschlossen sei, die Auflösung des Abgeordnetenhauses, während der König die gleichzeitig von den Altliberalen verlangte Umgestaltung des Herrenhauses entschieden abgelehnt hatte. Jetzt endlich sahen Auerswald, Patow, Schwerin ein, wie unhaltbar ihre Stellung geworden war, und erbat ihre Entlassung; mit ihnen traten Bernuth und Bücker zurück. Neben Roon blieben nur v. d. Heydt (der statt des Handels die Finanzen übernahm) und Bernstorff im Ministerium. Letzteres wurde am 19. März durch Jagow, Ikenpliz, Graf Lippe und Mühler ergänzt. Absichtlich war vermieden worden, Männer mit hervorragender parlamentarischer Vergangenheit zu berufen. Das

neue Ministerium sollte sich nur als ein Geschäfts-Ministerium charakterisieren. Da indessen seine Mitglieder fast sämtlich der überzeugt-konservativen Richtung angehörten, so wurde es von sämtlichen andern Parteien mit offener Feindschaft betrachtet, der größten Reaktions-Gelüste beschuldigt und stieß überall auf den heftigsten Widerstand, auch in außerparlamentarischen, sehr einflußreichen Kreisen. —

Wie die neue Lage sich zunächst in ihren Augen darstellte, ergibt sich am deutlichsten aus dem nachstehenden Auszuge von Roon's Korrespondenz mit Berthes:

Berlin, 22. März 1862.

... „Die Allerhöchste Cabinetsordre vom 19ten März, welche die öffentlichen Blätter mitgetheilt, sowie der vom Staatsministerium gestern berathene Entwurf einer Wahl-Instruction für die Ober-Präsidenten u. s. w., der morgen oder übermorgen gleichfalls zur Publizität gelangen wird; diese sowie alle ferneren Schritte der neuen Regierung werden und sollen ihren Standpunkt zunächst so klar wie möglich stellen; des Buhlens und Kokettirens mit der s. g. öffentlichen Meinung ist es wohl endlich genug. Man soll deutlich und bestimmt erfahren, daß die Regierung verfassungstreu, in der Continuität mit den Grundsätzen des Königs, wie solche in dem bekannten November-Programm niedergelegt und von ihm selbst verstanden worden; daß sie (die Regierung), unbeirrt durch Lügen und Verdächtigungen, fest, stramm und unbesorgt von den möglichen Folgen, jederzeit recht zu thun bemüht sein wird. . . . Ein solcher fester, selbstbewußter Gang schließt das Entgegenkommen, zu dem Sie rathen, keineswegs ganz aus; er gebietet es vielmehr in gewissem Grade und in einer gewissen Weise. Sie dachten und denken dabei zunächst an die Armee-Frage, richtiger an die Geldfrage. Der neue Finanzminister hat dabei zunächst zu bestätigen oder zu verneinen, ob der abgegangene nicht bisher ein System befolgt hat, durch welches die Königliche Macht planmäßig an das Parlament gebracht werden sollte. Finanzielle Unzulänglichkeiten behaupten und zugleich die Unerläßlichkeit der Fortdauer einer in Form und Wesen besonders lästigen Steuer (des 25%igen Zuschlags zur Einkommen- u. c. Steuer) gab eine schneidige Waffe, um damit Conzessionen zu Gunsten des Parlamentarismus von der Krone zu erstreiten. Dieser Plan ist Gottlob in der Hauptsache nicht gelungen. Wenngleich der König bis jetzt noch keine klare Erkenntniß von der Existenz und der Verderblichkeit jenes planmäßigen Beginns hat, so hat er doch die drohende Gefahr erkannt und ist am Rande des geöffneten Abgrundes stehen geblieben. . . . Ist, wie ich hoffe, der neue Finanzminister im Stande, die Erläßlichkeit des bisherigen Finanz-Systems und seiner Daumschrauben darzuthun; gelingt es ihm die praktischen Beweise beizubringen, daß Preußen finanzkräftig genug ist, seine unentbehrliche Armee in ihrer gegenwärtigen Gestalt und Stärke zu bezahlen, ohne den verhaßten Zuschlag ferner zu erheben: Dann wird es Zeit sein auf dem Gebiete der militärischen Finanz-Ansprüche, falls die allgemeine politische Lage solches gestattet, sich auf das Nothwendigste zu beschränken und zwar ungedrängt. . . . Jedenfalls kann es nicht früher geschehen, als bis die gesetzlichen Fundamente der Reorgani-

sation gelegt sind, und überhaupt kann es nur insoweit geschehen, als es die organischen Bedingungen und das Lebensprinzip der Reorganisation gestatten. Das Wesen der letzteren soll und muß dem Staate erhalten bleiben und niemals werde ich mich zu einem Rathe entschließen, der die Lebens-Basen der großen Maaßregel in Frage stellt.

Wenn nun aber in dem einen wie dem andern Falle die tendenziöse Opposition eines Unterhauses mit demokratischer Majorität dem gegenwärtigen Ministerium das Regieren unmöglich zu machen droht, — und dieser Fall wird von vielen für den wahrscheinlicheren gehalten — so bin ich meinerseits zu allen Konsequenzen entschlossen, die sich daran knüpfen, und ich glaube in diesem Entschlusse Gefährten zu finden. Erst dann aber beginnt die eigentliche, entscheidende, Krisis; erst dann wird es sich fragen, ob die Krone sich selber treu bleiben will — sonst — hätte ich freilich bisher umsonst gearbeitet und gerungen; denn eine Umkehr zu den Tendenzen des abgelebten Ministeriums wäre das Aufgeben des historischen Königthums in Preußen und die Inthronisation der Parlamentsherrschaft, die dann ohne Schwierigkeit mit klingendem Spiel als Siegerin einherziehen würde. Ob das zu verhindern überhaupt und im Hinblick auf die maßgebenden Persönlichkeiten und ihre Umgebungen möglich sein wird, Gott weiß es. Aber versuchen muß ich den Kampf, dazu drängt mich meine Pflicht und mein Gewissen . . . Und so helfe Gott in Gnaden weiter! Der kleine David hatte nur Kieselsteine und ein tapferes Herz — — Gott ist es, der den Sieg giebt, nicht Stärke oder Wiß. —

Von der Flauheit und Selbstsucht der s. g. Conservativen erwarte ich nicht viel . . . Ich bin jetzt ein gefeierter Mann bei ihnen, obgleich ich wahrlich nicht ihretwegen mich bemühte; wenn man nun aber von ihnen etwas Anstrengung verlangt, so machen sie Ausflüchte. . . .

Diesen Brief soll Golz mitnehmen . . . Wissen Sie keinen Handelsminister? M.'s Eifer ist zweifelhaft und Kühlwetter gefällt mir nicht sehr; ich fürchte er würde uns die Couleur verderben mit seinem 48er Abglanz. — —

Ihr

Roon.

Berthes antwortete (Bonn am 27. März) u. A:

„Gott sei Dank für soweit, mein lieber und verehrter Freund! Es ward gethan, was ungethan nicht bleiben durfte; möglich ist, daß sehr ernste Zeiten kommen, aber die Neubildung des Ministeriums wird, mag die Zukunft bringen was sie will, immer als eine unbedingte Nothwendigkeit anerkannt werden müssen und daher nie als Ursache der schweren Geschehnisse gelten können, welche Preußen vielleicht erfahren wird. Sie sind es, der die Neubildung herbeigeführt hat; wo würden wir heute sein, wenn Sie nicht in das Ministerium von 1859 getreten und geblieben wären!?. . . Als Gesamtheit trägt, wie mir scheint, das neue Staatsministerium den politischen Charakter, welchen die Umstände nöthig machten; die innere Auflösung freilich, in welcher sich mit zwei Ausnahmen die einzelnen Ministerien befinden mögen, forderte zugleich Fachmänner, welche der



Geschäftsleitung in besonderem Grade mächtig sind; ob die neu eingetretenen Herren wirklich Fachmänner dieser Art sind, kann ich nicht beurteilen und zur Zeit vielleicht auch kein Anderer.

Zwei Umstände sind wohl für das neue Ministerium nicht günstig: 1) daß v. d. Heydt, weil er als dienstältester Minister immer zuerst genannt wird, im Lande . . . als eigentliche Seele des Staatsministeriums betrachtet wird; 2) daß dem Staatsministerium alle bürgerlichen Elemente fehlen; bei ev. Neubesezung bedeutender Provinzial Aemter würde es zweckmäßig sein, dies durch Anstellung Bürgerlicher auszugleichen. — — — —

So lange Duncker bei dem Kronprinzen bleibt, wird dieser gewiß Gegner des Ministeriums sein und die Hauptführer der Gothaer werden in Bezug auf Nachrichten prompt bedient werden. Er selbst ist ohne Zweifel doch nur ein Werkzeug in Frauenhand . . .

Ihre eigene Stellung ist weit größer und verantwortlicher als der Name sagt. Sie werden für längere Zeit den Gang des Staatsministeriums bestimmen und dabei, soweit meine Kenntniß der Personen reicht, wenig Widerstand zu überwinden haben, aber auch wohl kaum so viel politische Erkenntniß und Kraft neben sich finden, daß Ihr eigenes Handeln Ihnen als Frucht der Einsicht und des Willens einer Gemeinschaft erscheinen könnte und Sie sich eines Theiles der inneren Verantwortlichkeit entlastet fühlten. Sie sind es, das können und dürfen Sie sich nicht verhehlen, der das Ministerium bestimmt und demselben seine Ziele setzt.

Die Bedeutung dieser Ihrer Stellung wird dadurch noch größer, daß das Ministerium sich nicht als ein Übergangministerium ansehen darf; es handelt sich nicht darum, einen einzelnen Entschluß, eine einzelne Einrichtung durchzusetzen, über eine einzelne Gefahr hinweg zu helfen, sondern unser Land auf den Weg zu bringen und auf dem Wege zu erhalten, auf welchem der König und nicht der Landtag sein Führer sein und bleiben kann. Nicht eine Husarenattacke, sondern einen strategischen Plan, nicht einen politischen Blücher, sondern einen politischen Scharnhorst begehrt der März 1862. — — Noch einige Worte über den Eindruck, den das Ministerium macht.

Als die erste Nachricht eintraf, war Alles, ich weiß durchaus keinen andern Ausdruck, verblüfft; am ersten Tage war hier durchaus an Ort und Stelle und weit und breit umher schwerlich ein anderer Mensch als ich, der sich über das Ereigniß freute. Fortschritt, Nationalverein und Gotha machten den Mund sperrweit auf; die katholisch-conservativen Gegner des alten Ministeriums hatte keine andern Worte als: sie kommen nicht durch, sie können sich nicht halten, sie müssen Conzessionen machen. Nach einigen Tagen aber schon trat Bewegung ein. Vor Allem Fortschritt, aber auch Nationalverein und Gotha hat die Wahl-agitation rüstig begonnen; die katholisch-Conservativen meinen, es sei doch nicht unmöglich, daß das Ministerium sich halte; auf sie hat der Königliche Erlaß vom 20ten und der Circularerlaß vom 22ten günstig gewirkt . . . letzterer ist offen, ehrlich und verständlich . . .

Was aber die Wahlen betrifft, so giebt mein politischer Instinkt mir nur sehr schwache Hoffnung auf ein Abgeordnetenhaus, welches das Auflösungsdekret nicht schon nach Berlin mitbringt . . . Wohlunterrichtete Katholiken sind der Ansicht, daß in den Städten alle Anstrengungen vergeblich sein und die Wahlen sicher nicht besser, wahrscheinlich schlechter als die letzten ausfallen würden; auf dem Lande aber hoffen sie weit größeren Erfolg, wenn die Staatsbehörden ihren gesetzlich zulässigen Einfluß geltend machen. Zu übersehen ist aber doch auch nicht, daß die Feindschaft der katholisch-kirchlichen Partei gegen staatliche Machtäußerung und gegen Preußen insbesondere seit Anfang vorigen Jahres im raschen Wachsen und in wilder Erregung ist. — Möchte doch der liebe Gott ein Einsehen haben und die Herren Landräthe möglichst wenig Dummheiten machen . . . Gott erhalte Ihnen Kraft und Ruhe!

Ihr

Berthes.

Einige Tage später fährt B. in seinen ausführlichen staatsrechtlichen Darlegungen fort; er ist der Meinung, daß für Roon sich die Lage in sofern erheblich geändert habe, als er nunmehr nicht ferner so rücksichtslos den Fachminister herauskehren dürfe. „Die Untersuchung, ob Sie nicht zu sehr Soldat sind, um berufen zu sein, das Staatsministerium zu leiten, hat jetzt seine Bedeutung verloren, denn die Leitung ist in Ihrer Hand; Sie haben sich nicht selbst in diese Lage gebracht, sondern sind in dieselbe durch ein wahrlich nicht vom Zufall gefügtes Zusammenwirken von Ereignissen und Umständen aller Art gesetzt. Die politische Aufgabe zu lösen ist die Pflicht, welcher jede andere Pflicht auch die militärische untergeordnet ist.“ Die politischen Aufgaben des Ministeriums werden dann näher bezeichnet und Ratschläge für die Haltung gegenüber dem Landtage beigefügt, u. a. auch auf Art. 109 der Verfassung hingewiesen, nach welchem die bestehenden Steuern und Abgaben unter allen Umständen, wie es auch kommen möge, forterhoben und insofern das Fortregieren keinesfalls unmöglich gemacht werden könnte. Im übrigen kommt B. aber immer wieder darauf zurück, daß Roon durch seine Stellung als faktische Seele des Ministeriums gezwungen sei, der allgemeinen politischen Lage mehr als bisher Rechnung zu tragen. „Die Armeeorganisation soll und muß uns ihrem Prinzip nach erhalten bleiben, das weiß ich nicht nur, sondern das fühle ich auch; aber wenn sich der Kriegsminister mit dem factischen Premierminister immer und immer wieder über die große politische Aufgabe — von deren Lösung Sein oder Nichtsein abhängen kann — bespricht: so findet er doch vielleicht Mittel und Wege, um hier und da nachlassen zu können.“ . . . . .

Roon konnte obigem doch nur zum Teil zustimmen . . . . . „auf die berührten Materien“ (so antwortet er am 1. April) „kann ich kaum noch eingehen, denn es ist Nacht und die müde Seele sehnt sich nach Vergessen ihrer Sorgen und Gedanken. Nur das Eine möchte ich bestimmt aussprechen: es ist, daß Sie meine Stellung, meinen Einfluß überschätzen, wie meine Mittel. Ich habe schon einige Male im Stillen über Ihren „Herrn der Situation“ gelächelt. Sie wissen nicht, daß es gar keinen solchen Herrn bei uns giebt und auch

keinen geben kann. Eine Frictions-Maschine ist eben eine Maschine, die immer hin und her geht, hin und hergehen muß. Und wenn nun an maaßgebender Stelle der Irrthum obwaltet, daß die Regierungs-Maschine eben so eingerichtet sein muß, so holt uns eben Alle über kurz oder lang der —

Als Ressort-Chef kann ich nichts nachgeben und um als Politiker den Ressort-Chef zu nöthigen fehlt mir jedes sichere Pfand für das Zutreffen der unerläßlichen Voraussetzung. Wenn man mir sagt: „Ich will dies und jenes nicht,“ so gilt das vielleicht für heute, aber auch für morgen? — Wenn jemand z. B. blau ist und ganz blau bleiben will, so darf er natürlich sich nicht von und mit rothen oder röthlichen Pinseln bedienen lassen, sonst wird er entschieden wenigstens violett und kein Mensch hält ihn mehr für ächt blau, und wenn seine Freunde ihn dennoch dafür ausgeben, so werden sie ausgelacht.

Die Armee-Reorganisation muß ihrem innersten Wesen und Leben nach erhalten werden. Darüber sind wir einig hie und dort. Die Erklärung was dazu gehört geht von mir aus, so lange man allseitig vernünftig ist, aber ist dazu Aussicht? Wichtiger und damit verwandt ist aber der andere, bedeutungsvolle Ausspruch: „das Armee-Gefühl darf nicht verletzt werden,“ denn mit dem Ruin der Armee-Gesinnung wird Preußen roth und die Krone rollt in den Koth. Wird aber die Gesinnung nicht leiden, wenn man auch nur in der Geldfrage nachgiebt? Ich glaube, derartiges vorher verkündet erregt homerisches Gelächter und ausgelassene Freude bei den Feinden, ohne daß dadurch eine Stimme gewonnen wird, und der König demüthigt sich damit und mit Ihm die Armee in dem stolzen Selbstgefühl, das aus der Abhängigkeit allein vom Könige und nicht vom Parlament stammt.

Das schließt nicht aus, daß in der Form der Geldforderung dem Vorurtheil der Masse Rechnung getragen werden dürfe.

Und zum Schluß noch Eins! Glauben Sie, daß die liberale Menge, das vulgäre Philisterium hohes Spiel liebt? Ich glaub's nicht. Die Regierung zwingen wollen entweder nachzugeben oder das Schößkind der verblendeten Affenmutter „Constitutionalismus“ zu ersäufen, vielleicht in Blut: Dies hohe Spiel wagt selbst Bincke nicht. Werden die Wahlen, wie sie waren, so geht's unter allen Umständen um Kopf und Kragen, warum also nachgeben und sich blamiren? Werden sie, wie ich glaube, etwas besser, so wird freilich die Majorität wieder bei den blassen Mittelparteilern sein. Diesen aber kann man durch Entschiedenheit imponiren. Aber Entschiedenheit und Klugheit! Daher immer inniger das sonntägliche Kirchengebet für den König und zwar alltäglich!

Ihr treuer

Roon.

Von den Frictionen, deren Roon in obigem Schreiben Erwähnung that, hatte er in denselben Tagen — also schon bei der Arbeit der neu zusammengesetzten Regierungs-Maschine — weitere Beweise erhalten; so u. a. durch einen Brief des neuen Finanzministers v. d. Heydt, der zu Ersparnissen im Militär-Stat. riet; ein Brief, wie ihn vielleicht ein Finanzminister an den Kriegsminister oder andere Ressort-Chefs häufig zu schreiben amtliche Veranlassung hat. Der

hier erwähnte Brief erlangte besondere Bedeutung nur dadurch, daß er, wie manche Zeitgenossen sich erinnern werden — durch eine bedauerliche, niemals ganz aufgeklärte Indiskretion der Presse in die Hände fiel und mit vielem Hohn gegen das neue Ministerium und namentlich gegen Roon verwertet wurde. —

Auf diesen Brief bezieht sich auch das nachstehende Schreiben des Herrn von Bismarck, mit dem Roon auch während der letzten Krisen in beständiger Verbindung geblieben war.

Petersburg, 12. April 62.

Lieber Roon!

ich weiß nicht, warum ich Ihnen nicht längst geschrieben habe; vielleicht weil man hier die Dinge immer erst erfährt, wenn es nicht mehr lohnt ein Wort darüber zu verlieren. Heut treibt mich der Heydtsche Brief trotz Courier-Eile einige Zeilen an Sie zu richten. Jener Brief macht den Eindruck und wird hier angesehen, als sei er für die Veröffentlichung geschrieben, ein Manifest in Rechnung auf die Zukunft. Sein Styl ist nicht der einer vertraulichen Erörterung zwischen zwei Ministern, die sich täglich sehen und einen Büchschuß von einander wohnen. So aufgefaßt, schließt man daraus, daß Heydt wiederum mit seiner anerkannten Sagacität einen Wechsel voraussehe, und rechtzeitig in die Richtungslinie der Zukunft einschwenke. Damit bringt man die Stimmung S. M. der Königin gegen die jetzigen Minister in Verbindung. — In 14 Tagen hoffe ich bei Ihnen zu sein und diesem Leiden von Abschiedsaudienzen, Visiten, schlechten Verkäufen und packenden Hammerschlägen ein Ende zu machen. Ich weiß nur, daß ich nach Paris oder London gehe, nicht nach welchem von beiden.

Wie kam man eigentlich darauf, den 25% Zuschlag jetzt aus dem Fenster zu werfen? Denkt man damit die Opposition zu versöhnen? Auf die Wahlen wird das nur wie ein von der aufgelösten Kammer errungener Sieg, wie ein Schnaps für die erlahmende Fortschrittspartei wirken. Kann man diese bisher gut eingehende also erträgliche Steuer missen, was ich bestreite, so hätte man in einem kritischen Kammer-Moment die Conzession in Handeln und Dingen verwerthen sollen, aber nicht jetzt sein Pulver in die Luft verschießen. Geben wir mit der Militärfrage jetzt nach, ohne Kampf, aus unbestimmter Wahl-Angst, so sinkt der Respekt vor uns in In- und Ausland in beklagenswerther Dimension. Ich will mich schriftlich nicht stärker ausdrücken. — Die Zeit ist um, auf baldiges Wiedersehen, herzliche Grüße an die Frau Gemalin.

Ihr treuer Freund v. B." —

Die hier in Aussicht gestellte baldige Anwesenheit Bismarck's in Berlin konnte für Roon nur hochwillkommen sein. Zwar war er auch in der letzten Krisis mit seinem Vorschlage, jenen in das Ministerium zu berufen, noch nicht durchgedrungen, weil der König sich zu diesem für extrem gehaltenen Schritt nicht entschließen und sich von Graf Bernstorff nicht trennen mochte — obwohl letzterer täglich wiederholte, daß er sich nichts mehr wünsche als die Rückkehr nach London. Aber die Anwesenheit Bismarck's und die Möglichkeit ausführlicher mündlicher Erörterungen zwischen dem Monarchen und ihm bot doch für Roon einige Aus-

sicht, dem sehnlichst erwünschten Ziele etwas näher zu kommen. Denn er täuschte sich keineswegs darüber, daß die politische Last für seine Schultern und seine Mittel viel zu schwer sei, um sie auf die Dauer allein tragen zu können. Er bedurfte dringend eines Kampfgenossen, mit dem er sich in allen Grundanschauungen völlig einig wußte und der auch dasjenige mitbrachte, was zu den kommenden Stürmen unentbehrlich war: unbeugsame Energie, hervorragende Begabung und vor allem einen politischen Mut und Unternehmungsgeist, der wirklich Großes nicht nur wünschen, sondern auch leisten könnte. Dies alles, das wußte er, fand sich in Bismarck vereinigt; er kannte keinen anderen Staatsmann, dem er auch nur entfernt ähnliche Thatkraft und Fähigkeiten zugetraut hätte. Es war sein heißester Wunsch, ihn an die Spitze der Geschäfte zu bringen, und nun hoffte er, es würde endlich gelingen.

Er mußte dies um so mehr hoffen, als er sich schon damals sagen mußte, daß die z. B. neben ihm amtierenden Kollegen eine derartige Leistungskraft, wie die Situation sie nun einmal forderte, nicht besaßen und nie erlangen würden. Der provisorische Ministerpräsident, Prinz Adolf zu Hohenlohe, trat persönlich wenig hervor und beteiligte sich wegen zunehmender Kränklichkeit bald gar nicht mehr an den Geschäften. Graf Bernstoff bewahrte gegenüber den sein Ressort nicht betreffenden Fragen eine große Zurückhaltung; und den übrigen Ministern fehlte trotz großen Eifers für ihre gute Sache doch das erforderliche Ansehen, so daß sie eine günstige Umgestaltung der inneren Lage nicht bewirken konnten und auch im weiteren Verlaufe der Dinge darauf ohne Einfluß blieben. Dies galt auch von dem Dienstältesten derselben, dem Finanzminister v. d. Heydt, welchem in Vertretung des Prinzen von Hohenlohe äußerlich die Führung der Geschäfte gebührte. Je mehr das Vertrauen des Königs sich infolgedessen auch auf allen nicht militärischen Gebieten dem tapferen Roon zuwandte — desto mehr empfand dieser doch gerade deshalb in richtiger Selbsterkenntnis die Unzulänglichkeit seiner persönlichen Leistungsfähigkeit; und diese wurde außerdem natürlich auch noch dadurch gehemmt, daß er sich in dieser Lage zwar innerlich für alles verantwortlich fühlen mußte, zum eigentlichen amtlichen Eingreifen aber als einfacher Ressortminister schon formell gar nicht einmal berechtigt war. Und doch konnte ihm nichts ferner liegen, als eine Stellung, mit der eine solche Berechtigung verknüpft gewesen wäre, für sich etwa zu erstreben; um so dringender aber mußte sein Bemühen sein und bleiben, dem Ministerium ein kräftiges, ein wirkliches Haupt zu verschaffen, einen Mann, der in seinem Sinne und doch gleichzeitig in vollster eigener Initiative die Leitung der Geschäfte nach großen Gesichtspunkten zu führen fähig sein würde.

Sein „*ceterum censeo*“ war und blieb also: „Bismarck“, und mit solchen Gedanken erwartete er die Ankunft des Freundes mit Ungeduld. R. v. D.

(Fortsetzung folgt.)



## Recht wider Recht.

Novelle

von

Ilse Frapan.

Sie waren eigentlich drei Geschwister gewesen, aber von der Ältesten wurde nicht mehr gesprochen. Im Anfang war es des Vaters Zorn, weshalb ihr Name nicht mehr genannt wurde, nachher wuchs die Gewohnheit mit den beiden Zurückgebliebenen. Nicht, daß sie vergessen hätten, was geschehen war. Wally war erst zwölf Jahr alt gewesen und Joseph zehn, aber nur um so tiefer hatte sich's ihnen eingepägt, wie die Schwester Martina eines Abends ausgeblieben war, als sie das Bier zum Nachessen hatte holen sollen. Der Vater war selbst hinüber in die Wirtschaft, als sie nicht kam, und als er zurückgekehrt, allein, da hatte er geflucht und getobt und war, ohne die Stiefel auszuziehen, die ganze Nacht durch die engen zwei Zimmerchen auf- und abgelaufen. Keins der Kinder hatte davor schlafen können, so hatten die Stiefel geknarrt, und so hatte der Vater geschrien. Einmal war Wally eingekickt, aber gerade in diesem Augenblick hatte der Vater einen Stuhl niedergedrückt und dann hatte er mit den Stiefeln darauf getreten, absichtlich, daß es nur so gekracht hatte und die Stücke herumgeflogen waren. Da war Wally aus dem Bett gesprungen und hatte sich hinter dem Vorhang der Garderobe verkrochen, wo noch die Kleider ihrer toten Mama hingen, und die Ellbogen auf die Knie gelegt, die Hände in ihrem dicken Haar vergraben, hatte sie voll Erstaunen auf den Joseph geblickt, der ganz ruhig im Bett gesessen und zwei Stücke des zertretenen Stuhlbeins aneinandergespaßt, als ob nicht der große, schwarze Schatten des Vaters immer wie ein Riesenvogel über die Wände und die niedrige Decke fliege, daß es einem grauste.

Und dann, am folgenden Nachmittag, als Wally und Joseph den Kaffee gekocht, hat's plötzlich ans Küchenfenster geklopft, und draußen im Hof ist die Martina gestanden und hat den Zweien mit weinerlicher Stimme: „Lebt wohl,“ — und „b'hüt Gott!“ hereingerufen. Auf einmal aber steht der Vater hinter ihnen und schreit so arg und reißt einen brennenden Scheit aus dem Herdfeuer und schleudert ihn durch's Fenster auf die Martina. Es hat Funken gesprüht wie ein Feuerrad, Wally hat sich an Joseph angeklammert, und Martina hat gefreischt und ist zurückgesprungen in den halbdunkeln Hof; einen Augenblick noch ist sie dagestanden, freideweiß mit aufgerissenen Augen, dann ist sie verschwunden gewesen und nie wieder gekommen. Wally fürchtet sich seitdem vor dem Hof, sobald es dunkel wird, — wenn nur eine Kaze darüberstreicht, gleich schreit sie und läuft, um sich zu verstecken.

Wally hatte es wochenlang auf den Lippen gebrannt zu fragen: „Was hat denn Martina gethan? Wo ist denn Martina geblieben?“

Aber an den Vater heran getraute sie sich nicht. So fragte sie eines Abends den Bruder. Joseph sah sie starr an; er hatte die zusammengewachsenen

schwarzen Brauen des Vaters, wie Wally selbst, dazu einen düstern, argwöhnischen Blick.

„Du bist dumm!“ sagte er und drehte sich von ihr weg, „hast nicht gehört, wie der Vater geschrien hat, sie wär' so Eine?“

„Ja, aber ich versteh's nicht, was ist das: so Eine?“ und Wally zupfte ihn eifrig und neugierig an der Jacke.

Der Knabe errötete. „Zu dumm bist! sie ist jetzt nimmer unsre Schwester!“ rief er heftig.

Nun errötete auch Wally. „Ich weiß schon, daß ich nicht so Geschick hab' zu allem wie du, — aber unsre Schwester bleibt sie doch.“

„Jetzt paß auf!“ drohte Joseph, „meinst, ich wollt so Eine zur Schwester? Gleich sag ich's dem Vater!“

„Wann ich groß bin, geh' ich zu ihr,“ trotzte Wally.

Der Bub stieß einen Zornschrei aus. „Das thust du nicht!“

„Und ich thu's doch!“

Die dunkeln Augen der Kinder funkelten in einander; dann warf sich der Joseph vorwärts, mit beiden dünnen Armen sie umflammernd, um sie zu Boden zu reißen. Es gab eine erbitterte, stumme Rauferei. Zulezt stand das Mädchen mit zerzausten, wilden Flechten, die Backen glühend, und Triumph in den Augen über dem Bruder, der kraftlos am Boden lag und feuchte.

„Siehst jetzt, wer stärker ist?“ rief sie. „Ja, — wär' mir nit das Schnaufen so schwer,“ stöhnte Joseph mit schwacher Stimme, indem er auf seine Kehle deutete.

Wally's Gesicht veränderte sich auf einmal, Schreck und Angst spiegelte sich darin: „Thut dir dein Hals weh?“ rief sie.

„Ja, — hast mich fein fest gedrückt.“

„Steh auf!“ sie zog ihn empor, und er fiel heftig atmend auf einen Stuhl. „Warum hast's nicht gleich gesagt?“

Er warf ihr einen bösen Blick zu. „Es geschieht dir recht! Wenn nur meine Wunde wieder aufgesprungen wär'!“

Wally untersuchte erschrocken seinen Hals, über den sich eine breite, rote Narbe zog. „Wie du einen immer in Schrecken setzen kannst!“ murmelte sie, „die kann ja garnicht wieder aufspringen!“

„Kann sie wohl!“

„Und dann?“ sie guckte ihn scheu an, als wisse sie ganz gut die Antwort.

„Dann bin ich tot.“

„Nein!“ schrie sie auf, „Joseph, ich will — ich will dich nie wieder so —“

„Ha, sie weint schon,“ sagte der Bub verächtlich, mit dem Finger auf sie zeigend, und dann, während er hinaushorchte: „der Vater kommt nach Haus, sagst's ihm auch, daß du zur — Martina gehn willst?“ —

In Wally kämpften Troß und Furcht einen schweren Kampf. Zulezt senkte sie den Kopf, und murmelte wie um Verzeihung bittend: „Sie ist ebenso dumm wie ich, warum sollt' ich nicht“ —

Das Gelächter ihres Bruders schallte hinter ihr her, wie sie ging, dem Vater die Thür zu öffnen. —

Seit Martina's Verschwinden war es Wally, die kochte, Wally, die putzte, Wally, die nähte und flickte, Wally, die für alles haften sollte und für alles gescholten wurde. Der Vater wollte „seine Ruhe haben,“ und das Geringste störte ihn darin. Vor allem jedes laute Geräusch, jedes Lachen, ja fast jedes Gespräch. Er war Mathematiker mit Leidenschaft, der Verfasser zahlreicher Schulrechenbücher. Jahrelang war es ihm gut gegangen, als Lehrer der Arithmetik an einer Bürgerschule, bis er jenem schwachhaften Apothekerssohn die unglückliche Ohrfeige versetzte, die dem Buben das Trommelfell zersprengte. Das gab einen Prozeß und eine plötzliche Entlassung. Seine Lehrerlaufbahn war zerstört; er privatisierte, bis das kleine Vermögen, das seine Frau ihm zugebracht, verbraucht war; dann, in der Not, entschlossen sich die Bedrängten, einen Hausmeisterposten anzunehmen. Die Frau, eine ehemalige hübsche Kellnerin, zwang ihre schlaffe, bequeme Natur zu angestrengtem Fleiß; aber sie erlag der ungewohnten Anstrengung nach wenigen Jahren; denn ihr Mann hatte sich zu so niederen Geschäften natürlich nicht herbeigelassen. Der hatte vom Morgen bis in die Nacht in seinem Stübchen gefessen, von dem er mit seiner großen, breiten Gestalt soviel Platz einnahm, daß für die vier andern nur die Küche übrig blieb. Und die müde Frau, die ihn für einen großen Gelehrten hielt, war auf den Zehenspitzen um ihn herumgeschlichen und hatte auch die Kinder an dies atemlose, ehrfürchtige Schleichen gewöhnt.

Als die Frau tot war, kündigte er den Posten und ließ Martina sorgen, wie sie konnte, mit den paar Pfennigen, die er ihr gab, — das heißt er darbtete mit seinen Kindern bei dem winzigen Einkommen, das er besaß, dem Honorar für seine Rechenbücher. Ging es einmal besonders eng, so blieb das übliche Geschrei über die vielen unnützen Mäuler, die er zu ernähren habe, nicht aus, — war bessere Zeit, so ward sie durch eine reichere Mahlzeit gefeiert; eine Feier nach des alten Aldinger's Weise, der stumm und schmaßend ungeheure Mengen verschlingen konnte und durch das Buch, das er neben seinem Teller liegen hatte, und in das er zwischen dem Kauen blickte, seinen Kindern das Ruhegebot stets von neuem einschärfte.

Ein Jahr nach der Mutter Tode verschwand die achtzehnjährige Martina, — es war nicht besser damit. Ungehütet, übersehen, wuchsen auch die zwei jüngeren Kinder auf, wie das wilde Gras zwischen den Pflastersteinen, das immer in Gefahr ist, beschmutzt und zertreten zu werden.

Das galt eine Weile für beide, Bube wie Mädchen, aber als der dreizehnjährige Joseph eines Tages ein ausgezeichnetes Zeugnis fürs Rechnen von der Schule heimbrachte, da entdeckte der Vater plötzlich seinen Sohn. Ein Blick, halb der Verwunderung, halb des Wohlgefallens übersflog aus den Augen des Mannes den dünnen, kleinen, schmalbrüstigen Buben in der engen Jacke, dem der große, schwarzbuschige Kopf mit den schon ganz entwickelten, flugen und energischen Zügen etwas Zwergenhaftes, Unnatürliches verlieh. Seit dem achten Jahre, wo



er schwer an Diphtherie danieder gelegen und der Arzt ihn durch den Luftröhrenschnitt gerettet hatte, war Kopf und Hals sonderbar verdickt, der übrige Körper klein und mager geblieben. Der Arzt behauptete, das sei vom Tragen der Kanüle, ohne die er fast zwei Jahre lang nicht hatte atmen können. Bei der geringsten Erregung färbte sich sein Gesicht purpurn, seine Augen glühten auf und unterliefen mit Blut; stoßweiße, wie aus einem kochenden Kessel und mit lautem Zischen entrang sich der Atem seiner Brust.

Des Vaters erster väterlicher Blick bewirkte solch eine Erregung.

„Wally, Wasser!“ schrie der Alte unwillkürlich, zum erstenmal in seinem Leben für ein anderes Leben besorgt.

Aber Joseph konnte nichts schlucken, er wehrte ab, mit einem sichern, lächelnden Ausdruck, der mehr einem willensstarken Manne als einem schwachen Knaben angehörte; und sowie er sich erholt hatte, nahm er seine Bücher heraus und zeigte dem Vater seine neuen Aufgaben; — darauf begann ein stummes, fieberhaftes Arbeiten zu zweien in dem engen, dunklen Stübchen. Kurz nach diesem Vorgang kam Wally herein und flüsterte dem Joseph zu, er müsse in den Hof kommen, Holz hacken helfen. Da antwortete der Vater statt seiner: „Besorg' dein Geschäft allein, der Bub muß seine Ruh haben.“ Wally starrte den Bruder an, als sei er ein Wundertier geworden. „So, so! der jetzt auch?“ murmelte sie und schlüpfte leise hinaus, um das Holz selbst zu hacken. Abends trug sie zwei Finger der linken Hand in einen blutigen Lappen eingebunden. „Bist wieder mal ungeschickt gewesen!“ schalt der Vater. Joseph konnte nicht umhin, schadenfroh zu lächeln: „Gleich beim ersten Mal haut sie sich auf die Finger.“ Wally senkte schuldbewußt ihren dunklen Kopf mit den vollen, heißen Wangen. Sie war jetzt ein großes, starkes Mädchen, der tiefrote, aufgeworfene Mund und die zusammengewachsenen Brauen gaben ihr etwas Leidenschaftliches, Fremdes, aber ihre Stimme war kindlich und ihre Worte einfältig.

„Ich werd's bald besser gewöhnen,“ sagte sie, „ich bekomme schon täglich mehr meinen Verstand, — dem Joseph wird eben alles leichter.“

„Seht,“ machte der Vater, mit gerunzelter Stirn von seinem Buch aufblickend.

„Seht!“ wiederholte Joseph und runzelte die Stirn wie sein Vater, „was soll das unnötige Geschwätz?“

Da nahm sie mit angehaltenem Atem ihre Mäterei her und stichelte emsig und eifrig an dem fernsten Tischeckchen, wohin kaum die Lampe leuchtete, bis es zehn Uhr schlug und sie sich mit einem furchtsamen „Gutnacht“, auf das nur ein unverständliches Knurren als Antwort kam, aus der Stube stahl.

Und allmählich gewöhnte sie sich ganz fort, aus der Stube in die kleine Küche, wo sie keinem im Wege war. In einem Kämmerchen daneben stand ihr Bett, — Vater und Sohn füllten die beiden heizbaren Zimmer vollständig aus.

Immer stiller, immer lautloser ward es in diesem Hause, so verlangten es „ihre beiden Herren.“ Sie waren sich darin ähnlich, trotz aller äußeren Ungleichheit. Schwer und breit mit hängenden, von violetter Geäder durchzogenen

Backen, in nachlässiger Kleidung, mit beschmutztem und zerrissenem Schlafrock, mit offenem Hemd und niedergetretenen Schuhen hockte der Alte in der Sofaecke, mürrisch und giftig wie eine geschwollene Spinne, — weh ihr, wenn sie in seine Nähe geriet! weh ihr, wenn er die Tochter auf dem Hausgang oder in der Küche mit einer Nachbarin oder auch nur mit dem Milchmädchel plaudern hörte. Ein donnernder Fußtritt gegen die Thür, daß sie aufsprang, und dann flog, von zorniger Hand geschleudert, den Redenden um die Köpfe, was ihm gerade erreichbar gewesen, die Kohlschaufel oder das Sofakissen, ja einmal hatte er gar seinen Pantoffel nach ihnen geworfen, so wuchtig, daß er gleich durchs Küchenfenster auf den Hof geflogen war. Joseph war schweigend hinaus gegangen und hatte ihn wiedergeholt und dem schimpfenden Alten unter den Fuß geschoben, und dann hatten die atemlos horchenden Mädchen gehört, daß der Joseph rede und dem Vater seine Heftigkeit vorhalte. Der hatte Courage! Und wie dünn und schwächlich war er doch gegen ihn; nur der mächtige Kopf mit dem widerspenstigen Haar, unter dem die Augen schwarz und stechend hervorblickten, — vor dem könne man sich auch beinah fürchten, meinte die Milch-Theres. Der junge Mann war gerade so pünktlich, wie der Alte nachlässig: er duldete kein Stäubchen auf seinem schmalen Röckchen, seine Wäsche sah immer so frisch aus, als sei sie soeben aus dem Kasten genommen; der rote Müzenstreif war seit den Jahren, da er die Kopfbedeckung der Polytechniker trug, nicht um einen Schatten dunkler geworden. Joseph machte Carriere. Sein unverhüllter Ehrgeiz, seine bedeutende Verstandesschärfe und sein mechanisches Geschick hatten ihn den Lehrern der Realschule, die er besuchte, auffällig und lobenswürdig gemacht. Der menschenfreundliche Rektor ging so weit in seinem Interesse für den begabten Schüler, der so tapfer mit seiner körperlichen Schwäche rang, daß er den alten Aldinger besuchte und ihm die Zukunft seines Sohnes warm ans Herz legte. Und der Alte geriet in eine Beweglichkeit, die man nie zuvor an ihm gesehen; er schrieb Briefe über Briefe, und als das nicht half, zog er den fettigen Schlafrock aus, der ihm fast wie eine Haut auf den Leib gewachsen war, und den alten Sonntagsrock an, der lange im Kasten gehangen, bürstete eigenhändig seinen ungeheuren, hohen und breiten Zylinder, ergriff den dicken Ziegenhainer, den er noch aus der Studentenzeit her besaß, und schob und wackelte von einem einflußreichen Manne zum anderen, um dem Joseph einen Freiplatz in der polytechnischen Schule zu erbitten.

Als er nachhause kam, war er so erschöpft von dem ungewohnten Laufen, daß er den Stock in eine Ecke schleuderte, der Zylinder fiel ihm von selber ab, als er sich laut schnaufend an die Wand lehnte und dort zusammenknickte. Er brauchte Tage, um sich zu erholen, aber der Zweck seiner Mühe war erreicht, der Freiplatz für Joseph gesichert. Dieser dankte ihm durch kein Wort, aber durch rastlosen Fleiß; er schuf sich auch einen Erwerbszweig, der ihm ermöglichte, dem schmalen Beutel des Vaters nur wenig zur Last zu fallen. Schon als Bub hatte er physikalische Apparate für den Anschauungsunterricht verfertigt, die bald so gut gelangen, daß er sie an Schulen verkaufen konnte. Er machte unzählige

Thaumatropen mit scheußlichen siebenköpfigen Drachen und spindeldürren Jongleuren bemalt, die in allen Regenbogenfarben glänzten, Menschenaugen von der Größe eines Kinderkopfes, sauber aus Holz geschnitzt und zum Auseinanderlegen, mit grell aufgemalter Iris und einem mehr als fingerdicken Sehnerv, der wie ein halbgesottner Maccaroni aus der schwarz bepinselten Rezhaut hervortrat. Jetzt als Neunzehnjähriger machte er Telephone und Thermometer; sein Ideal war Edison, der Traum seines Lebens: eine große Erfindung.

Eine Zeitlang hatte er auch Nachhilfestunden erteilt, aber da hatte er wenig Glück: seine groteske Erscheinung, seine ungleiche, schrille Stimme, vor allem die Reizbarkeit, die so deutlich in seinem unruhigen Blick und dem zuckenden Mienenspiel sich aussprach, machte ihn zu einem Gegenstand der Furcht für jüngere Kinder. Den Jünglingen aber war er äußerst verhaßt, weil er ihnen in seiner Tüchtigkeit so oft als Muster aufgestellt wurde; sie rächten sich an ihm, indem sie seine Gebrechlichkeit verspotteten, ungesehen weinte auch er seine Thränen der Kränkung und des ohnmächtigen Zornes.

Je häufiger das geschah, um so mehr Ehrerbietung verlangte er von der Schwester und er erreichte das vollkommen. Wally durfte nur in Filzschuhen sein Arbeitszimmer betreten, nur sprechen, wenn er sie anredete. Sie ließ sich's gefallen, denn sie bewunderte ihren Bruder aus Herzensgrunde. Ganz plötzlich war er, der zwei Jahr jüngere, der schwache, kränkliche Bub gewachsen, gestiegen, an ihr vorübergestiegen und stand nun dicht neben dem Vater, während sie in ihrer Dummheit und Niedrigkeit verblieben war und ewig verbleiben würde. Was er that, war ihr ein Rätsel; was ihn freute, sie begriff es nicht. Zuweilen betrachtete sie ihn neugierig, während sie vor dem Ofen kauerte und Feuer anmachte, wie vertieft, wie eingenommen er von seinem Buch, seiner Arbeit war. Dann schüttelte sie leise den Kopf, daß sie's so garnicht wußte, was er wohl machte, und fand es ganz in der Ordnung, daß sie seine Stiefel wusch und jeden Tag seine Hemden wusch und bügelte, damit niemand merkte, wie wenig er habe. Er war ja nicht böse mit ihr, wie der Vater, — er gab ihr sogar manchmal ein Dankwort, — er sah's, wann es nötig war, daß sie ein neues Kleid, eine warme Jacke erhielt, und wenn der Alte knurrte, so kaufte er von seinem Gelde, was sie brauchte, und warf ihr das Paket in den Schoß, wann er heimkam. Es ist wahr, Wally hätte vielleicht etwas Anderes gewählt als diese häßlichen, blauen Schürzen, die ihr bald zu lang und bald zu kurz waren, diese unförmlichen Strohhüte mit den schwarzen Bändern, aber sie war ja schon froh, wenn sich nur überhaupt jemand um sie kümmerte, und so trug sie ihre Magdkleider zufrieden und arglos; das einzige Spiegelchen im Haus hatte derzeit Martina mitgenommen.

Und dann, der Joseph ging doch täglich fort, es war doch nicht das unendliche stumme Dazitzen wie beim Vater! Wie hätte sie aufgeatmet, wenn doch auch der einmal fortgegangen wäre! Aber davon war schon lange keine Rede mehr; seine Augen waren jetzt auch schwach geworden, und er war in unverwüstlich schlechter Laune. Heute wie immer.

Wally hörte eben seine tiefe, brummende Stimme; er zankte mit dem Postboten, der bei ihm drinnen war, denn die Tochter durfte keinen Brief für ihn anrühren. Jetzt trat der Mann wieder heraus, ließ den Strahl seiner kleinen Laterne, die er in der Küche abgestellt, in die Ecke fallen, wo das Mädchen stand, und sagte:

„Dem Herrn Vater geht's auch alleweil schlechter.“

„Er kommt eben nimmer hinaus,“ erwiderte das Mädchen seufzend, hinauskommen und gesund werden bedeutete ihr ein Ding.

„Ich glaub' schon, — man wird ihn, fürcht' ich, bald naustragen“, meinte der Mann im Hinausgehen.

Wally starrte ihm erschrocken nach, dann lief sie an das Zimmer, aus dem ihr ein Stöhnen entgegendrang.

„Vater,“ rief sie ängstlich ins Dunkel hinein, „Sie sind wohl krank?“

Keine Antwort kam, nur lauterer Stöhnen, sie holte die Küchenlampe und leuchtete damit nach dem Vater umher, dessen Kopf hintenübergesunken auf der Sofalehne lag. Aus der weitentblöhten Brust drang ununterbrochenes Ächzen, seine Augen waren weit offen, und mit einem zornigen, böswilligen Ausdruck blickte er sie an. Mit zitternden Händen richtete sie seinen Kopf empor, er bewegte die Lippen, konnte aber nicht sprechen, — plötzlich klammerte er sich an die Tischkante und zog sich daran vollständig in die Höhe.

„Ich bringe Wasser,“ rief Wally hinauseilend, „im Augenblick.“

Als sie wieder hereintrat, saß er aufrecht, mit gläsernen Augen; das Wasserglas, das sie ihm reichen wollte, stieß er von sich, so daß ein Teil der Flüssigkeit über den Tisch und seine Bücher lief. Unsicher tastete er danach, sie wegzuziehen. Seine halberloschenen Blicke glühten auf.

„Tolpatsch!“ lallte er, „hinaus mit dir! Alles ist voll Rauch — was hast wieder angestellt — man muß ersticken — wü — wü — wüft“ — er griff nach seinem Kopf, dann versuchte er, das schon ganz offene Hemd noch weiter aufzureißen.

„Vater, der Rauch ist in Ihren Augen,“ murmelte Wally zitternd und verwundert über ihn gebeugt.

„Fort!“ gurgelte er und schlug mit matter Faust nach ihr.

Da ließ sie die Lampe im Stich und rannte aus der Stube; ihre Anwesenheit reizte ihn immer, das wußte sie ja. Horchend blieb sie auf dem Gang draußen; er murmelte noch immer dieselben Wörter, von dem Dampf, an dem er ersticke — allmählich schwieg er und schien eingeschlafen, rauhe, röchelnde Atemzüge drangen durch die geschlossene Thür.

Wenn nur Joseph käme, dachte Wally, in ihrer Angst öffnete sie ganz geräuschlos die Hausthür und stellte sich auf die Treppenstufe. Es war ein heller, warmer Märztag gewesen, nun fiel ein leichter Sprühregen, doch glitzerten die Sterne durch die laue Nacht, und ein unbestimmter, süßlicher Geruch nach moderndem, gährendem Laube kam zuweilen heraufgeweht vom Ende der Straße. Dort begann Feld und Wiese, und der sonst schwarze Himmel zeigte noch eine bleiche

Stelle, wo die Sonne versunken war. Wally's Augen spähten straßab und auf, — dann lief sie wieder an ihres Vaters Thür, um zu horchen, hineinzugehen getraute sie sich nicht, er hatte so gräßliche Augen gemacht vorhin. Wenn doch Joseph käme! Aber er kam nicht, und sie stand wieder vor der Hausthür, die Arme übereinandergeschlagen, den Mund halb offen, dem feuchten Winde entgegen, der sie mit seinen Tropfen übertaute, wie eine schmachtende Blume. Ach das Freie! das Freie! Ein wilder, fremder Drang erwachte plötzlich in ihr: weg! fort! hinaus! weglaufen! heute Nacht, diesen Augenblick, wo der Bruder nicht da ist und der Vater schläft! Summer dem Westwind entgegen, laufen, laufen, mit flatternden Kleidern, schnell, schnell die Straße hinunter, dann um die Ecke, über die Wiese, aufs Feld, wie ein Vogel fliegt. Sie that einen Sprung über die niedrigen Stufen hinab, und dann begann sie zu rennen, mit fliegendem Atem, mit klopfender Brust, in so mächtigem Wohlgefühl, daß sie einen lauten Jubelruf ausstoßen mußte, unwillkürlich.

Da faßte eine Hand sie am Arm, fest, doch nicht schmerzend, wie der Vater oder der Bruder sie anpackte, wenn sie etwas verfehn.

„Schönes Kind, wohin?“ fragte eine scherzende Stimme, und ein freundliches Gesicht beugte sich zu ihr nieder.

Das Mädchen stand, wie an den Boden gewachsen, regte kein Glied, nur ihr Atem flog hörbar.

„Wohin?“ fragte es noch einmal.

„Weiß nicht“, murmelte sie. Die fremde Hand hatte ihren Arm fahren lassen; in Verwunderung bog sich das härtige, hübsche Antlitz noch tiefer, um in ihre Augen zu sehn. Der volle Strahl der Straßenlaterne fiel mit hinein und erhellte dies sonderbare, wilde, unbewußte Gesicht, mit der niederen Stirn, den zusammengewachsenen Brauen und den trohigen, schwellenden Lippen.

„Alle Wetter!“ rief der Mann und trat zurück; dann aber, sich rasch besinnend, hielt er sie am Kleide fest: „Da draußen ist ja nichts als Nacht und Nebel“, sagte er wie zu einem Kinde redend, „dorthin können Sie doch nicht wollen?“

Sie nickte heftig, aber die Spannungskraft schien von ihr gewichen, — sie machte keinen Versuch, weiter zu laufen, wendete sich vielmehr mechanisch mit dem Fremden zur Umkehr. Freilich verwandte er dabei seine Blicke keinen Augenblick von den ihren, wie gezogen, willenlos folgte sie ihm, während in ihren Kleidern — in ihrem Körper die rasche Bewegung noch zu arbeiten schien, daß es ihm war, als flattere da ein großer, gefangener Vogel an seiner Seite. Er redete ihr zu: „Warum wollten Sie dorthin?“

„Mein Vater ist krank“, stieß sie mit rauher Stimme hervor.

„Und dort hinten wohnt ein Arzt.“

„Nein, er will keinen.“

„Aber Kind, wenn Sie nicht zum Arzt liefen, — wohin dann?“

Sie gab keine Antwort, aber sie seufzte angstvoll.

Die Stimme des Mannes wurde teilnehmender.

„Sind Sie so traurig? sind Sie sehr in Sorge?“ forschte er.

„Nein.“

Er blieb stehen und musterte sie wieder scharf, dann gingen sie weiter.

„Wer ist in Ihrer Abwesenheit beim Vater?“

„Niemand.“

„Und er ist krank — Sie lassen ihn allein?“ rief der Fremde, „das ist aber sehr unrecht!“

Das Mädchen schwieg.

„Sind Sie so leichtsinnig?“ fuhr er strafend fort, „Sie sehen nicht danach aus! — wenn er nun stürbe in Ihrer Abwesenheit? O Kind, wie haben Sie sich vergessen! Schnell, laufen Sie nachhause! Wo wohnen Sie?“

„Hier“, sagte Wally, von Kopf zu Füßen bebend; sie standen unweit ihrer Hausthür.

„Also dort? Soll ich mit Ihnen gehn? Kann ich Ihnen irgendwie helfen?“

„Nein! nein!“ stammelte das Mädchen abwehrend, zugleich aber brach ein so feuriger Dankesstrahl aus ihren dunklen Augen, daß der Mann unwillkürlich eine ihrer vorgestreckten Hände ergriff und sie zu sich heranzog.

„Wie heißen Sie, Kind?“

„Wally Aldinger.“

„Wenn Ihr Vater gesund ist, wollen Sie mir Modell stehen?“

„Was ist das, Modell?“

„Sie werden schon sehen, — etwas sehr Leichtes, Einfaches in diesem Fall, — Ihr Kopf ist wie geschaffen dazu — wollen Sie?“

Und als sie zögerte, weil sie offenbar nicht begriff, um was er sie bat, setzte er mit scherzendem Ton hinzu: „Sie wissen wohl noch garnicht, wie schön Sie sind.“

Wally's Gesicht blühte auf wie eine Rose, „danke“ stotterte sie verwirrt und wollte ins Haus springen.

„Halt! welche Hausnummer ist dies? ich komme wieder vor.“

„Siebenunddreißig! aber hereinkommen dürfen Sie nicht — Vater —“

„Gut, gut; also hier vor der Thür, um dieselbe Zeit, sagen wir übermorgen 7 Uhr! Gute Nacht, Wally!“ Er warf in übermütiger Laune ihre Hand in die Luft und fing sie wieder, — plötzlich zuckte das Mädchen zusammen, trat dicht an ihn heran und dann eilig hinweg: „da ist der Bruder!“ flüsterte sie.

Der Maler sah aus ihrer Totenblässe, wie erschrocken sie war, — aber gerade mit diesem Ausdruck schien sie so ungewöhnlich, daß sein menschliches Interesse verschwand unter entzückter Bewunderung, und daß er nichts denken konnte, als, wie vortrefflich dies dumpfleidenschaftliche und zugleich schöne Geschöpf sich zu seiner „Kindesmörderin“ eigne.

„Vergessen Sie nicht! übermorgen!“ rief er ihr noch dringend und laut nach, während sie mit scheuer Eile dem Bruder entgegentrat.

Joseph stand in der Hausthür, wie vorher sie, barhaupt, die Straße hinabspähend. Bei den Worten „Vergessen Sie nicht,“ hatte Wally ihn schon erreicht,

doch sah er sie erst, als sie an ihm vorüber ins Haus schlüpfen wollte. Starr und drohend war sein Gesicht, es stand irgend etwas Schreckliches dort geschrieben, das Wally nicht lesen konnte, — dennoch empfand sie jetzt keine Furcht mehr vor ihm. Mit seltsam gebrochener Stimme sprach er sie an: „Was heißt das? Was treibst du dich draußen umher? Weißt du, was geschehen ist? weißt du's? da komm! da sieh!“ Er riß sie in die Stube, wo noch immer nur die trübe, kleine Küchenlampe flackerte.

„Da! da! sieh, was du gethan hast?“ keuchte er und deutete auf das Sofa, auf dem lang hingebettet mit vorgestrecktem Kinn und offenem Munde der alte Rechenmeister lag. Aber er fluchte und stöhnte nicht mehr, ganz stille lag er, und er hatte so einen schmerzhaften, scharfen Zug im Gesicht, aus dem sonst aller Grimm, alle Verbitterung geschwunden war. Der Vater sah besser, edler aus, als sie ihn je gesehen, und doch schlug Wally die Hände vors Gesicht und trat, von Grauen geschüttelt, rückwärts.

„Ist er — tot?“ flüsterte sie.

Joseph antwortete nicht; er stand zu Füßen des Leichnams und blickte unverwandt, in düsterem Brüten in das leblose Antlitz, das allmählich verblich, während der dunkelblaue Streif am linken Schlap herunter immer schwärzer hervortrat.

Wally blinzelte durch die Finger nach dem Toten; plötzlich spielte der zuckende Lampenschein so wunderbar über seine Züge. —

„Jesses!“ schrie sie, auf einen Stuhl fallend, „er wird doch nicht wieder aufleben?“

Da brach Joseph aus, indem er auf sie zuzuh: „Wegzulaufen! heut Abend! bei seinen letzten Atemzügen! sag', was bist du eigentlich? du — du —“

Und mit erhobner Hand drang er auf sie ein, aber sie hatte wieder ihr Gesicht verdeckt und antwortete nicht.

„Sag', was du bist!“ schrie er ohne recht zu wissen, was er sagte, „sag', wo du dich herumgetrieben hast!“ und er zog ihr die Hände vom Gesicht.

Da setzte sie sich aufrecht, in Wehrzustand, sah ihn trotzig an und sagte leise: „Weglaufen wollt' ich.“

„Heute? heut Abend? wohin?“ er schrie so, daß sein Gesicht anschwell und ein krampfhaftes Husten ihn unterbrach.

„Weiß nicht. Weg.“

Eine Zeitlang verharrte er sprachlos; dann warf er einen Blick auf das Sofa hinüber, und als thue er's dem stillen Manne dort zu lieb, dämpfte er seinen Zorn und begann in ruhigerem Ton:

„Jetzt ist kein Grund mehr da, — jetzt wirst solche Einfälle unterwegs lassen.“

„Ja,“ erwiderte Wally nun auch zutraulicher, „jetzt könnt' ich in Dienst gehn, Joseph.“

Er schüttelte unwillig den Kopf.

„Was fällt denn dir ein? Meine Schwester geht in keinen Dienst, die findet schon bei mir zu essen.“

„Ich möcht' aber doch.“

Mit argwöhnischen Blicken musterte er sie, aber sie hielt es ruhig aus; sie kam ihm selbständiger, freier vor als je, wie sie so dastand, mit zurückgeworfenem Kopf, die Augen weit offen, daß über dem dunkeln Apfel noch das Weiß schimmerte, die Nästern gebläht, den Mund nur halb geschlossen, als habe sie eben einen großen Atemzug gethan.

„Wer war der Mann da draußen,“ rief Joseph unerwartet.

Sie blinzelte etwas, dann antwortete sie ihr gewöhnliches: „Weiß nicht.“

„Also irgend ein frecher Kerl, der mit dir anbinden wollte?“

„Nein,“ sie sah ihn halb an und lächelte vor sich hin.

Da übermannte es ihn, alles Blut drang ihm zum Hirn.

„Wirfst du dein Maul aufstun oder nicht?“ schrie er feuchend und rüttelte sie hart an der Schulter. Aber nun erschien auf ihrem Gesichte ein wilder Trotz.

„So,“ rief sie, „ich seh schon, jetzt willst du mir den ganzen Tag Grobheiten machen wie früher der da!“ Sie deutete halb mit dem Finger, zog ihn aber gleich wieder zurück, als sie des Bruders empörte Miene sah, und fügte unsicher hinzu:

„Warum soll ich nicht auch meine Freiheit haben?“

„Weil du dumm bist und nicht denken kannst; Leute mit schwachem Kopfe wie du, auf die muß einer acht geben, der gescheiter ist!“ schrie er grob.

„Und der Herr hat gesagt, mein Kopf wäre wie geschaffen dazu!“ wandte sie selbstbewußt ein.

„Was hast du mit ihm? jetzt sagst du's auf der Stell'!“ er schüttelte sie, daß sie schwankte und sich an dem Tisch halten mußte.

„Ich soll ihm Modell stehn,“ hat er gesagt, „was ist das?“

Tiefes Rot überzog ihr Gesicht, und sie schlug die Augen nieder.

„Warum wirst denn rot, wann's nicht weißt?“ höhnte der Bruder.

Sie brach in Thränen aus: „Ich bin so gar dumm, versteh' nicht, was die Leut' reden.“

Das klang so aufrichtig. Joseph besänftigte sich. Er faßte sogar nach ihrer Hand:

„Nein, Wally, Modell stehn, das ist nichts für dich, das ging' dir an die Ehr'.“

„O, das glaub' ich doch nit,“ sagte sie mit einem dämmernden, verklärten Blick ins Leere, während sie ihre Hand zurückzog, „nach so was hat er nit herg'shaut.“

„Er hat dir wohl schön gethan, dir den Kopf zu verdrehen!“

„Hat mir denn je eins von euch ein gutes Wort 'geben?“ sie weinte wieder.

„Meine Freiheit möcht ich halt, und gehe, wo ich mag,“ bat sie nun flehend, „vielleicht giebt's noch mehr so dumme wie ich, und wir finden uns z'sammen; du kannst mir nichts abgeben von deiner Klugheit, und ich möcht halt einen“ — sie riß an ihrer Schürze mit gesenktem Kopf.



„Du möchtest 'nen Schatz haben, glaub' ich!“ rief Joseph verächtlich, wegwerfend.

Wally nickte mit dem Kopf.

„Schau, übermorgen kommt er wieder her, da geh ich hinaus zu ihm.“ —

„Übermorgen ist deines Vaters Begräbniß,“ rief er, sie wegstoßend, „in deine Kammer, Dirne!“

Er trieb sie vor sich her in ihre Schlafkammer, riß den innen steckenden Schlüssel an sich und schloß sie ein. Dann ging er zum Arzt, damit der morgen früh komme, den Totenschein zu schreiben. —

Am Morgen schien Wally, da er sie aus ihrem Gefängnis entließ, beschämt und gebrochen. Sie murmelte ein scheues „Guten Tag“, besorgte das Frühstück und brachte es ihrem Bruder, in das zweite Zimmer, wo er bisher mit dem Vater geschlafen; dann wollte sie sich wie gewöhnlich zurückziehen; sie verzehrte schon seit Jahren ihre Mahlzeiten in der Küche, um dem Vater so wenig wie möglich unter die Augen zu kommen.

Joseph rief sie zurück.

„Setz dich mit her, trink deinen Kaffee hier,“ sagte er, „du thust immer wie eine Dienstmagd.“

„Draußen bin ich für mich,“ murrte sie.

„Komm,“ er streckte ihr die Hand hin, „jetzt sind wir allein übrig, jetzt essen und trinken wir mitammen.“

Sie holte gehorsam ihre Tasse und setzte sich mit an den Tisch.

„Ich hab's mir heut Nacht überlegt, Wally,“ sagte er in seiner bewußten herrischen Weise. —

Erwartungsvoll hob sie die Augen: „daß ich in Dienst darf?“

„Nein, das nun mal nicht,“ rief er, auf den Tisch schlagend, „wie paßt sich das für meine Schwester? Ich werd's nicht machen, wie der Alte, mein Lebenlang im Winkel hocken und nichts von meiner Arbeit haben. Ich will hinauf! Will meinen Weg machen! Jeder sagt, daß ich's Zeug dazu habe! Vom ersten ab, also von morgen bin ich als Hilfslehrer im Polytechnikum angestellt! Mit der Nachricht kam ich gestern heim und fand den Alten“ — Eine Wolke flog über seine Augen, eine ganz ungewohnte feuchte Verschleierung.

Als kein Zeichen der Freude oder nur der Teilnahme von der Schwester kam, fuhr er in kälterem Ton fort: „Dir ist das eins, leider. Was weißt du von Ehrgeiz!“ Er lachte kurz auf und streifte sie mit einem spöttischen Blick.

„Ja, mein Gott, wärest du allein, du könntest ja thun, was du wolltest, so aber, als meine Schwester,“ — er betonte das meine und sah sie fest, beinah drohend an, — „geht das eben nicht. Wenn du dich schlecht hältst, auf mich fällt der Klatsch. Also schau zu!“

Und als Wally trozig die Lippen verzog: „Ich bin nicht wie der Alte! Was hat er die Martina nicht totgeschlagen?“

Das Mädchen fuhr zusammen; sie stand hastig auf und stellte die Tassen ineinander.

„Ich möcht' vielleicht in eine Stell', wo kleine Kinder sind, da wär' ich froh!“ sagte sie weinerlich.

„Und wo wär' da deine Freiheit?“ „Alle zwei Wochen hat man doch seinen Ausgang.“

„Heiliger Gott, wie armselig!“ schrie er auf, und eine Art von Mitleid kam in sein entschlossenes Gesicht; aber es verging wie ein flüchtiger Sonnenblick, und vorwurfsvoll fuhr er fort: „Anderer Leut' Kinder hüten! — dafür sollt' dein Bruder eine fremde Person ins Haus nehmen? Denkst denn nur an dich?“ Er blickte auf die alten Möbel umher: „Alles verkaufen? gelt, das meinst; ja aber, zu was denn? Man braucht ja doch Bett und Kasten und was weiß ich, und sie zahlen ja nichts für so alte Sach', das hast doch auch schon gehört.“

Wally nickte ein wenig, das gab ihm neue Zuversicht: „Wally“, sagte er, so freundlich er's vermochte, „wir halten jetzt Haus zusammen, gelt du? ich bin's so gewöhnt mit dir, du bist still und störst mich nicht und sorgst für mich, wie du kannst, alles weißt, was mir gutschmeckt, und wer sollt' meine Hemden so bügeln wie du?“ Seine Stimme wurde weich: „Du bleibst bei mir, Wally, gelt? sag' ja!“ Wally seufzte laut; die Tassen klirrten in ihren Händen; „ja“ flüsterte sie zögernd.

„So ist's versprochen?“ er wollte ihre Hand erfassen, aber statt dessen stieß er an eine der Tassen, die sie trug, daß sie hellflirrend zu Boden fiel und zerbrach.

„Was nimmst auch alles auf einmal,“ rief er, — „'s ist schon wahr: der faule Esel schleppt sich auf einmal zu Tod, — jetzt sieh nur zu, daß keine Splitter liegen bleiben!“ Und grämlich wandte er ihr den Rücken und begab sich an sein Buch zurück, das aufgeschlagen auf dem Fenstersims lag. —

Das Begräbniß war vorüber, und die Geschwister waren schon wieder daheim.

Joseph fühlte sich gehoben. Alle jüngeren Lehrer des Polytechnikums hatten ihm kondolirt; etwa ein halbes Duzend war sogar persönlich im Trauerhause erschienen, um vom Begräbnißwein zu nippen und ihm mit stummem Händedruck und betrübtem Kopfschütteln ihr Beileid auszusprechen. Er wußte es ja: sie kamen alle nur seinetwegen. Was ging sie der tote Alte an, der wie ein Dachs in seiner Höhle gehaust hatte! Als auch sein ehemaliger Rektor erschien, verbeugte er sich zwar in tiefer Demut, aber ihm klopfte das Herz vor stolzer Befriedigung. Der Rektor hatte einen gebrochenen Sohn aufrichten zu müssen geglaubt, jetzt gab es nur die männliche Fassung zu bewundern, mit der dieser Verwaiste sein Schicksal ertrug. Dann sprach ihm der menschenfreundliche, leicht begeisterte alte Lehrer von seiner Freude an ihm, — wie ehrenvoll und tüchtig sein Streben sei und wie würdig des Erfolges. Er umspannte mit seiner kleinen, hageren Hand die plumpe Tasse des jungen Schülers, die eine im Polytechnikum schon berühmt gewordene Kraft und Sicherheit besaß, und sagte prophetisch: „Mit dieser Hand werden Sie sich Ihr Schicksal bauen, und wenn meine Hoffnungen nicht trügen, wird es ein glänzendes sein.“ Er sah ihn gerührt an, so daß Joseph die Augen wegwenden mußte; noch jetzt, in der Erinnerung fühlte der junge Mann, wie es ihm dabei warm übers Herz gelaufen war. Und dann ganz

plötzlich hatte der Rektor gefragt: „Sie hatten doch auch eine Schwester, nicht wahr“, und suchend hatte er umhergeblickt. Da war er recht in Verlegenheit gekommen, denn er hatte dem Herrn Rektor nicht sagen können, daß seine Schwester sich in der Küche aufhalte, mit Vorliebe, wie eine Magd. Der Rektor aber hatte sich selbst geantwortet, daß das junge Mädchen durch den Verlust des Vaters zu tief getroffen sei, um auf den Zuspruch eines Fremden hören zu können. Wie die Worte den Sohn getroffen hatten, wie mühsam er ein bitt'res Lächeln unterdrückt! Und dann hatte der Rektor sein bartloses, bewegliches Gesichtchen seinem Ohr genähert und ihn teilnahmsvoll gefragt: „Ist denn irgendwie für die Zukunft dieser Schwester gesorgt?“ und leise die Hände aneinander reibend, hatte er geflüstert: „Sie seh'n, ich rede als väterlicher Freund mit Ihnen, sprechen Sie ganz offen!“ Und da war der stolze Augenblick gekommen, wo Joseph mit bescheidener Betonung gesprochen: „Sie sind unendlich gütig, Herr Rektor, — nein, es ist kein Pfennig vorhanden, außer dem, was ich verdiene, aber meine Schwester bleibt bei mir, es muß und wird reichen für uns beide!“ Und wie der alte Lehrer da gerufen, zu laut fast für die Gelegenheit: „Bravo! bravo! junger Mann! Sie haben nicht bloß Talent, Sie haben auch Charakter, Sie haben auch Herz! Joseph, — ich kann einen Schüler wie Dich nicht Sie nennen, obwohl Du der Gesinnung nach wohl verdienst, ein Mann zu heißen! Joseph, es ist mir eine Genugthuung, daß Du mein Schüler gewesen bist!“

Joseph genoß diese Worte noch einmal in der Erinnerung, kostete sie gleichsam auf der Zunge wie einen seltenen, berausenden Trank, und dabei stand beständig das Bild des von Bewegung schnüffelnden und mit seinem Taschentuch hantierenden alten Mannes vor seinem Auge. Nachher dann, als Wally mit dem Gläserbrett zur Thür hereingekommen, hatte der Rektor sie so nachdenklich und befremdet gemustert, — was er nur an ihr geseh'n? — und war dann hinter Joseph gestanden, um ihm zuzuflüstern: „Ist sie das? Nun, da gratuliere ich, die sieht ja aus wie jener antike Kopf einer —“

In dem Augenblick waren die Priester mit Fahne und Rauchfaß erschienen, und Joseph hatte nicht erfahren, welcher Antike seine Schwester ähnlich sehe. Die Behauptung erschien ihm unbeschreiblich lächerlich: wenn jetzt der Rektor wüßte, daß sie sich sehnt, eine Dienstmagd zu werden, dachte er, noch jetzt vor peinlicher Beschämung errötend.

Wally ging ruhigen Gesichts umher. Die traurigen Zurüstungen, die letzte Zeremonie hatten ihr, so schien es, kaum einen Eindruck gemacht. So sonderbar stumpf nach außen war sie bisher doch nicht gewesen, aber bequem war sie ihm nun einmal in ihrer lautlosen Sorglichkeit, das gestand er gern. Wovon sollten sie auch mitsammen reden? Und wie sollte sie den Vater betrauern, dessen Bedeutung sie nie verstanden? Man mußte gerecht sein.

Sie hatten zu Nacht gespeist, an einem Tisch, wie Joseph es verlangte, ohne ein Wort zu teilen, denn er hatte seine Bücher und Blätter neben dem Maßkrug liegen und arbeitete mit Zirkel und Winkelmaß.

Mitten unter dem Begräbnis heut waren ihm einige fruchtbare Gedanken gekommen, und er vergaß darüber Essen und Trinken, wie vielmehr das Reden.

Als die Schwester das Geschirr abtrug, sah er zerstreut auf; „komm wieder herein, wann du abgewaschen hast,“ dann versank er aufs neue.

Endlich gab es eine Pause, da war ein Halt, eine Mauer, über die er nicht hinweg konnte; in diesem Augenblick schlug die Schwarzwälderin neben dem Ofen neun Uhr. Er blickte sich um; war nicht etwas anders, als es sein sollte? Richtig ja, ihn fröstelte, das Feuer war ausgegangen! „Wally“, rief er, da fiel es ihm erst ein: Wally war ja doch nicht wieder hereingekommen. Er runzelte ärgerlich die Stirn. „Dienstbotenseele!“ brummte er. Dann rief er: „Wally!“ ein, zwei, dreimal. Vielleicht ist sie schon schlafen gegangen? Er sprang auf und öffnete die Thür; draußen war alles dunkel. Er tappte durch die Küche und klopfte an ihre Kammerthür: „Wally!“ Plötzlich fühlte er über den Gang her einen scharfen Luftzug und hörte die Thür knarren. Wie ein Blitz durchfuhr es ihn: Heut ist — übermorgen! Er eilte an die Hausthür und schaute planlos, die Lippe beißend, in die kalte, sternlose Nacht. Da lief es plötzlich von der anderen Seite gegen ihn an, prallte aber mit einem Aufschrei zurück. Wally! Sofort packte er sie an den Armen:

„Woher kommst du?“

„Von ihm!“ rief sie hoherregt, indem sie sich loszumachen suchte, „laß mich! ich will nur meine Sach' holen“ —

Sie drängte mit fliegender Brust gegen ihn, wie ein warmer Frühlingswind ging ihr Atem über sein Gesicht, die Augen hatten einen gespannten, seltsamen Ausdruck, nichts von Furcht und Unsicherheit war in ihren Zügen.

Josephs Hände hielten wie Eisenklammern: „Wohin?“

„Ich geh zu ihm! ich hab's ihm versprochen, nur mein' Sach' will ich!“ — sie sprach frei und fest wie ein ebenbürtiger Mensch. Aber das entflammete ihn zu doppelter Wut.

„Nie und nimmermehr!“ schrie er und schlug mit einem jähen Handgriff die Hausthür zu, während er das Mädchen gegen die Stube zu drängen suchte. Sie wehrte sich, sie rang mit ihm in Verzweiflung, aber der Gang war klein und dunkel, und endlich hatte er mit dem Fuß die Stubenthür aufgetreten und sie stolperten beide über die Schwelle in den erhellten Raum. Das plötzliche Licht blendete das Mädchen, es ermattete in seinem Widerstand.

„Nie und nimmermehr!“ schrie Joseph mit zischender Stimme, „ich leid's nicht, daß du mich in Schande bringst!“

„Und ich sag dir's: lieber tot als wieder da herein!“ rief sie laut, sich an den Thürpfosten klammernd, und dann — mit einem unerwarteten Sprung stürzte sie sich auf ihn und umstrickte ihn eng mit ihren kräftigen Armen.

„Weißt's doch von früher, wer stärker ist!“ höhnte sie, „laßt mich jetzt gehn?“ Und als er sein keuchendes „Nein,“ rief, drückte sie ihn fest auf einen Stuhl: „So da bleibst! und hören sollst's; so wahr ich hier steh, ich thu' doch, was ich will!“

Ohnmächtige Thränen der Wut blitzten in seinen Augen, seine Hand griff mit irrem Zucken auf dem Tische neben ihm umher. Sie hielt ihn noch umspannt.

„So wahr ich hier von dir schmäblich mißhandelt worden bin“, ächzte er, „hinausgehn wirst du nicht!“

Mit der letzten Kraft sprang er empor. „Gleich tot hinfallen will ich, wenn ich's nicht thu!“ schrie Wally; da blitzte es hell auf in seiner Hand, und mit einem gellenden Aufschrei taumelte sie rückwärts und faßte nach der Brust: Joseph hatte ihr den Zirkel ins Herz gestoßen.

„Jesses, ich muß sterben!“ schrie sie leidenschaftlich, „Joseph, sag's ihm, daß ich nicht hab' kommen können!“

Sie stürzte zu Boden und wälzte sich im Todeskampf: „Lauf! lauf weg!“ stöhnte sie mit erlöschender Stimme. „Joseph, jetzt hab' ich dich ins Unglück gebracht!“

Unfähig, ein Glied zu rühren, in jedem Nerv erstarrt, hatte der Jüngling gestanden, hatte dann vor dem grauenhaft verwandelten Gesichte die Fäuste in die Augen gepreßt. Jetzt beugte er sich nieder, berührte ihren Arm. „Wally, Wally! es ist nicht wahr! Sprich doch Wally!“ Aber sie sprach nicht mehr, sie zerbiß sich die Lippen im letzten Krampf, nur einmal noch erhob sie schwach die Hand, als deute sie nach der Thür.

Da übermannte ihn ungeheures Entsetzen. Sein Haar sträubte sich, seine Zähne schlugen aneinander, er wollte die Stube verlassen, wo sich alles mit ihm drehte, da fiel er den Nachbarn in die Arme, die Geschrei und Lärm gehört hatten und fragen wollten, ob doch kein Unglück geschehen sei.

„Ich habe meine Schwester erstochen,“ erwiderte er ihnen mit starrem Gesicht, das sich auch nicht bewegte, als die Nachbarinnen mit jammerndem Geschrei die Leiche am Boden erblickten und ihn mit Berwünschungen und geballten Fäusten umringten.

„Am Gotteswillen, warum?“ fragten die Leute.

Er zuckte die Achseln. „Ein Zanf, eine Kleinigkeit, — ich wollte sie nicht töten;“ aber man glaubte seinen leise gemurmelten Worten nicht, — aus seinem verstörten Gesicht sprach keine Reue, nichts als Entschlossenheit, auch nach der That.

Er ließ sich ohne Widerstand verhaften und abführen; mit einem langen eindringlichen Blick nahm er Abschied von dem Zimmer, das voll war von seinen Büchern, seinen Instrumenten. Als er das Gesicht wieder umkehrte, sprang er plötzlich zurück und taumelte; einer der Beamten hatte das Mordwerkzeug, den blutigen Zirkel, vom Boden aufgehoben, hielt ihn dem Unseligen vor die Augen. Ein stummes Nicken, ein tiefer Seufzer bekannte: ja, mit diesem. Vor der Thür ward er ohnmächtig, und es kostete Mühe, ihn vor dem empörten Volk, das zusammengelaufen war, zu schützen und in den Wagen zu heben. Die ganze Nacht durchwogte es von Neugierigen in der Straße, vor dem Hause, wo die That geschehn, obgleich nach der Entfernung der Leiche keine Spur blieb; das Mädchen

war innerlich verblutet; der Arzt bezeugte, nie einen so sicher tötenden Stoß gesehen zu haben.

Am anderen Morgen gab es ein Extrablatt. Die Rektorin schickte schnell das Dienstmädchen, es heraufzuholen, hier an den Kaffeetisch. Es hatte nach Mord oder Doppelmord geklungen.

„Ja, aber um Himmelswillen, Mann!“ stieß sie aus, als sie hinein geblickt, — „was ist denn das? ist das nicht — aber das wäre doch unbegreiflich fürchterlich!“

Unbegreiflich fürchterlich, aber dennoch geschehen: der talent- und charaktervolle Joseph Aldinger, der Lieblingschüler des alten Rektors, hatte gestern Nacht seine Schwester ermordet und war heut früh im Gefängnis tot aufgefunden worden mit einer klaffenden Halswunde, wie der Bericht besagte.

Der alte Lehrer war so geschüttelt von Entsetzen, Kummer und Mitleid, daß er keinen Bissen genießen, ja nicht einmal in die Schule gehen konnte. Auf dem Sofa sitzend neben seiner guten Frau, die ängstlich den Arm um ihn geschlungen, durchsprach er wieder und wieder die schreckliche Nachricht.

„Und gerade gestern hat er mir so gut gefallen,“ jammerte er, „wenn du gehört hättest, mit welcher Freudigkeit er für seine Schwester zu sorgen versprach; ich bin überzeugt, er meinte, was er sagte!“

„Hochfahrend war er und ehrgeizig,“ sagte die Frau nachdenklich, „und wieviel gehörte dazu, bis man den ersten Eindruck überwunden hatte, — mir war er immer schrecklich.“

„O Clementine! — Aber vielleicht — vielleicht hast du recht — ach wie wenig thut die Schule — wie wenig hab' ich geleistet! wenn ich denke, daß mein ganzes Leben — und nun passiert mir das mit einem Jüngling —“

Er war ganz zerschmettert.

„Kein Seelenband ist da! Wir durchschauen sie nicht! Ach, wenn ich heute von vorn anfangen könnte!“

Die Frau strich ihm beruhigend über das dünne, graue Haar.

„Ja, wer weiß, was da gespielt hat! vielleicht war die Schwester Schuld an allem.“

Einen Augenblick schien der Rektor diese Lösung aufgreifen zu wollen, dann aber schüttelte er sinnend den Kopf:

„Ich möchte, daß du Recht hättest, aber wenn du dieses Mädchen gesehen — ich sage dir, Clementine, eine Schönheit! eine saftige, echte, keine so moderne mit Simpelfransen; ich hatte sofort den Eindruck: halt, hier ist ein Wesen aus einem Guß! — Es giebt hier in der Sammlung einen antiken Kopf, römisch, aus guter Zeit, „Kopf einer Barbarin“ ist er betitelt“ —

„Ach sieh, da steht ja noch eine Notiz,“ unterbrach ihn die Frau, — „sieh doch Karl! Ein Maler hat das sonderbare Ersuchen gestellt, die Ermordete noch in aller Geschwindigkeit malen zu dürfen; die Polizei hat dies als unstatthaft abgewiesen.“ Nun, das find' ich in der Ordnung! so ein Herr sollte Respekt haben vor dem Unglück und dem Tode,“ sagte die Frau auftrumpfend.

„Aber liebe Clementine, bedenke; die Kunst! Sollte nicht vor der die Polizei Respekt haben? Was sollte uns trösten über alle Rätsel und Sünden, wenn wir die Kunst nicht hätten!“ Seine Augen schimmerten feucht, schweigend blickten die Gatten einander an. Dann ließ er den Kopf sinken und seufzte: „Ach wie sind wir oberflächlich! oberflächlich!“



## Warum es auf hohen Bergen kalt ist.

Von

J. Hann in Wien.

Wer hat sich nicht schon an heißen Sommertagen aus der drückenden Luft der Niederungen nach der erquickenden Frische der Hochgebirgsthäler gesehnt! Mit welchem Wohlgeföhle atmet der Glückliche, dem es vergönnt ist, diese Sehnsucht befriedigen zu können, die vom nahen Schnee des Hochgebirges gefühlten Lüfte, welche dem ermatteten Körper seine Spannkraft, der gelähmten geistigen Thätigkeit ihre Flügel wiedergeben. Mit fast sündhaftem Behagen liest der der Hitze Entronnene in den Tagesblättern die Berichte über die enormen Wärmegrade, unter welchen seine Mitmenschen drunten seufzen und schwitzen.

Während in unserem Klima eine solche „Sommerfrische“ im Gebirge, wenn auch kräftigend und heilsam, doch, für den Gesunden wenigstens, kein absolutes hygienisches Erfordernis ist, verhält es sich anders bei den Europäern, die gezwungen sind, in tropischen Ländern längeren Aufenthalt zu nehmen. Da werden die Berg-Sanatorien zu einem notwendigen Zufluchtsort während der heißesten oder drückendsten Jahreszeit, wenn nicht der Körper in kurzer Frist so siech werden soll, daß nur die Rückkehr in ein gemäßigtes Klima ihn am Leben erhalten kann.

Giebt es aber nicht auch in hohen Breiten ewiges Eis und kühle Sommerlüfte? Gewiß, und man hat in der That schon Spitzbergen als einen geeigneten Sommerfrischort bestens anempfohlen. Die klimatischen Verhältnisse würden während der Hochsommer-Monate Juli und August auch wenig zu wünschen übrig lassen, vor allem ist die große Gleichmäßigkeit der Temperatur ein sehr günstiger klimatischer Faktor. Die Reinheit der Luft, die Abwesenheit schädlicher Keime ist größer als selbst im Hochgebirge. Dagegen viel Nebel, eine tieffstehende, matte Sonne, wenig Grün, geschweige denn ein Wald, dagegen wieder manche neue Wunder des Himmels, der Erde und des Meeres.

Aber wohl nur der seetüchtige, glückliche Besitzer einer Dampfjacht, namentlich wenn er ein Bewohner des meerbeherrschenden Inselreiches ist, mag bei beginnender Hundstagshitze es bei sich überlegen, ob er seine Sommerfrische jenseits des Polarkreises oder auf den Höhen des Gebirges aussuchen soll. Für die überhaupt viel mehr seßhaften Bewohner Mittel-Europas bleibt eine solche Alternative so gut wie ausgeschlossen. Wir finden die Sommerfühle viel rascher und bequemer,

wenn wir einige hundert Meter im Gebirge hinauffsteigen, als wenn wir dieselbe unter höheren Breiten auffuchen wollten.

Um wie viel näher wir die Sommer-Kühle bei vertikaler Erhebung über uns haben als in horizontaler Richtung nach Norden hin vor uns, das ist eigentlich eine höchst auffallende Thatsache, obgleich nur wenige eine klare Vorstellung davon haben.

Der mittlere Teil der Inselgruppen von Spitzbergen hat unter  $78^{\circ}$  Nördl. Breite eine Julitemperatur von  $5^{\circ}$ , der äußerste Norden Europas unter  $71^{\circ}$  Breite von  $9-10^{\circ}$  (Nordkap, Hammerfest), das mittlere Deutschland (unter circa  $50^{\circ}$  Nördl. Breite und im Meeresniveau gedacht) von  $20^{\circ}$  C. Die direkte Entfernung von da zu den erst genannten Örtlichkeiten beträgt in runden Zahlen 3100 und 2300 km. Man muß demnach durchschnittlich 200 km direkt nach Norden reisen, um eine Abnahme der mittleren Julitemperatur von  $1^{\circ}$  C. zu verspüren. Daraus ergibt sich sogleich, daß eine solche Reise ziemlich lang ausfallen muß, wenn die durch dieselbe erzielte Abkühlung eine erhebliche werden soll.

In den Alpen treffen wir die Julitemperatur von Spitzbergen schon in einer Seehöhe von 2500 m (Säntisgipfel, hoher Briel), jene des äußersten Nordens von Europa in rund 1800 m. Die Orte im oberen Engadin: Pontresina, St. Moriz, Sils-Maria (Maloja), dann Sulden am Fuße des Ortler, Vent im Stzthale, der Rigi oder Schafberggipfel, die Schmittenhöhe bei Zell a. See, alle diese Örtlichkeiten haben eine mittlere Julitemperatur von  $9-10^{\circ}$  und liegen zwischen 1800 und 1900 m Seehöhe. Man braucht in den Alpen nur 150 m vertikale Erhebung zurückzulegen, damit die Julitemperatur um  $1^{\circ}$  C. abnimmt. Da man bekanntlich zur Erstiegung einer Höhe von 300 m im Durchschnitt die Zeit einer Stunde bedarf, so genügt ein Ansteigen von einer halben Stunde an einem Bergabhang, um eine  $1^{\circ}$  C. kühlere Sommertemperatur zu erreichen.

Die Wärmeabnahme mit der Höhe erfolgt (im Sommer der gemäßigten Breiten) in einem mehr als tausendmal (genauer 1300 mal) rascherem Verhältnis als jene mit zunehmender Breite.

Wenn die Kenntnis der Thatsache, daß mitten im heißen Sommer in geringer Höhe über unseren Häuptern Luftschichten von polaren Temperaturen anzutreffen sind, allgemeiner verbreitet und die Vorstellung davon zugleich eine genügend lebendige wäre, so müßte dieselbe wohl geradezu beunruhigend wirken. Freilich belehrt uns die Erfahrung über die Unschädlichkeit dieser unheimlichen Nachbarschaft. Zuweilen werden wir aber doch eindringlich an sie erinnert, wenn gerade zur heißesten Tages- und Jahreszeit Eismassen aus dem Schoße der Wolken auf die Erde herabstürzen. Die Hagelkörner haben dann zuweilen eine Temperatur, die weit unter dem Gefrierpunkt liegt ( $-6$  bis  $-10^{\circ}$  C.). Optische Erscheinungen lassen desgleichen darauf schließen, daß die höchsten Wolkenformen (Feder- und Schleierwolken, cirrus und cirrostratus) auch im Sommer aus feinen Eisnadeln bestehen. Nach den Temperaturbeobachtungen bei Gelegenheit wissenschaftlicher Ballonfahrten, für welche wir hauptsächlich dem Engländer J. Glaisher verpflichtet sind, müssen wir annehmen, daß selbst im heißesten Sommermonat die



durchschnittliche mittlere Temperatur der Luftschichten über Süddeutschland schon in 3300 m Seehöhe den Gefrierpunkt erreicht. Genau dasselbe ergeben auch die nun schon mehrere Jahre hindurch fortgesetzten Beobachtungen auf dem Sonnenblickgipfel (3100 m) in den hohen Tauern (Salzburg); die mittlere Julitemperatur auf diesem Gipfel ist  $1^{\circ}$  C. Die mittlere Sommertemperatur des Glocknergipfels kann nach diesen Beobachtungen mit großer Wahrscheinlichkeit auf  $-4\frac{1}{2}^{\circ}$  C. geschätzt werden in (3800 m Seehöhe). Da nun die Gewitterwolken häufig bis zu weit größeren Höhen der Atmosphäre hinaufreichen, und während der Gewitter und Niederschläge überdies eine Temperaturerniedrigung eintritt, so wird man es nicht mehr so erstaunlich finden, wenn selbst zur heißesten Zeit aus dem Schoße dieser Wolken weit unter den Gefrierpunkt erkaltete Eisstücke herabfallen. Die höchsten Temperaturen, die auf dem Sonnenblick beobachtet worden sind, waren 9 und  $10^{\circ}$  C. Zu diesen Zeiten größter Wärme dürfte die Luftschichte von  $0^{\circ}$  in einer Höhe von 4400 m anzutreffen gewesen sein. Da aber im Juli auch Temperaturminima von  $-9^{\circ}$  auf dem Sonnenblickgipfel eintreten können, so wird dann die Temperatur des Gefrierpunktes schon in circa 1900 m zu finden gewesen sein, und es ist kein Zweifel, daß sie noch erheblich tiefer herabsteigen kann.

Aber auch unter den Tropen findet man die eiskalten Luftschichten in keiner so besonders großen Seehöhe. Nach den ziemlich zahlreichen Temperaturaufzeichnungen von Whymper auf den hohen Vulkankegeln der Anden von Quito darf man schließen, daß die Temperatur dort in circa 5500 m Seehöhe schon den Gefrierpunkt erreicht. Die mittlere Luftwärme im Meeresniveau ist aber  $25-26^{\circ}$  C., fast gleichmäßig das ganze Jahr hindurch. Auf dem Gipfel des Chimborazo, den der genannte berühmte Bergsteiger zweimal betrat, wurde (in 6250 m Höhe) das eine Mal (Januar) eine Temperatur von  $-6^{\circ}$ , das andere Mal (Juli) von  $-8^{\circ}$  C. beobachtet, auf dem Cotopaxi (5960 m) traf er eine Temperatur von  $-8\frac{1}{2}^{\circ}$ , Wolf dagegen nur  $-2^{\circ}$ . Natürlich können so vereinzelte Beobachtungen nur einen beiläufigen Anhaltspunkt zur Beurteilung der Temperatur dieser hohen Regionen gewähren. In dieser Gegend, fast unter dem Äquator, ist aber auch schon in 4060 m Seehöhe (auf der sog. Maierei des Antisana) ein ganzes Jahr hindurch die Temperatur aufgezeichnet worden. Die mittlere Luftwärme stellte sich daselbst zu  $5^{\circ}$  C. heraus, die extremen Temperaturen waren  $-6^{\circ}$  und  $11^{\circ}$ . Die Stadt Quito, die unweit davon in 2850 m Seehöhe liegt, hat eine mittlere Temperatur von  $13^{\circ}$  C. Danach wäre die mittlere Jahrestemperatur des Gefrierpunktes erst in circa 6000 m zu erwarten.

Aus den jüngsten wiederholten Besteigungsversuchen des Kilimandscharo im äquatorialen Ostafrika ist auch von dort bekannt geworden, daß in Höhen über 4000 m die Temperatur jede Nacht unter den Gefrierpunkt sinkt und zwar oft tief darunter.

Es genügen die angeführten Beobachtungen, um die Thatsache zu konstatieren, daß selbst unter dem Äquator, wo an der Meeresfläche die mittlere Temperatur  $26^{\circ}$  C. beträgt, in 5500 bis 6000 m die durchschnittliche Luftwärme zum Gefrier-

punkt herabsinkt, während dies in unseren Breiten im heißesten Monat, wo im Meeresniveau die mittlere Tageswärme  $20^{\circ}$  C. ist, schon in circa 3200 m eintritt. Was ist nun die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung, welche selbst unter dem Äquator die über 5000 m aufragenden Berge in ewigen Schnee hüllt?

Die volle Aufdeckung derselben ist nicht so leicht gewesen, als man wohl annehmen könnte. Die Erklärung der großen Kälte der höheren Luftschichten in nur wenige Kilometer senkrechtem Abstand von der warmen Erdoberfläche ist nicht so einfach wie die der Abnahme der Luftwärme gegen die Erdpole hin. In letzterem Falle hält dieselbe ersichtlich gleichen Schritt mit der abnehmenden Erwärmung durch die Sonne, infolge der kürzeren Dauer des Tages und der immer schiefer, also unwirksamer einfallenden Strahlen derselben. Auch die Unregelmäßigkeiten dieser Wärmeabnahme mit zunehmender Breite können wir unschwer auf ihre Ursachen zurückführen (Einfluß der Ozeane und Kontinente, der Meeresströme und vorherrschenden Winde). Die Dauer und Intensität der Wärmestrahlung der Sonne, welche in erster Linie das Wärmeausmaß eines Ortes der Erdoberfläche bestimmen, sind aber in 3 bis 4 km senkrechter Erhebung über derselben nicht bloß die gleichen, sondern sogar noch günstiger. Die etwas längere Dauer der Bestrahlung ist dabei allerdings von keiner erheblichen Bedeutung, dagegen ist die Zunahme der Intensität der Sonnenstrahlung eine ganz beträchtliche.

Die genauen messenden Versuche der Physiker haben den Nachweis geliefert, daß die bei Bergbesteigungen stets auffallende Erscheinung, daß die Sonne in größeren Höhen heißer zu werden scheint, keinen bloß subjektiven oder physiologischen Grund hat, sondern auch von den Instrumenten angezeigt wird. So hat z. B. Biolle am 16. August (1875) auf dem Montblanc-Gipfel in 4810 m Höhe die Stärke der Sonnenstrahlung zu 2.4 gefunden, während sein Mitarbeiter dieselbe gleichzeitig am Fuße des Bossongletschers in 1200 m mit demselben Instrumente gemessen nur gleich 2.0 fand, also um  $\frac{1}{6}$  kleiner. Die Luftschicht von 3600 m, die zwischen beiden Stationen liegt, hatte also damals ein Sechstel der Wärmemenge, die der Montblancgipfel noch erhält, verschluckt. Der von den Luftschichten verschluckte Teilbetrag der Wärmestrahlung der Sonne ist aber sehr verschieden nach dem Zustande dieser Luftschichten, und zwar ist er zu meist von deren Reinheit von Staub oder feinen Wassernebeln abhängig; je größer diese Reinheit, desto durchlässiger ist die Luft für die Strahlung. Man darf also aus den oben beispielsweise angeführten Beobachtungsergebnissen nicht etwa allgemein schließen, daß eine Luftschicht von 3600 m Dicke stets ein Sechstel der gesamten Sonnenstrahlung zurückhält (absorbiert oder zerstreut).

Die Bedeutung der angeführten Zahlenwerte für die Stärke der Sonnenstrahlung ist folgende: Die Zahl 2.4, die Biolle für den Montblancgipfel fand, drückt aus, daß dort zur Zeit der Beobachtung die Sonne der Fläche eines Quadratcentimeter in einer Minute 2.4 Wärmeeinheiten zustrahlte. Mit andern Worten, die Stärke der Sonnenstrahlung wäre imstande gewesen, in 1 Minute

die Temperatur eines Kubikzentimeter Wasser um  $2.4^{\circ}$  C. zu erhöhen, oder 2.4 ccm Wasser um  $1^{\circ}$  C. zu erwärmen.

Schon die alltägliche Erfahrung, daß die Sonne beim Aufgange wie beim Untergange, also in der Nähe des Horizontes, fast keine Wärmewirkung auszuüben im stande ist, diese Wirkung aber mit zunehmender Höhe der Sonne wächst, belehrt uns darüber, daß mit abnehmender Dicke der durchstrahlten Luftschichten der Verlust, den die Wärmestrahlen der Sonne auf ihrem Wege erleiden, immer geringer wird. Dieser Weg ist beim Sonnenauf- und Untergang 36 mal länger, als wenn die Sonne im Zenithe steht, bei  $10^{\circ}$  Sonnenhöhe (über dem Horizonte) aber nur mehr 6 mal, bei  $30^{\circ}$  Sonnenhöhe nur noch 2 mal länger. Der von der Atmosphäre verschluckte Teil der Sonnenwärme ist aber nicht einfach der Weglänge der Strahlen proportional, sondern steht zu demselben in einem komplizierteren Verhältnis. Werden z. B. beim Zenithstande der Sonne 75% ihrer Strahlung durchgelassen, so beträgt dieser Teil bei  $30^{\circ}$  Sonnenhöhe 56%, bei  $10^{\circ}$  Sonnenhöhe immer noch 20%, während er am Horizont nahe gleich Null ist. Es wird dabei immer vorausgesetzt, daß wir die Sonnenstrahlung auf einer ihr senkrecht gegenübergestellten Fläche auffangen. Um die Stärke der Sonnenstrahlung, die bei verschiedenen Sonnenhöhen gemessen worden ist, vergleichbar zu machen, rechnet man sie meist in jene Stärke um, welche dem Zenithstande der Sonne entsprochen haben würde. Dies ist auch mit den früher mitgetheilten Messungen von Biolle geschehen.

Da der Zustand der Reinheit der Atmosphäre beständig wechselt und in gleicher Weise auch die davon abhängige Durchlässigkeit derselben für die Wärmestrahlen, so haben alle Messungen der Intensität der Sonnenstrahlung, wengleich auf dieselbe Sonnenhöhe bezogen, keinen allgemein giltigen Wert. Selbst wenn der Himmel dem Auge völlig rein blau erscheint, zeigen kontinuierliche Registrierungen der Intensität der Sonnenstrahlung beträchtliche Schwankungen in der Durchlässigkeit der Atmosphäre für die Wärmestrahlen, ohne daß das Auge entsprechende Trübungen der Reinheit zu erkennen vermag. Die so naheliegende und wichtige Frage, wie groß denn eigentlich die Stärke der Sonnenstrahlung an sich, d. h. außerhalb der Erdatmosphäre sei, ist daher sehr schwierig mit Genauigkeit zu beantworten. Man hat die Resultate der Messungen selbst durch die scharfsinnigsten Berechnungen nicht ganz von dem Einflusse des Mediums, durch welches die Sonnenstrahlen zu uns gelangen, befreien können. Selbst auf dem Gipfel des Montblanc hat man ja noch immer beträchtlich mehr als die Hälfte (nahe 60%) der Masse der Atmosphäre über sich. Es ist anzunehmen, daß ganze Strahlengruppen nicht allein auf ihrem Wege durch diese mächtige Luftschichte vermindert zu uns gelangen, sondern überhaupt ausgelöscht (gänzlich absorbiert) werden. Wovon uns überhaupt keine Kunde zukommt, wir sollen wir das der Größe nach berechnen?

Die genaueste, auf die sorgfältigsten, langwierigsten Messungen und Rechnungen gegründete Schätzung der absoluten Intensität der Sonnenstrahlung ist die von Langley. Derselbe findet sie gleich 3 Wärmeeinheiten pro Quadrat-Zentimeter

und Minute. Darnach würde die im Laufe eines Jahres der Erde von der Sonne zugestrahlte Wärmemenge imstande sein, eine die Erde umhüllende Eisdecke von 54 Meter Mächtigkeit abzuschmelzen.

Es ist nun aber an der Zeit, daß wir uns wieder der Ursache der Kälte auf hohen Bergen zuwenden, von welcher wir uns scheinbar entfernt haben. Wenn die Sonne so heiß ist und noch heißer wird, je höher wir uns in der Atmosphäre erheben, so sollte man ja meinen, daß es auf hohen Bergen wärmer sein müsse als unten. Der wirkliche Zustand ist der, daß zwar die Sonne oben heißer strahlt, die Luft aber trotzdem kälter ist.

Die Sonnenstrahlen erhöhen nur dann die Temperatur eines Körpers, wenn er einen geringeren oder größeren Teil derselben nicht durchläßt, sondern absorbiert. Die Luft hat diese Eigenschaft bloß in sehr geringem Grade, und um so weniger, je dünner und reiner sie ist. Der Erdboden dagegen absorbiert die Wärmestrahlung fast vollständig. Die Sonnenstrahlung geht deshalb durch die Atmosphäre, namentlich durch die höchsten Schichten derselben hindurch, ohne deren Temperatur erheblich zu steigern; erst wenn sie die Erdoberfläche trifft, erscheint die Wirkung derselben fast vollständig als eine Temperatursteigerung der obersten Schichten derselben. Die Wärmewirkung des geringen Teiles der absorbierten Sonnenstrahlung verteilt sich zudem auf die ganze Tiefe des Luftmeeres, während fast der ganze restierende Anteil derselben einer Bodenschicht von nicht einmal einem Meter Tiefe zukommt.

Der kürzlich verstorbene Charles Martins hat einmal den Versuch gemacht, die gleiche schwarze Weidenerde auf dem Gipfel des Pic du Midi in 2880 m Seehöhe und gleichzeitig unten am Fuße desselben in Bagnères in 550 m der Sonnenstrahlung auszusetzen. Oben stieg die Temperatur dieser Erde im Maximum auf  $52^{\circ}$  C., unten nur auf  $50^{\circ}$ ; die Lufttemperatur dagegen erreichte oben nur  $13^{\circ}$ , unten jedoch  $27^{\circ}$ . Dieser Versuch zeigt recht deutlich das verschiedene Absorptionsvermögen von Erde und Luft. Die Temperatur, welche ein der Sonnenstrahlung ausgesetzter Körper erreicht, hängt aber nicht allein ab von der von ihm absorbierten Wärmemenge, sondern ebenso sehr von seiner eigenen Wärmeausstrahlung gegen die Umgebung. Sein Temperaturzustand ist abhängig von dem Verhältnis dieser beiden Wärmestrahlungen, d. i. von dem Verhältnis zwischen Wärmeeinnahme und Wärmeabgabe. Wenn beide gleich bleiben, wird jedenfalls bald ein stationärer Zustand erreicht, bei dem der Körper eben soviel Wärme ausstrahlt, als er empfängt. Mit einer Zunahme der Temperatur und damit des Wärmeunterschiedes gegen die Umgebung steigt auch die Wärmeausstrahlung, mit Abnahme derselben vermindert sie sich. Damit ist der Temperatursteigerung oder Abnahme von selbst eine gewisse Grenze gesetzt. Die Physiker haben festgestellt, daß die Wärmeabsorption und Wärmeausstrahlung gleichen Schritt halten. Die Luft z. B., welche die Wärmestrahlen der Sonne wenig absorbiert, ist auch ein schlechter Wärmestrahler; umgekehrt verhält es sich mit der Erdoberfläche.

Welche Temperatur würde die Erdoberfläche haben, wenn sie von keiner Lufthülle umschlossen wäre? Die Beantwortung dieser Frage ist offenbar von ent-

scheidender Wichtigkeit für den Gegenstand, der uns beschäftigt. Die Bergspitzen ragen ja in Höhen hinauf, wo die atmosphärischen Schichten dünner sind und ihre Wirkung deshalb schwächer wird.

Durch bloße Überlegung läßt sich nur folgendes feststellen. Die Sonnenstrahlung würde viel kräftiger sein, aber auch die Wärmeausstrahlung. Die Zunahme der Erwärmung können wir noch ziemlich befriedigend schätzen, nicht so aber den gesteigerten Wärmeverlust durch Ausstrahlung. Zu einer einigermaßen genügenden Berechnung desselben fehlen uns die nötigen Grundlagen. Wir kennen ja nicht einmal die Temperatur des Raumes, gegen welchen die Erdoberfläche dann ihre Wärme völlig ungehemmt ausstrahlen würde. Bis in die jüngste Zeit schien es deshalb völlig unmöglich, eine befriedigende Antwort auf die oben aufgestellte Frage zu geben.

Der Amerikaner Langley, dessen hohe Verdienste um die Lösung aller hier erörterten Probleme kaum überschätzt werden können, hat die Schwierigkeiten einer direkten Beantwortung der Frage nach der Größe des Einflusses der Atmosphäre auf den Temperaturzustand der Erde in genialer Weise umgangen.

Die Erde besitzt einen Begleiter, welcher keine Atmosphäre hat, selbst die schärfsten Prüfungen haben kaum eine Spur derselben nachweisen können.

Wäre es also möglich, die Temperatur der Mondoberfläche zu messen, so würden wir auch jene der ihrer atmosphärischen Hülle entkleideten Erdoberfläche beurteilen können. Unter Temperatur des Mondes meinen wir zunächst nur die Temperatur der beleuchteten Mondoberfläche, wobei zu beachten ist, daß die Dauer des Mondtages circa 28 Erd-Tagen gleich ist; so lange wird ein Punkt der Mondoberfläche kontinuierlich von der Sonne beschienen, worauf dann eine eben so lange Nacht folgt.

Die früheren Versuche, die Temperatur des Vollmondes zu messen, haben zu keinerlei sicherem Ergebnis geführt. Nur soviel glaubte man annehmen zu dürfen, daß diese Temperatur sehr hoch sein müsse, etwa gleich der des siedenden Wassers. Mit seinen außerordentlich vervollkommenen Mitteln zur genauen Messung der Wärmestrahlung von Körpern niedriger Temperatur ist Langley nach jahrelangen, konsequent fortgesetzten Beobachtungen und Studien zu dem Resultat gekommen, daß die Temperatur der Mondoberfläche bei Vollmond nur wenig über dem Gefrierpunkt liegen könne.

Die vom Monde der Erde zugestrahlte Wärme besteht aus zwei Teilen, der direkt reflektierten oder gespiegelten Wärme der Sonne, und jener Wärmestrahlung, welche von der erwärmten Mondoberfläche selbst ausgeht. Die erstere ist nur ein geringer Bruchteil der letzteren. Aus der Beschaffenheit der vom Monde selbst ausgehenden Strahlung konnte Langley schließen, daß sie nur von einem Körper kommen kann, dessen Temperatur dem Gefrierpunkt nahe liegt.

Diese niedrige Temperatur der Mondoberfläche selbst während einer 28 Tage hindurch andauernden Bestrahlung durch die Sonne mag wohl manchem Leser zunächst rätselhaft erscheinen. Wenn man aber bedenkt, daß ein Punkt der Mondoberfläche gegen die ganze über seinen Horizont befindliche Himmelsfläche un-

gehindert Wärme ausstrahlt und nur von der kleinen Fläche, welche die Sonnenscheibe einnimmt, mehr Wärme erhält, als er dorthin abgibt, so wird dieselbe begreiflicher. Denn die Temperatur des Raumes, gegen welchen jener Punkt Wärme verliert, darf man zu etwa  $- 273^{\circ}$  (den absoluten Nullpunkt der Temperatur) annehmen.

Für unsere Erde ergibt sich nun unmittelbar der Schluß, daß ihre Temperatur ohne Atmosphäre während einer 28 mal kürzeren Bestrahlung durch die Sonne selbst unter dem Äquator tief unter dem Gefrierpunkt bleiben müßte. Selbst die Erdpole haben jetzt eine höhere mittlere Temperatur, als sie eine luftlose Erde unter dem Äquator aufweisen würde.

Die neuesten Forschungen über die Temperatur des Mondes ergeben derart in besonders klarer und überzeugender Weise die außerordentliche Bedeutung der Lufthülle der Erde für den Wärmezustand an deren Oberfläche. Wenn man auch früher schon keineswegs die Wichtigkeit der Atmosphäre für den Temperaturzustand der Erde verkannt, dieselbe vielmehr im allgemeinen richtig gewürdigt hat, so gestatten doch erst die oben angedeuteten glänzenden Untersuchungen Langley's, die Wirkung der Atmosphäre als wärmeauffpeichernde Hülle auch dem Maße nach zu beurteilen.

Auf welche Weise schützt aber die Erdatmosphäre die Erdoberfläche gegen größere Wärmeverluste durch Ausstrahlung? Auch zur genaueren Beantwortung dieser Frage hat Langley wichtige Beiträge geliefert. Es ist klar, daß die Lufthülle die Erde nur dann vor größeren Wärmeverlusten bewahren und eine höhere Temperatur auf derselben bewirken kann, wenn sie die Wärmeeinstrahlung weniger hemmt als die Wärmeausstrahlung. Sie muß sich also in ihrem Absorptionsvermögen anders verhalten gegenüber der Sonnenstrahlung als gegenüber der von der erwärmten Erde ausgehenden Wärme-Rückstrahlung.

Die atmosphärische Luft war in dieser Hinsicht bisher nicht genauer untersucht, man hatte nur im allgemeinen angenommen, daß sich die Luft in der That so verhalte. Von anderen durchsichtigen Medien, namentlich vom Glase, ist das verschiedene Absorptionsvermögen gegen Wärmestrahlungen verschiedener Art allgemeiner und genauer bekannt. Jedermann weiß, daß das Glas die Wärmestrahlung der Sonne fast vollkommen durchläßt, nicht aber die Strahlung eines warmen Ofens oder überhaupt eines Körpers von niedrigerer Temperatur. Darauf beruht ja die Wirkung eines Glashauses als Warmhaus. Die Sonnenstrahlen gehen fast ungehemmt durch die Glasscheiben, aber die Wärmestrahlung aus dem Innern des Raumes, den die Scheiben überdecken, lassen sie nicht passieren. Es findet derart eine Aufspeicherung von Wärme hinter den Glaswänden statt. Wir haben da ein gutes Bild von der Art der Wirkung unserer Atmosphäre. Genauer genommen verhält sich aber die Lufthülle der Erde doch erheblich anders gegen die Sonnenstrahlung als eine Glasscheibe. Es geht dies schon daraus hervor, daß das Glas für die Wärmestrahlung von Körpern niedriger Temperatur ganz undurchlässig ist. Es läßt auch die eigene Wärmestrahlung des Mondes nicht passieren, sondern nur die von ihm reflektierte Sonnenwärme, was ein bequemes Mittel liefert, diese

beiden Wärmearten zu trennen, für sich zu untersuchen und das Verhältnis ihrer Intensitäten zu messen. Würde sich die Luft so verhalten wie Glas, so wären Langley's Untersuchungen über die eigene Wärmestrahlung des Mondes nicht möglich gewesen.

Bekanntlich besteht die Strahlung der Sonne, wie auch in ähnlicher Weise jene von glühenden Körpern überhaupt, aus Strahlengattungen verschiedener Art, die sich physikalisch nur durch ihre verschiedene Brechbarkeit, verschiedene Wellenlänge, unterscheiden. Die kleinste Wellenlänge haben die Strahlen, die im blauen Ende des Spektrums und darüber hinaus liegen, die größte Wellenlänge haben die im roten Teile des Spektrums und darüber hinaus. Ein Teil dieser Strahlen oder Lichtwellen ist sichtbar, der weitaus größere Teil zu beiden Seiten derselben ist unsichtbar. Weil die kurzwelligen, blauen und violetten Strahlen am kräftigsten chemisch und photographisch wirksam sind, hat man sie auch kurz chemische oder aktinische Strahlen genannt, dagegen jene im mittleren Teile des Spektrums um gelb herum, welche die größte Leuchtkraft haben, leuchtende Strahlen, die am roten Ende, welchen relativ größere Wärmewirkung zukommt, Wärmestrahlen. Diese verschiedenen Strahlengattungen unterscheiden sich aber an sich nur durch ihre verschiedene Wellenlänge und die davon abhängige Brechbarkeit, die spezifischen Wirkungen derselben sind abhängig von den Körpern, auf welche sie auffallen. Auch die blauen, violetten und ultravioletten Strahlen besitzen noch eine Wärmewirkung. Körper von sehr hoher Temperatur, d. i. glühende Körper, senden, in verschiedenem Maße allerdings, alle diese Strahlengattungen aus, also auch namentlich die kurzwelligen, stark brechbaren Strahlen; Körper von niedriger Temperatur senden keine sichtbaren Strahlen aus, sondern nur Strahlen von großer Wellenlänge, welche bloß durch ihre Wärmewirkungen zur Beobachtung gelangen. Man nennt diese auch kurz dunkle Strahlung. Die Untersuchungen von Langley haben gezeigt, daß die Atmosphäre namentlich die kurzwelligen Strahlen absorbiert, also jene am blauen Ende des Spektrums und darüber hinaus. Das Absorptionsverhältnis nimmt gegen das rote Ende des Spektrums hin kontinuierlich ab, was man früher nicht vermutet hatte. Würden wir uns über unsere Atmosphäre hinaus erheben können, so würde die Sonnenstrahlung sehr viel reicher an blauen und violetten Strahlen werden.

Insofern verhält sich also die atmosphärische Luft sehr verschieden vom Glas, und ihre wärmebewahrende Wirkung scheint nun unverständlich zu werden, da sie ja gerade die langwelligen Strahlen leichter durchläßt als die andern. Es zeigt sich aber am roten Ende und besonders im darauf folgenden dunklen Teile des Wärmespektrums, einer Strahlung, die durch dickere Luftschichten hindurchgegangen ist, eine bemerkenswerte Erscheinung. Es treten dort sehr breite Absorptionsbanden auf, wie man sie nennt, wo die ganze Strahlung ausgelöscht d. h. gänzlich von der Atmosphäre absorbiert worden ist.

Jedermann kennt die sogenannten Frauenhofer'schen dunklen Linien im Sonnenspektrum, welche durch die spezifische Absorption bestimmter Strahlen von den glühenden Gasen der Sonnenatmosphäre hervorgebracht werden. In gleicher

Weise absorbiert die Erdatmosphäre von den langwelligigen dunklen Strahlen, die weit über das Rot hinausliegen, ganze, breite, große Gruppen vollständig, das ist ihre spezifische Absorption.<sup>1)</sup> Indem also unsere Atmosphäre für große Partien der sogenannten dunklen Wärmestrahlen, welche von der Erde ausgehen, wie ein Schirm wirkt, bewahrt sie die Erde vor stärkerer Abkühlung. Die leuchtende Wärmestrahlung der Sonne gelangt durch die Atmosphäre auf die Erdoberfläche, erwärmt sie, kann aber nun, in dunkle Wärmestrahlung verwandelt, nicht mehr frei in den Weltraum zurückstrahlen, sondern wird von der Atmosphäre sehr stark absorbiert, welche letztere sich dabei erwärmt. So entsteht um die Erdoberfläche eine warme Hülle. Diese Hülle wird aber immer unwirksamer, je dünner die Luftschichten mit zunehmender Höhe werden, die Wärmestrahlung von der Erdoberfläche her wird immer schwächer, die Wärmeausstrahlung gegen den Weltraum zugleich immer stärker. Daher muß die Temperatur mit der Höhe abnehmen. Je höher ein Berggipfel in den Luftozean hinaufragt, desto mehr nähert sich sein Wärmezustand dem des Mondes.

Nun wird man uns aber sogleich einwenden, daß die Sache sich in Wirklichkeit in unserer Atmosphäre nicht ganz so einfach verhält. Die unten durch die dunkle Wärmestrahlung des Bodens wie auch durch unmittelbare Berührung mit demselben am stärksten erwärmten Luftschichten steigen in die Höhe, weil sie spezifisch leichter geworden sind. Wir können ja die aufsteigende Luftbewegung tagüber namentlich im Sommer in den Gebirgsthälern und auf Berggipfeln auf das deutlichste direkt beobachten. Aber noch mehr, die neueren Studien über den Zusammenhang der Witterungserscheinungen haben ergeben, daß die große Luftzirkulation in der Atmosphäre durch die aufsteigende und niedersinkende Bewegung der Luftmassen über großen Räumen im Gange erhalten wird. Über den Gebieten der sogenannten Barometer-Minima steigt die Luft in die Höhe, in den Gebieten der Barometer-Maxima sinkt sie langsam wieder herab und strömt an der Erdoberfläche gegen die Barometer-Minima hin. Dabei, sollte man wohl glauben, müßten die Temperatur-Unterschiede zwischen unten und oben größtenteils ausgeglichen werden und die Atmosphäre in vertikaler Richtung eine ziemlich gleichmäßige Temperatur annehmen. Die Beobachtungen zeigen aber in vollkommener Übereinstimmung mit den Gesetzen der Wärmelehre, daß es sich anders verhält. Aufsteigende trockene Luftmassen (in denen also keine Wolkenbildung stattfindet) kühlen durch die gleichzeitig eintretende Ausdehnung sehr stark ab und zwar in dem Verhältnis von 1° C. pro je 100 m Emporsteigen. Beim Herabsinken erwärmen sie sich natürlich in gleichem Maße, wodurch die Erscheinung der Föhnwinde in Gebirgsländern eine Erklärung gefunden hat. Ist die aufsteigende Luft feucht, so wird infolge der Abkühlung in einer gewissen Höhe Wolkenbildung in derselben eintreten. Die dabei frei werdende sogenannte latente Wärme des Wasserdampfes bewirkt, daß von da an die Wärmeabnahme eine langsamere wird, weil ja die Luft fortwährend eine Wärmezufuhr erhält, welche

<sup>1)</sup> Auch selektive oder elektive Absorption genannt.



die Abkühlung verwindert. Bei einer je höheren Temperatur diese Wolkenbildung eintritt, d. h. je größer die bei gleicher Erkaltung kondensierte Wasserdampfmenge ist, desto langsamer ist die Abkühlung der aufsteigenden Luft. Durch das Aufsteigen feuchter, warmer Luftmassen wird also viel mehr Wärme in die höheren Luftschichten hinaufgebracht werden können als durch das Aufsteigen trockener Luftmassen von gleicher Temperatur.

Durch die kleinen wie durch die großen vertikalen Luftströmungen in unserer Atmosphäre wird demnach allerdings die Wärmeabnahme mit der Höhe in derselben dem Grade nach mannigfach verändert, aber keineswegs aufgehoben. Die unteren Schichten bleiben immer die wärmeren, die oberen die kälteren. Es ist aber ganz natürlich, daß je nach den Witterungsverhältnissen die Temperaturänderung mit der Höhe oft recht verschieden gefunden wird, und daß ein allgemein gültiges Gesetz für dieselbe nicht aufgestellt werden kann.

Die Temperatur-Beobachtungen in Gebirgsländern haben aber doch zu dem Ergebnis geführt, daß im Mittel eines ganzen Jahres die Wärmeabnahme nach oben überall eine bemerkenswerte Gleichförmigkeit zeigt vom Äquator bis zum 60. Breitengrad hinauf. Man findet für je 100 m Erhebung durchschnittlich eine Temperaturabnahme von circa  $0,6^{\circ}$  C., oder man muß 170 m in die Höhe steigen, damit die Jahres-Temperatur um einen ganzen Grad C. abnimmt.

Dabei zeigt sich aber auch die lehrreiche Thatsache, daß dort, wo das Land in großer Ausdehnung, als Plateauerhebung, in die Höhe ragt, die Wärme erheblich langsamer abnimmt als dort, wo bloß einzelne Gipfel oder steile, weniger massige Gebirge sich über das umgebende Flachland erheben. So beträgt die Wärmeabnahme von der Küste bis zum Hochland von Quito nur  $0,45^{\circ}$  pro 100 m, vom Hochland aufwärts aber an den Abhängen des Antisana  $0,68^{\circ}$  pro 100 m. Fast genau dasselbe Verhältnis ergeben auch die Beobachtungen im mittleren Europa. Die Wärmeabnahme mit der Höhe auf den breiten Rücken der rauhen Alp und des Schwarzwaldes liegt zwischen  $0,4^{\circ}$  und  $0,5^{\circ}$ ; vergleicht man aber die Temperatur auf dem Sonnblickgipfel mit der auf den umliegenden Gipfelstationen, so findet man die viel raschere Wärmeabnahme von  $0,65^{\circ}$  für je 100 m. Das Hochland von Tibet, die Hochländer im Westen der Vereinigten Staaten von Nordamerika sind in gleichem Maße wärmer, als es frei aufragende Berggipfel in gleicher Höhe sein würden.

Die Erklärung dieser Erscheinung liegt nahe. Dort wo das Land in großer Ausdehnung sich erhebt, werden auch die darüber lagernden Luftschichten durch die Wärmestrahlung des Landes stärker erwärmt, als dies bei der freien Atmosphäre in gleicher Höhe der Fall ist. Das Land schafft sich selbst durch seine stärkere Absorption der Sonnenstrahlung eine wärmere Lufthülle. Einzelne Berge und Gebirgserhebungen wirken zwar auch in ähnlicher Weise, aber natürlich in dem Maße schwächer, als ihre Oberfläche eine kleinere ist. Zudem führen die stärker bewegten oberen Luftschichten diese wärmere Hülle, die jeder Berg um sich zu bilden sucht, fortwährend wieder hinweg und bringen ihn stets wieder mit der freien Atmosphäre in Berührung. Je isolierter deshalb ein Berggipfel ist und

je weniger Oberfläche er hat, desto kühler wird er sein, desto mehr wird seine Temperatur jener sich nähern, welche die Atmosphäre in gleicher Höhe hat. In windgeschützten Thälern dagegen, kann sich eine besonders warme Luftkugel bilden, wodurch solche Thäler als eine Art klimatischer Oasen erscheinen.

In neuerer Zeit, wo Bergbesteigungen im Winter durchaus keine Seltenheit mehr sind, ist auch eine Erscheinung allgemein bekannt geworden, welche allen unseren vorausgehenden Erörterungen schneestruß zu widersprechen scheint. Man findet nämlich häufig bei windstillen, sonnigen Winterwitterung, und nur diese lädt ja zu Bergbesteigungen ein, daß die Niederungen unter rauhem Frostnebel begraben liegen, die Vegetation erstarrt ist, die Wälder dicht mit Raufreif behangen sind, während man höher steigend mildere Lüfte antrifft, die Temperatur erheblich den Gefrierpunkt übersteigt, eine helle Sonne und ein schneefreier, begrünter Boden dem überraschten Bergwanderer das Bild eines Nachsommers vorpiegelt. Die physikalischen Gesetze erscheinen durchbrochen, oben die Wärme, unten die Kälte. Die Temperatur nimmt mit der Höhe zu, und zwar nicht allein bei Tage, wo oben die Sonne scheint, sondern auch während der langen Nacht, und dann sogar am stärksten.

Diese Erscheinung tritt in der That im Winterhalbjahr während der Periode der langen Nächte recht häufig und immer dann auf, wenn die betreffende Gegend im Gebiete eines Barometer-Maximums liegt, welches derselben Windstille und heiteren Himmel (abgesehen von den Bodennebeln der Niederungen) bringt.

Wenn man nun nach einer Erklärung für diese überraschende Thatsache sucht, so findet man bald, daß dieselbe den früher erörterten Ursachen der Temperatur-Änderung mit der Höhe nicht widerspricht, sondern dieselben nur erweitert und stützt.

Wir haben nämlich bisher die vertikale Temperaturschichtung in der Atmosphäre nur unter dem unmittelbaren Einflusse der Sonnenstrahlung betrachtet. Wie gestalten sich aber die Verhältnisse, wenn diese letztere eine längere Zeit hindurch wegfällt, wie dies während der Winternächte höherer Breiten der Fall ist? Dann strahlen Atmosphäre und Erdoberfläche Wärme aus, ohne einen Ersatz dafür zu erhalten, die Temperatur beider muß also sinken. Nun hat aber die Erdoberfläche ein viel stärkeres Wärmeausstrahlungsvermögen als die Luft. Sie erkaltet deshalb rascher und tiefer als die auflagernden Luftschichten, diese letzteren werden in der Folge von unten her abgekühlt. Die Erdoberfläche wirkt dann nicht mehr erwärmend, sondern erkaltend auf die nächsten sie umhüllenden Luftschichten. Die höheren Luftschichten dagegen bewahren die am Tage erlangte Wärme größtenteils bei. Man sieht, daß deshalb während der Nacht die Temperatur von der Erdoberfläche bis zu einer gewissen Höhe nach oben zunehmen kann.

Das ist eine notwendige Folge der stärkeren nächtlichen Wärmeausstrahlung des Bodens und der ihn bekleidenden Vegetation. Im Sommer, während der kurzen Nächte, erstreckt sich diese Temperaturzunahme nach oben nur auf eine Höhe von wenigen Metern. Während der längsten Winternächte dagegen, namentlich wenn der Boden mit Schnee bedeckt ist, was die Abkühlung der Oberfläche des-

selben besonders steigert, kann dieser Zustand sich auf mehrere hundert Meter erstrecken, da die ihn bedingende Ursache von Nacht zu Nacht ihre Wirkung wieder aufnimmt und verstärkt, so lange die Witterungszustände derselben günstig sind.

Die günstigen Witterungszustände sind: Windstille und klarer Himmel, letzterer steigert bei trockener, reiner Luft die Wärmeausstrahlung im höchsten Grade, erstere gestattet die ruhige Übereinanderlagerung der Luftschichten nach ihrem spezifischen Gewichte; die kalten, schweren bleiben unten, die wärmeren, leichteren schwimmen auf denselben. Dieser Witterungszustand tritt aber nur ein im Gebiete eines Barometer-Maximums. Das ist der Grund, weshalb man die geschilderte Wärmezunahme nach oben fast nur bei hohem Barometerstande und schöner Witterung antrifft.

Wird das Wetter schlecht, treten heftigere Winde ein, so kehrt sich das Verhältnis der Temperaturschichtung sogleich wieder um, es wird oben kälter, und die normale Wärmeabnahme tritt wieder in ihre Rechte. Sehr lehrreich ist es namentlich zu sehen, wie nach einem Barometer-Maximum im Winter beim Eintritt heftiger, warmer Tauwinde, welche die ruhige Kälte in den Niederungen brechen und dort mildes Wetter bringen, es in der Höhe sogleich kalt wird. Der warme Südwind ist oben kalt, unten warm, d. h. es findet die normale Wärmeabnahme mit der Höhe in demselben statt. Die Umkehrung der Wärmeabnahmen nach oben als dauernder Zustand ist nur bei Windstille möglich<sup>1)</sup>.

Während der Barometer-Maxima des Winters es ist oft längere Zeit hindurch auf den Bergen nicht allein relativ warm, gegenüber den durch Wärmeausstrahlung erkalteten Niederungen, sondern überhaupt abnorm warm. Tag und Nacht kann in Höhen bis gegen 3000 Meter hinauf die Temperatur der Luft über dem Gefrierpunkt bleiben mitten im Winter; dabei ist die Trockenheit der Luft sehr groß. Derselbe Zustand herrscht aber auch in gleicher Höhe über den Ebenen, nur kann er daselbst bloß in seltenen Fällen bei Luftballonfahrten konstatiert werden. Man muß annehmen, daß die im Gebiete eines Barometer-Maximums langsam gegen die Erdoberfläche herabsinkenden Luftmassen sich ebenso erwärmen, wie dies beim Föhn der Fall ist. Es ist eine andere Form der gleichen Erscheinung.

Abgeschlossene Thäler, welche sich oft im Sommer durch höhere Wärme auszeichnen, können im Winter sehr kalt sein, wenn die durch Wärmeausstrahlung der Bergoberflächen erkaltete und ins Thal herabsinkende Luft keinen Abfluß findet, sondern dort sich ansammelt und stagniert. Es bildet sich in solchen Thälern eine Art See von kalter Luft. Für einen großen Teil der Ostalpen ist diese Erscheinung charakteristisch; im geringen Grade findet dieselbe in allen Thälern statt. Daher kommt es, daß im Winter der durchschnittliche Temperatur-Unterschied zwischen Berg und Thal ein viel kleinerer ist als im Sommer, ja zuweilen

<sup>1)</sup> Von dem zuweilen stattfindenden Wehen eines warmen Luftstroms über einem unteren kalten ist hier nicht die Rede, weil dies stets nur vorübergehend bei einem Witterungswechsel namentlich stattfindet.

ganz aufhört oder sogar sein Zeichen wechselt. Die Berge sind im Winter weniger kalt, als man aus den Erfahrungen des Sommers schließen müßte. Am meisten begünstigt sind Bergabhänge und Kuppen, wenn sie nicht in große Höhen hinauf-ragen. Die Berge haben kühle Sommer und relativ milde Winter. In den Ostalpen ist im Winter die Wärmeabnahme mit der Höhe von den Thälern ausgerechnet, durchschnittlich nur halb so groß als im Frühsommer, d. i. nur  $0,3^{\circ}$  bis  $0,4^{\circ}$  pro hundert Meter.

Der Wärmeunterschied zwischen Lienz (Busterthal) und Sonnblickgipfel (Höhenunterschied 2400 Meter) beträgt im Januar  $8,3^{\circ}$  C., im Juli dagegen  $18,1^{\circ}$ ; auf der Nordseite der Tauern zwischen Zell a. See und Sonnblickgipfel (Höhenunterschied 2300 Meter) im Januar  $6,9^{\circ}$ , im Mai und Juni  $15,9^{\circ}$ .

Je höher ein Berggipfel emporragt, desto kleiner wird der Temperaturunterschied zwischen Winter und Sommer auf demselben. Während unten in den Thälern am Fuße des Sonnblick in 700 Meter Seehöhe der Temperaturunterschied in diesen extremen Jahreszeiten  $20\frac{1}{2}^{\circ}$  C. beträgt, ist er auf dem Sonnblickgipfel nur mehr  $14\frac{1}{2}^{\circ}$ , auf dem Glocknergipfel  $12\frac{1}{2}^{\circ}$  (berechnet). Würden die Tauern einen Berggipfel von der Höhe des Gaurisankar im Himalaya (8800 Meter) besitzen, so wäre anzunehmen, so weit ein solcher Schluß, weil zu weit über die Beobachtungen hinausgehend, gestattet sein mag, daß in dieser Höhe kein Wärmeunterschied mehr zwischen Winter und Sommer bestehen würde. So viel aber ist jedenfalls sicher, daß in sehr großen Höhen der Atmosphäre ein ewiger Winter herrscht.



## Ludwig Dessoir und seine Freunde.

In dem Nachlasse des berühmten Tragöden Ludwig Dessoir haben sich eine Anzahl von Briefen vorgefunden, welche vielleicht nicht ungeeignet sind, das Andenken an den genialen Führer jener großen Epoche des Berliner Schauspiels, als deren letzten Vertreter kürzlich Theodor Liedtke von der Bühne geschieden ist, aufs neue zu beleben. Die Mitteilung bezweckt aber außerdem, einen geringen Beitrag zur Theater- und Litteraturgeschichte der jüngsten Vergangenheit zu liefern und mehrere handschriftliche Auslassungen hervorragender Männer an die Öffentlichkeit zu stellen.

\* \* \*

Goethe behauptet einmal gelegentlich, daß ein Drama in lauter Briefen möglich sei. In diesem Ausspruche liegt ein bedeutsamer Hinweis auf die starke ästhetische Kraft, die dem Briefe innewohnt, und die richtige Erkenntnis, daß ebenso wie im Dialoge des Dramas auch im Briefe die Individualität sich zum Zwecke einer ästhetischen Wirkung ausprägen. Es scheint jedoch fast so, als ob diese Einsicht dem gegenwärtigen Bewußtsein völlig entschwunden sei, denn wenn

siele es heutzutage wohl noch bei, einen Brief nur deshalb zu schreiben, um einem geistesverwandten Menschen das eigene Innenleben zu offenbaren und diesen zum Austausch der Gedanken anzuregen? Beinahe ausschließlich praktische Interessen sind es, welche uns zum Schreiben veranlassen können; praktisches Bedürfnis nötigt uns, die Postkarte und den Telegraphen zu bevorzugen, und der praktische Sinn der Gegenwart berücksichtigt nur die geschäftlichen, auf tatsächliche Begebenheiten bezüglichen Nachrichten. So sehr wir nun auch geneigt sein mögen, den Wert eines Schreibens bloß in die darin enthaltenen reellen Mitteilungen zu setzen und höchstens den Liebenden ein Recht zu „gefühlvollen“ Episteln zuzugestehen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß ein jeder Brief uns außerdem einen Einblick in zwei Seelen eröffnet und damit ein ästhetisches Mittel im eminenten Sinne des Wortes ist.

Zunächst erkennen wir leicht, daß jede schriftliche Rundgebung vertraulichen Charakters — und selbstverständlich sehen wir hier von den mannigfaltigen Arten des zeremoniellen Briefwechsels ab — entweder einer augenblicklichen Seelenstimmung ihren Ursprung verdankt, oder doch wenigstens stark genug durch sie beeinflusst ist, um das Innere des Schreibers in ungewollter Anschaulichkeit widerzuspiegeln. Der Brief besitzt eben wie das Kunstwerk nicht nur einen gegenständlichen Stoff, sondern auch einen „Gehalt“, wie unsere Klassiker die zu Grunde liegende Gemütsverfassung bezeichneten, und erst dieser vermag das Stoffliche zu der Höhe zu erheben, auf der es innere Form und damit die Möglichkeit intensiver Wirkung gewinnt. Denken wir uns, es wolle jemand mit der Beschreibung eines ihm widerfahrenen Unglücks die Hilfe eines reichen Mannes erflehen und setze zu diesem Behufe eine Bittschrift auf. Sicherlich wird die bloße aktenmäßige Angabe der Umstände, also der Stoff des Briefes, nicht genügen, um den erhofften Erfolg herbeizuführen, ebenso wenig wie formale Vollendung im stande sein wird, einen tieferen Eindruck hervorzurufen, sondern das Mitleid des andern wird nur dann sich regen, wenn aus jeder Zeile der Kummer und die Verzweiflung hervortönen und ein jedes Wort einem gramvollen, hilfsbedürftigen Herzen entsprungen ist. Wie die ästhetische Wirkung des Kunstwerkes im tiefsten Grunde darauf beruht, daß es die erhabenen Geheimnisse der Künstlerseele widerspiegelt und ihren Nachklang in dem empfänglichen Hörer weckt, so liegt auch der Wert von Briefen bedeutender Männer in der zwanglosen Sicherheit, mit der sich in ihnen die Empfindungsweise des Schreibenden ausdrückt. Erst in dem Lichte einer solchen Betrachtung wird uns die unsagbare Größe jenes Schatzes begreiflich, den die deutsche Nation an dem Goethe-Schiller'schen Briefwechsel besitzt, und wir verstehen die Worte, mit denen Goethe die Zeit des Freundschaftsbundes schildert: „Für mich war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschossenen Samen und Zweigen hervorging. Die nunmehr gesammelten und geordneten beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugnis.“

Aus diesen Vorbetrachtungen ergiebt sich, daß man eine doppelte Stellung einnehmen kann, wenn man sich einer Anzahl bisher unbekannter Briefe hervor-

ragender Geister gegenüber sieht. Einmal nämlich kann man auf den Inhalt derselben den Hauptwert legen, sie nach den philologischen Grundsätzen der Kritik emendieren und in ihnen historische Dokumente erblicken, oder aber auch den Schwerpunkt in ihrem Gehalte finden, aus ihnen wie aus einem Quell lebensvoller Weltanschauung schöpfen und mit ihrer Hilfe tiefer in das Wesen des Menschen und seiner Zeit einzudringen suchen. Obwohl die Schwierigkeiten der letzteren Methode nicht unbedeutend sind, da den Briefen die Abgeschlossenheit einer Kunstschöpfung zu fehlen pflegt und mannigfache äußere Umstände die tiefere Einsicht erschweren, so kann man doch hoffen, gerade mit einem solchen Versuche den Charakter gewisser Männer und ihrer Epoche eindringlicher kennen zu lernen als durch die Betrachtung ihrer litterarischen Werke, weil die vertrauliche Aussprache alles das verschwinden läßt, was sonst die Individualität verdecken konnte. Sind doch bekanntlich Gespräche die beste Quelle unserer Beurteilung leitender Persönlichkeiten und Freundeschreiben eigentlich nichts Anderes wie eine schriftlich fixierte Unterhaltung!

Die Briefe, welche uns vorliegen und nach beiden Gesichtspunkten betrachtet werden sollen, stammen aus dem Nachlasse des Tragöden Ludwig Dessoir und ziehen sich durch einen Zeitraum von vierzig Jahren. Seit 1833 etwa bis 1873 hatte er in ununterbrochenem Verkehr mit fast allen bedeutenden Dichtern und Künstlern Deutschlands gestanden, da seine Stellungen als Regisseur des Karlsruher Hoftheaters und später als Mitglied des Berliner Königlichen Schauspielhauses ihn naturgemäß mit jedem in Berührung bringen mußten, der ein näheres Interesse an der Entwicklung des deutschen Theaters nahm. Aber freilich sind von dieser gewaltigen Korrespondenz nur noch Bruchstücke vorhanden, die sich wie Fragmente einer poetischen Kulturgeschichte ausnehmen: Monologe, deren dramatischer Zusammenhang uns verloren gegangen ist. Es ist so, als ob manche Briefe mit einer Dinte geschrieben wären, die erst dann zu leuchten beginnt, wenn das warme Licht eines intuitiven Verständnisses auf sie fällt; als ob nur der Empfänger die Kunst besäße, des Briefes Siegel zu lösen. Oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen: der Schreiber steht im Zentrum seiner Schöpfung und weiß sehr wohl, daß der Angeredete sich mit dort hineinstellen wird, — wir Epigonen aber irren auf der Peripherie umher, ohne den richtigen Standpunkt zu gewinnen. Hierin liegt zugleich der große Unterschied in der ästhetischen Wirkung: während das Kunstwerk zu allen sprechen will, wendet der Brief sich nur an einen, aber an diesen mit solchem Nachdruck, daß wir von ihm ebenso gut wie von dem Verfasser ein Bild uns zu schaffen vermögen.

Ein recht bezeichnendes Beispiel für diesen Satz liefert der folgende Brief Auerbachs, der uns die Wechselwirkung zwischen Dichter und darstellendem Künstler im hellsten Lichte zeigt und ein ehrendes Zeugnis bildet in gleicher Weise für den, der ihn geschrieben hat, wie für den, an der er gerichtet war<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Orthographie, Interpunktion und andere äußerlichkeiten des Originals sind in allen Fällen getreu wiedergegeben.

Gestern, lieber Freund, habe ich Euch gesehen, gehört u. doch nicht gesprochen, wie geht das zu? Ich bin noch nicht geübt im Hinhalten einer Spannung, drum sag ich Euch gleich: ich war in der Stadt, nur um Euch als Lear zu sehen u. Ihr habt mir Großes gegeben, Unsagbares. Ich glaube, daß wenig Menschen den Lear so kennen wie ich — Ihr werdet noch davon lesen — aber mir sind ganze Weltgegenden der Seele neu aufgegangen. Ich freue mich u. freut Ihr Euch auch selbst Eurer Einsicht u. was noch mehr ist, der Kraft, sie so voll darzugeben.

Ich wartete am Theaterausgange auf Euch. Ihr kamt nicht. Ich mußte fort. Kommt doch bald einmal allein auf einen Mittag zu Eurem

Berthold Auerbach.

Potsdam, Leipziger Straße 9a bei Apotheker Biell.

5. Juni 1864.

Kann man schöner und einfacher die Bedeutung schildern, welche die Darstellung eines Dramas für das Verständnis desselben besitzt, als es in diesen wenigen herzswarmen Worten geschieht? Der Zufall hat uns ein Blättchen aufbewahrt, das nach derselben Vorstellung des „Lear“ beschrieben worden ist und gleiche Begeisterung atmet.

Das war, mein innigst geliebter u. verehrter Freund, ein hoher und höchster Kunstgenuß! Dein Lear gestern Abend. Schon früh vor Tage schrieb ich diese Zeilen. Mich verlangt sehr Dich zu sehn, zu sprechen.

Laß mich wissen, an welchem von den nächsten Tagen ich mich zur Suppe einfinden darf. Herzlichsten Gruß von Deinem — anders als auf Du u. Du geht es nicht länger —

F. Förster.

Da durchbricht der glühende Kunstenthusiasmus alle konventionellen Schranken und läßt eine Freundschaft entstehen, die noch lange Jahre in unverminderter Herzlichkeit fortbestanden hat. Viele Briefe teils persönlichen teils minderwertigen Inhaltes zeigen uns, wie fest das Band war, das beider Herzen verknüpfte, und wie die gemeinsame Liebe zur Kunst den Grundton ihres Lebens bildete. Man begnügte sich nicht mit dem bloßen Genusse, sondern suchte in gemeinsamer Arbeit immer tiefer in das Wesen der Kunst einzudringen, indem man aus der reinen Quelle der Anschauungen, nicht aus dem stagnierenden Gewässer begrifflicher Abstraktion schöpfte. Klingt es nicht wie die Fortsetzung eines Gespräches, wenn Förster einmal ohne jede unmittelbare Anknüpfung schreibt:

v. h. <sup>1)</sup> d. 26/166

Und will ich hier, liebster Freund, nur in wenigen Worten Dir sagen, weshalb ich die Schauspielkunst als die Krone aller Künste und den Künstler, der es in Wahrheit ist, wie Du es bist, als den Meister verehere.

<sup>1)</sup> Soll wohl „von hier“ bedeuten?

Die höchste Stufe erreicht die Poesie in dem Drama, in welchem die Elementarmächte der Natur und des Geistes auf dem Boden menschlicher Leidenschaft in den Kampf geführt, durch den Genius des Dichters bewältigt, Freiheit und Notwendigkeit ausgeglichen und versöhnt werden.

Daraus ergibt sich die ungeheure Aufgabe für den Schauspieler als den Träger der Hauptrolle und somit des Dramas.

Diese Aufgabe besteht meiner Ansicht darin, daß der Schauspieler in den Geist des Dichters und des darzustellenden Charakters eindringt, diesem sich gänzlich hingiebt.

Es ist aber nicht bloß die vollständige Selbstaufopferung, welche von dem Schauspieler verlangt wird, er muß aus der Hingabe seines Ich's als ein anderer, über ihn weit hinausragender Charakter auferstehen und „in fragwürdigster Gestalt“ vor uns erscheinen.

Man hat es, und mit Recht, als ein Wort von hoher Bedeutung gerühmt, wenn der Prophet von Nazareth sagt: „Ich und der Vater sind eins!“ Das wollen wir ihm aufs Wort glauben und lassen es dabei bewenden.

Wenn aber ein Dessoir sagt: ich und Lear, ich und Hamlet, ich u. Othello, ich u. Richard III. sind eins, so genügt die bloße Versicherung nicht, wir verlangen, sie leibhaftig vor uns zu sehen und diese Aufgabe ist Dir, wie keinem andern gelungen!

Treulichst ergeben

F. Foerster.

Wir hatten bisher versucht, uns von Männern wie Auerbach und Foerster über das Verhältnis des Dichters zum darstellenden Künstler belehren zu lassen, und die schwerwiegende Folgerung ziehen können, daß der Schauspieler selbst Dichter sein solle, der die Gebilde des Poeten nachschafft und diesem oft neue Einblicke in das eigene Kunstwerk gewährt. Das Drama als solches ist eben erst dann wirklich vollendet, wenn es in die sinnliche Erscheinung tritt, und einzig die Aufführung vermag uns über Wert oder Unwert des Werkes zu belehren. Was Wunder, wenn bei einer solchen engen Verbindung zweier Sonderkünste die eine sich Rats von der andern erholt? Und so weisen denn auch zahlreiche Schreiben unseres Nachlasses darauf hin, wie oft junge Dichter sich mit der Bitte um Prüfung ihrer Stücke an Ludwig Dessoir wandten, Dichter, deren damals noch unbekannter Name sich jetzt Weltruf erobert hat. So schreibt als zwanzigjähriger Jüngling Paul Heyse, indem er seine „Francesca von Rimini“ beilegt, die freilich die Bühne nie betreten hat:

Geehrter Herr!

Ich erlaube mir, Ihnen anbei ein Drama zu übersenden, dem ich, schon während ich daran arbeitete, besonders Ihren Beifall wünschte. Es kann Ihnen keine neue Erfahrung sein, daß die Gewalt Ihres Talentes auch über die Räume des Theaters hinaus nachwirkend begeistert, daß Sie der Poesie mit reichen Zinsen zurückgeben, was Sie ihr verdanken.



Es würde mich glücklich machen, wenn Sie mir gestatten, in einigen Tagen zu Ihnen zu kommen, und Ihnen persönlich all meinen Dank zu sagen, unter der Voraussetzung, daß Sie sich durch die Aufrichtigkeit meiner Verehrung für Ihr Talent zu nichts Anderem verpflichtet halten, als nur zu um so aufrichtigerer und strenger Beurteilung meiner Arbeit.

Sollte Ihnen mein Besuch nicht lästig sein, so bitte ich, mir mit einer Zeile die Stunde zu bestimmen, wo ich kommen darf.

Hochachtungsvoll

Berlin am 1sten Nov. 1850.

Paul Heyse.

Aber noch interessanter als dieser Brief ist ein anderer, der von der Vorlesung eines dramatischen Jugendwerkes ausgeht und ein Muster einer Augenblicks-Kritik ist. Man lasse sich durch den gleichsam unselbständigen, weil nur beurteilenden Inhalt des Schreibens nicht zur ästhetischen Geringschätzung verleiten. „Auch Rezensionen haben eine Kunstform. Auch Rezensionen können eine Menschenseele spiegeln. Auch Rezensionen dürfen den Anspruch erheben, dauernde und wertvolle Besitztümer der Nationallitteratur zu werden, wenn sie aus reiner Gesinnung fließen, wenn sie im Dienste der Wahrheit und Gerechtigkeit geschrieben sind, wenn ihre Verfasser eigene Gedanken verraten, der Sprache einen neuen Ton ablauschen und den bewundernden Verstand oder das willige Gemüt des Lesers zu rühren wissen.“<sup>1)</sup> Fast alle diese Bedingungen treffen unseres Erachtens in dem folgenden Briefe Auerbachs zusammen, der nach der Lektüre eines Trauerspiels von Arthur Müller<sup>2)</sup> geschrieben wurde und aus den anfangs angeführten ästhetischen Gründen unsere volle Beachtung verdient.

Wo das Poetische aufhört, fängt das Theatralische an — dahin hat's die Theater-Calypso gebracht.

Das Stück hat gewaltige Effekte u. keine logisch u. psychologisch naturnothwendigen Efficienten. Der Dichter überrascht uns immer mit Unerwartetem u. die natürlichen Heischungen versagt er. Er versteht auf die Tortur zu spannen aber weder die Vorgänge noch die Personen gehen uns irgend etwas an.

Jetzt am Morgen weiß ichs, warum mich Eure meistermäßige Lectüre des Drama's „Am Sarge eines Kaisers“ bis zur Ueberspannung aufregte.

Ich habe alle Eindrücke mit einem tiefen Widerwillen im Hintergrunde empfangen, denn Alles ist nur theatralisch zugespitzt: dem Kaiser den Hermelin vom Leibe reißen pp., den Kaiser sterbend zum Volke an sich schön von Trauer reden lassen, eine lüstern verfolgte Nonne sich in Selbstmord stürzen, das Alles sind immer nur Effekte ohne Hintergrund, ein Gemüse von Spargelköpfen, die auf keiner Stange organisch gewachsen. Weder der Kaiser noch

<sup>1)</sup> Scherer, Aufsätze über Goethe. S. 70. Berlin 1886.

<sup>2)</sup> Das unglückliche Schicksal dieses jungen Dichters läßt sich deutlich an den zahlreichen Briefen verfolgen, die von ihm an Ludwig Dessoir gerichtet wurden. Das in ihnen entrollte Bild eines vom Geschehe hartgeprüften Dichterlebens ist typisch so bedeutsam, daß es wohl einer gelegentlichen Veröffentlichung wert wäre.

sein Sohn noch Gertrud faßt mich je menschlich warm an, u. doch zerren sie am Gemüthe.

Ich wiederhole Euch, es sind poetische Blicke in dem Stücke, aber Blicke geben keinen Tag, u. jedes poetische Werk muß ein Tag, ein Stück Tag wenigstens sein, die Welt und ihre Schicksale durchleuchtend u. durchklärend.

Ich möchte Euch das heute sagen, lieber Dessoir, ich weiß nicht, wann ich in nächster Zeit Euch wiedersehe. Mündlich kann ich Alles näher motiviren. Und wenn am Schlusse des Stückes alle Engel blasen und geigen, es hilft nichts die innere Dissonanz des Ganzen, das kein Ganzes ist, zu lösen.

Mit herzlichem Morgengruß Euer

20. Sept. 64.

Berthold Auerbach.

Was außer den zahlreichen ästhetisch interessanten Bemerkungen diesen Brief besonders anziehend macht, ist der aufrichtige und trotz aller Schärfe wohlmeinende Sinn, der aus jedem Worte hervorleuchtet. Freilich möchten auch wir uns lieber der Ansicht Dessoirs anschließen, der dem Stücke eine höhere Bedeutung beimaß, als Auerbach ihm zuerkennen wollte, doch legen wir an dieser Stelle mehr Gewicht auf den formalen Wert als auf die inhaltliche Richtigkeit jener brieflichen Rezension.

\* \* \*

Ästhetische und dramaturgische Korrespondenzen gehörten für Dessoir keineswegs zu den Seltenheiten. Im Gegenteil, es finden sich zahlreiche, auf neue Dramen oder Interpretation älterer Stücke bezügliche Schreiben in unserem Nachlaß, und wenn es uns selbstverständlich auch fern liegt, dieselben zum größeren Teile an dieser Stelle zu reproduzieren, so möchten wir doch wenigstens noch eine zweite Probe mitteilen. Während Auerbach's Brief sich mit der Beurteilung eines neuen Werkes beschäftigte, behandelt der nachfolgende Brief aus Dessoir's eigener Feder eine strittige Stelle in Shakespeares „Macbeth.“ In der letzten Szene des vierten Aufzuges erhält bekanntlich Macduff durch Ross die Hiobspost von dem Überfalle seines Schlosses: im wortlosen Schmerz drückt er den Hut tief in die Augen — was, nebenbei, Dessoir mit unnachahmlicher Gewalt des Ausdruckes gethan haben soll. Ein englischer Kunstkritiker pflegte in Bezug auf diesen Punkt die folgende Anekdote zu erzählen. Er sei einmal sehr spät und ohne zu wissen, was gegeben wurde oder wer da spielte, in das Königliche Schauspielhaus gekommen und habe den „Macbeth“ vom vierten Akt an gesehen; der Darsteller des Macduff sei ihm sogleich durch die Wucht seines Spieles aufgefallen, aber erst in dem Augenblick, wo Macduff mit einer erschütternden Geberde maßlosen Schmerzes langsam den Hut sich über die Stirne schob, da habe er gewußt, daß ein Schauspieler ersten Ranges vor ihm stehe. Wenn sonst die kleine Episode ziemlich spurlos vorüber zu gleiten pflegte, so sei ihm diesmal Malcolm's Worte aus der Seele gesprochen worden:

„Nein, Mann! drück' nicht den Hut so in die Augen,  
Gieb Worte deinem Schmerz: Gram, der nicht spricht,  
Preßt das beladene Herz, bis daß es bricht.“

Der weitere Gang der Handlung wird nun aus dem folgenden Schreiben Dessoir's verständlich, das uns gütigst von anderer Seite zur Verfügung gestellt wurde.

Geehrter Herr Doctor,

Gestatten Sie mir, Ihnen über die fragliche Stelle im Macbeth „Er hat keine Kinder!“ ebenfalls meine Ansicht auszusprechen. Ich gestehe, daß ich früher diese Worte als Ausspruch der Rache aufgefaßt hatte; nach Ihren Winken jedoch und nachdem ich an das Studium des Macduff für die Darstellung gegangen war, bin ich sofort davon zurückgekommen. Noch entschiedener aber bin ich gegen Ihre und Tieck's Auffassung, „daß mit diesen Worten Malcolm gemeint sei.“

Malcolm sagt:

„Faßt euch:

„Laßt uns Arznei aus mächt'ger Rache mischen,  
„Um dieses Todesweh zu heilen.“

Die Antwort Macduff's würde nun nach Ihrer Meinung besagen sollen: „du hast keine Kinder, sonst könntest du in diesem Augenblick nicht von mir verlangen, daß ich mich rächen soll.“ Diese Auffassung ist mir ganz undenkbar, wäre mir für die Darstellung unmöglich. Wie? Macduff sollte — da ihn Malcolm nicht sowohl tröstet als ihm vielmehr das Mittel, und in Macduff's Lage in der That das einzig probate Mittel, sein „Todesweh zu heilen“ angiebt — das sollte von Macduff mit dieser unnatürlichen Ruhe, mit einer halb ironischen Bemerkung zurückgewiesen werden. Vom Augenblick an wäre es um jede Sympathie für Macduff's Schmerz geschehen. Dieser Schmerz ist so ungeheuer, daß sein Träger den Malcolm garnicht hört, ihn garnicht hören kann. Er denkt nur an seine Kinder — an den Mörder — mit Aug' und Ohr hängt er nur an Rosse. Könnte und dürfte Malcolm sonst, da sein erster Trost unbeachtet bleibt, immer und immer wieder darauf zurückkommen? „Ertragt es wie ein Mann“ u. s. f. Oder: „dies weße scharf dein Schwert“ u. s. f. Er würde, nach einer solchen Zurechtweisung, eine gelegener Zeit abwarten, ihn ruhig austoben lassen und schweigen, denn mit anderen Worten sagte ihm Macduff geradezu: du kannst hier garnicht mitreden, das verstehst du nicht.“ — Und warum denn, wenn er Malcolm meint, warum denn „Er“?!

Nein, dieser „Er“ kann sich nur auf Macbeth beziehen. Eine Entschuldigung für Macbeth's That kann ich hierin nicht finden, ich höre in diesem Schmerzensruf nur das allgemeine Vatergefühl. „Ein Vater“, ruft er, „und wäre er der verhärtetste Bösewicht, hätte dies nicht thun können.“ und „Ach! hätte er doch Kinder, dann lebten auch die meinigen noch!“ — wie menschlich wahr, wie poetisch und wie so ganz dem edlen Macduff ähnlich!

Diese Worte aber, auf Malcolm angewendet, verlieren meiner Ansicht nach jede Bedeutung, jede Poesie. Aber, sagen Sie, es sei durch nichts bewiesen, daß Macbeth wirklich keine Kinder habe, vielmehr gehe aus manchen Andeutungen das gerade Gegenteil hervor. Ja, gehabt hat und daß er noch welche er-

hofft. Zur Zeit der Handlung jedenfalls hat er keine, wodurch gerade die unmenschliche That Macbeths motivirt wird. Ueber einen so wichtigen Punkt hätte uns Shakspeare nicht in Zweifel gelassen; und ist es überhaupt denkbar, daß in einem Drama, das einen so langen Zeitraum umfaßt, auch nicht eine einzige Person bestimmt auf die Existenz eines lebenden Kindes hinwiese? Da ein solcher Hinweis nicht vorhanden, giebt mir eben jener Ausruf Macduff's die Gewißheit: „Er hat keine Kinder!“

Dies in aller Kürze und Eile meine Meinung. Bin ich im Irrtum, so werden Sie mich, Hochverehrtester, unendlich verbinden, wenn Sie mich eines Besseren belehren wollten.

Mit ausgezeichnete Wertschätzung

Ihr

Ludwig Dessoir.

Ohne uns irgendwie in die Streitfrage selbst einmischen zu wollen, dürfen wir doch wohl als vorurteilslose Leser gestehen, daß der Dessoir'schen Auffassung es nicht an Berechtigung fehlt. Sie zeigt auch, mit welchem Ernst der Künstler an das Studium einer Rolle ging und wie sehr er bemüht war, dem geringsten Wort zu seinem Recht und damit zur größtmöglichen Wirkung zu verhelfen. Eben wegen dieser Gewissenhaftigkeit selbst in kleinen Einzelheiten wurde der Künstler von den Bühnendichtern seiner Tage so hoch geschätzt: jeder suchte den Ludwig Dessoir für seine Rolle zu gewinnen, weil sie unter dessen Führung sicher einen Sieg davontrug.

Indessen auch die Schattenseiten eines derartigen Verhältnisses zwischen dem Poeten und dem Schauspieler treten in dem bezüglichen Teile des Briefwechsels deutlich hervor. So fern es uns nun liegt, die Korrespondenz mit ihren vielen pikanten Details über die Benehmungsart hervorragender dramatischer Dichter an die Öffentlichkeit zu zerren, so gern benutzen wir doch die Gelegenheit, um im Anschluß an mündliche Mitteilungen Dessoir's den Sachverhalt im allgemeinen zu charakterisieren.

Dem Bühnendichter unserer Tage ist es gewöhnlich mehr um die Aufführung eines Stückes aus seiner Feder als um die Schaffung eines bedeutenden Werkes zu thun. Daher glaubt er, es genüge, wenn er den selbstischen Interessen eines bedeutenden Künstlers schmeichle, um durch dessen Einfluß sein Stück zur Aufführung zu bringen, und gerät dadurch in die Gefahr, seine besten Kräfte auf die wirksame Ausgestaltung einer einzigen Rolle zu verwenden. Mit der zunehmenden Bürokratisierung aller größeren Institute und der aus ihr erwachsenden Schwierigkeit eines freieren Verkehrs des Dramatikers mit dem Schauspielleiter, mit dem stets wachsenden Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage und dem so entstehenden Konkurrenzkampfe sind ja freilich Verhältnisse in Kraft getreten, welche das Buhlen um Protektion entschuldigen können. Aber die in der Gegenwart sich breit machenden Zustände sind schlechterdings verächtlich. Nicht nur, daß die Günstlingswirtschaft und das ganze an sie anlehrende, oft und stets vergebens bekämpfte Unwesen eine beträchtliche Höhe erreicht hat, sondern es ist auch eine

sehr bedenkliche Verschiebung der Kompetenzen eingetreten. Der Poet will und muß vor allen Dingen „Rollen“ schaffen, welche dem großmächtigen Herrn Schauspieler behagen, und das Publikum läuft ausschließlich in das Theater, um diesen oder jenen „Virtuosen“ spielen zu sehen. Beide ins Extrem getriebene Richtungen enden mit dem widerwärtigen Treiben gewisser Komödianten, die auf ihre, für sie geschriebene Stücke hin herumreisen; und die einzige Truppe der Meininger ist es, von der der Besucher sich das Drama als solches vorspielen läßt.<sup>1)</sup> Welche Verwirrung der Begriffe! Der Schöpfer verschwindet hinter seinem Dolmetsch! Ludwig Dessoir hat einmal gesagt: „Wenn Friedrich der Große der erste Diener seines Staates sein wollte, so gilt das gleicherweise im Reiche der Dichtung von dem Schauspieler, der nur dann das Höchste erreicht, wenn er sich als erster Diener des Autors fühlt“; und bei einer anderen Gelegenheit: „Bessere Schauspieler als mich giebt es, und hat es gegeben; aber in der wahren, völligen Hingabe an die Kunst weiche ich keinem.“ Schließlich sei an die goldnen Worte Lessing's erinnert: „Ich weiß einem Künstler, er sei von meinem oder dem anderen Geschlecht, nur eine einzige Schmeichelei zu machen; und diese besteht darin, daß ich annehme, er sei von aller eitlen Empfindlichkeit entfernt, die Kunst gehe bei ihm über Alles, er höre gern frei und laut über sich urteilen, und wolle sich lieber auch dann und wann falsch als seltener beurteilt wissen.“

\* \* \*

Welche Stellung Dessoir zu seinen Kollegen einnahm, daß läßt sich am kürzesten und treffendsten mit den Worten: Wohlwollen und Neidlosigkeit bezeichnen. Selbst erbitterte Gegner haben ihm niemals den üblichen „Rollenneid“ vorwerfen können; jüngere Schauspieler haben an ihm stets die unermüdliche Hilfsbereitschaft verehrt. Einem aufstrebenden Künstler, der jetzt zu den Zierden einer Berliner Bühne gehört, schrieb er einst in das Stammbuch:

„In unserer Kunst giebt es kein Fach, es giebt nur Rollen und Talent und nur jene Schranke, die nur die Natur oder das Talent setzen. Du bist mit Diesem reich bedacht — Glück auf!“

Ein andermal wandte sich ein Breslauer Kunstjünger, der den Tragöden bei einem Gastspiel am dortigen Stadttheater bewundert hatte, mit der brieflichen Bitte um Rat an ihn. Dessoir schrieb in der Angelegenheit an den berühmten Charakterspieler Joseph Lewinsky und erhielt von ihm eine Antwort, die ein über den Einzelfall hinausgehendes allgemeineres Interesse erregen dürfte.

Breslau, den 15. April 1862.

Mein sehr Geehrter!

Ich habe Ihrer Empfehlung gemäß sogleich zugeesehen, wie es mit Ihrem jungen Schübling Herrn Carl B . . . stehe und sage Ihnen offen, daß da garnichts oder blutwenig zu erwarten ist. Ich habe daher dem übrigens be-

<sup>1)</sup> Ich habe noch nie so wenig Theaterzettel in den Händen des Publikums gesehen wie bei den Vorstellungen der Meininger.

scheidenen Menschen geraten, von dieser Laufbahn gänzlich abzustehen oder wenn er noch einen Versuch machen wolle, sich einen vernünftigen Lehrer zu halten, denn die Schule, in welcher er nach einer Aussage nahezu ein Jahr zugebracht hat, mag für Hunde, welche tanzen lernen sollen, gut sein, aber was die Ausbildung für die Schauspielkunst betrifft, so verdient die Inhaberin dieses Instituts wegen Betrugs vor Gericht geladen zu werden. Man hat dem jungen Manne auch nicht den leiseften Begriff von dem beigebracht, was man Sprechen, Gehen, und Stehen nennt; und es ist traurig, daß solche Institute geduldet werden, in denen die Schüler um ihre Zeit, ihr Geld und ihre Carrière, die sie auf einem anderen Felde etwa machen könnten, bestohlen werden. Reden Sie dem Manne zu, daß er seine Studien nach irgend einer Richtung fortsetzt und nie mehr an das Theater denkt, und Sie werden ein gutes Werk gethan haben. Nach der Charwoche wird sein Vater zu mir kommen, und ich werde ihm dieselbe Meinung offen bekennen.

Ihr ergebenster

Jos. Lewinsky.

Schon aus dem mitgetheilten Briefe ersieht man, welche freundschaftlichen Beziehungen zwischen Dessoir und Lewinsky bestanden. Und das ist um so beachtenswerter, als eine lange Zeit hindurch keine anderen zwei Schauspieler in vieler Beziehung sich einander so ähnlich waren und daher so leicht in Konkurrenz gerieten als die genannten. Aber zwischen beiden waltete doch ein tiefgreifender Unterschied. Lewinsky hatte niemals Liebhaber und Helden gespielt, sondern in seiner ersten Jugend gleich mit dem Intrigantenfach begonnen; Dessoir dagegen hatte nicht bloß von der Pike aufwärts gedient, sondern es immer als den größten Vorzug seiner theatralischen Laufbahn empfunden, daß er viele Jahre den Posa und Tell gespielt hatte, ehe er zum König Philipp und Geßler überging. Daher kam es, daß Lewinsky damals eigentlich bloß eine einzige Glanzleistung bot, nämlich den Franz Moor, der alle Zuschauer mit tiefem Entsetzen erfüllte, während Dessoir beispielsweise als Othello sein Publikum rührte, hinriß, erschütterte. „Lewinsky,“ so schreibt ein Kritiker ersten Ranges, „ist immer Schatten, Dessoir hingegen kann auch „Licht“ sein, und wenn auch nicht gerade helles Sonnenlicht, so doch jenes Rembrandt'sche Clair-obscur, welches an und für sich einen magischen Eindruck hervorzubringen vermag.“

Über eine zweite vortreffliche Rolle Lewinsky's soll uns ein Brief Bruno Buchers<sup>1)</sup> berichten, der außerdem zur Charakteristik Wiens vor dreißig Jahren manche bezeichnende Sätze enthält.

. . . Wir haben natürlich theaterdürre Zeiten, seit zehn Jahren sah man keine so leeren Häuser. In der Burg ist fast nur Besuch, wenn Lewinsky

<sup>1)</sup> Adalbert Bruno Bucher, Bruder Lothars, namhafter Kunstschriftsteller, geb. zu Köslin am 24. April 1826, war in Wien als Journalist (Redakteur des „Wanderer“ u. s. w.) thätig, bis er 1869 zum Sekretär des österreichischen Museums für Kunst und Industrie ernannt wurde. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der technischen Künste.“

eine neue oder interessante Parthie hat. Sein Mephisto war eine jedenfalls höchst beachtenswerte Leistung, wenn er auch einseitig den stets verneinenden Geist herauskehrte. In der Schülerszene war ihm Ihr Vorbild nicht ohne Nutzen geblieben, woraus ich ihm keinen Vorwurf machen kann . . . . . In den übrigen Theatern herrscht der „Freiwillige“ ordinärster Gattung, der sogenannte Patriotismus stinkt zum Himmel, das gemeine Schimpfen auf Napoleon, Victor Emanuel usw. kann Niemand vertragen, der nicht Nerven hat wie ein Lerchenfelder. Die bestialische Natur, welche zur Zeit der Revolution der guten Sache so großen Schaden gethan hat, ist wieder obenauf, nur daß sie jetzt statt der roten die schwarzgelbe Kokarde aufgesteckt hat . . . . .

Soll ich Ihnen von der politischen Stimmung erzählen? Da giebt's wenig Erfreuliches. Der alte Fluch Oesterreichs, ein vortreffliches Heer durch erbärmliche Führung zu Grunde gehen zu sehen, lastet wieder auf uns, und es ist charakteristisch, daß wir „Ausländer“ dies Elend, diese Schmach tiefer empfinden als die Oesterreicher selbst, welche in einer Niederlage die einzige Bürgschaft für ein Besserwerden im Innern erblicken. Das sind furchtbare Zustände!

Hat sich Herr Professor Roetscher in den Krieg gefunden? Auch ihm bitte ich meine ergebene Empfehlung auszurichten. In Kurzem sehen wir Sie also hier? Ich werde mich schon so einrichten, daß ich dann wenigstens einen Abend frei habe, gemütlich mit Ihnen zu plaudern.

Bis dahin meine besten Grüße und die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung.

Ihr ergebener

Wien, 7. Juni 1859.

Bucher.

In gewisser Beziehung kann man die Behauptung einer künstlerischen Verwandtschaft unseres Dessoir mit anderen gleichzeitigen Schauspielern auch auf Bogumil Dawison ausdehnen. In der großen D-Reihe — Dawison, Dessoir, Devrient, Doering — stehen sich die beiden Erstgenannten am nächsten, ganz abgesehen von der Übereinstimmung in Abstammung und Einzelheiten des Lebenslaufes. Sie haben im Gegensatz zu Ludwig Devrient und Theodor Doering weniger durch die blendende, improvisatorische Genialität gewirkt als vielmehr durch künstlerische Gediegenheit und eisernen Fleiß; sie haben in ihren Darstellungen wesentlich Einfachheit und Natürlichkeit angestrebt. Indessen während Dawison aus glänzenden Einzelheiten ein virtuoses Bild zusammenfügte, schuf Dessoir Gestalten aus einem Guß: jener weckte ein unstreitig hohes Interesse, dieser ward zum Herzenskündiger der tiefsten Geheimnisse menschlichen Fühlens. Was dem großen Polen fehlte, war das Schöpferische und Dämonische. In ähnlichem Sinne spricht sich Heinrich Theodor Roetscher, der damals tonangebende Theaterkritiker Berlins, in einem an den gerade verreisten Dessoir gerichteten Briefe über dessen Nebenbuhler aus. Dawison hatte zum Abschluß seines Berliner Gastspiels eine dramatische Vorlesung veranstaltet, und dazu bemerkt nun Roetscher in einem Schreiben vom 29. Juni 1855:

. . . . In dieser Vorlesung hat mir außer dem Riccaut (Minna von Barnhelm), wobei ihm (Dawison) sein schöner französischer Accent besonders zu Statten kommt, der Richard III.<sup>1)</sup> am besten gefallen, weil Dawison die Heuchelei in der Szene mit Anna sehr gut und überzeugend festhielt. Dies wurde mir nachträglich auch erklärlich. Er gab dieser Szene nämlich die ganze Innerlichkeit, deren Dawison überhaupt fähig ist. Da diese nun die tiefsten Töne des Gemüths nicht zu treffen vermag, so gab er ihr in der Szene mit Anna gerade die richtige Mischung von Wahrheit und Lüge, welche die Szene fordert. Bis zur äußersten Spitze des Seelenhaften darf der Darsteller des Richard im Tone nicht vordringen, weil doch die Töne wahrhaften, tiefsten Gemüthes einem Menschen wie Richard versagt sein müssen. Indem Dawison nun das ganze Maß seiner subjektiven Innerlichkeit in diese Szene legte, hatte er gerade Gemüt und Seele genug, um Anna von seiner Gesinnung zu überzeugen, aber nicht so viel Gemüt, als die Szene erfordern würde, wenn Richard nicht Richard, sondern ein von tiefster Leidenschaft wirklich erfüllter Mensch wäre. So habe ich mir die Wahrheit dieser Szene bei Dawison erklärt . . . .

(Fortsetzung folgt.)



## Die Lofoten und die Lofotensfischerei.

Von

And. Mehlum.

Deutsch von Georg Philippus.

**D**ie Zurüstungen zur Lofotensfischerei beginnen im ganzen Nordland schon im Oktober. Jede Minute, die von dem kaum beendeten Spätsommerfischfang nicht beansprucht wurde, wird zur Anfertigung neuer und Reparatur alter Netze oder sonstiger Fischerapparate benutzt. Es ist ein beständiges Hin- und Herlaufen nach Garn, Zwirn, Tauwerk, Fischhaken, Bootsgerätschaften, Rentierfellen, Kisten, Tonnen und Fischködern, zu welchen letzteren vornehmlich auch kleine Heringe benutzt werden.

Der Fischfang am heimatlichen Strande hat um die Weihnachtszeit sein Ende erreicht; den kurzen Adventstag verbringt die Mannschaft, wenn irgend möglich, im eigenen Neste, oder auf der Brücke, mit der Reparatur der Boote, Segel u. s. w. eifrigst beschäftigt. Die Weiber trippeln zwischen Wohnstube, Küche und Keller beständig hin und her; zwei oder drei von ihnen stehen in der Stube beim Kneten und Auswalzen des dünnen „Flachbrod“ so emsig arbeitend, daß der Schweiß von ihrer Stirn trieft. Ein älteres Weib, das Fak-

<sup>1)</sup> Dawison las den I. Akt, in dem bekanntlich die Gestalt Gloster's den Mittelpunkt bildet. (D. Herausg.)



totum des Hauses, schleppt Lagerfässer herbei, deren mehlbestreute Böden zur Aufnahme von Fischlebern bereit gehalten werden; — man lacht, scherzt und singt. Großmutter sitzt hinterm Ofen und rudert mächtig mit den Armen, sie farrt englische Wolle und strickt Seefaufthandschuhe. Mutter flickt Vaters und der Jungen Arbeitszeug, mangelt, ordnet und verpackt wollenes und leinenes Unterzeug in die Schiffsboxe, alles mit einer so wichtigen Miene als wolle sie Runenschriften enträtseln. Es ist aber auch keine Kleinigkeit, alles so einzurichten, daß es zusammenhängt und aushält!

In der Küche wird Kuchen gebacken; säuerliches Grobbrot, aber auch Feinbrot, letzteres aus Weizenmehl, Milch, mit ausgefichtetem Roggenmehl bestreut und mit vielen Rosinen durchknetet. Ein kleiner Backofen findet sich in der geringsten Nordlandhütte, in welchem Lefser, die weithin bekannten Nordlands-Lefser, gebacken werden.

Das Nordlandsweib hat es in diesem gastronomischen Industriezweig zu einer wahren Virtuosität gebracht. Die Lefser, von durchgesiebetem Roggenmehl gebacken, werden mit Weizenmehl bestreut, darauf mit Milch besprengt und endlich mit einem Gemisch von Butter, Syrup und Zucker sehr kunstvoll geziert.

Häufig bäckt auch das Mädchen dem Liebsten Lefser, und dann gelten sie als wertvolle erotische Stücke d. h. für den Liebsten. Da sie aber nicht für's Leben halten, so gleichen sie mehr der flüchtigen Erotik als der „wahren, echten, wirklichen Liebe.“ —

Auf den Handelsplätzen herrscht reges Leben, wenn Weihnachten heranrückt; — Lofotenhandel und Weihnachtseinkäufe. Vor den Tischen der Händler ist es von 6 Uhr morgens bis 9 Uhr abends voll von Kunden: Männer, Weiber und Kinder durcheinander. Alles drängt sich vor, um es „auszurichten“ (ein intransitives Verbum im Nordland); die Männer kauen und rauchen Tabak, spucken aus und schreien gegen einander an, — ein richtiger polnischer Reichstag. Hinter dem Tische schwirren die männlichen und weiblichen Ladendiener wie Fliegen durcheinander; hier wird Zichorie und Leinen abgewogen, dort Tabak, Thee, Zucker, Fischangeln, Papier, Nägel, kurz alles gehandelt, was zwischen Himmel und Erde existiert.

Der kleinste Boutifjunge glaubt sich bei den Bauern in Respekt zu setzen, wenn er wie ein gekröntes Haupt „Wir“ sagt. — „Wir“ können es nicht um einen Dvit billiger verkaufen, denn, wenn „Wir“ nicht dasselbe dafür bezahlt, so kannst du mich am kleinen Behen vorm Brückengeländer aufhängen!“

Im Kontor (Komptoir) sitzt in höchst eigener Person auf seinem „Bock“ der Kaufmann und erpediert Mann für Mann; der eine wünscht Kredit, die nächsten desgleichen, und der am meisten „angefreidet“ steht, ist der unterthänigste. Ein fünfter erscheint, nachdem er alle Instanzen vom jüngsten bis zum ersten Ladendiener passiert, um vom Kaufherrn die niedrigsten Preise seiner Waren zu erdingen. Nachdem das Nötige eingekauft, werden die Sachen in Körbe, Kisten, Beutel und Säcke verpackt. Auf der Schiffbrücke arbeitet der Brückenmann mit seinen Gehilfen, daß es „von ihnen dampft.“ Sie wägen Mehl, Graupen, Kleie,

Theer, Salz, Tauwerk, löschen Fische aus den angekommenen Fischerbooten und beladen damit wieder leere Boote.

Es pulsiert um diese Zeit an den größeren Handelsplätzen Nordlands ein so reiches, originelles, interessantes Leben, das kaum in den größten Seehafenstädten seinesgleichen finden dürfte. Ja sogar das von Zola geschilderte Pariser Geschäftsverkehrsbild ist vielleicht nicht so malerisch-interessant, wiewohl die reichen Toiletten, die funkelnden Diamanten, welche den dortigen Etablissements einen so feenartigen Nimbus verleihen, in jenen Nordlands-Boutiken voll Tabak, Nügel, Graupen, Kuchen und Syrup gänzlich fehlen.

Große Mühe und Arbeit verursacht es den Angelfischern, die erforderlichen Köder-Heringe herbeizuschaffen. Zu einer Großbootsbemannung gehören 20—25 Tonnen, 4—5 Tonnen pro Mann. Man rudert und segelt kreuz und quer nord- und südwärts je nach den, meist unzuverlässigen, Gerüchten der Küstenbewohner. Die innersten Winkel der Fjords werden abgesehen; kein Hering ließ sich sehen, das Ganze war nur eine — Ente.

Mitunter müssen die Fischer ohne Köder-Heringe nach den Lofoten reisen, um sie dort von den Küstenfahrern für hohe Preise zu erwerben; freilich wird dadurch die Hoffnung auf eine pekuniäre Ausbeute des Fischfangs bedeutend herabgedrückt. —

Diejenigen, welche nach den West-Lofoten rudern müssen, um dort zu angeln, pflegen zwischen dem 20.—26. Januar dorthin aufzubrechen, während die Garn- und Leinenfischer solches erst einen Monat später thun. Der Dorsch erscheint nämlich zuerst in Stienen an Barö vorüber bis nach Balstad, wo man dann schon einen reichlichen Fang machen kann, bevor noch eine Spur in Ost-Lofoten bemerkt worden ist. Im Winter, während der Dorsch sich weiter östlich hält, ist er in West-Lofoten gewöhnlich spärlich vertreten, wenn er aber im April in großen Stienen westwärts zu wandern beginnt, dann füllt er rasch die Fischerboote, nachdem der Fischfang im Osten sein Ende erreicht hat.

Wenn alles segelklar ist, so versammeln sich die Bootsmannschaften, um über eine vereinigte Segelflottille zu beraten und eine günstige Gelegenheit zur Abfahrt abzuwarten. In Haufen von 30—40 Mann erklettern sie Klippen und Vorgebirge und spähen aufs Meer. In der Nacht schon halten die Alten alles parat, und wenn bei Tagesanbruch der Wind etwas abflört d. h. sich so weit dreht, daß mit genauer Not nordwärts gesegelt werden kann, dann sind in kurzer Zeit alle Mann zur Stelle, nachdem eiligst eine Tasse Kaffee mit Leffer genossen und feierlich von der zurückbleibenden Familie Abschied genommen. Es beginnt ein Wettstreit, Segel zu setzen, und zuerst die von der Brandung umspülten Klippen zu umsegeln. Diese eigenartige Segelregatta arbeitet unter Preß von Segeln nordwärts, und wenn der Wind abflaut, so wird zu den Riemen gegriffen. Dann kocht und schäumt es grün vor Bug und den eintauchenden Riemen, die Ruderer sind in Schweiß gebadet. Bricht aber Unwetter, der Sturm los vor dem steilen Felsenufer, dann sitzt jedermann gespannt auf seinem Posten; die krapp d. h. steil und hochgehenden Wogen stürzen in die

Boote, der Mast beugt sich, das Boot knarrt und windet sich wie ein Wurm, indem es die Schaumkronen der Wellen durchbricht. Handelt es sich doch darum, eine Stelle an der Küste ausfindig zu machen, wo im Notfall Fahrzeuge und Mannschaften geborgen werden können.

Im Januar sind die Tage kurz, und man kommt an einem Tage nur wenig vorwärts. In früherer Zeit, und noch bis vor dreißig Jahren, arbeiteten die Lofoter viel weiter nordwärts. Jeden Abend mußten dann die schweren Boote ans Land gebracht werden; es war eine Pferdearbeit, die ganze Flotille aufs Land zu schleppen, und die Boote litten sehr darunter. Jetzt sucht man eine geschützte Bucht, wo die Boote mittelst Draganker und Landfeste vertoiet werden.

In jener früheren Zeit war das Nachtlogis für die Bootsmannschaften sehr erbärmlich. Oft mußte mit einem hölzernen Brüdenschuppen fürlieb genommen werden, durch welche Wind, Regen, Schnee und Mondlicht freien Durchgang hatten. Zwei bis dreihundert Mann, auf dem Boden, wie die Heringe in der Tonne zusammengepackt, mußten in nassen Kleidern die Nacht aushalten und morgens steifgefroren in die Boote zurückkehren. Wenngleich für die Mannschaften jetzt etwas besser gesorgt wird, so sind dieselben doch herzlich froh, wenn sie heimgekehrt ihre eigenen Hütten wieder beziehen können. Oft, ja am häufigsten, findet der heimgekehrte Fischer seine Hütte erst nach langem Suchen, weil sie mit Schnee bedeckt ist. Rasch wird aber der Schnee so weit weggeschaufelt, daß ein kleiner Fußweg zwischen Hütte und dem Eise offen bleibt. Ofen, Komfur, werden glühend geheizt, die Thüren etwas geöffnet, damit die Wände trocknen, die feuchte, schlechte Luft verziehen kann. Nachdem man sich durch ein Lieblingsgericht: Suppe, Wurst, Kalbsrippen, worauf Kaffee und Laffer, gestärkt so wie durch einen Schlummer erquickt, werden sanitätliche Maßregeln ergriffen, indem man frischen Schnee auf die Fußböden bringt und diese scheuert und wäscht. Jetzt erst atmet man heimatliche Luft, die allmählich noch durch Küchen- und Schlafstubenaroma „verbessert“ wird. — Im allgemeinen ist in diesen Fischerhütten eine verhältnismäßige Reinlichkeit vorherrschend. Wenngleich die Fischer häufig ermattet und schmutzig heimkehren, so vergeht doch selten ein Abend, ohne daß die Fußböden mit Schnee gescheuert werden. —

In West-Lofoten, wo vielfach Leinen- und Angelsischfang betrieben wird, besteht die Bootsmannschaft nur aus 4—5 Mann; jeder Mann besorgt Leinen mit ca. 3000 Angeln, halbbefahrene Fischerleute ca. 1500. Wenn der Winter beginnt und der Dorsch in großen Stienen in den Westfjord dringt, werden die geordneten Leinen mit Haken ziemlich weit vom Strande aufgestellt. Außerdem ist bei Balstad ein Einschnitt in die Lofoten dergestalt, daß die Balstadsleute einen bedeutend weiteren Weg als die west- und ostwärts wohnenden Fischer zu machen haben. Da die Tage jetzt kurz sind, so muß schon lange vor Tagesanbruch in die offene See gerudert werden, und selten erfolgt die Rückkehr vor 10 Uhr abends. Sobald frühmorgens eine Flagge gehißt wird, rudert die ganze Flottille durch drei enge Passagen aufs Meer; es herrscht ein Leben und

so lautes Geschnatter unter den Ruderern, daß es in den nächsten Gebirgsschluchten als Echo wiederhallt. Möven umkreisen die Fischerflotte und singen oder schreien ihre ohrbetäubende, unmelodische Raßenjammermelodie. Der graue, Nebel weicht dem lichtblauen Tag. Die Fischer werden unruhiger, der Wett-  
ruderkampf beginnt, Riemen zerbrechen, die schlanken Nordlandsboote durchschneiden graziös hohe Wellen, die vom Ozean in die Fjords hineinrollen. Endlich hat man die Fischerbank erreicht; es wird „beigedreht“, die Decke des Westfjord erbrochen, um Reichtümer zu erobern, die er in sich birgt. Unter Sang und Klang beginnt das Aussetzen; zwei Mann rudern scharf voraus, ein Mann wirft „Stamp“ nach „Stamp“, d. h. schwimmende Korkapparate, die eine Abteilung Leinen und Angeln tragen, über Bord. Nachdem das Ganze ausgesetzt, geht's an die Riemen, um den „Satz“ zu strecken. Bei dieser Manipulation giebt's Feinheiten, die nur von Fachleuten begriffen werden, ja sogar einzelne von dem „Bormann“ ausgeführte, die den anderen Fischerleuten unbekannt bleiben.

Nach einer Weile beginnt der Hauptzug. Zwei Mann dirigieren das Boot, einer zieht die Leine ein; mit einem an einem Stiel befestigten scharfen Eisenhaken bewaffnet steht ein dritter, den Dorsch zu erwischen und ins Boot zu befördern, wenn er sich an der Oberfläche gezeigt. Die „fremden“ Dorsche, d. h. solche, die durch das Unklarwerden mit dem Angelwerk des nächsten Bootes heraufgeholt werden, kommen in ein separates Hütfag des Bootes und werden bei der Landung ihrem Eigentümer ausgehändigt. Früher wurden jene „fremden“ Fische stets gegenseitig gestohlen, und erst die Neuzeit hat darin Wandel geschaffen. Bei günstigem Winde werden auf der Rückfahrt die Fische ausgeweidet. Wenn dann gegen 6 Uhr abends das Land erreicht ist, kann noch rechtzeitig das Fischergerät in Ordnung gebracht werden, so daß man gegen 9 Uhr das Leben genießen, in der Hütte ausruhen oder mit den Nachbarn plaudern kann. Oft muß man aber den weiten Weg gegen den Wind zurückrudern und erreicht dann erst gegen 10 Uhr das Land. Zunächst müssen dann die Fische zum Trocknen auf die sogenannte „Hjälde“ gebracht werden, die Köpfe sind zu verkaufen, Leber und Roggen zu konservieren, und schließlich kann dann die Zurechtstellung der Leinen und Anbringung der Fischköder u. s. w. besorgt werden. In heißender Kälte mit Schneegeköber stehen die Leute auf den Hügeln, oberhalb ihrer Hütten im Dunklen und mit bloßen Händen, um diese mühsame Arbeit zu verrichten.

An solchen geschäftlich überbürdeten Abenden kommt man, nachdem schleunigst etwas Abendessen heruntergeschluckt, erst gegen Mitternacht zur Ruhe, die schon um 5 Uhr durch ein allgemeines Alarmieren unterbrochen wird. Als Ersatz dafür hat man 1—2 Landliegetage wöchentlich, mitunter auch mehr. An solchen Tagen genießt der Nordländer das Leben nach Herzenslust, schläft er den halben Tag, plaudert, liest Zeitungen und erheiternde Bücher, singt nationale Lieder oder schmachtende Zionsgedichte, treibt sich auf dem „Wehr“ (Fischerniederlassung) umher und besucht Kameraden; außerdem versorgt er sich reichlich mit Kaffee, Leffer und anderen Leckereien. —

In Balstad sowie in fast allen westlich gelegenen „Wehren“ wird der Fisch getrocknet, während man in den „Wehren“ der Ostlofoten ihn roh in den Handel bringt.

Wenn die Fischer in ihre Heimat zurückkehren, mieten sie einen Aufseher, der das Trocknen der Fische zu besorgen hat. Um Johanni werden sie dann mittelst der gewöhnlichen Küstenfahrer nach Bergen auf den Markt gebracht. —

In den Ostlofoten wird hauptsächlich Garn- und Tiefwasserfischerei betrieben, letztere mittelst Leinen und Hafen, oder mit Räußen und Borstellnetzen. Die Netze mit zugehörigen Gerätschaften repräsentieren einen hohen Wert, und wenn der Fisch sich nur in dünnen Stielen zeigt, so arbeiten die Fischer häufig mit Verlust. Freilich kann ein einziger glücklicher Fang die Netze und Boote füllen, den Fischer für alle Verluste entschädigen. Außerdem gehört die Garn- oder Netzfischerei zu dem leichteren Betriebe.

Der Garnfischer rudert morgens 7 Uhr mit seiner „Kette“ hinaus, stellt sie sachgemäß und zieht sie nach einer Weile wieder ein. Er rudert an den Strand zurück, übergibt seinen Fang einem Küstenschiffer, setzt sich, nur mit Unterzeug und Strümpfen bekleidet, auf sein Bett und vertreibt sich die Zeit mit dem Ausbessern der Netze. —

In neuerer Zeit hat sich, auf Grund der zunehmenden Fischerei, diese Art des Fischens bedeutend erschwert. Die Fischereigründe vermögen nicht mehr die vielen „Gelenke“ zu fassen. Man setzt deshalb ein „Gelenk“ über das andere, wodurch häufig das unterste zu einem unauflösliehen Knäuel zusammengepreßt wird. In diesem Falle werden nur einige „Kochfische“, Weißlinge und andere gewöhnliche Arten für den eigenen täglichen Bedarf heraufgezogen, und oft kehrt das Boot erst nach Mitternacht in den Hafen zurück.

Wenn durch ein Unwetter die verschiedenen „Netzengelenke“ zu einem unförmlichen Klumpen verwickelt werden, dann beginnt für den betroffenen Fischer eine schwere Zeit. Die Fischer liegen oft mehrere Tage mit ihren Booten in Reih und Glied, ordnen, zerschneiden, zerreißen, um schließlich nur einige Fische ihres Netzes herauszuholen. Nicht selten passiert es, daß man Netze und sämtliche Gerätschaften verliert. Zuerst treiben Strom und Unwetter mehrere „Gelenke“ zu einer festen Masse zusammen. Die Grundtaue vermögen nicht den schweren Kolos länger zu halten, er kommt ins Treiben westwärts, reißt alles Netzwerk mit sich fort, nimmt stetig an Umfang zu und treibt über die Fischergründe, wo die Hafn, sich festhaftend, viel Anheil anrichten. Das zu einem formidablen Netzenberg angewachsene Ungetüm treibt seewärts, und ein solcher gordischer Riesenknotten spottet jeglicher Macht. Vor einigen Jahren versuchte ein großes Postdampfschiff mit Hilfe seiner Dampfwinde eine derartige treibende Netzenbatterie zu fassen und zu entwirren. Wer aber den „Kürzeren zog“, das war die mächtige Dampfmaschine des großen Dampfers; der schwere Kolos fuhr treibend weiter, als wäre nichts passiert. Es bleibt den armen Fischern deshalb auch kaum was anderes übrig, als ihr wertvolles Eigentum dem Ozean preiszugeben. —

Der Tiefwasserfischer hat die am meisten Ausdauer erfordernde Arbeit. Von morgens früh bis spät abends sitzt er in seinem Boote im Fjord, mit beiden Händen und Armen die Reinen an den Bordwänden des Bootes hin und herzerrend. Eine halbe Stunde lang dauert diese anstrengende Arbeit an derselben Stelle, um dann an einer anderen Stelle und so weiter fortgesetzt zu werden. Kehrt aber dieser Fischer abends in seine Hütte zurück, so ist er ein freier Mann; er hat keine Fischgerätschaften zu reparieren; bei Unwetter hat er keine Sorgen: seine Fischleinen und Haken hängen an der Wand; was er erfischt, ist reiner Gewinn, von Verlusten keine Rede. Die Bootsbesatzung eines Tiefseefischers besteht aus drei Mann, und es ist nicht selten, daß sie eine Ausbeute von 5—600 Kronen pro Mann erzielen. Aber dann müssen sie auch schwer arbeiten, jeden Augenblick benutzen, wie festgenagelt auf dem Sitzbrett des Bootes aushalten. —

Schließlich sei hier noch des ländlichen Lebens und Treibens dieses biederen Naturvolkes erwähnt. — Die Fischerhütten liegen auf Anhöhen unweit des Strandes. Außen vor den Hütten sind alle Stroh- und Kleiderkisten aufgestapelt, — jeder Mann besitzt zwei Kisten. An dem sogenannten „Schwalbengang“, dem stets freigehaltenen schmalen Eingang zur Hütte, sind zu beiden Seiten die verschiedensten Gegenstände untergebracht: Brennholz, Fässer mit Leber- und Thranresten, Fischködern und sonstigem Fischergerät. Unter dem Boden hängen Fischernetze und Schnüre bundweise geordnet. Danach betritt man das eigentliche Wohnzimmer. An der Wand, zunächst dem Eingang, steht das große Komfur, freilich stark verrostet und geflickt, aber trotzdem ein veritables Komfur. Längs der Wände sind zu beiden Seiten und übereinander, wie auf den Schiffen, die Kojen, breite Betten, à 3 Mann, angebracht. Vor jedem Fenster steht ein ziemlich primitiver Tisch, unter jedem Tisch circa 6 hölzerne Butterdosen, verziert durch eingebrannte Schnörkelereien u. dgl. m. Wenn die Fischer ermattet von der Arbeit heimgekehrt, so ziehen sie sofort ihre Seestiefeln aus und werfen dieselben unter die Betten. Erst wenn die Füße in die sogenannten „Klumper“ (Holzpantoffel) gesteckt sind, fühlen sich die Fischer behaglich. Wie auf gegebenes Signal schwingen sich alle Mann in die Kojen, um, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, auszuruhen oder um Netze zu flechten.

Ein obligates Abendgericht besteht in gekochten, frisch gefangenen Fischen und Suppe. Als Dessert wird „Fischmölje“ serviert, eine wahre Delikatesse, die folgendermaßen zubereitet wird: Durchbrochenes Flachbrot wird schichtenweise in den Topf gethan, heiße Brühe darüber gegossen, und wenn das Brot durchweicht, so wird die Masse zu einem dicken Brei ausgerührt, reichlich Dorschfett hineingethan und wieder stark umgerührt; zuletzt mit Syrup und Essig tüchtig durchknetet. Dem Neuling ist zu raten, dieses wohlgeschmeckende Nationalgericht anfänglich nur mäßig zu genießen, weil, wie der Nordländer sich bezeichnend ausdrückt, es „leicht wiederkommt.“ —

Der Nordländer ist beim Essen sehr appetitlich, wie er es von Jugend an gewöhnt ist. Gabel fehlen nie an seinem Tisch, während die Bauern in den verschiedenen Gegenden des Nordlandes sich mit „Adams Klauen“ behelfen. Wie

die Nordlands-Bauern im allgemeinen sich durch einen angeboren Takt und einen gewissen bon ton auszeichnen, so tragen auch ihre Gesichtszüge ein intelligentes Gepräge. —

Der Nordlandsfischer korrespondiert während der Lofotenzeit mit seinen Lieben daheim. Bei seiner Ankunft pflegt er gleich zu telegraphieren und später zweimal wöchentlich zu schreiben. Die meisten dieser Briefe haben eine traditionelle Kollektivform angenommen; sie enthalten nur Namen und einzelne Fakta, die hin und wieder in diese optima forma eingestreut sind. Gewöhnlich lautet sie:

„Teuere . . .!“

In dieser stillen Abendstunde ergreife ich die Feder, Dir etwas zu schreiben . . . Ich lebe gottlob wohl bis jetzt, was ich auch von Euch zu hören wünsche. Die Fischerei . . . diesmal nicht mehr. Entschuldigt meinen eiligst geschriebenen Brief und die häßliche Handschrift. Grüße . . . Viel tausend gute Nacht. Brief mit nächster Post. Geschrieben von

Deinem . . .“

In neuerer Zeit sind die Lofotenbriefe oft sehr ausführlich und inhaltsreich. Aber auch die kurz gefaßten Briefe werden stets mit rührender Freude empfangen; die kräftige, biedere Landbevölkerung legt wenig Wert auf geistreiche Sentenzen u. und ist zufrieden, von dem Geliebten zu hören, daß er lebt und es ihm gut ergeht. Ein schneidiger Kopf, der oft seine Briefe in Reimen schrieb, galt viel bei seinen Landsleuten. Ein Bruchstück aus einem seiner Briefe lautete:

„Ich lebe gut,  
fisch' nur wenig  
und wünsche Dir dasfelbe.“



## Der Beginn der Freiheitskriege.

Aus den Lebenserinnerungen des Feldmarschalls v. Boyen

von

Friedrich Nippold.

(Schluß.)

15. July 1838.

Am 7. April erfolgte endlich der Aufbruch des Großen Haupt-Quartiers und der Russischen Reserve-Armee aus Kalisch, die bey Steinau den 14. über die Oder gieng, wo der König aus Breslau auch eintraf und sich auf Dresden dirigirte. Daß man auf diesem Marsch den Truppen alle mögliche Erleichterung zukommen ließ, war ganz in der Ordnung, da sie nichts vom Feinde zu befürchten hatten, die Unordnung aber, in der man den über alle Gebühr zahlreichen Troß des Haupt-Quartiers gehen ließ, war doch zu groß; jedermann

hatte so viel Gepäck, als er wollte, und ließ des Morgens seinen Kutscher nach eigener Bequemlichkeit ausfahren, dieß gab denn nun ein Zagen und Zusammenfahren auf der Heer-Straße, von der man sich kaum einen Begriff machen kann; es mag dieß indeß wohl eine Erbsünde der Fürstlichen Haupt-Quartiere seyn, denn ich habe jenes Übel oft selbst in der Nähe des Feindes wieder gefunden.

Der Kaiser Alexander, der damahlen noch in voller Lebens-Kraft auftrat und gern mit der öffentlichen Meinung kokettirte, machte jeden dieser Märsche in einem Galopp, so daß von Distance zu Distance frische Pferde für ihn hingestellt waren, auf die er sich, zum Ärger seiner Suite, schnell hinaufschwang und den Kurier-Ritt fortsetzte; in seinem Neuen Quartier angekommen, mußte die eine Compagnie starke Wacht bereits bereit stehen, und er exerzierte diese dann mit einem bey nahe komischen Eifer noch eine  $\frac{1}{2}$  Stunde, deßwegen hätte er freylich nicht so eilig reiten dürfen. Alsdann wurde die Parole ausgegeben und hinterher noch gewöhnlich dem Griechischen Gottes-Dienst in der in einem besonders eingerichteten Zelt befindlichen Feld-Kapelle beygewohnt. Als das Erstemahl bey Austheilung des Segens alle Russen niederknieten, wollte mein durchaus Protestantisches Gemüth dieß nicht thun, da ich aber sah, daß der Englische Gesandte Cathcart und der Schwedische Löwenhielm mit bemerkbarem Eifer dieß ausführten, so schloß ich mich ihnen auch pflichtschuldigst an.

Das Bedeutendste, was uns auf diesem Theil des Marsches vorkam, war die bekannt gewordene Ablehnung des Königes von Sachsen, an dem angetragenen Bündniß Theil zu nehmen; wir hatten bereits bey dem Vorgehen von Blücher den im Tilsiter Frieden abgetretenen Cottbuser Kreis wieder besetzt, und dieß schien die Schwierigkeit der Annäherung zu vermehren; bey unserem Aufenthalt in Dresden werde ich noch mehr über diesen Gegenstand zu sagen Gelegenheit haben.

Eines zweiten Gegenstandes will ich hier noch erwähnen, der bald zu einem Mißverständniß zwischen Kutusow und Blücher Anlaß gegeben hätte. Der letztere hatte bey seinem Aufenthalt in Sachsen mehrere Proklamationen erlassen, die alles Deutsche Volk zu den Waffen und zu kräftiger Mitwirkung gegen den allgemeinen Feind aufriefen; das aber war Kutusow in vielfacher Hinsicht nicht Recht, theils glaubte er seine Autorität dadurch verletzt, theils war es der Russischen Ansicht nicht angenehm, daß Preußens Heerführer so selbstständig eingriff, woben zu gleicher Zeit ein heimlicher Schauer gegen die Bewaffnung des Volkes mit einwirkte. Ich bekam daher den Auftrag, ein Scharfes Verbot an Blücher aufzusetzen, es gelang mir indeß bey dem Zutrauen, welches ich mir bey Kutusow erworben hatte, diesem Erlaß eine Mildere Form zu geben, in der ich ihn als Beylage 17 hier beyfüge.

Unerwartet mußte auf diesem Marsch durch Schlesien Kutusow seine lange Kriegerische Laufbahn in Bunzlau beschließen. Wir rückten am 18. in dieses Städtchen, und der Alte Feldherr kam ganz behaglich auf seiner Droschke angefahren, wir setzten uns bald nachher zu Tische, wo keine Veränderung an ihm zu



bemerken war, der Feld-Marschall noch hin und wieder scherzte und mir den Auftrag zur Ausfertigung einiger Briefe gab. Als ich diese nach ein Paar Stunden ihm zur Unterschrift vorlegen wollte, fand ich eine kaum glaubliche Veränderung in seinem ganzen Zustande, er zitterte am Ganzen Körper, so daß er nicht mehr ordentlich unterzeichnen konnte, doch aber noch die Geistige Kraft hatte, darüber zu scherzen. Ein Faulicht-Nervöses Fieber machte nun reizende Fortschritte und endete am 29. April das 77jährige Leben des Sieggekrönten Helden. Der Graf Wittgenstein wurde im Oberbefehl sein Nachfolger; Kutusow war unbestritten sowohl nach seiner Bildung als seinen Geistigen Anlagen mehr als dieser, und doch halte ich es für eine Gunst der Vorsehung, daß gerade hier das Leben des Grauen Helden endete: thatkräftige Entschlüsse möchten wohl nicht mehr von ihm ausgegangen seyn, auch zweifle ich, ob er sich immer fügsam gegen die verschiedenen Souverainen Ansichten und die oft bunten Gedanken ihrer Umgebungen gezeigt haben würde.

Ich war zwar bey dem Ausbruch der Krankheit Kutusow's ebenfalls in Bunzlau zurückgeblieben, da indessen diese einen solchen Gang nahm, daß an seine Wieder-Herstellung nicht zu denken war, und ich weniger bey seiner Person als dem Russischen Armee-Commando angestellt war, so gieng ich nach einigen Tagen dem Haupt-Quartier nach und nahm noch an dem den 24. in Dresden erfolgten Einzuge der Souveraine Theil. Der Größte Theil der Einwohner begrüßte uns freudig als gleich gesinnte Brüder, indeß die Beamten, und was zum Sächsischen Hofe gehörte, bey dem Benehmen ihres Königes sich in einer gespannten Lage befand und daher von uns zum Theil entfernt hielt oder nach einer Neutralität strebte, die in der damaligen Lage unmöglich war.

17. July 1838.

Die verbündeteten Souveraine hatten sich durch die erste Ablehnung des Königes von Sachsen nicht abschrecken lassen und noch mehrere Schritte versucht, um denselben in seinem eigenen Interesse zur allgemeinen Theilnahme an dem Kampfe gegen Napoleon aufzufordern. Der General Thielmann, der zu jener Zeit Sächsischer Befehlshaber in Torgau war, hatte sich vom Anfange des Vorrückens der Verbündeten denselben außerordentlich günstig gezeigt und für seinen Platz eine Art von Neutralität mit unseren dort stehenden Befehlshabern eingeleitet, sie vielfach unterstützt, da er den Beytritt seines Königes als unbezweifelt voraussetzte und, indem er dieses aussprach, die möglichst günstigsten Bedingungen für Sachsen zu erhalten strebte. Dadurch war er in eine fortdaurende Verbindung mit uns gekommen, wie das die Beylagen 18 a, b, c zeigen, aus denen hervorgeht, daß Thielmann zur Beschießung der Französischen Besatzung in Wittenberg Geschütz aus Torgau hergab, an dem Beytritt seines Königes, dem er nicht vorgreifen könne, nicht zweifelte, und von den Souverainen für seine Person zu einer Konferenz nach Dresden eingeladen zu werden wünschte, um das weitere wegen der Sächsischen Truppen zu verabreden. Auf Grund dieser Verhältnisse mußte der Fürst Wolkonsky im Rahmen der Souveraine an

Thielmann schreiben und ihn nach Dresden einladen, wo er sich auch am Tage unseres Einrückens einfand.

Es wurde sogleich von Russischer Seite der Minister Stein, und von Preussischer ich ernannt, um mit Thielmann ein Allianz-Projekt zu verabreden, wozu mir Stein die Grundzüge kurz vor Eröffnung der Konferenz in die Feder diktirte, welche ich im Original als Beilage 19 hier anschließe. So wahrscheinlich auch ein günstiger Ausgang dieser Verhandlung zu erwarten schien, so ward doch aus der ganzen Sache nichts, sey es daß Thielmann den Entschluß des Königes von Sachsen, an Napoleon festzuhalten, bey seiner Ankunft in Dresden erfahren habe, oder daß die ihm von uns vorgelegten Bedingungen seinen Instruktionen nicht entsprachen, genug, er gieng auf gar nichts ein, so daß zuletzt Stein ziemlich barsch wurde und wir ceremoniös auseinandergiengen. Stein war eigentlich in seinem Inneren gegen diese ganze Verhandlung, da er die bisherige Staaten-Zersplitterung Deutschlands so viel als möglich aufzuheben und zur Erhaltung Deutscher Selbstständigkeit Große Deutsche Staaten zu bilden strebte. Welches auch in diesem Augenblick die Gründe seyn mochten, die dieß nicht erwartete Benehmen von Thielmann bestimmten, so war er doch bereits für seine Person zu weit gegangen, als daß er weiter im Sächsischen Dienst bleiben konnte. Die damahls in der Sächsischen Armee befindlichen zahlreichen Anhänger Napoleons unter den Offizieren lehnten sich gegen Thielmann auf, und andere, die sein Benehmen im Stillen billigten, schlossen sich doch den Ersteren an, um bey den veränderten Verhältnissen jeden Verdacht von sich abzuwälzen, so daß Thielmann kurze Zeit nach dieser Konferenz aus Torgau in das Haupt-Quartier der Verbündeten flüchten mußte, wo er erst in Russische Dienste und aus diesen nach dem Frieden in Preussische trat, wo er als General der Cavallerie und Commandirender General in den Rhein-Provinzen nach wenigen Jahren gestorben ist. Er war ein gebildeter Mann und ein sehr Guter Feld-Soldat.

Wenngleich die Zeit des Wiener Congresses, insofern ich dazu kommen werde, diese zu schildern, Gelegenheit genug geben wird, über das Verhältniß von Sachsen zu den Verbündeten, und namentlich zu Preußen, das Nöthige zu sagen, so scheint es mir doch nicht unpassend, die Grundlage dazu mit einzelnen Zügen hier schon zu entwerfen. Will man bey einem solchen Versuch mit einiger Gewißheit zu Werke gehen, so muß man bis zu dem Zeit-Punkt zurückkehren, wo nach der eigenen Erklärung des Kaisers Franz im Jahr 1806 das Deutsche Reich aufgelöst ward: von diesem Augenblick an trat Sachsen in ein Natürliches Schutz-Verhältniß zu Preußen, welches selbst nach der anfänglichen Zustimmung Napoleons in einen immerwährenden Bund verwandelt werden sollte. Wer sich die damahlige Geographische Lage Nord-Deutschlands ins Gedächtniß zurückruft, muß es sich gestehen, daß, da Sachsen nicht Selbstständig stehen konnte, ein solches Ersatz-Bündniß des Deutschen Reichs unvermeidlich war, welches auch ein Großer Theil der dabey betheiligten Fürsten wünschte. Dem im Spätjahr 1806, freylich sehr übereilt, von Preußen unternommenen Kriegeszuge trat Sachsen sehr zögernd,

und nicht so, wie es wohl gekonnt hätte, mit Anstrengung seiner Kräfte, bey. Diese Halbheit in den Maaßregeln und Entschlüssen, die allerdings auf den Ausgang des Feldzuges einen bedeutenden Einfluß äußerte, war damahlen, und besonders bey den Deutschen Cabineten, vorherrschend. Es mag seyn, daß das Anzusammenhängende, welches sich in dem damahligen Benehmen Preußens offenbarte, den bedächtigen König von Sachsen gleich von Hause aus mißtrauisch machte, ich will es erklärlich finden, daß ein so schwacher Staat wie Sachsen, da sich Preußen nach der Schlacht von Auerstädt für einige Augenblicke selbst verließ, von dem bisherigen Verbündeten und der Deutschen Sache, ohne besonders Abschied zu nehmen, hinweg eilte und sich vor dem Ausländischen Sieger beugte, und ich will es mit der Erwerbs-Lust, die tief in der Menschlichen Natur liegt, bemäntlen, wenn der Fromme und Rechtliche König von Sachsen aus dem Nachlaß seines früheren so eben besiegten Verbündeten Cottbus und das Groß-Herzogthum Warschau von Napoleon gehorsamst annahm; dem Könige von Sachsen bleibt hier noch immer die in solchen Fällen gewöhnliche Entschuldigung: für Preußen ist dieß doch Alles einmahl verlohren, und wenn ich es nicht nehme, so bekömmt es ein anderer.

Schwieriger aber auf jeden Fall wird die Entschuldigung bey Gelegenheit der sogenannten Bayonner Konvention, einer der Schändlichsten Handlungen Napoleons. Bekanntlich hatte der Französische Kaiser die in Polen von den Preußischen Behörden zum Retablissement des Landes ausgeliehenen Privat-Kapitalien, den Mildten Stiftungen und Unmündigen gehörig, unter dem Vorwande, daß dieß Staats-Eigenthum sey, eingezogen und verkaufte sie in Bausch und Bogen an den König von Sachsen, der nun jede Preußische Unterhandlung zurückwies und mit Großer Härte diese Forderungen behandelte, wodurch mehr als eine Familie untergieng, mehr als eine Milde Stiftung zerstöhrt ward; nach meiner Ansicht ist so etwas, wenn man auch sein Ganzes Leben hindurch in der Kirche andächtig gewesen ist, doch immer ein Moralischer Flecken.

Aber ganz von diesem Allen abgesehen, kommt es nun zu der Hauptfrage: die Zeit verlangte von dem Könige von Sachsen eine Entscheidung; entweder soll er mit den Verbündeten Fürsten den Versuch wagen, das auf Deutschland lastende Joch fremder Eroberung abzuwälzen und so seine früheren Rechte wieder zu erwerben, oder er kann, zufrieden mit seiner gegenwärtigen Lage, der Verbündete der Frankosen bleiben; er wählt das letztere, und wir wollen ihm darin freye Wahl lassen, wie kann er aber, oder seine Bertheidiger, wenn die von ihm freywillig gewählte Sache unterliegt, hinterher von seinen angestammten Rechten sprechen?? Waren seine Vorfahren Deutsche Fürsten geworden, um der Sache ihres Vaterlandes beliebig untreu werden zu können?? Wer eine Spekulation unternimmt, um zu gewinnen, muß auch den Schaden tragen, und von dem Augenblick an, wo der König von Sachsen, der in Böhmen und so in der Lage war, frey handeln zu können, gegen die Stimme Deutschlands der Verbündete Napoleons blieb, gab er seinen Deutschen Stand-Punkt auf und ward ein Familien-Glied seines Verbündeten.

18. July 1838.

Der König, mein Herr, empfand dieses Benehmen des Königes von Sachsen sehr tief und benutzte eine Gelegenheit, um dieß noch vor dem Ausmarsch aus Dresden ziemlich laut auszusprechen. Ich glaube, es war den zweiten Tag unseres Aufenthalts in Dresden, als ich mich Nachmittags in der Gemäldegallerie befand, wo auch bald darauf der König eintrat und, indem ich mich nun an sein Gefolge angeschlossen, die Sammlung besah, während um den König sich die Zahl der Städtischen Zuschauer in den Sälen immer mehr anhäufte. Jeden Augenblick stießen wir bey unseren Wanderungen auf einen leeren Raum, da das Bild, welches sonst dahieng, kürzlich weggenommen war. Dieß kam zu häufig vor, als daß es nicht dem Könige auffallen sollte, und nach vielen Complimenten mußte der schon etwas in Transpiration gerathene Gallerie-Inspektor mit den zierlichsten Redens-Arten gestehen: daß man aus Vorsicht, wegen zu besorgender Krieges-Ereignisse, die wichtigsten Gemälde nach dem Königstein gebracht habe. Dieß nahm nun der König gewaltig übel, und sagte ganz laut: „Es ist niemahls meine Manier gewesen, andren ihr Privat-Eigentum zu nehmen, und es ist dieß eine Beleidigung Meiner Gefinnungen und der des Kaisers von Rußland, doch muß man sich nicht wundren, der König von Sachsen hat, wie ich es zu Meinem Schaden erfahren habe, schon lange die Grundsätze seines Verbündeten angenommen, und da ist denn ein Mißtrauen wegen verdienter Repressalien wohl zu erwarten.“

Wenn man bedenkt, daß der König auch von Sachsen aus in den früheren vertraulichen Mittheilungen immer auf einen günstigen Umschwung der Dinge, biß zu welchem man das Fremde Joch anscheinend geduldig tragen müsse, vertröstet war, so kann man es sich wohl erklären, daß dem Könige jetzt, nachdem jener Umschwung der Dinge gekommen war, dieses Zurücktreten Sachsens doppelt Schmerzlich und als ein eigentliches im Stich lassen erschien; die, wie ich schon erwähnte, zahlreichen Zuschauer in der Gallerie schienen indeß über die obige Äußerung nicht wenig betreten und wußten eigentlich nicht recht, in welche Falten sie ihre Gesichter legen sollten.

Während wir in der eben erzählten Art negotiirten und polemisirten, hatten bey den in erster Linie stehenden Corps die Krieges-Angelenheiten, durch die nach und nach angekommenen Französischen Verstärkungen, ein ernsteres Ansehen gewonnen. Ich glaube den damahligen Zustand der Dinge nicht besser schildren zu können, als wenn ich in den Beylagen 19 a—h eben so wohl die an mich in dieser Hinsicht gerichteten Briefe von Scharnhorst, als auch eine darauf bezügliche Instruktion des Grafen Wittgenstein beylege. Scharnhorst hätte ein schnelleres Vorgehen der Haupt-Armee gewünscht, um noch vor der Ankunft Napoleons die Armee des Vize-Königes zu vertreiben; jetzt, da dieses nicht mehr zu erreichen war, beschränkte er sich auf die beiden folgenden Vorschläge: Entweder man concentrirt alle möglichen Streit-Kräfte zu einer Haupt-Schlacht bei Leipzig, oder die Reserve-Armee bleibt bey Dresden, während Blücher und Winzingerode auf den Vize-König fallen und, wenn dieser geschlagen ist, sich in die linke Flanke

der bey Erfurt sich sammelnden Französischen Armee zu werfen suchen. Die unter h beyliegende Instruktion von Wittgenstein wird indeß zeigen, daß unsere Streit-Kräfte noch sehr zerstreut gehalten wurden. Der Erste Vorschlag von Scharnhorst wurde angenommen, und die Reserve-Armee brach am 28. in der Richtung auf Borna von Dresden auf. Dadurch daß Scharnhorst bei dem ersten Elb-Übergange für drey verschanzte Brücken bei Mühlberg, Meißen und Dresden gesorgt hatte, war, trotz dem unerwarteten Benehmen des Königes von Sachsen, doch eine ziemliche Freyheit der Bewegungen gesichert, und so zogen wir mutig dem Entscheidungs-Tage entgegen.

Den angeführten Briefen von Scharnhorst will ich hier noch ein an mich gerichtetes Schreiben des Alten Blücher hinzufügen (Beilage 20), das ich freylich durch ein im Kriege zu entschuldigendes Post-Versehen erst am 3. July in Berlin erhielt, welches aber in jenen erwähnten Zeit-Raum vor der Schlacht von Görschen gehört. Der Eigenhändige Brief Blücher's lag in einem an mich bestimmten Dienst-Schreiben, und da des alten Feldherren Handschrift in der That etwas undeutlich ist, so habe ich gleich eine Übersetzung beygefügt. Mir scheint dieser Brief darum merkwürdig, weil er den Ideen-Gang und die Krieges-Ansichten des Alten Blücher deutlich ausspricht.

Von diesem Vorrücken aus Dresden fällt mir noch eine unbedeutende Anekdote ein, die ich aber doch hier anführen will, da sie als ein Beitrag zur Politik der Sächsischen Bauern angesehen werden kann. Man trug in Preußen damahlen allgemein die so eben eingeführte National-Kofarde, nun bemerkte ich auf einem der Märsche in einiger Entfernung vom Wege mehrere Vorspann-Wagen, bey denen die Fuhrleute alle die Preußische Kofarde trugen, ich ritt sogleich an sie heran und fand schon unterweges, daß das Zeichen der Kofarde nur mit Kreide ganz geschickt auf den Hut gemacht war, während der Dialekt der Antwort dieser Fuhrmänner mir deutlich zeigte, daß sie Sachsen wären, und auf mein Befragen, wie sie denn zu der Preußischen Kofarde kämen, antwortete mir der eine mit einem schalkhaften Lächeln: „S nu! die Herren Kosaken gehen dann besser mit uns um.“ Dagegen ließ sich auch nicht viel einwenden.

Indem sich die verschiedenen Corps nun immer mehr konzentrirten, erregte das Kriegeslustige Aussehen und doch dabey anständige Benehmen der Preußischen Truppen bald ein allgemeines und wohlverdientes Aufsehen. Es ist dieß nicht ein einseitiges National-Urtheil, sondern ich gründe mich dabey auf das Allgemeine Urtheil der Fremden Offiziere, die im Haupt-Quartier waren. So viel Truppen ich auch in meinem langen Kriegesleben gesehen habe, niemahlen habe ich welche gesehen, die ein Größeres Vertrauen einflößten. Das Napoleo-nische Heer sprach in seiner Blüthezeit allerdings eine Große Kriegeskraft auch in den Augen des Zuschauers aus, allein dieß war doch mit einem rohen Über-muth vermischt, der sich hier bey den Preußen nicht fand. Sichtbar war eine Große Veränderung in unserem Krieger-Stande vorgegangen; die bessere Behandlung des Soldaten, die freyere Stellung des Bauern-Standes, der Hinzutritt der aus gebildeten Jünglingen errichteten Freywilligen Abtheilungen, alles dieses hatte

das Krieger-Leben veredelt. Die Friedens-Ubungen waren (ein Werk des Edlen Scharnhorst) von allen Spielereyen frey gehalten und nur auf den Feld-Dienst gerichtet; der Gedanke, das zertretene Vaterland wieder zu befreien, war ein Gemein-Gut geworden und hat dem Volks- und Kriegesleben eine höhere Stellung gegeben. Den Tag vor der Schlacht marschierte die Brigade des General v. Klux durch Borna: wenn man 6000 gebildete Ehren-Männer, entschlossen zu einem Zwey-Kampf auf Tod und Leben, gehen sähe, so würde man ein Bild dieses Krieges-Zuges haben, den die Trill-Kunst mit ihren Großen Paraden nur schädlich nach-äffen, aber auf dem von ihr eingeschlagenen Irrwege niemahls erreichen kann.

22. July 1838.

Schon auf dem Marsch von Dresden waren die nöthigen Befehle zur Vereinigung der verschiedenen Heeres-Theile gegeben; der den 29. oder 30. April in dem Kaiserlichen Haupt-Quartier aufgefertigte Entwurf, der als Beylage 21 beyliegt, zeigt, von welchen Voraussetzungen man dabey ausgieng. Die Disposition zur Schlacht, welche den 1. May ausgegeben wurde, soll von dem General Diebitsch entworfen sein, und der ihr zu Grunde liegende Gedanke, den Feind auf dem Marsch in seiner Flanke anzugreifen, war gewiß recht gut und bezeichnet den unternehmenden Mann.

Am 2., bey dem Anbruch des Tages, begaben sich die beiden Souveraine nach Groitsch, um dort mit der dahin bestimmten Kolonne des General Blücher zusammenzutreffen. Die Ankunft der Truppen wurde durch das Kreuzen der Kolonnen von Blücher und York nicht unbedeutend verzögert, dieß war allerdings ein Übelstand, an dem aber niemand anders als das Russische Haupt-Quartier Schuld war, welches den verschiedenen Kolonnen solche Richtungs-Punkte gegeben hatte, daß ein Kreuzen derselben nicht zu vermeiden war. Der König indeß, der trotz aller Dienste, die ihm Scharnhorst geleistet hatte, fortdaurend einen inneren Groll gegen ihn hegte, weil Scharnhorst mit seinen Krieges-Ansichten doch endlich durchgedrungen war, schob die ganze Schuld des Kreuzens auf den General und äußerte sich darüber (Scharnhorst war aber nicht zugegen) laut und öffentlich, wobey R . . . . ., der doch sonst den Freund von Scharnhorst spielte, zu den Äußerungen des Königes, daß so etwas eigentlich mit Festungs-Arrest bestraft werden müßte, in die Hände schlug und einmahl über das andere rief: „Das ist Recht! so kommt Dienst in die Armee!“ Selten hat mich ein Vorgang tiefer in meinem Inneren verwundet als dieser.

Auf jenem Fürstlichen Rendezvous wurde auch noch eine andere Anordnung getroffen, die dem Entwicklungs-Gange der zu beginnenden Schlacht offenbar nachtheilig war. Der General Miloradowicz war mit seinem 11000 Mann starken Corps den Tag vorher nach dem ohngefähr 1 Meile von Pegau entfernten Dorfe Predel dirigirt worden. Nun kam aber, während die Souveraine an dem Eingange von Groitsch abgestiegen waren, durch einen Jungen Offizier die durch nichts weiter bestätigte Meldung, daß eine Kolonne Franzosen durch das Saalthal anrücke, worauf R . . . . . übereilt vorschlug: daß Miloradowicz

gegen Reiß detaschirt werden sollte, und so dieses Corps der Mitwirkung an den Schlacht-Ereignissen entzog. Endlich hatten sich die Kolonnen auf ihrem bestimmten Sammel-Punkte eingefunden und das Defiliren nach dem Schlachtfelde begonnen, es erforderte viele Zeit, die theils durch die wenigen Übergangs-Punkte über die Elster und das lange Defilee von Groitsch nach Pegau erforderlich wurde, theils auch durch den Umstand, daß dies das erstemahl war, an dem eine verbündete Armee gemeinschaftlich eine Große taktische Evolution ausführte, sehr natürlich wurde. Indessen war bey allen Truppentheilen, den Preußen sowie den Russen, eine Entschlossene, Zutrauen erweckende Haltung unverkennbar. Die Franzosen, welche in und um Görtschen standen, wurden durch unsere Ankunft sichtbar überrascht, indeß sammleten sie sich schnell und benutzten die sich ihnen darbietenden Terrain-Vortheile auf eine Lobenswerthe Weise. Ob es für die Verbündeten vortheilhafter gewesen wäre, wenn sie unter diesen Umständen eine Stunde früher angekommen oder eine Stunde später, wo Ney alsdann bereits die Gegend von Görtschen verlassen haben würde, dieß ist eine Frage, die man zu einer Kriegeswissenschaftlichen Aufgabe machen könnte. Wittgenstein, der die bey Görtschen sichtbaren Franzosen als den letzten Rest einer abziehenden Arriergarde ansah, gab Blüchern den Befehl, Görtschen anzugreifen, und dagegen war, so wie man die Sache im Augenblick auffaßte, auch gar nichts einzuwenden, obgleich wir dadurch auf den Schwierigsten Punkt der Schlacht-Linie geführt wurden und, nach einer alten Soldaten-Redens-Art, den Dachsen bey den Hörnern angreifen mußten. Wenn man die Lage der Dörfer Groß- und Klein-Görtschen, Gana und Rahna auf einem Plan aufmerksam betrachtet, so wird man bald inne, daß sie für einen Vertheidiger außerordentlich günstig ist, indem immer eines derselben das andere mit vertheidiget und die Eroberung desselben erschwert. Die Franzosen sind überdem noch in der Benutzung solcher Lokalen Vortheile gegen alle andren Heere im Vorzug. Sie werden nicht so mechanisch getrillt und vertrillt, und dadurch behalten sie einen freyen Blick, es wird ihnen zur Gewohnheit, jeden kleinen sich darbietenden Vortheil zu benutzen, während der Deutsche an nichts denkt als ängstlich seine taktische Ordnung zu erhalten, und Hoch und Niedrig nur gewöhnt sind, an dem Gängel-Bande weitläufiger Dispositionen zu handeln.

Man hat der Attaque von Blücher den Vorwurf gemacht, daß er nicht direkt in das Dorf zu dringen, sondern es zu umgehen hätte versuchen sollen; ich will auch nicht in Abrede stellen, daß eine mit dem direkten Angriff verbundene Umgehung von Groß-Görtschen, im ersten Augenblick unternommen, den Besitz dieses Dorfes mit weniger Blut erkaufte haben würde, indeß würden die Franzosen sich wahrscheinlich doch gleich wieder in Klein-Görtschen und Rahna gesammelt haben. Eine Umgehung der Feindlichen linken Flanke wurde durch den Floß-Graben und das daran liegende Klein-Görtschen sehr bald gehemmt. Eine größere Wirkung hätte man von einer Unternehmung in der rechten Flanke erwarten können, wenn nämlich Winkingerode gleichzeitig mit dem Blücherschen Angriff den Befehl bekommen hätte, bis auf die Höhen hinter Starsiedel vorzurücken,

während York ihm als Reserve gefolgt wäre: diese Bewegung hätte, da die Französischen Verstärkungen damahlen noch nicht angekommen waren, wahrscheinlich die Feinde veranlaßt, die Dörfer zu verlassen und sich gegen Lützen zurückzuziehen. Eine solche kombinirte Bewegung konnte aber nicht von Blücher, sondern nur von Wittgenstein ausgehen, der indeß seine Stellung von diesem Stand-Punkt nicht aufgefaßt hatte. Er ritt Muthig auf einem Muthigen Pferde herum, freute sich von Grund des Herzens, daß die Soldaten sich so tapfer schlugen, und erzählte (buchstäblich) mit heitrem Gesicht: daß, wenn die Schlacht gewonnen wäre, so habe er nach den Statuten des Georgen-Ordens als Commandirender General das Recht, den Kaiser in die Zahl der Ritter aufzunehmen, und dieser würde ihm alsdann gewiß die Erste Klasse dieses Ordens geben. Diese Neben-Umstände muß man fortdaurend in der Erinnerung behalten, um sich ein getreues Bild von dem Gange der Schlacht und dem Benehmen der Truppen machen zu können. Es fehlte in der That an einer allgemeinen Schlacht-Lenkung, der Kaiser Alexander, der mit Großer Lebendigkeit dem Gange der Schlacht folgte und für seine Person eine schöne Kriegerische Haltung zeigte, stand doch eigentlich nur zur Seite des General-Commandos, er machte einzelne Bemerkungen, gab auch wohl hin und wieder einen schnellen Befehl, aber für den Zusammenhang der Bewegungen that er nichts. Der König griff aus leicht erklärlichen Gründen noch weniger ein, zeigte aber dagegen bey mehr als einer Gelegenheit jenes kalte Blut und jene Kriegerische Haltung, die ihn wirklich auszeichnet, man sah daß er durch das Preißgeben seiner Person den Truppen ein Beyspiel geben wolle.

Einen Zug glaube ich noch von ihm hier einschalten zu müssen. Als unsere Leute sich so heldenmähig in den Dörfern schlugen, ließ er, fortgerissen von Innerer Empfindung, die Zügel fallen, rieb sich die Hände und sagte: „Nun mag es in Gottes Nahmen werden, wie es will, ein Auerstädt wird es nicht,“ und wirklich schien es, als wenn von diesem Tage ab der König mit etwas weniger Besorgniß in die Zukunft blickte. Ich erhielt hier in der Schlacht auch noch einen Großen Beweis seines Vertrauens, der um so bedeutender erscheint, da ich damahlen eigentlich nicht in seiner Gunst stand. Die Souveraine wollten von dem rechten Flügel nach dem linken reiten, und da gab mir der König den Auftrag, auf der Alten Stelle halten zu bleiben, alle eingehenden Rapporte zu empfangen und in dringenden Fällen die Nöthigen Bestimmungen zu geben: dieß war für einen Obersten schon genug.

25. July 1838.

Wenn es im Anfang der Schlacht auch einzelne Momente gab, in denen der Muth unserer Truppen uns gerechte Hoffnungen zum Siege gab, so wurde es dem ruhigen Beobachter doch bald klar, daß, sobald als die Französischen Corps von Lützen in der Schlachtlinie eintrafen und besonders der Vize-König an den Floß-Graben in unserer rechten Flanke anlangte, die Numerische Überlegenheit auf Seite der Franzosen war und durch die Einheit und Umsicht ihres Ober-Befehles, die uns ganz fehlte, noch erhöht wurde, und daß es nun nur darauf



ankommen konnte, unsere gewonnene Stellung bis zum Einbruche der Nacht im Vertrauen auf den Muth unserer Truppen zu halten. Wenn man bedenkt, daß die Franzosen am Ende der Schlacht 102 000, die Verbündeten nur 69 000 Mann stark waren, so sind diese Zahlen schon allein ein hinreichender Beweis für die Seltene Tapferkeit, mit der das Neugebildete Preußische Heer an diesem denkwürdigen Tage kämpfte, wobey man es als bedeutenden Nachtheil nicht vergessen muß, daß unsere beiden Haupt-Führer Blücher und Scharnhorst verwundet wurden. Es ist wahrlich nicht National-Eitelkeit, sondern meine volle Überzeugung, wenn ich immer wieder auf den Muth unserer Leute zurückkomme; ich wenigstens habe eine derartige stolze Hingebung für die Sache des Vaterlandes noch niemals gesehen. Ein allgemeiner Wett-Eifer zuckte wie Mächtiger Elektrischer Schlag durch alle Schlacht-Reihen, die Freywilligen strebten sichtbar, den Höheren Stand-Punkt ihrer Bildung auch im Gefecht bemerklich zu machen, und den Linien-Soldat dagegen belebte das Kriegerische Ehr-Gefühl, nicht hinter den Jüngeren Waffen-Gefährten zurück zu bleiben. Es war wohl kein Stand des Bürgerlichen Lebens, der nicht an diesem Tage für die Erhaltung des Vaterlandes in unseren Krieger-Reihen kämpfte, so mancher schon zum Geistlichen Stande gebildete Jüngling vertheidigte die Selbstständigkeit seines Vaterlandes als die Sicherste Grundlage für das Fortbestehen einer freyen Protestantischen Kirche. Hohe und Niedere Regierungs- und Gerichts-Beamte kämpften für die Erhaltung und den Geist der Preußischen Verwaltung. Das Brandenburgische Dragoner-Regiment führte der Chef desselben, der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, mehr als einmahl an dem heutigen Tage in das Ernste Gewühl des Persöhnlichen Kampfes, während auf dem Flügel des Regiments in der ersten Reiter-Reihe der Hof-Marschall des Prinzen, Graf Gröben, als Wacht-Meister in den Kampf stürzte. Gelehrte und Künstler erkämpften sich mit ihrem Blute jenen Hohen Bürgerlichen Stand-Punkt, den heilige Vaterlandsliebe in dem Alten Griechenland errang. Möge die Göttliche Vorsehung den Schönen Geist dieses Tages, so oft es das Vaterland bedarf, in der Brust unserer Nachkommen aufkeimen lassen, die Regierung niemals den Hohen Werth einer derartigen Geistigen Entwicklung verkennen!

Einzelne Vorschläge, der Schlacht eine bessere Wendung zu geben, wurden wohl noch berufen oder unberufen von Zeit zu Zeit den Souverainen gemacht, doch waren sie von keinem besonderen Werth; der bedeutendste von ihnen war unstrittig der des Englischen Gesandten Lord Cathcart, der vorschlug, mit der Gesammten Cavallerie auf den rechten Flügel des Feindes zu fallen, allein der Russische Kaiser, der sichtbar an diesem Tage nicht mehr Kräfte aufs Spiel setzen wollte, gab ihm keine Folge.

Unter diesen Umständen fieng man gegen Abend an, auf die Vorbereitung zum Rückzuge zu denken, der Fürst Wolkonsky sprach darüber mit dem Kaiser, und dieser gab mir nun, da ich unglücklicherweise nicht sehr entfernt von ihm stand, den Auftrag, nach Pegau zurückzureiten und alle Anstalten zu treffen, damit die Armee ohngehindert nach Grottsch defiliren könne. Mich verdroß diese Bestimmung

recht ordentlich, die mich in dem Augenblick, wo es erst ganz ordentlich zum Schlagen kommen konnte, von den Truppen entfernte; allein was war zu machen, der Soldat muß gehorchen, und so warf ich mich unwillig aufs Pferd und ritt, bloß von meinem getreuen Kosaken begleitet, ab. Unterwegs fiel es mir wohl ein, daß ich mir hätte ein Commando zur Ausführung der nöthigen Anordnungen sollen geben lassen, allein hinterher habe ich gesehen, daß es eigentlich gut war, daß ich hier keine besondere Unterstützung mithatte, die mich hätte verleiten können, meine Anordnungen mit Gewalt durchzusetzen. Vor dem Eingange von Pegau fand ich einen Russischen Lieutenant mit einer Wacht, der mir durchaus den Eingang in die Stadt verweigerte, biß mein Ehrlicher Kosak ihm versicherte, daß ich ein von dem Kaiser besonders Gesandeter und Begünstigter sey. Dieser kleine Umstand, daß der Russe mich doch eigentlich im Anfange für einen Ausreißer gehalten hatte, wurde mir so lächerlich, daß ich dadurch meine ruhige Stimmung wieder erhielt, deren ich jetzt nur zu sehr bedurfte. Bey meinem Eintritt in die Straßen lagen diese so voll von Verwundeten und ihren Begleitern, daß das Durchreiten nicht möglich war, so daß ich absteigen und nur mühsam zwischen den auf dem Steinpflaster Liegenden durchschleichen konnte. Die Einwohner hatten, wie ich nachher erfahren habe, die zuerst angekommenen Schwerverwundeten bey sich aufgenommen, dann aber ihre Thüren und Fenster fest zugeschlossen. Was war hier nun zu machen? Gewalt zu brauchen, fehlten mir die Mittel, auch ließ sich selbst aus Militairischem Gesichtspunkt manches gegen das Unterbringen aller Verwundeten in Pegau einwenden, eben so fehlte es mir in der ganz dunkel gewordenen Nacht an Gehülfen und Werkzeugen, um die Leute in der sonst gewöhnlichen Art weiterzuschaffen. So schlich ich im Höchsten Grade beunruhigt herum, meiner aufgeregten Phantasie schien es, als wenn die von Zeit zu Zeit fallenden Schüsse sich immer mehr Pegau näherten, und dieß Alles steigerte meine Besorgniß, da gab mir auf einmahl ein guter Engel, denn so sehe ich es an, ohne alles Vorherüberlegen ein, den Leuten zuzurufen: „In Groitsch sind die Lazarethe angelegt.“ Dieser einzelne Ausruf hatte einen nicht geahneten Erfolg, die Verwundeten richteten sich auf und hinkten einzeln, oder indem sie sich wechselseitig unterstützten, nach dem auf einem Schmahlen Damme wohl eine halbe Meile entfernten Groitsch zu; nachdem ich den Anfang dieser guten Wirkung gesehen hatte, versteht es sich von selber, daß ich alle zur Aufsicht mitgegebenen Unteroffiziere, die ich nur habhaft werden konnte, mit ähnlicher Ankündigung in allen Stadttheilen herumschickte, und ehe eine halbe Stunde vergieng, waren die Straßen so leer, daß die Armee ohne Beschwerde hätte durchziehen können. Ich habe späterhin über diesen Vorgang öfters nachgedacht, es war dieß von meiner Seite eine Grobe Lüge, die unsere tapferen Verwundeten täuschte, und doch, wenn ich noch einmahl in eine solche Lage käme, würde ich anders handeln können? Das Leben verschlingt wunderbar unsere Pfade, Recht und Wahrheit sind über uns schwebende Leit-Sterne, nicht die Boten, die mit uns auf gleichem Wege wandeln.

Glücklicherweise waren indeß diese von mir getroffenen Vorkehrungen nicht dringend nöthig geworden, Gneisenau hatte späterhin den sehr zweckmäßigen Vorschlag gemacht, die Nacht auf dem Schlacht-Felde zu bleiben und erst am andren Morgen im Angesicht des Feindes abzumarschieren. Die Nacht wurde dann noch zu einem Schönen Überfalle benutzt, den ein Theil der Preußischen Cavallerie ausführte. Wenngleich derselbe durch einzelne bei Nacht-Gefechten Schwer zu vermeidende Mißverständnisse nicht ganz gelang, so verbreitete er doch einen Schreck durch das Ganze Feindliche Heer: hätte man die gesammte Reiteren der Verbündeten dazu benutzt, so würde er vielleicht eine bedeutende Auflösung in den vom Kampf des Tages ermatteten Französischen Bataillonen hervorgebracht haben.

Am andren Morgen zog das Verbündete Heer in wahrhaft Kriegerischer Haltung von dem Ehreivoll behaupteten Schlachtfelde. Blücher, der den nachtheiligen Eindruck einer rückgängigen Bewegung bey den Soldaten nicht wollte aufkommen lassen, hielt hier die folgende Musterhafte Auredede, er ritt an die Kolonne heran und sprach mit seiner laut und wohl klingenden Stimme:

„Der König (hier nahm er feyerlich zum Gruß die Mütze ab) läßt sich bey euch bedanken, daß ihr euch gestern so brav geschlagen habt; nun haben uns die Franzosen kennen gelernt und werden sich besinnen, biß sie uns wieder angreifen; Pulver und Bley haben wir verschossen, das ist natürlich, und nun gehen wir nach Dresden, um uns frisches zu holen, wer das Retiriren nennt, ist ein Hundsfott!“

Blücher war ein gebohrner Volks-Redner, und wenige Menschen besaßen die Gabe so wie er, aus dem Stegreife zu sprechen, den Gang der Rede den Vorstellungen seiner Zuhörer anzupassen.

25. July 1838.

Wenn ich auch in meiner Übersichtlichen Erzählung der Schlacht-Ereignisse bereits das, was mir noch in der Erinnerung geblieben ist, angeführt habe, so glaube ich doch einen Aufsatz, den ich bald nach jenem Tage über diesen Gegenstand geschrieben habe, als Beylage 22, da er die verschiedenen über den Gang der Schlacht bekant gewordenen Ansichten zu prüfen sucht, hier beylegen zu können.

Die drey hier mit oder gegen einander kämpfenden Heere hatten, und dieß ist in der That ein Seltener Fall, eigentlich Ursache, jedes mit sich selbst zufrieden zu seyn. Die Russen kämpften für die Erhaltung ihres in dem vorigen Feldzuge erworbenen Ruhmes, und sie erreichten diesen Zweck auch durch ihr Standhaftes Benehmen auf jedem Punkte, wo sie mit dem Feinde handgemein wurden. Daß den Preußen der bey weitem größere Theil der blutigen Aufgabe zu Theil ward, lag in Umständen; man trug sich mit dem Gerücht, daß Wittgenstein bey mehreren Gelegenheiten die Russischen Bataillone besonders gegen das Ende der Schlacht zurückzuhalten gesucht habe, aber auch selbst dieses erscheint bei Erwägung aller Verhältnisse ziemlich natürlich: das Russische Heer war weit von seiner Heimath entfernt, die für dasselbe bestimmten Ergänzungen noch nicht eingetroffen, so daß dieß Alles wohl dazu beitragen konnte, einem Feld-

herren die Besorgniß zu geben, seine Kräfte vor einer zu Großen Zersplitterung zu bewahren. Das Französische Heer, größtentheils neugebildet und mit einer sehr geringen Reiteren (5000 Pferden) versehen, benahm sich unter diesen Umständen doch sehr gut; es benutzte die durch die Gunst des Schicksahls ihm gegebenen Terrain-Vorthelle sehr geschickt und behauptete sich in den Dörfern mit vieler Hartnäckigkeit. Dem Preussischen Heere dagegen gelang es, sich geachtetes Selbstvertrauen und die Achtung sowohl seines Verbündeten als auch seines Feindes zu erwerben, der weitere Krieg wurde von nun an unter Ebenbürtigen Rittern geführt; nur Napoleons Wag-Schaale mochte eigentlich an diesem Tage gesunken seyn, denn wenn er auch nach seiner Ankunft das Ganze der Schlacht sehr richtig leitete, so war das Resultat für ihn doch nur eine gewonnene Defensiv, er mußte fühlen, daß seine frühere Überlegenheit dahin war. Sowohl das Französische als das damalige Preussische Heer schöpften ihre Widerstandskraft nicht aus einer künstlich erlernten Friedens-Dressur, sondern aus der Krieges-Erfahrenheit einiger Anführer und dem belebten Kriegerischen Sinn des Soldaten. Dieß ist eine durch die Ganze Krieges-Geschichte bestätigte Thatsache, die indessen die Helden der Exerzier-Plätze leider immer wieder vergessen.

Daß die Französische Armee, 102000 Mann, der Verbündeten, 69000 Mann, bedeutend überlegen war, habe ich früher schon erwähnt. Dieß hätte indeß leicht vermieden werden können. Wenn der König in Breslau, wie ich dieß erzählt habe, nur 14 Tage früher zur der Annahme der ihm durch Scharnhorst vorgeschlagenen Rüstungen zu bewegen gewesen wäre, so wären wir wenigstens hier 20000 Mann stärker gewesen, da schon 8 Tage nach der Schlacht die ersten Reserve-Bataillone zur Armee stießen. Rechnet man nun noch hinzu, daß Miloradowicz mit seinen 11000, statt von Predel nach Zeiß geschickt zu werden, nach allen Regeln auf das Schlachtfeld gezogen werden mußte, so hat man auf ganz einfachem Wege die gleiche Stärke beider gegen einander kämpfenden Heere, und es leidet keinen Zweifel, daß, wenn im Anfange der Schlacht wir 30000 Mann stärker waren und mit diesen dem Vize-Könige entgegen gehen konnten, die Schlachtverhältnisse für Napoleon sich außerordentlich nachtheilig stellten. Außerdem war es bei der Anlage zum Feldzuge doch keinesweges übertrieben, auf den Beitritt des Königes von Sachsen zu rechnen, und wenn dieser unsere Reihen, was mit leichter Anstrengung möglich war, mit 20000 Mann verstärkte, so ergab sich für uns, bey dem Guten Willen aller Deutschen Streiter, ein Sieg verkündendes Über-Gewicht. Man muß alle solche Fakta im Auge behalten, wenn man das Benehmen des damaligen Königes von Sachsen und die daraus hervorgegangenen Folgen richtig würdigen will. Das Deutsche Blut, welches bey Görschen, Bautzen, Beeren, Dennewitz, Dresden und Leipzig floß, hat einen unauslöschlichen Fleck auf seine Deutsche Gesinnung gebracht.

In dem Preussischen Heere war der Wunsch sehr verbreitet, am Tage nach der Schlacht aufs Neue anzugreifen, dieß aber wurde vom Russischen Kaiser entschieden abgelehnt; wenn man alles überlegt, so war dieß nicht zu tadlen; nur einen Grund, den man Russischer Seits vorbrachte, muß ich, da er häufig

im Laufe des Feldzuges vorkam, rügen. Es fehlte dem Russischen Geschütz an Munition, da man für das richtige Herankommen der Reserve-Kolonnen nicht gehörige Sorge getragen hatte, überdem verschießen gewöhnlich die Russischen Batterien schon in ziemlicher Ferne und mit einiger Eile ihre Vorräthe, so daß am Ende des Gefechtes ihre Mitwirkung sehr gering wird.

Für die heutige Liebhaberey, der Cavallerie, und noch dazu in eine Große Reserve versammelt, einen übertriebenen Wert beyzulegen, den sie nach der gegenwärtigen Taktik und Fechtart der Infanterie nicht mehr hat, muß man es doch noch anführen, daß die Verbündeten 25 000 Pferde, die Franzosen deren nur 5000 hatten. Die heutigen Reiteren-Schriftsteller sollten, ehe sie sich ans Schreiben machen, die durchaus veränderte Krieges-Art und Zusammensetzung der Heere studiren, dann würden sie wohl bey einigem Nachdenken auf die Bahn kommen, auf der man heutzutage die Reiteren brauchen muß, die Großen Reiter-Reserven taugen wahrlich dazu nicht.

Der Feind verfolgte unsern Rückzug nicht in seiner sonst gewohnten Weise, es mag ihn eben so gut der Mangel an Reiteren als die Achtung, welche sich das Verbündete Heer erworben hatte, daran gehindert haben. Über die weitere Anordnung des Feldzuges gab es nun viele Pläne. Die Verbündeten hatten, wie aus den früheren Beylagen zu ersehen ist, verschanzte Brücken bey Mühlberg, Meissen und Dresden; bey ihrer Anlage im April konnte man noch darauf rechnen, daß auch durch den Beitritt des Königes von Sachsen Königstein, Torgau und Wittenberg in unseren Händen seyn würden, und das gab alsdann eine Linie, die man wohl zu halten versuchen konnte; jetzt aber, da die drey letzteren Plätze wegfielen, war es wohl nicht rathsam, so wie einige es wollten, sich postirt an der Elbe zu halten. Der General York drang am stärksten darauf, diese Gordon-Stellung zu verlassen, und hat meines Erachtens der Armee dadurch einen Großen Dienst geleistet. Auch über die weiteren Bewegungen gab es verschiedene Ansichten, die Russen wollten von Dresden in der Richtung von Crossen gerade nach der Oder gehen, während man Preussischer Seits die auch nachher genommene Richtung auf Schlesien vorschlug; nach vielem Streiten gelang es Gneisenau und Kneisebeck, diese Ansicht beym Kaiser durchzusetzen, und dieß war ein Großes Glück: denn waren die Russen einmahl über die Mittel-Oder nach Polen gedrängt, so gieng wahrscheinlich Berlin und der Größte Theil von Schlesien verloren, Osterreich aber kam gewiß viel später zu seinem theilnehmenden Entschluß.

Bey der Ankunft der Verbündeten Heere in Dresden erhielt man von allen Seiten die Nachricht, daß Napoleon nur ein Zurückdrücken und Festhalten unserer Haupt-Armee beabsichtige und dagegen mit aller Kraft auf Berlin loszugehen Willens sey. Diese Meinung, die eben so wohl nach allen Politischen als Militairischen Verhältnissen, als auch nach dem nur langsamen Feindlichen Verfolgen sehr wahrscheinlich schien, ward die Veranlassung, daß ich den 7. May mit mehreren Aufträgen nach Berlin geschickt wurde.

Die Hauptzwecke dieser mit einer Großen Vollmacht gegebenen Sendung waren:

1) Mit allen möglichen Mitteln die Formation der Landwehr zu beschleunigen; eben so

2) die Ausführung der Verordnung über den Land-Sturm zu betreiben.

3) Die angelegten oder noch nothwendigen Verschanzungen zu vollenden und in einen allgemeinen Zusammenhang zu bringen, vor allem eine ernste Vertheidigung von Berlin vor zubereiten, damit sich der Feind nur nach angestregtem Widerstande dieses Ortes bemächtigen könne. Um es zu zeigen, daß man es ernstlich meinte, führe ich nur an: daß Scharnhorst mich auf die Vertheidigung von Alt-Köln, und besonders des Schlosses und Lust-Gartens als eines wohl gelegenen Abschnittes aufmerksam machte.

4) Einen allgemeinen Vertheidigungs-Plan für die Provinz, unter Mitwirkung der Landwehr und des Land-Sturmes zu entwerfen.

5) Wenn es ja nothwendig würde, dahin zu sehen, daß die in Berlin noch anwesenden Mit-Glieder der Königlichen Familie nebst den zu rettenden Kostbarkeiten nach Königsberg geleitet, die Krieges-Vorräthe aber nach Breslau oder Colberg gebracht würden.

Am 8. May kam ich des Abends in Berlin in dem Augenblick an, wo, in einigem Kontrast mit meinem Auftrage, der Sieg bey Görschen auf allen Straßen mit einem in unserer gegenwärtigen ruhigen Polizey-Stimmung kaum begreiflichen Jubel, mit Illumination und Schwärmern, die in allen Straßen herumflogen, gefeyert wurde.



## Der Mann im Monde.

Von

W. Dreyler.

**D**ie dunkeln Flecken im Mond haben die Phantasie der Völker in hohem Grade beschäftigt.

Mehrfach sah man in ihnen die Gestalt eines Thieres. Ed. Meyer vermutet, daß bei den Agyptern der ibisköpfige Thot deshalb zum Mondgott geworden ist, weil man in den Mondstreifen einen Ibis zu erkennen glaubte. Die Inder haben das Bild einer Gazelle (oder eines Hirsches) darin entdeckt und nennen den Mond mrigadhara „der die Gazelle trägt.“ Nach Ansicht der Einwohner von Ceylon wird der Hase von Buddha in das Gestirn der Nacht versetzt, weil er dem hungernden als Pilger verkleideten Gotte sich freiwillig zur Nahrung über das Feuer gelegt hat. Ähnlich erzählen die Mongolen: Bokdo Dschagdschamuni, der oberste Himmels herrscher, habe sich einst, um den Hunger eines Wanderers zu stillen, in einen Hasen verwandelt; deshalb sei von Churmusta die Gestalt dieses

Tieres in den Mond aufgenommen worden. Im Sanskrit heißt derselbe *çacin* „der mit Hasen versehene“, *çaçadhara*, *çaçabhrit* „der den Hasen tragende“. Nach einem Mythos der Azteken waren Sonne und Mond ursprünglich gleich glänzend; da dies den Göttern nicht gut schien, schleuderte einer derselben ein Kaninchen in das Antlitz des letzteren. Kochholz spricht von dem Aberglauben, daß man den Hasen im Monde nicht durch den Schatten an der Wand nachahmen dürfe, da der Finger, mit dem man Häschen spielt, abfaule. In Südafrika ist der Hase Gesandter des Mondes an die Menschen; fälschlich überbringt er ihnen statt der Botschaft des Lebens die des Todes; dafür spaltet ihm der Gott die Nase, während er demselben die Flecken ins Gesicht kratzt.

Eine scherzhafte norddeutsche Sage behauptet: nahe bei Hamburg giebt es ein Dorf, dessen Bewohner ihre Taschenmesser an Bindfaden in den Mond werfen. Sie ziehen auf und nieder, schneiden ihn oft zurecht, und daher stammen die Löcher und Flecken. Nach einer oberpfälzischen Mythe schwingt sich ein alter Riese, wenn er nicht mehr zu Fuße gehen kann, von einem Berggipfel auf den aufgehenden Mond, um auf ihm zu reiten. Dabei verursacht er ihm deutlich wahrnehmbare Striemen. Eine indische Erzählung läßt Indra einst mit Hilfe des Mondgottes Candra die Ahalya, die Frau eines heiligen Mannes, verführen wollen. Da Candra weiß, daß dieser beim Hahnenfrähen zum Gebet seine Hütte verläßt und sich im Ganges badet, kräht er noch vor Mitternacht. Während Ahalya's Gemahl zum Flusse geht, begiebt sich Indra in dessen Gestalt zu der Schönen. Der Heilige indessen, von der Stromgöttin wegen der frühen Störung übel empfangen, schöpft Verdacht, eilt heim, prügelt beide Götter tüchtig durch und belegt sie mit dem Fluche, daß sie die Spuren dieser Schläge für immer behalten sollen. Nach dem Glauben der Khasias im Himalaja verliebt sich der Mond jeden Monat in seine Schwiegermutter; sie aber erhört ihn nicht und wirft ihm Asche ins Gesicht.

Die Eskimos lassen die Sonne, Malina, ihrem Bruder Anninga, dem Mond, als er sie mit seiner Liebe bedrängt, das Gesicht, oder, nach anderer Version, den Rentierpelz mit Ruß schwärzen. Den Bewohnern der Landenge von Darien am Flusse Dabaiba und den Paria in Ohuiana scheint im Mond ein Mann zu stehen, welcher mit seiner Schwester Blutschande getrieben hat. In einer krainischen Sage wird der von der Göttin Triglava geliebte Hirt Kotar in den Mond versetzt und bewirkt durch Wassergießen dessen Zunahme.

Nicht selten knüpft der Mythos an biblische Personen an. Das wendische Volkslied läßt den König David im Mond die Harfe um ein fremdes Eheweib schlagen:

Wer nicht den Liedern glauben will,  
 Der sehe auf den Mond.  
 Dort wird er schon den David seh'n  
 Im Hollunderhandschuh steh'n,  
 Ja im Hollunderhandschuh,  
 Im Erlenjäckchen stehn,  
 Dann im Haarweidenstrumpfe und in der Birkenhose.

Nach Prätorius befindet sich Izaak im Mond, der ein Bündel Holz zu seiner Opferung auf den Berg Moria trägt; nach einer schon Dante bekannten Sage ist es Kain, wie er mit einer Dornbürde auf den Schultern Gott die geringste Gabe seines Feldes darbringen will. In Island erkennt man im Mond das Gesicht Adams, in der Sonne das der Eva; im Glauben der Freiburger und Freiämter ist es das Antlitz des Judas Ischariot, der, während er das Garbenband dreht, um sich zu hängen, vor Kälte in die Hände „chuchen“ muß. Die Samaiten (Litauer) sehen darin den Kopf eines Engels, den Gott eines Tages vor Schöpfung der Erde voll heftigen Zornes abgerissen und an den Himmel geworfen hat. Berthold erzählt, der Mond sei Maria Magdalena und die Flecken ihre Reuethränen.

Mehrfach will man in den dunkeln Streifen Riesen erkennen. Die Kantumer meinen, ein solcher schöpfe zur Zeit der Flut in gebückter Stellung Wasser und gieße es auf die Erde, während er zur Zeit der Ebbe aufrecht stehe und ausruhe. Mancherlei wissen die Samaiten zu berichten: Da hat sich der Riese Anksztis einst in den Mond hineingezaubert und kann nicht wieder herauskommen; ferner, als Gott Sonne und Mond schuf, hat er Engel hineingesetzt und die Führung beider Gestirne zwei Riesen übertragen, von denen der Leiter der Sonne wegen unbotmäßigen Verhaltens zerschmolzen wird, dagegen der des Mondes noch heute seines Amtes waltet und in ihm zu erblicken ist.

Ein andere Sage meldet, als Gott nach Erschaffung der Welt ein gewaltiges zweigeschlechtiges Wesen, den Stammvater der Riesen, zum Schutze der Erde vor ungeheueren Tieren geformt, habe der Mond zugesehen und das Bild desselben in sich aufgefaßt. Verwandt hiermit ist die Version, daß der Mond bei Erschaffung der zwei ersten Menschen zuschaute und die Form derselben in seinem Gesichte aufnahm, als er aber selbst Menschen bilden wollte, nur eine Schlange zu Stande brachte.

Nach einer polynesischen Sage ist der Mann im Monde ein abgeschiedener Häuptling, wie denn das nächtliche Gestirn nicht selten als Wohnort der Toten gilt, so z. B. bei den Osagen, den Saliva-Indianern, den Guancurus, den Eskimos in Labrador; ja nach einer polynesischen Anschauung dient der Mond sogar den Sterngeistern, den Seelen der Verstorbenen, zur Speise.

Mehrfach erkennt man in den Flecken eine Spinnerin, Weberin, Flechterin u. a. Die Oberpfälzer wollen wissen: im Monde flicht ein altes Weib einen Korb; neben ihr lauert ein großer Hund, der die Vollendung desselben durch teilweises Zerreißen verhindert und dadurch eine Mondfinsternis veranlaßt. Würde er aber den Korb ganz zerreißen, so müßte die Welt untergehen. Eine ganz ähnliche Vorstellung findet man bei den Potowatomi. Eine Sage aus Kappeln berichtet: im Monde sitzen Dunse Lücke und Klatterge Harm. Jene näht ein Hemd, woran sie alle 7 Jahre einen Stich thut und mit dessen Vollendung das Ende der Welt da ist. Auf Timor weilt im Mond die spinnende Alte.

In Salzwedel erzählt man: eine arme Witwe hat ihre Tochter Marie, die beste Spinnerin weit und breit, weil sie am Marienitag, ihrem Gelöbniß, aus



der Spinngefellschaft gleich nach Hause zu gehen, untreu, sogar auf dem Kirchhof getanzt hat, in den Mond verwünscht; dort spinnt sie die Marienfäden, welche zur Herbstzeit auf die Erde fallen.

Ähnlich lauten Sagen aus Obernried und Neuenhammer, nur daß in letzterer nicht die Tanzwut, sondern die Faulheit der Tochter die Verschwörung hervorruft.

In einer weiter ausgemalten Erzählung aus Neuenhammer spinnt die verwaisste Tochter eines armen Beamten, da ihr der Dienst bei Tag keine Zeit läßt, im Mondschein an ihrer Ausstattung, besonders in Sonntagsnächten, weshalb sie spöttisch „Die Spinnerin im Monde“ genannt wird; sie aber fühlt sich immer mehr von dem freundlichen Gestirn angezogen, einst schläft sie voll Ermattung ein und träumt, sie werde in den Mond hinübergetragen; beim Erwachen sitzt sie wirklich mit ihrem Rade darin. Mit dem Mondwechsel nimmt der Rocken ab und zu; würde aber einmal der ganze Flachs verbraucht, so ginge die Welt unter. Zuweilen ist der Rocken sehr dicht angelegt, müde neigt sie den Kopf, ihre Haare streifen an des Flachs Haar; dadurch wird der Mond verdunkelt, und es entsteht eine Mondfinsternis.

Die neuseeländische Sage sieht in den Mondflecken eine sitzende Frau, die Gnathup zupft; eine Tonganer Mythe erkennt in ihnen ein altes Weib, welches Tapa bereitet. Nach Bastian wird auf Mangaia die schöne Ina als fleißige Hausfrau in den Mond aufgenommen, und die Tahitier glauben, daß Hina, die Göttin des Mondes, dieses Gestirn erschaffen habe und in ihm wohne. Auf Samoa erzählt man von demselben dort Sina genannten Wesen, sie habe eines Abends während einer Hungersnot mit ihrem Kinde im Freien gearbeitet, als der Mond einer Brotrucht ähnlich aufging. Auf ihre zornige Frage, warum er nicht niedersteige, um ihrem Kinde als Nahrung zu dienen, sei er erbittert herabgekommen und habe sie mit Kind und Arbeitszeug hinaufgeholt. Die Maori haben eine ähnliche Sage von einer gewissen Kona. Diese will im Mondschein Wasser holen. Während der Mond hinter eine Wolke tritt, strauchelt sie und flucht ihm deshalb. Da steigt er erzürnt vom Himmel herunter. Um sich zu retten, klettert sie auf einen am Strom wachsenden Baum; indessen ihr Verfolger gräbt denselben aus und führt ihn mit Kona in die Höhe.

Ein lappisches Lied singt von des Mondes Tochter Neitah, die, weil sie von ihr und der Sontentochter gefangene und gezähmte Rentiere geschlachtet hat, in den Mond hinauf muß, wohin auch der verschlagene Askovity für seine Schelmenstreiche gekommen ist. Die litauische Sage weiß, daß der Mond einst ein Mädchen von der Erde raubte, welches ihm die Sonne wieder abnehmen will, ohne daß sie ihn bis heute eingeholt hätte. Doch vermag ich nicht zu sagen, ob die beiden zuletzt angeführten Mythen sich auf die Mondflecken beziehen.

Die Lausitzer Wenden erkennen in denselben einen Geiger, der seine Eltern von Gott und der heiligen Jungfrau aus der Hölle losbitten will, die Reger einen Trommelschläger, die Ruppiner einen Schmied mit Hammer und Ambos, wie denn auch im irischen Elfenmärchen der Mann im Monde, als der hinaufgeratene D'Mourke sich an der Mondsichel festhalten will, so gewaltig mit einem

Hammer dagegen schlägt, daß dieser erschreckt losläßt und hinabstürzt. In Waltenburg in Graubünden ist es ein in seinem Milcheimer rührender Senn, den eine arme Frau wegen vergeblicher Bitte um ein wenig Milch in den kältesten Ort verflucht hat; in Neuenhammer in der Oberpfalz ein ackernder Jüngling, der siebente Sohn eines Bauern. Ungehalten über den reichen Kindersegen, hat ihn der Vater bei der Geburt in den Mond verwünscht. Sehr unästhetisch ist die Vorstellung der Treffelsteiner in der Oberpfalz, die ein sich gegenseitig Läufe absuchendes Ehepaar wahrzunehmen meinen. Besonders allgemein verbreitet aber ist der Glaube, daß man in den Streifen einen Dieb zu sehen habe. Vielfach hält man die Gestalt für einen Kohldieb. In Predazzo erzählt man: Ein Knabe will bei Mondschein im Feld Kohl stehlen; in zwei Nächten verscheucht ihn eine Alte mit den Worten: „Wenn Du nicht weggehst, so laß' ich den Mond herunter kommen, daß er Dich fresse;“ als er in der dritten Nacht auf Geheiß seiner Mutter der Alten nicht achtet, macht diese ihre Drohung wahr; der Mond steigt zornig herab und nimmt ihn samt seiner Butte mit sich empor. In Wangerooge ist der hier Urbunk genannte Frevler für seine Äußerung, er möchte, wenn er eine Tracht Kohl entwende, daß der Mond nicht wieder über ihm scheine, hinaufgekomen. Im Saterland führt ihn die Verwünschung des Bauers: „Nun wollt' ich, daß der Gaudieb, der den Kohl gestohlen hat, zu Allermanns Augenspiegel bis zum jüngsten Tage mit seinem Kohl im Mond sitzen müßte“ alsbald mit seinem Korb in die Höhe. In Cirkwerun geht der Kohldieb bei hellem Mondschein in Verfolgung seines Weges endlich selbst in den Mond hin. Auch in Holland gilt der Mann im Mond als Gemüsedieb, in Ballarja als Rübindieb. Pfirsiche stiehlt er in Arco, Weintrauben im obern Monsberg. In Landau heißt er „der Mann mit dem Rebenhäsel“, und man zeigt ihn den Kindern, um sie vom Betreten fremder Weinberge abzuhalten. Fische oder Käse eignet er sich an in Balsugana, Butter in der Hoch-Bretagne, Pferde in Waldeck, Schafe in Sylt. Er lockt dieselben hier mit einem Kohlbüschel. Zu Frutigen im Berner Oberland hat er Heu gestohlen und ist wegen seines Fluchens über den Mondschein hinauf versetzt worden, und im Walliser Saftertale heißt er „das Heumandli.“ In Mendena ist es sogar Mist, was sein diebisches Gelüst geweckt hat. Interessant ist eine Sage aus Wälschtirol. Hier entwendet er Nachts in einem Hause zwei Wassereimer (cazedriö); er schüttet dieselben gegen den Mond aus, um ihn für den Schreck zu strafen, den er vor seinem eigenen für einen Verfolger gehaltenen Schatten empfunden hat; im selben Augenblick aber wird er mit seinen Eimern emporgezogen. Ebenso will in Erzählungen aus Wardenberg und Werlte ein Kohldieb mit einem Eimer das ihm widerwärtige Mondlicht ausgießen. Noch heute erkennt man in Schweden in den Mondflecken zwei Leute, die einen großen Eimer auf einer Stange tragen, und der altmodische Mythos will wissen, Mani habe die Kinder Bil und Hinki zu sich emporgenommen, als sie aus dem Brunnen Byrgir Wasser schöpften und den Eimer Saegr an der Stange Simul auf den Achseln trugen. In der Prainischen Sage macht Kotar den Mond durch Wasser-

gießen wachsen, in der von Rantum schöpft der Riese Wasser und gießt es auf die Erde. Wenn dieser Erzählung der Einfluß des Mondes auf die Entstehung von Ebbe und Flut zu Grunde liegt, so erklärt sich die Anwesenheit der Gimer in den andern Mythen wohl aus der Beobachtung, daß in mond- hellen Nächten ein besonders starker Taufall stattfindet:

Häufig läßt man das corpus delicti in Holz, Reisig, Dornen u. s. w. bestehen. Schon Fischart kennt das männlin, das Holz gestohlen hett; in einem alten englischen Volkslied hält der Dieb auf einer Traggabel eine Last Dörner, wegen der er vom Flurschütz gepfändet worden ist. Shakespeare erwähnt den Mann im Monde mit seinem Dornbusch und Hund. Im Bezirk Baden werden alle Holzdiebe in den Mond verwünscht.

In vielen Sagen ist nicht der Diebstahl, sondern die Entweihung des Feiertags durch denselben der Hauptgrund der Strafe. Diese Geschichten lehnen sich nach Grimm an die Erzählung der Bibel IV. Mos. 12,32—36, wo ein Mann wegen Holzlesens am Sonntag zum Tode gesteinigt wird. In der Umgegend von Kalw und Liebenzell in Schwaben weiß man: ein Mann stahl Sonntags ein Büschel Besenreiser und trug es auf dem Rücken heim, als ihm der liebe Gott in Menschengestalt begegnet und für seinen Frevel die oft wiederkehrende Wahl läßt, entweder in der Sonne zu verbrennen oder im Monde zu erfrieren. Einige geben an: Damit „das Besenmännle“ nicht erfriere, habe ihm unser Herrgott das Holzbüschel auf dem Rücken angezündet. Ähnlich erzählt man in Kirchentellinsfurt in Schwaben: ein Bauer bringt Sonntags gestohlenes Holz in seiner „Kräbe“ heim; er wird vom Pfarrer darüber zur Rede gesetzt, beteuert aber: „Hann ihs dann, su komm i in Mann,“ worauf er sogleich in die Höhe gezogen wird. In Hemer hat ein Mann am Oftermorgen Holz gestohlen, weil er glaubte, unser Herr Christus sei tot.

Auch der Kohldieb kehrt öfters in den Erzählungen von der Entheiligung des Feiertags wieder. In Gramzow und Mürons geht die Sage: am Weihnachtstag ist es Sitte in der Uckermark, einen Schweinskopf mit grünem Kohl zu essen. Ein Mann stahl ein paar Köpfe aus Nachbars Garten und kam für diese Entweihung des Festes in den Mond; darauf bezieht sich der Spruch:

All Weihnachtsabend rührt er sich  
Und schreit aus vollen Kehlen:  
Ach Herr! ach Herr! erbarme dich,  
Ich will ja nicht mehr stehlen.

Zu Liepe im Havelland reitet gerade der heilige Christ auf seinem Schimmel vorbei, als der Frevler im Garten des Nachbars Grünkohl holt; er ruft ihm zu: „Weil du am heiligen Christabend gestohlen hast, sollst du mit deinem gestohlenen Kohl sogleich im Mond sitzen.“ In Schleswig-Holstein kommt der Dieb durch die Verwünschung der Leute, die ihn gesehen haben, hinauf.

Daß es besonders die Entweihung des Sonntags ist, die zur Bestrafung führt, zeigen eine Reihe von Erzählungen, in denen des Diebstahls gar nicht gedacht wird. So geht in Borarlberg ein Bauer Sonntags während der Messe

in den Wald um Besen zu binden und pfeift dazu. Da gesellt sich ein Engel zu ihm, fragt ihn: „feierst du so Sonntag?“ und stellt ihm frei, die Sonne oder den Mond zum künftigen Wohnort zu wählen. Sobald der Sünder letzterem den Vorzug giebt, fliegt der Engel mit ihm in den Mond. Eine ähnliche Sage kennt man von dem „Besemännle“ oder „Maunmännle“ in Oberschwaben, von einem Besenbinder zu Beezendorf in der Mark, vom Mann, der am grünen Donnerstag Besen gebunden hat zu Borhop bei Wittingen. In den Kreisen Demmin und Grimmen will ein Bauer Sonntags im Walde Holz holen, als ihm ein Mann mit dem Gesangbuch unter dem Arm begegnet und ihn fragt, ob er dieses Geschäft nicht auf einen anderen Tag verlegen könne, damit er den Gottesdienst nicht versäume. Auf die trohige Erklärung, er müsse den Sonntag zur Arbeit verwenden, bestimmt der liebe Gott — denn er war es — daß er von seinem Tode an zur Strafe im Monde stehen soll. In Mecklenburg, wo man früher schon am Samstag Abend die Arbeit ruhen ließ und sich auf den Sonntag vorbereitete, wird ein Mann, der mehrere Male am Sonnabend noch spät im Walde Holz gefällt hat, mit seinem Reifigbündel in den Mond versetzt, während eine Frau, die zu dieser Zeit gesponnen hat, in die Sonne gekommen ist. Diese Heilighaltung des Sonnabend Abend stammt jedenfalls noch aus der heidnischen Zeit; noch jetzt wird auf der Rhön „samstag der Hulla“ keine ländliche Arbeit verrichtet. In Schwaben hat ein Weingärtner des Sonntags in seinem Weinberg gearbeitet und geht mit den abgeschnittenen, auf seine Butte gelegten oder auch in zwei Bündeln auf den Achseln getragenen Sprößlingen heim; als man ihn wegen der Sonntagschändung zur Verantwortung zieht, stellt er es in Abrede mit den Worten:

„fanns ihs dann  
so komm i in Mann.“

Dafür muß er nach seinem Tode im Monde geschmolzenes Eisen essen. In der Nähe von Bärnau in der Oberpfalz ist es ein Landmann, der an einem Sonntag auf seiner Wiese Kromwitstauden (Wacholder) ausgehauen hat, wie man auch in Osterndorf an der Lippe den Mann im Mond einen Wacholderbusch tragen läßt. In Grafenau ist diese Sage weiter ausgesponnen. Ein Bauer Namens Mond hat alle Sonntage auf seiner Wiese Stauden ausgegraben und ist dafür in den Mond verbannt worden; vor seinem Tode hat er mit seinem Weibe verabredet, er wolle sie abholen; er klopft ihr Nachts und rät ihr, sich warm anzufleiden, da es bei ihm sehr kalt sei. Sie zieht darauf Holzschuhe und ihren Pelz an, und es scheint der Mann vor, die Frau nach Mitternacht. Da ihr Pelz keine Kälte annimmt, fällt, wenn die Frau scheint, der ganze Frost auf die Erde. Deshalb ist es nach Mitternacht kälter als vorher. In einigen Erzählungen breitet der Sonntagschänder Mist aus. Während man in Blankensee nicht weiß, wie der dungstreuende Mann in den Mond gelangt ist, erzählt man im Spreewald: Als ein Bauer Sonntags sein Feld mit Mist überzog, setzte ihn ein kleiner Mann deshalb zur Rede und ließ ihm die Wahl, zur Strafe in den Mond oder in die Sonne verwiesen zu werden. Er entschied sich für jenen, seine Frau aber

ist in der Sonne verbrannt. In Pommern hat man auch dieses Vergehen auf den nicht durch Arbeit zu entweihenden Samstag Abend verlegt. Hier erhöht der Frevler seine Schuld noch dadurch, daß er trotz des hellen Mondscheins ausruft, so gut wie der Mond, und noch besser, könne er auch scheinen. Darauf ist er ebenso wie seine Frau, die statt sich auf den Sonntag vorzubereiten, gesponnen und dieselben gottlosen Reden geführt hat, in den Mond entrückt worden. Zu Deilinghofen hat ein Mann des Sonntags gemäht, in Hemer ein Bauer sein Feld mit Dornen umzäunt und seine Frau Butter gefirnt. Nun sieht man beide im Monde, ihn mit Dornen an der Gabel, sie an der Kirne. Auch in Volfringhausen und in der Grafschaft Limburg kennt man den Mann, der am Sonntag, bezüglich am stillen Freitag einen Zaun ausgeführt, in Goldbeck im Lippe'schen und in der Göttinger Gegend die Frau, die am Sonntag gebuttert hat. In Goldbeck sitzt im Mond ein Mann im Busch, und im Paderborn'schen steht darin einer mit einer „Gaffel“ Dornen, weil sie am Sonntage, resp. Ostertage den Kirchgängern die Hecken gesperrt haben. Man sieht, die Anschauung, daß die dunklen Flecken neben einer Menschengestalt etwas Zackiges, wie einen Baum, Reifig, Dornen, ausgebreiteten Mist u. s. w. vorstellen, bricht immer wieder durch; auch in den Sagen von Cain und Jsaak mit dem Dorn- und Holzbündel tritt sie ja zu Tage.

Die Anwesenheit des Büschels wird auch noch auf folgende Weise erklärt. In Schwallenberg in Westfalen droht ein Säufer, als er nachts auf die Straße kommt, dem Mond mit einer Dornwelle und wird dafür von diesem hinaufgezogen. In Arco nimmt ein Pfirsichdieb auf einer Mauer liegendes Dorngestrüpp auf seine Gabel und hält es hinter sich, um nicht gesehen zu werden. In der Mark verstopft ein Dieb die Löcher unter dem Scheunendach, durch welche der Mond hell hereinscheint, mit ein paar Bund Erbsstroh. In Crombach und Erndebrück im Siegen'schen will ein junger Mann zu seinem Mädchen ins Fenster steigen und den Mond mit einer Dornwelle verfinstern, bleibt aber in derselben hängen.

Die Samacten erzählen: Ein armer Mann wollte im Walde Reiser lesen. Da seine Laterne schlecht leuchtete, sprach er: „Wenn ich doch den Mond vom Himmel herunterholen und in meine Laterne setzen könnte, dann würde die Arbeit gewiß noch einmal so schnell von statten gehen.“ Kaum hatte er dies gesagt, da sah er ein Reiserbündel vor seinen Füßen. Als er damit nachhause gehen wollte, begegnete ihm ein Mann, fragte ihn, was er vorhin gesagt habe, und zeigte ihm den Mond in einem Waldquell. Arglos bückte sich der Bauer, denselben zu fangen. Da riß ihm der Fremde das Bündel vom Rücken und stürzte ihn ins Wasser. Der Mond aber nahm ihn voll Mitleid nebst seinem Reifig in sich auf und ihm zur Seite das Bild von dem Kopfe des Mörders.

In der altchinesischen Überlieferung haut ein Mann im Monde, um die von ihm als Anachoret begangenen Sünden zu büßen, unablässig mit einer Art in den Riesenbaum Knei, dessen Spalten sich aber sogleich wieder schließen. Ent-

fernt erinnert diese Sage an die Tiefenbach'sche, nach welcher im Monde „Unseres Herrgotts Knecht“ zur Strafe bis zum Weltuntergang Holz hacken muß.

Auf den Südseeinseln hält man die Mondflecken für den heiligen Feigenbaum, der dort in einem schönen Lande wild wächst. Durch einige Vögel ist er von da auf die Erde verschleppt worden.



## Die Mittelstraße in der Theologie.

Von

Otto Ritschl.

Die Kenntniss der gebildeten Laien von den Verhältnissen, unter denen die evangelische Theologie lebt und arbeitet, ist heutzutage häufig ungenau und ungründlich. Vielfach weiß man eigentlich nur von dem Unterschied zwischen „orthodox“ und „liberal“. Die Orthodoxen gelten als diejenigen, welche alles annehmen, glauben und vertreten, was in der Bibel steht, die Liberalen als solche, welche sich der Verpflichtung hierzu enthoben fühlen. Daß zwischen beiden Standpunkten mittlere Meinungen vorhanden sind, wird nicht übersehen. Aber die Vorstellung, welche man von dem Verhältnis aller dieser Richtungen zu einander hat, ist eben deswegen oft unrichtig, weil man nur äußere Maßstäbe der Auffassung anwendet. Denn es genügt nicht, sich die Unterschiede der verschiedenen protestantischen Richtungen an der Analogie der politischen Parteigruppierungen klar zu machen, wie das häufig geschieht. Wie der Protestantismus mit seinem Widerstreit verschiedener Auffassungen und Interessen weit älter ist als das parlamentarische Leben unserer Tage, so kann es nur irreführend sein, Maßstäbe der Beurteilung, welche aus diesem entnommen sind, auf jene Erscheinungen in der evangelischen Kirche anzuwenden. Daß die Orthodoxen konservativ, die Liberalen fortgeschritten sind, hat nur eine bedingte Richtigkeit. Daß jene positiv sind, wie sie sich selbst dessen gern rühmen, diese aber negativ, wessen sie von ihren Gegnern beschuldigt werden, dafür lassen sich noch weniger stichhaltige Gründe aufweisen.

Was zunächst den kirchlichen Liberalismus betrifft, so ist dieser gar keine bestimmte Partei im Protestantismus. Im vorigen Jahrhundert konnte man freilich bis zu einem gewissen Grade die theologische Aufklärung für eine der alten Orthodoxie entgegengesetzte Gesamterscheinung halten. Diesen Rationalismus giebt es aber jetzt nicht mehr. Er würde auch mit seinen Zielen und Bestrebungen gar nicht mehr in die moderne Zeit hineinpaffen. Denn die Schranken sind gefallen, welche damals das freie Denken einengten, für dessen Recht die Aufklärung eintrat. Und die Voraussetzung, unter welcher diese ihre religiösen Ideen, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, verkündigte, nämlich daß diese Ideen allgemeine Vernunftwahrheiten seien, wird gegenwärtig von keinem mehr anerkannt, welcher

auf der Höhe der wissenschaftlichen Bildung steht. Denn daß es eine allgemeine und in allen Menschen identische Vernunft gebe, aus der sich einfach die höchsten Ideen ableiten ließen, ist ein Vorurteil, welches bei der heutigen Schätzung der geschichtlichen Bedingungen des menschlichen Geisteslebens nur als ein Anachronismus erscheinen kann.

Dagegen werden heutzutage als liberal verschiedene Richtungen bezeichnet, welche unter einander zum Teil wenig gemein haben und nur in dem Gegensatz gegen die moderne Orthodorie übereinstimmen. Teils sind dies Gruppen, welche bestimmte wissenschaftliche Traditionen von früheren einflußreichen Lehrern, wie Hegel, Schleiermacher und Baur aufrecht erhalten, teils sind es Pietisten von indifferenter Haltung gegen das Dogma, teils Männer, welche den Ertrag der modernen Naturwissenschaft für die Beurteilung des ganzen geistigen Lebens überschätzen und damit allerdings oft den Boden der christlichen Religion überhaupt unter den Füßen verlieren. Endlich werden die Vertreter der historisch-kritischen Methode in der Theologie von wissenschaftsscheuen Autoritätsgläubigen auch einfach als liberal bezeichnet. Alle diese und noch andere sogenannte liberale Richtungen vereinigt kein äußeres Band. Denn der vielgenannte Protestantenverein, welcher ursprünglich die Herstellung einer Volkskirche aufgrund des Gemeindeprinzips erstrebte, mehr und mehr aber den Charakter des Gegensatzes gegen die herrschende Orthodorie angenommen hat, umfaßt durchaus nicht alle wirklich und angeblich liberalen Richtungen im Protestantismus.

Blicken wir dagegen auf diejenige Erscheinung, welche sich in der Gegenwart als protestantische Orthodorie darstellt, so scheint diese weit geschlossener zu sein als der Liberalismus. Schon daß sie bestrebt ist sich so reinlich und genau von diesem zu scheiden und fernzuhalten, ist ein gemeinsamer Zug, den sie mit allen Richtungen teilt, welche jemals in der christlichen Kirche den Anspruch erhoben haben, die Inhaber der ausschließlich und abschließend korrekten Lehre zu sein. Dazu kommt, daß heutzutage manche auch deshalb gern als orthodox gelten möchten, weil diese Richtung in den meisten Kirchenverbänden Deutschlands einflußreich ist und in gewissen maßgebenden Kreisen bevorzugt wird. Aber äußerlich stellt auch die Orthodorie keine Einheit dar. Die sogenannte positive Union in Preußen wird von den rein lutherischen Landeskirchen eigentlich nicht als ebenbürtig anerkannt, weil sie eben Union ist und insofern einen Abfall von dem reinen und echten Luthertum in sich schließt, welches das reformierte Kirchen- und Lehrwesen als Irrtum verwarf und daher jede Gemeinschaft mit den Reformierten ablehnte. So findet jenes preußische Hochkirchentum, welches so anspruchsvoll auftritt, in jedem Falle seinen Meister an den konservativeren, rein lutherischen Landeskirchen. Mögen auch die Vertreter der positiven Union noch so nachdrücklich sich zu der alten Orthodorie bekennen, so genügt doch die eine Abweichung von der Aufrechterhaltung der Abendmahlslehre als ausschließenden Konfessionsunterschiedes, um sie des Abfalls überhaupt zeihen zu können.

Dennoch tritt dieser Unterschied mit seiner Konsequenz nicht so scharf hervor, um die Gemeinsamkeit anderer Interessen der Orthodorie verschwinden zu lassen.

Man ist auch in den rein lutherischen Landeskirchen milder im Urteil gegen die Reformierten geworden. Und so sind die Orthodoxen in diesen und in der Union sich gegenseitig ihrer Wahlverwandtschaft und inneren Zusammengehörigkeit mehr bewußt als der Gemeinschaft mit den Liberalen im eignen Lager. Indem man eine weit tiefere Kluft zwischen diesen und sich erblickt, werden jene trennenden Momente mehr und mehr gegenstandslos.

Damit werden wir zur Betrachtung des Standpunktes und der Absicht der modernen Orthodorie geführt. Deren Anhänger wollen eigentlich die alte Lehre der lutherischen Kirche nicht nur selbst vertreten, sondern auch wieder zur allgemeinen Geltung bringen, wie sie in der klassischen Periode der Orthodorie im 17. Jahrhundert ausgeprägt worden ist. Nun ist es aber ein mißliches Beginnen, die Gegenwart mit ihrer Denk- und Glaubensweise auf einen Standpunkt zurückzuschrauben zu wollen, welcher schon im 18. Jahrhundert der Menge der protestantischen Christen innerlich nicht mehr genügt hat. Diese Schwierigkeit fühlen denn die heutigen Orthodoxen auch wohl. Um ihr zu entgehen, erkennen sie nun offen an, daß im Zeitalter der Orthodorie zwar die christliche Lehre, aber nicht ebenso das christliche Leben in Blüte gestanden habe. Demgemäß halten sie die Reaktion, welche seinerzeit der Pietismus gegen jenen Mangel der Rechtgläubigkeit ausgeübt hat, für berechtigt, sie sehen in dessen Belebung des christlichen Lebens eine segensreiche Ergänzung der ausschließlichen Bevorzugung der reinen Lehre und suchen nun für sich eine Vereinigung der beiden Richtungen darzustellen. Auf diesem Gebiet des christlichen Lebens und seiner Ausbreitung haben auch thatsächlich die Orthodoxen der Gegenwart, besonders durch ihre rührige Thätigkeit in der sogenannten inneren Mission, sich unstreitige Verdienste erworben, die hier durchaus nicht verschwiegen werden sollen. Dennoch zeigt sich aber auch auf diesem Arbeitsfelde, welches seiner Art nach gerade besonders dazu geeignet wäre, eine Gemeinschaft der verschiedenen protestantischen Richtungen im Geist der christlichen Liebe herbeizuführen, die einseitige Ausschließlichkeit der Orthodoxen. Denn andererseits lehnen diese deutlich jede Gemeinschaft mit Andersdenkenden ab, besonders mit dem Rationalismus, welcher nach dem Niedergang der alten Orthodorie und vor dem Aufkommen von deren pietistischen Nachfolgern die Herrschaft in den protestantischen Kirchen ausgeübt hat. Sie halten das Zeitalter der Aufklärung für einen Fehlschritt in der Entwicklung des Protestantismus überhaupt, gleich wie sie die Gestaltung des mittelalterlichen Katholizismus zur Papstherrschaft als einen Fehlschritt in der Entwicklung der ganzen Kirche beurteilen, in der angeblich der Protestantismus die folgerechte Weiterentwicklung der alten, noch nicht durch den päpstlichen Einfluß verdorbenen Kirche der ersten Jahrhunderte bedeute.

Wie weit nun solche Geschichtskonstruktionen, welche von der Kontinuität in der Geschichte absehen, mit den wirklichen Thatsachen in Widerstreit stehen, ist hier nicht die Frage. Nur das ergiebt sich aus der Stellung zu den früheren Richtungen im Protestantismus, welche die moderne Orthodorie sich selbst anweist, daß sie selbst auf jeden Fall als eine Neuerung anzusehen ist. Daß sie dies im



Verhältnis zum Rationalismus ist, rechnet sie sich zwar selbst zum Ruhme an. Daß sie aber auch im Vergleich mit der alten Rechtgläubigkeit und dem alten Pietismus in demselben Sinne zu beurteilen ist, ergibt sich daraus, daß diese beiden Richtungen vor 200 Jahren sich gegenseitig ausschlossen. Die alte Orthodorie konnte in der Zurücksetzung der reinen Lehre zu gunsten des christlichen Lebens nur einen Abfall von jener erkennen. Der alte Pietismus mußte sich aber gleichgültig gegen eine reine Lehre verhalten, welche keine Frucht im Leben brachte, wenn es ihm darauf ankam, dieses zu heben und zu bessern. Wer also gegenwärtig beides mit einander zu vereinigen trachtet, ist weder pietistisch noch orthodox im ursprünglichen Sinne. So wird denn vor allem die Orthodorie von der heutigen Repristinatiotheologie nur in gebrochener Gestalt reproduziert. Es gilt Ermäßigungen des Alten an verschiedenen Punkten herbeizuführen, um es in der Gegenwart noch aufrecht erhalten zu können. Denn abgesehen von pietistischen Tendenzen sind auch für unsere Orthodoxen allgemeine Einflüsse des modernen Denkens maßgebend, die eine Erweichung der Strenge bedingen, welche jeder wirklichen Orthodorie eigentümlich ist. Wie viel dann aber noch von dem Alten vertreten wird, das steht in dem subjektiven Belieben jedes Einzelnen. Nur haben dabei die unbedingtsten Verehrer des Alten theoretisch immer den Vorsprung vor den Maßvolleren, deren Schicksal es dann häufig ist, daß sie selbst von jenen den allerdings berechtigten Vorwurf der Heterodorie erfahren müssen. So ist es vor 28 Jahren dem Leipziger Kahnis gegangen, dessen gebrochene Rechtgläubigkeit vor dem Richterstuhl der mecklenburgischen und Hengstenberg'schen Orthodorie nicht zu bestehen vermochte. Aber Kahnis gilt dennoch bei den heutigen Orthodoxen als Autorität ersten Ranges. Wir sehen daran, wie wenig die Orthodorie der Gegenwart ihrem eigenen Maßstabe entspricht, und wie unklar schon an sich ihr moderner Begriff ist. Sie ist also nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich eine Neuerung, welche nur scheinbar eine alte Tradition für sich hat.

Das zeigt sich auch an den praktischen kirchenpolitischen Zielen ihrer einflußreichsten Gruppe. Das Hochkirchentum in Preußen strebt nach Selbständigkeit der Kirche vom Staat, d. h. nach möglichster Beseitigung des landesherrlichen Kirchenregiments, wie es seit der Reformation besteht, nach bischöflicher Organisation der Landeskirche, nach Unterdrückung der theologischen Lehrfreiheit und nach maßgebendem Einfluß auf die Besetzung der theologischen Fakultäten. Also diese Partei will ihre Auktorität zur herrschenden Instanz in der protestantischen Kirche Preußens machen. Dieser revolutionäre Anspruch aber zugleich mit dem bereits erörterten Streben, die protestantische Lehre dem Zwang einer veralteten Denkweise unterzuordnen, richtet sich nach Maßstäben, in denen eine katholisierende Tendenz erkannt werden kann. Sollten die zuletzt erwähnten Bestrebungen wirklich Erfolg haben, so würden auch nur dem Katholizismus ihre Früchte in den Schoß fallen. Denn wenn es einmal auf äußere, angeblich göttliche, thatsächlich sehr menschliche Autoritäten ankommen soll, so bietet doch der Katholizismus, dessen Macht ja ohnehin in unserem realpolitischen Zeitalter auch vielen Pro-

testanten so imponiert, weit sicherere, geschlossener und ältere Bürgschaften, die Aufsicht über das geistige Leben unselbständiger Charaktere in erprobter Weise üben zu können. Von jenem Standpunkt ist es daher nur ein Schritt zu diesem, und daß, wie in England, so auch in Deutschland viele diesen Schritt machen würden, ist mit Sicherheit zu erwarten, wenn wirklich einmal in unserem Volke das Bedürfnis nach solcher Bevormundung in größerem Maße vorhanden sein oder durch das Hochkirchentum künstlich erzeugt und großgezogen werden sollte. Andererseits wird dann aber die Mehrzahl der Gebildeten, die sich einer solchen Herrschaft nicht werden fügen wollen, naturgemäß dem Christentum noch mehr entfremdet werden, als es jetzt schon so häufig der Fall ist. Daß einer solchen Entwicklung vorgebeugt werde, und daß der evangelische Protestantismus bleibe, was er seit 3 $\frac{1}{2}$  Jahrhunderten zum Segen für unser Vaterland gewesen ist, dazu ist es notwendig, daß die Ideen und Güter unserer deutschen Reformation auf andere Weise aufrechterhalten und gepflegt werden.

Die Schwierigkeit, durch welche der Protestantismus heutzutage gedrückt wird, ist eine doppelte. Einmal leidet er unter den Herrschaftsgelüsten derjenigen Partei, deren Bestrebungen bereits charakterisiert worden sind. Andererseits ist die Geltung seiner Grundsätze eingeengt durch die weite Verbreitung, welche Weltanschauungen verschiedener Art gefunden haben, die sich mehr oder weniger auf Ergebnisse und Hypothesen der modernen Naturwissenschaft stützen. Dagegen können die dreisten Unternehmungen, durch welche der Katholizismus den alten Streit gegen unsere protestantische Bildung mit neuer Kraft wieder aufgenommen hat, auf die Dauer nur von Vorteil für die Belebung und Kräftigung des protestantischen Bewußtseins im deutschen Volke sein. Den naturalistischen Weltanschauungen gegenüber hat es nun der Katholizismus und die protestantische Orthodorie verhältnismäßig leicht, die ihnen durch ihre Vergangenheit angewiesene Stellung weiter einzunehmen, da sie ja die Einwände von jener Seite entweder zu ignorieren oder auf ihre selbstherrliche Weise zu erledigen pflegen und diejenigen, welche sie erheben, als Ungläubige teils überhaupt aufgeben oder als Objekte für ihren Befehrsseifer betrachten. Diejenigen Protestanten aber, welche eine Aufgabe darin erkennen, daß jeder die Wahrheit selbständig finde und sich seine persönliche Überzeugung unbeeinflusst durch feststehende Vorurteile bilde, haben es von jeher ernster mit den Gewissenskämpfen genommen, unter denen viele aufrichtige Menschen der Gegenwart leiden, für welche der Zwiespalt des christlichen Dogmas und der modernen Bildung ein Problem von der tiefsten persönlichen Bedeutung ist.

Die Lösung dieses Zwiespalts unter dem Gesichtspunkt herbeizuführen, daß Wissen und Glauben sich harmonisch vereinigen lassen, ist das Streben einer in der Mitte dieses Jahrhunderts blühenden Schule gewesen, welche man eben deswegen als Vermittlungstheologie zu bezeichnen pflegt. Aber die verschiedenen Versuche, welche in diesem Sinne meist unter Verwendung von Gedanken gemacht worden sind, die aus der im Anfang dieses Jahrhunderts herrschenden idealistischen Philosophie stammen, haben nicht die Überzeugungskraft besessen, um in weiteren Kreisen Vertrauen und Beifall zu finden. Die Schwächlichkeit dieser Unternehmungen

beruht auf der Halbheit, beiden Gegensätzen gerecht werden zu wollen. Der christliche Glaube erscheint in der Zwangslage dem Wissen gegenüber soweit zurückweichen zu müssen, wie es bei dessen heutigem Stande einmal unvermeidlich zu sein scheint, um von dem Alten noch so viel zu retten, als sich davon unter Dach und Fach bringen läßt. Wenn aber so von vorn herein der christliche Glaube auf die Rückzugslinie vor dem Wissen gestellt wird, kann er nur an Eindringlichkeit und Gewicht einbüßen. Und deshalb ist es vielmehr ein Zeichen von gesundem Sinn, daß die öffentliche Meinung in dem deutschen Protestantismus sich diesen Bestrebungen gegenüber mehr und mehr ablehnend verhält.

Wenn es nun unter allen diesen Verhältnissen für die protestantische Theologie darauf ankommt, die begangenen Fehler zu vermeiden und einen Weg zu gehen, welcher ebenso wenig in die Sackgasse der Orthodorie und des Katholizismus führt, als sich in der Wüste eines glaubenslosen Naturalismus verläuft, so gilt es vor allen Dingen, sich über das Wesen des Glaubens klar zu werden. Denn der Glaube ist anerkanntermaßen die wichtigste Funktion in der christlichen Religion. Über das Wesen des Glaubens haben wir nun natürlich den sichersten Aufschluß von den heiligen Schriften, vornehmlich denen des neuen Testaments, zu erwarten. Da aber keine Urkunde der Vergangenheit so viel mißverstanden ist als diese wichtigste von allen, und da über nichts so viel Uneinigkeit herrscht als über das rechte Verständnis und die rechte Auslegung des in ihr enthaltenen Gedankenstoffs, so fragt es sich, wohin wir uns zu wenden haben, um richtige Auskunft über unseren christlichen Glauben zu erlangen. So lange wir nun noch mit Überzeugung Protestanten sind und die Segnungen der Reformation für die wertvollsten Güter halten, welche deutsche Bildung und Gesittung als ein unverlierbares und noch immer lebendiges Erbe besitzt, dürfen wir auch das Vertrauen haben, daß unsere Reformatoren uns das zutreffende Verständnis der heiligen Schrift und der christlichen Religion darbieten.

Wenn wir uns also dahin um Rat wenden, so ist zunächst zu betonen, daß die alte Orthodorie des 17. Jahrhunderts keineswegs die reformatorische Lehre vertritt, und daß das von deren Anhängern und Verehrern gepflegte Vorurteil, Reformation und Orthodorie seien dasselbe, ein verhängnisvoller Irrtum ist. Das zeigt sich vor allem an der bei beiden verschiedenen Auffassung vom Glauben. Der Glaube ist nach Luthers<sup>1)</sup> und seiner Genossen oft ausgesprochener Ansicht Vertrauen zu dem Gott, welchen Christus uns als unseren Vater offenbart hat. Dieses religiöse Verhältnis soll unser ganzes Leben beherrschen. Es findet seinen Ausdruck einmal in der christlichen Freiheit, d. h. der geistigen Herrschaft über die Welt. Denn die Übel und die Hemmnisse des sinnlichen Behagens, welche die Menschen sonst als den Druck und die Herrschaft der Welt über sich empfinden, verlieren für den mit Gott versöhnten Christen diese Bedeutung, indem er sie im Glauben vielmehr als Gaben Gottes erkennen und geduldig ertragen lernt.

<sup>1)</sup> Vergl. D. Ritschl, das christliche Lebensideal in Luthers Auffassung. Ein Vortrag. Halle 1889.

So hindern sie nicht nur die Bestimmung des Menschen nicht, Gotteskind zu werden, sondern sie dienen ihr gerade, indem das Gottvertrauen in dieser Weltüberwindung sich erprobt und bewährt. Die andere Seite des christlichen Glaubenslebens stellt sich dar als der Gehorsam gegen Gott, der dem Menschen die doppelte Aufgabe bietet, seine natürliche Selbstsucht durch anhaltenden Kampf gegen die in ihm vorhandenen Reizungen zur Sünde zu überwinden, und in der Erfüllung des ihm von Gott gegebenen Lebensberufs, in geordneter und zusammenhängender Weise die Nächstenliebe zu üben. So ist der christliche Glaube, nach der eigentlich reformatorischen Auffassung, die Kraft, ein christliches Leben zu führen, zugleich damit aber auch der Grund derjenigen inneren Befriedigung, welche das Bewußtsein der Gotteskindschaft in der Gestalt der Seligkeit enthält. Der Glaube in diesem Sinne verstanden hat also einen unvergleichlich reicheren und umfassenderen Inhalt als diejenige Geistesthätigkeit, welche fälschlich auch mit dem Worte „Glaube“ bezeichnet wird, welche in Wirklichkeit aber ganz etwas Anderes ist.

Nämlich die protestantische Orthodorie faßte den Glauben nur als die Zustimmung des Verstandes zu einer als maßgebend behaupteten, begrifflich ausgeprägten Lehre, in welcher angeblich die in der Bibel enthaltenen Wahrheiten, deren Anerkennung die Bedingung des christlichen Heiles sein soll, abschließend dargestellt sind. Aber dieses Fürwahrhalten, welches die Reformatoren als nur historischen Glauben bezeichnen und durch den wahren Glauben, nämlich das volle Vertrauen zu Gott, überboten wissen wollen, wird 1. von der Orthodorie zwar äußerlich als Heilsbedingung behauptet, führt aber nicht, wie der wirkliche Glaube, mit innerer Notwendigkeit zur Beseligung derer, welche sich gedrungen sehen, diese Geistesthätigkeit auszuüben. 2. Das Fürwahrhalten gewisser Lehren oder bestimmter historischer Thatsachen steht auch in keiner inneren Verbindung mit der Sittlichkeit. Denn die Vorschrift guter Werke kann zwar äußerlich als Anhang an ein Lehrsystem, zu welchem Zustimmung verlangt wird, hinzugefügt werden. Aber die Kraft zur Erfüllung jener Vorschriften ist damit noch nicht gegeben, während der wahre Glaube zugleich der freiwillige Entschluß des Willens ist, sich in der Übung einer solchen Sittlichkeit zu bewähren, wie sie dem Willen desjenigen Gottes entspricht, der sein Reich als einen Bund der allgemeinen Liebe offenbart hat und zur Verwirklichung desselben die Mitwirkung seiner im Gehorsam ihm vertrauenden Kinder verlangt. 3. Das Fürwahrhalten von Dogmen ist endlich überhaupt kein Glaube, sondern eine Abart des Wissens. Denn der Glaube als Vertrauen zu Gott ist eine begeisterte Überzeugung des Herzens, welche das ganze Leben des Menschen mit allen seinen Interessen beherrscht und unvollständig bleibt, wenn sie sich nicht auch umsetzt in die That und die Gesinnung der Liebe, die im Dienste und zur Ehre Gottes das wahre Beste des Nächsten erstrebt. Jenes Fürwahrhalten aber ist nur eine Thätigkeit des Intellekts, welche den Inhalt der Dogmen in der Weise sich zum Eigentum machen will wie die Wahrheit eines mathematischen Satzes. Da nun aber den Dogmen diejenige Evidenz abgeht, welche die mathematischen Wahrheiten ihrer Natur ge-

mäß für unseren Geist mit sich führen, so ist mit dem Anspruch, daß das Heil des Menschen abhängig von der Annahme eines Dogmen- oder Lehrsystems sei, eine unendliche Quelle innerer Konflikte erschlossen, deren Lösung viele zu ihrer eigenen Qual niemals erreichen, andere aber so, daß sie an den höchsten Gütern des Lebens Einbuße erleiden. Denn einmal kann sich der normal entwickelte Gebildete der Gegenwart der Wahrheit nicht verschließen, durch welche die Ergebnisse der Wissenschaft seinem Verstande einleuchten. Und dann soll er doch wieder, wenn das Heil seiner Seele ihm am Herzen liegt, auf die mit jenen Erkenntnissen verbundene Anschauung von den Dingen dieser Welt verzichten und darüber vielmehr Belehrung aus alten Urkunden annehmen, deren Kompetenz dazu sich nicht einmal aus ihnen selbst bewähren läßt. Die Konsequenz dieses Dilemmas ist für diejenigen, welche aufrichtig und energisch nach Wahrheit suchen, ihre Entscheidung für den Standpunkt der Wissenschaft. Aber leider meinen viele diesen nur so aufrecht erhalten zu können, daß sie auf den scheinbar entgegengesetzten Standpunkt des Glaubens und der Religion Verzicht leisten. Das ist nun zwar ganz folgerichtig, wenn sie mit den Orthodoxen die Religion als eine Größe ansehen, welche im Ernst der Wissenschaft Konkurrenz machen wolle, indem sie selbst eine Abart des Wissens zu sein vorgebe. Indessen daß dieses Urteil über die Religion ein Irrtum ist, haben wir schon gesehen. Daraus folgt aber weiter, daß auch die aus diesem Irrtum abgeleitete Konsequenz verkehrt ist.

Die Wissenschaft und die Religion stehen nicht in einem solchen Gegensatz zu einander, daß nur eine Entscheidung für eine von beiden möglich und damit auch notwendig wäre. Denn diejenigen Gebiete des menschlichen Geisteslebens sind ihrer Art nach verschieden und getrennt, auf welchen beide mit Recht die ungeteilte Herrschaft beanspruchen. Nur wenn beide dasselbe Gebiet für sich in Beschlag nehmen, können Konflikte und Streitigkeiten möglich werden. Und solche sind auch immer dann eingetreten, wenn von der einen oder anderen Übergriffe auf das fremde Gebiet gemacht worden sind. Darum kommt es darauf an, daß beide die ihnen durch ihre eigene Natur gezogenen Grenzen respektieren. So werden sie den Menschen viele innere und äußere Kämpfe ersparen und ihren wirklichen, weil eigenen Aufgaben besser gerecht werden, als wenn sie ihre Kraft durch den Versuch, erschlichene oder geraubte Positionen in dem fremden Gebiet zu behaupten, unnütz verzettelten. Die Wissenschaft hat die Aufgabe, die Erfahrungen, welche der Verstand durch die Vermittlung unserer Sinne von der uns umgebenden Welt macht, und die offenkundig vorliegenden Thatsachen des geistigen und geschichtlichen Lebens der Menschen, soweit sie gleichfalls der exakten Forschung zugänglich sind, genau zu erfassen, zu ordnen, zu erforschen, ihren Zusammenhang zu erkennen und zu deuten. Sie hat aber ihre Grenzen, wo eine solche Erfahrung aufhört. Innerhalb dieses Bereichs sind die Mittel des logischen Schlusses und des Experiments, mit denen sie arbeitet, zureichend und fruchtbar, stets neue Aufschlüsse und immer sicherere Ergebnisse zu gewinnen. Aber darüber hinaus, in dem Gebiet der unsichtbaren Dinge, deren Gewißheit der Glaube ist (Hebr. 11,1), ist die Wissenschaft ohnmächtig. Hier ist eine mathematische und empirische Ge-

wißheit nicht mehr zu erreichen. Die höchsten Güter und Ideale des Menschenherzens entziehen sich der Erkenntnis im strengen Sinne des Worts. Sie sind Gegenstände des Glaubens, bei deren Aneignung nicht eine durch Demonstration erreichbare, sondern stets eine persönliche Überzeugung wirksam ist. Diese Überzeugung folgt eben nicht der gesetzmäßigen Notwendigkeit des Geschehens, deren Voraussetzung die Bedingung der Wissenschaft ist, sondern sie erfolgt immer nur auf Grund einer freien Entschliebung des Willens zu glauben, auch wo man nicht sieht, und dem Glauben gemäß zu handeln, auch wo man einen äußeren Erfolg nicht erwartet. Dem Realismus des Wissens steht der Idealismus des Glaubens gegenüber. Die Wissenschaft nimmt die Welt, wie sie ist, der Glaube wirkt auf sie, wie sie nach seinem Ideal sein und werden soll. Jene empfängt ihren Inhalt aus der Welt, dieser aus einer qualitativ überweltlichen Offenbarung. Deren Gegenstand sind aber nicht Aufklärungen über das Sein der Dinge in der Welt, welche vielmehr die Wissenschaft zu erkennen hat, sondern die christliche Offenbarung setzt den Menschen ein höheres Ziel und reichere Aufgaben, als sie das gewöhnliche, weltliche Leben darbietet. Zugleich damit verleiht sie dem Menschen, der sie im Glauben ergreift, das Gefühl der völligen inneren Befriedigung oder der Seligkeit und regt ihn, daß er sich dieses erhalte, zur Bewahrung des Glaubens im Leben an. Demgemäß ist der Glaube eine Lebensmacht, deren Wirkungen in der Geschichte für jeden, der sie nur sehen will, erkennbar und deutlich sind. Wer sich mit Bewußtsein und Absicht auf diesen Standpunkt der Anerkennung des Christentums stellt, für den ist die Wahrheit des Christentums einleuchtend. Der Beweis für dieses kann nicht demonstriert, sondern nur von jedem selbst erlebt werden (Joh. 7,17). Denn die Wahrheit des Christentums besteht in seinem Wert für die Praxis des Lebens, nicht in einer vorgeblichen Bervollkommnung des Wissens. Darum kann sie nur auf jenem, nicht aber auf diesem Gebiete zur Anerkennung gelangen.

Hier liegen die Grenzen des Glaubens. Auch dieser soll nur sein Gebiet pflegen, aber nicht auf dem fremden Gebiet des Wissens in schlechtem Dilettantismus Gesetze geben wollen, womit er nicht dem Wissen, wohl aber der Religion schadet, indem er sie der Verachtung preisgibt. Es ist ein Mißbrauch der Bibel, sie als Auskunftsstelle für Fragen des Wissenstriebes oder der Neugier zu benutzen. Unserem Wissen dient sie nur als Urkunde der Vergangenheit, gleich wie andere Denkmäler früherer Zeit. Unser Glaube hat aber seine Quelle in dem Wort von Christus, seinem Leben, Wirken, Sterben und Auferstehen, welches aus den Berichten seiner Genossen und ersten Anhänger auch an unser Ohr noch dringt, unsere Herzen ergreift und unsere Lebensführung gestaltet. Darum ist die Bibel für unseren Glauben verbindlich, soweit sie Christum treibt. Diesen Grundsatz hat kein anderer als Luther ausgesprochen. Mit dem Protestantismus würde es besser stehen, wenn er sich von Anfang an mehr daran gehalten hätte! So aber haben Menschenalter hindurch viele protestantische Theologen nicht nur die zeitgeschichtlich bedingte Umrahmung der in der Bibel enthaltenen Verkündigung Christi, sondern auch noch das ganze Dogma der alten Kirche, deren Christentum sich

geradezu als eine Verschmelzung der antiken Bildung mit einer Auswahl von christlichen Ideen darstellt<sup>1)</sup>, den Seelen der evangelischen Christen als Last aufgelegt, aber selbst oft nur gar zu wenig geholfen sie mitzutragen (Matth. 23, 4). Und so geschieht es noch heute. Aber in allen diesen Unternehmungen zeigt sich nur ein Übergreifen über die Grenzen des Glaubens auf das Gebiet des Wissens. Der Schade, den dadurch der Protestantismus schon erlitten hat, ist groß, aber doch noch nicht unheilbar. Die Theologie muß sich noch immer weiter<sup>2)</sup> von diesem alten Betrieb entfernen, als sie schon auf dem Wege ist, es zu thun. Sie kann damit aber nur auf Erfolg rechnen, wenn sie Unterstützung findet bei den Laien, deren kirchliche Gleichgültigkeit gerade oft mittelbar dazu beigetragen hat, daß Männer, welche für die Freiheit der Wissenschaft und für eine den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende Darstellung und Fassung der christlichen Verkündigung des Glaubens eingetreten sind, der Verkehrungssucht ihrer Gegner zum Opfer gefallen sind. Nur wenn wieder die reformatorischen Grundgedanken des Protestantismus auch in weiteren Kreisen unseres deutschen Volkes Gemeingut, Lebenskraft und Gegenstand der Freude und des Stolzes werden, ist die Möglichkeit gegeben, daß orthodoxe und katholische Herrschaftsgelüste durch die innere Überlegenheit jener Ideen zurückgewiesen werden. Diese Abwehr und jene Durchführung der Anschauung, die von den Reformatoren gegen Rom vertreten, dann aber unter dem Druck der politischen Verhältnisse von ihnen selbst nicht fertig ausgebildet worden ist, haben wir als die doppelte Aufgabe des Protestantismus in der Zukunft zu erkennen.

1) Vgl. Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte. 2 Bde. 2. Aufl. 1888.

2) Die in den obigen Ausführungen ihrer Grundansicht nach beschriebene Theologie wird von einer Anzahl akademischer Lehrer an verschiedenen Universitäten und von einer nicht unbedeutlichen Menge von Geistlichen vertreten. Als literarische Rundgebungen derselben sind vor allem folgende Schriften zu nennen: A. Ritschl, Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Veröhnung, 3 Bde., 3. Aufl. 1888/89. Unterricht in der christlichen Religion. 3. Aufl. 1886. Die christliche Vollkommenheit. Ein Vortrag, 2. Aufl. 1889. Drei akademische Reden 1887. W. Herrmann, der Verkehr des Christen mit Gott. 1886. Der evangelische Glaube und die Theologie Albrecht Ritschls. Rectoratsrede. Marburg 1890. J. Raftan, das Wesen der christlichen Religion, 2. Aufl. 1888. Die Wahrheit der christlichen Religion, 1888. Glaube und Dogma, 3. Aufl. 1889. Brauchen wir ein neues Dogma? 1890 R. W. Ziegler, Zum Entscheidungskampf um den christlichen Glauben in der Gegenwart, 1887. Nagel, Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit, 2. Aufl. 1881. In demselben Sinne das rechte Verständnis der deutschen Reformation zur Geltung zu bringen und speziell die religiösen Bedürfnisse der gebildeten Laien zu pflegen, hat sich zur Aufgabe gemacht das seit 1887 bestehende Evangelisch-Lutherische Gemeindeblatt: die christliche Welt.



## Litterarische Revue.

Rudolf von Gottschall.

Von

Hermann Trescher.

Es wächst die Blume in des Urwalds Nacht,  
 Kaum stört sie ein verirrter Strahl der Sonne,  
 Kein menschlich Auge schaut die seltsame Pracht,  
 Und daß sie blüht, ist ihre eigne Wonne!

So hat die Schönheit eignes Sonnenlicht  
 Und ungekannt die gleichen Zaubergaben,  
 Drum leb' und stirb, unsterbliches Gedicht,  
 In Nacht geboren und in Nacht begraben!

Wie sich auf einem menschenleeren Ball  
 Der Schöpfung Wunder ungeschen entfalten:  
 Sich selbst genug, so schafft das große All.  
 Sich selbst genug mag auch der Geist gestalten!"

In diesen schönen, der Gedichtsammlung „Janus“ entnommenen Strophen, spricht sich eine zwar selbstbewußte, aber immerhin melancholische Resignation aus, die uns bei einem Manne von der dichterischen und schriftstellerischen Bedeutung Rudolf von Gottschall's befremden müßte, wenn wir nicht in der That wüßten, daß wenigstens die äußerlichen Erfolge namentlich des Dichters in keinem auch nur annähernden Verhältnis zu der Stärke seines Talentes und dem poetischen Werte seiner Schöpfungen stehen. Während gewisse romantisierende und archäologisierende Modeschriftsteller Auflage auf Auflage auch ihrer schwächsten Schöpfungen verzeichnen, und während die leichtesten Possen- und Lustspielfabrikanten für ihre trivialsten Richtigkeiten den Beifall des dichtbesetzten Parkettes einheimen, hat Gottschall im Drama eigentlich nur mit „Pitt und For“ und „Katharina Howard“, und im Epos mit „Carlo Zeno“ einen nachhaltigen Erfolg erzielt, und auch der letztere ist trotz seiner geistigen Turmhöhe längst nicht so gekannt und gewürdigt wie etwa der erste beste „Rattenfänger“ oder „Eulenspiegel“. Und von seiner gedankenreichen und formenschönen Lyrik kommt höchstens in den Anthologien hier und da eine Probe zum Vorschein.

Woran liegt das? Welches sind die Gründe dieser befremdlichen Erscheinung? Ist es die Teilnahmslosigkeit des Publikums gegen die höheren Stilarten der Poesie? Oder ist es, namentlich in der Lyrik, die vertiefte Gedankenwelt des Dichters, die dem Laien den Zutritt wehrt? Ist es der starke und doch nie aufdringliche philosophische Anhauch, der uns aus der Mehrzahl der Gottschall'schen Schöpfungen entgegenweht, insonderheit jene unverkennbare Hineigung zu einer pessimistischen Welt- und Lebensanschauung, die wenigstens die früheren Werke des Dichters — bis in die Mitte der fünfziger Jahre — charakterisierte und ihrer populären Verbreitung hinderlich sein mochte? Später, und schon in „Ferdinand Schill“, streifte der Dichter diese Eierschalen des Pessimismus, wenigstens was das Drama betrifft, völlig ab; seine anfänglich etwas diffuse Kunstform, auf die in der „Lambertine“ und im „Robespierre“ namentlich Georg Büchner nicht ohne Einfluß gewesen sein mag, wurde zu konzentrierter Straffheit entwickelt, und während die ersten Dramen lediglich Spiegelbilder oder Abschriften der Geschichte waren oder sein sollten, suchte der Dichter in jedem der späteren einen ethischen Grundgedanken durch die dramatische Verlebendigung zu illustrieren bezw. zu begründen. Er hat sich darüber selbst in der Vorrede zur ersten Sammlung seiner dramatischen Werke eingehend ausgesprochen.



Eines aber steht fest: Gottschall hat mit seinen dramatischen Schöpfungen nicht jenen freudigen Widerhall beim Publikum gefunden, der das Lebensbrot für den strebenden Dichter ist; wenigstens hat er ihn nicht in entsprechendem Maße gefunden. Und so mag es gekommen sein, daß sich der unermüdllich Thätige noch in späteren Jahren dem Romane zuwandte. Der Roman war eine Zeitlang in ästhetischen Mißcredit geraten, und der Romanschriftsteller ging mit dem Rainstempel herum, daß er bestenfalls nur als ein ‚Halbbruder des Dichters‘ gelten könne. Verständige Leute erinnerten sich zwar, daß es einen ‚Simplicius‘, einen ‚Gilblas‘, einen ‚Don Quixote‘ und noch etliche andere Erzeugnisse der über die Achsel angesehenen Gattung gebe, welche zu den für alle Zeit mustergiltigen Standardwerken der Weltliteratur gehören und, jedes in seiner Art, an poetischer Schönheit, psychologischer Tiefe und geistiger Bedeutung hinter keinem noch so klassischen Epos und noch so genialen Drama zurückstehen — aber die gering-schätzigste Schulmeinung behielt die Oberhand, um erst in neuerer Zeit einen entschiedenen Umschwung zu erfahren. Heutzutage wird niemand mehr einem Alexis, Spielhagen, Gutzkow den vollen Dichterlorbeer weigern.

Kurzum, Gottschall's Thätigkeit hat sich in der letzten Zeit vorzugsweise auf den Roman erstreckt, und seine Produktivität ist um so erstaunlicher, als er dabei nebenher stets eine umfassende journalistische Wirksamkeit entfaltete. Er führte durch Jahrzehnte die Redaktion von „Unsere Zeit“ und der „Blätter für litterarische Unterhaltung“ und schrieb die Theaterkritiken für das „Leipziger Tageblatt“, wodurch er seiner Zeit in den bekannten, ganz Leipzig in zwei Heerlager spaltenden Konflikt mit Heinrich Laube kam. Er selbst berechnete bei einem ihm, irren wir nicht, im Jahre 1873 gegebenen Festdiner die Zahl der bisher von ihm veröffentlichten größeren Essays, Feuilletons u. s. w. u. s. w. auf weit über Tausend! Dabei gewann er noch Zeit, seine vortreffliche „Nationallitteratur“ und seine nicht minder treffliche „Poetik“ zu schreiben und in immer neuen Auflagen aus- und umzuarbeiten; auch schrieb er noch ein Reisebuch aus Italien, das uns allerdings nie zu Gesicht gekommen ist, und eine Monographie über Napoleon III. Erinnern wir daneben noch an die Herausgabe der verschiedenen Serien des „Neuen Plutarch“, so sehen wir uns einer dichterischen und litterarischen Thätigkeit gegenüber, die schon durch ihren Umfang und den ihr zu Grunde liegenden unermüdlischen Fleiß Achtung und Bewunderung verdient.

Gottschall's Schaffen als Dichter verteilt sich auf drei bestimmt abgegrenzte Gebiete: das lyrisch-epische, das dramatische und jenes der erzählenden Prosa. Gottschall hat die verschiedenen Gattungen der Lyrik fast gleichmäßig gepflegt. Das eigentliche lyrische Lied, das Lied, wie es die Ahland und Heine und Goethe sangen, dürfte der Eigentümlichkeit seiner Begabung wohl am fernsten liegen; es ist selten, daß dem Dichter die völlige Zurückdrängung des reflektierenden Elementes gelingt. In dieser Beziehung hat sein Talent eine augenfällige Ähnlichkeit mit jenem Schiller's, der in späteren Jahren auch für seine dramatische Poesie der Leitstern geworden ist. Doch finden sich auch unter Gottschall's Gedichten einige Perlen von zartestem Schmelz, namentlich da, wo man sie am wenigsten suchen sollte: in der nach der revolutionären Sturm- und Drangperiode des Dichters entstandenen lyrisch-epischen Dichtung „Die Göttin“, die sonst durchweg im grellsten Kolorit gehalten ist. Gedichte wie „Marie am Fenster“ und „Mariens Sehnen“ bestehen neben dem Besten. Das letztere mag für sich selbst sprechen:

„Ich sitze einsam auf der Bank von Stein  
Und über meinem Haupte rauscht die Linde;  
In Schatten traulich hüllt die Stadt sich ein,  
Ihr schlummernd Haupt umkränzt mit Laubgewinde.

Die Nebel steigen auf den Wiesenplan,  
Aus naher Schenke tönen Flöt' und Geigen —  
Was habt ihr milden Klänge nur gethan,  
Daß mir die Thränen in die Augen steigen?

Das quillt empor, als ob die Seele sich  
 Von einem tief geheimen Schmerz befreite,  
 Und wie ein heißes Sehnen faßt es mich,  
 Daß ich zum Himmel meine Arme breite.

Mit Duft und Tönen und der Sterne Licht  
 Da zieht ein Traum von Glück durch meine Seele,  
 Ob nah — ob fern — ich weiß es selber nicht — ;  
 Dies eine fühl' ich, daß mir alles fehle!"

Derartige Perlen echter und inniger Lyrik finden sich in den drei von Gottschall veröffentlichten Gedichtsammlungen „Gedichte“, „Neue Gedichte“ und „Janus“ immerhin eine ganze Reihe. Namentlich aus dem „Janus“ verdienen die erschütternden Gedichte auf den Tod zweier Kinder, eines kleinen Mädchens und eines blühenden Jünglings, hervorgehoben zu werden; besonders das erste, das uns die kleine Leiche unter dem Weihnachtsbaum zeigt, ist von rührender Zartheit.

„Mein kleines Mädchen, das der lichte Traum  
 Des ersten heil'gen Abends nicht entzückt . . .  
 Die Wache hielt am Sarg der Weihnachtsbaum,  
 Du griffst nicht felig nach dem goldnen Schaum  
 Der Nüss' und Äpfel und das Leben schmückt . . .“

Wäre es angesichts derartiger, von tiefster Empfindung überquellender Gedichte so thöricht wie unhaltbar, dem Dichter Verinnerlichung und Gemütsstiefe absprechen zu wollen, so muß doch zugestanden werden, daß der wesentliche Zug seiner Lyrik zum Philosophisch-Reflektierenden geht. Das gilt zum Teil sogar von seinen Romanzen und Balladen (vgl. „Auf dem Palatin“), unter denen sich allerdings das herrliche Gedicht „Lucile Desmoulins“ durch echt epische Haltung und plastische Objektivität auszeichnet — das gilt hauptsächlich aber von seinen Oden und Hymnen, welche durch eine reiche Gedankenfülle ebenso ausgezeichnet sind als durch die Schönheit der Form.

In diesen Oden hat Gottschall bekanntlich den Versuch gemacht, antike Metra zum Teil in freier Umbildung mit dem modernen Reime zu verbinden — ein Versuch, der bei allen Akademikern und Theoretikern ein bedenkliches Schütteln der Köpfe und Zöpfe hervorrief. Doch der Dichter behielt recht, und niemand wird ernstlich die Schönheit und den Wohlklang der modernen Formen bestreiten, welche er aus den sapphischen, alcäischen und asklepiadeischen Strophen neu- und umgebildet hat. So lautet bei ihm die alcäische Strophe:

„Und neu erwacht, mit rauschendem Flügelschlag  
 Setzt in Marengos sonnigem Ruhmestag —  
 Schweb' auf mit den geraubten Kronen,  
 Du Har der Kaiserlegionen,  
 Vom lorbeerreichen, prangenden Sarkophag.“

Nicht minder wohlklingend klingt die sapphische Strophe ins Ohr:

„Hier, im stillen Thal an der Bergeshalde,  
 Lieblich rings umkränzt vom verschwiegenen Walde,  
 Wo das Schilf im Teich, wenn der Abend düstert,  
 Träumerisch flüstert . . .“

Und nun zuletzt eine kombinierte asklepiadeische Strophe:

„Um die Wipfel des Walds dämmert des Mondes Strahl,  
 Tief in Schweigen gehüllt schlummert das Schattenthal.  
 Längst ist mit Blüten und Liedern der Lenz entflohn,  
 Herbstliche Blätter verstreuen die Winde schon,  
 Saat der Vergänglichkeit, welches Laub,  
 Raschelt im Staub.“

Wir meinen, nur der engherzigste altphilologische Klassizismus kann die Schönheit und Berechtigung dieser freien Behandlung der antiken Metra verkennen und bestreiten. Wir meinen ferner feyerlicher Weise, daß diese Versmaße derart sehr viel mehr für unsere moderne Poesie verwertbar gemacht werden können, als es selbst durch Klopstock geschehen ist. Ringt man sich doch jetzt sogar allmählich zu der Überzeugung durch, daß die Auflösung der sophokleischen u. s. w. Chöre in freie Rhythmen kein todeswürdiges Verbrechen, sondern eine willkommen zu heißende Förderung des Verständnisses für die großen Dichter der Antike ist.

Gottschall's Formbeherrschung zeigt sich in diesen Versen jedenfalls von ihrer glänzendsten Seite, doch entspricht der krystallklaren Form auch der goldklare Inhalt, und die reiche Fülle tiefer Gedanken, welche der Dichter in diese Oden gelegt hat, giebt sich niemals ungelent oder schwerfällig.

Eine ganz andere Seite des Gottschall'schen Talentes zeigt sich uns, wenn wir einen Blick auf die „Episteln“ werfen, unter denen jene „An einen dichtenden Freund“ sich durch fecken Humor und überlegene Satire besonders auszeichnet, ohne den ernsten und bedeutsamen Grundgedanken vermissen oder zurücktreten zu lassen:

„Wer dichtet heute nicht? der Meister Uhland gab  
Die Lösung mit dem Zauberstab!  
Von allen Zweigen schallt's, es regt sich überall,  
Ob Sperling oder Nachtigall!  
Es schwirrt, es girrt, es piepst — die Kunst ist frei,  
Allüberall Spektakel und Geschrei . . .“

Das Gedicht ist vielleicht vor dreißig Jahren entstanden, aber leider! — es entspricht heut noch weit mehr den Zuständen auf dem deutschen Barnaß, als dies damals nur irgend der Fall gewesen sein kann. Und ist es mit der Übung der Litteraturkritik anders? Da heißt es:

„Einst fiel in Rom ein Götterschild zur Erde,  
Und daß er nicht der Diebe Beute werde  
Ließ Numa rasch elf gleiche Schilde schaffen,  
Die falschen und den echten trug  
Die Priesterchaft in feierlichem Zug  
Mit gleichem Pomp, mit gleichem Prunk der Waffen!  
So feiert die Kritik ein Werk der Alltagschmiede  
Dem Kunstwerk gleich, das aus dem Himmel stammt . . .“

Möchte man nicht mit jenem Pontifex rufen: „Wahrlich, so ist's; es ist wirklich so!“ . . .

Unter den epischen Schöpfungen Gottschall's ragt das große Epos „Carlo Zeno“ als eines der Hauptwerke des Dichters und als eine der glänzendsten und bedeutsamsten Schöpfungen der modernen deutschen Poesie überhaupt hervor. Die im Jahre 1852 erschienene „Göttin“ nennt der Dichter selbst einen „etwas bunten Blütenstrauß philosophischer Reflexionen und dichterischer Schilderungen“ und spricht ihr damit die Eigenschaft als geschlossene epische Dichtung ganz richtig ab. Im Mittelpunkte dieses mit feurigem, dichterischem Schwung geschriebenen „hohen Liedes vom Weibe“ steht jene „Göttin der Vernunft“, welche das revolutionäre Paris als höchstes Wesen verehrte und im feierlichen Zuge durch die Straßen führte; die friedlich-idyllischen Bilder des Einganges werden bald von grell beleuchteten Revolutionsszenen abgelöst, durch welche der heiße Sturmhauch einer neuen Zeit weht. Vorwürfe aus der Geschichte der großen Revolution wählt Gottschall in der ersten Periode seines dichterischen Schaffens überhaupt mit besonderer Vorliebe; unter den Dramen sind in dieser Beziehung „Maximilian Robespierre“ — noch ganz Grabbe-Büchner'scher Kraftstil — und die geschlossenere und gehaltenere „Cambertine von Méricouri“ hervorzuheben. Die letztere würde nach unserer Ansicht in entsprechender Bearbeitung noch heute für die Bühne zu gewinnen sein; glückte doch sogar s. B. in Braunschweig der Versuch mit Griepenkerl's weit weniger straff komponierten „Girondisten.“ Doch das Auge unserer Bühnenleiter schweift bei den „Ausgrabungen“ zumeist im Ausland und

in den entlegensten Litteraturperioden herum. Diesen Werken schließt sich der wirksame und hochpoetische Einafter „Die Marseillaise“ an, welcher eine Episode aus dem Leben des Rouget de Lisle behandelt. Mit dem „Carlo Zeno“ trat Rudolf Gottschall aus seiner Sturm- und Drangperiode in eine Zeit abgeklärten, reifen dichterischen Schaffens. Das Werk ist ein Gegenstück zur „Göttin“ — man mag es das „hohe Lied vom Manne“ nennen, denn unermüdete Manneskraft, ungebrochener Mannesmut und hoher Mannesfinn — im Glück wie im Unglück — sind die Eigenschaften, die seinen Helden zieren:

Der Mann, der volle, ganze,  
Der Mann aus einem Guß,  
Den mit geweihtem Kranze  
Gefrönt der Genius . . .  
Der noch mit grauen Locken  
Bewahrt die Jugendkraft,  
Im Kampfe unerschrocken,  
Im Denken unerschlaft;  
Vom Schicksal schwer getroffen  
Noch fest im Busen hält  
Des Friedens heilig Hoffen,  
Den Traum der besseren Welt.“

So tritt Carlo Zeno vor uns: ein Mann in Rat und in der That, ein Mann, wo die Lanzen splintern und wo die Rosen der Liebe blühen. Das Vaterland lohnt seinen tapfersten Helden, der es aus schwerster Bedrängnis gerettet, mit schönem Andank: Er, der das stolze Genua gebändigt und Venedig wieder zur meerbeherrschenden Königin der Adria und der hellenischen Meere erhoben hat, muß am Abende seines Lebens der Tücke der Gegner weichen und in die Verbannung ziehen. Sein Herz drängt nach dem „heiligen Grabe“, und die Pilgerfahrt führt den greisen Helden nach Cypern. Da, „wo im Scheine der Abendsonne Fama-gusta stolz sich hebt,“ erschallt Waffengeklirr und Kriegeslärm. Ein stolzer Held reitet an der Spitze eines stattlichen Heereszuges einher, da erblickt er den Pilger an einen Felsen gelehnt, dessen „Bart so grau und flachsen“ fast mit dem Steine verwachsen scheint. Er fragt der Greis nach Heimat und Namen:

„Bin ein Pilger von Venedig;  
Carlo Zeno ist mein Name — —“  
„O der Himmel ist uns gnädig  
Daß wir jetzt des Weges kamen!“  
Und vom Rosse springt der Reiter,  
Schließt den Helden in die Arme . . .  
„Bin Pierre de Lusignan  
Cyperns König und ich reite  
Gegen Genua zum Streite . . .“

Der Name Genua fährt wie ein „Blitzgeschloß“ in die Seele des Helden; er verlangt nach einem guten Schlachtschwert:

„Lass' mich diese Stolzen zücht'gen,  
O vertraue mir dein Heer,  
Und ich jage diese Flücht'gen  
Setz zum dritten Mal ins Meer!“

Unter endlosem Jubel des Heeres, durch dessen Reihen der Name des Helden braust, schwingt sich Zeno aufs Schlachtroß und führt die Cyprier zum Kampfe. Sein Erscheinen verbreitet panischen Schrecken in den genuaischen Schaaren — ein kurzer Widerstand, und Genuas Heer zerstreut sich in wilder Flucht nach dem Meere.

Zeno aber legt sein siegreiches Schwert in des Fürsten von Lusignan Hand zurück und setzt seine Pilgerfahrt fort — die Heimat aber sieht der Greis nicht wieder; das heilige Land wird

seine Todesstätte, und ein schwarzbewimpeltes Schiff führt des großen Feldherrn Leiche nach der Lagunenstadt zurück.

Wir haben bei dieser Dichtung etwas ausführlicher verweilt, weil gerade sie die besondere Art und Kraft des Gottschall'schen Talentes am glänzendsten und markantesten hervortreten läßt. Die fünf Gesänge derselben sind in verschiedenen Versformen gehalten, und man hat dem Dichter den Vorwurf gemacht, daß er dadurch die epische Ruhe und den gleichmäßigen Fluß der Erzählung gestört habe. Wie uns scheint, zu Unrecht; denn die einzelnen Versformen schließen sich dem Inhalt und Geist der einzelnen Gesänge harmonisch an, und höchstens der anapästische Tetrameter im dritten Gesang mag den Vorwurf allzu großer Vehaftigkeit und doch wiederum Eintönigkeit verdienen.

Die dritte epische Dichtung Gottschall's „Maja“ erscheint dem wie aus Erz gegossenen „Zeno“ gegenüber als zierliche Filigranarbeit. Der äußere Rahmen ist nach dem Vorbilde von Thomas Moore's „Lallah Rookh“ gestaltet — ein junger englischer Offizier verliebt sich in ein schönes Hindumädchen, das ihm „zwischen den Schlachten,“ welche die englisch-indische Armee gegen Nena Sahib kämpft, die duftigsten Märchen erzählt. In diesen — vier — Märchen liegt hauptsächlich der poetische Reiz der anmutigen Dichtung, der auch die tragischen Züge nicht fehlen. So enthält die „Tochter der Troughs“ eine grausig schöne Schilderung jener fanatischsten aller indischen Sekten, welche die Tötung alles Lebenden für ihre göttliche Mission hält. Tragisch ist auch das Schicksal des „Paria“, der sich vermißt, ein schönes Weib aus hoher Kaste zu lieben; der Priester Born verurteilt die Unglückliche zum Flammentode; aber der Paria läßt nicht von ihr und mit dem Rufe

„Der Paria an ihrer Seite  
Zieh in den Himmel Brahma's ein . .“

stürzt er sich in das wogende Feuermeer. In der Erzählung „Kalidasa“ wiegt das Anmutige und Liebliche vor, während die „drei Pilger“ besonders durch die klare Entwicklung der hauptsächlichsten indischen Religionslehren interessieren. Gottschall's große Begabung, tiefe philosophische Probleme dichterisch schwungvoll und doch klar und durchsichtig darzustellen, tritt hier in ganz besonders schlagender Weise hervor.

Folgen wir nun dem Dichter auf das Gebiet des Dramas, so dürfen wir wohl über die Werke der ersten Periode, unter denen sich „die Blinde von Alcara“ und „Lord Byron in Italien“ mehr durch lyrischen Schwung als durch dramatische Kraft auszeichnen, flüchtig hinweg gehen. Das bedeutendste Werk aus dieser Zeit ist zweifellos der „Ferdinand Schill,“ der auch auf der Bühne großen Erfolg errungen hat und von Henneberger in dessen „Geschichte des deutschen Dramas“ als ein Kunstwerk von hoher Bedeutung gewürdigt wird. Die „Rose vom Kaukasus“ ist eine schöne Dichtung, entbehrt auch nicht des tragischen Konfliktes, doch scheint ihr das rechte Bühnenblut zu fehlen.

Dieses aber pulsiert mächtig in dem erfolgreichsten dramatischen Werke unsers Dichters, in „Pitt und Fox,“ neben den „Journalisten“ sicher dem besten und gehaltvollsten Lustspiele, welches die moderne deutsche Bühne aufzuweisen hat. So witzig und lustig das Stück durchweg gehalten ist, so geht doch ein ernster Grundgedanke durch dasselbe, und wirksam kontrastiert der Dichter in den Gestalten der beiden Helden jene freisinnige, aus den humanen Grundsätzen der französischen Revolution erwachsene, weitschauende, in großem Stile gehaltene Politik des genialen, übermütigen, geistvollen, witzprühenden, lebenslustigen und — tiefverschuldeten Fox, mit dem philiströsen Doktrinarismus des jungen Pitt, der im Leben wie im Staatswesen nur nach abstrakten Prinzipien handeln zu können glaubt. Daß der Pedant äußerlich über das Genie den Sieg davon trägt, ist richtig — moralisch aber triumphiert die freiere Weltanschauung des Fox.

Die Technik des Stückes ist vorzüglich; höchstens die Heuhaufenszene, die allerdings „historisch“ ist — ebenso wie die Drehselkünste Georgs III. — die man in der Ökonomie des Ganzen schwer vermissen würde, scheint etwas gezwungen herbeigeführt. Das ist jedoch so nebensächlich, daß es den Eindruck des trefflichen Stückes, welches in dem originellen „Rabob“ Snoughton noch eine ganz besonderes wirkungsvolle Bühnengestalt besitzt, nicht zu beeinträchtigen vermag.

Man hat dem Dichter den Vorwurf gemacht, daß die gewissermaßen den Angelpunkt der Handlung bildende *Judiabill* dem deutschen Zuschauer zu wenig interessant oder bekannt sei — nun, wir erfahren doch ihren Inhalt, obwohl sie allerdings für uns nur ein Schlagwort bleibt, aus dem sich aber der große Kampf der entgegengesetzten Prinzipien ableitet.

„*Pitt und Fox*“ ist noch heut Repertoirestück vieler Bühnen, und als charakteristisch für die frühere Leitung der „ersten“ Bühne des deutschen Reiches, des Berliner Schauspielhauses, — von der gegenwärtigen wollen wir höflich schweigen — mag es gelten, daß sich Herr von Hülsen erst im Beginn der siebziger Jahre zur Aufführung desselben entschloß, nachdem es seit nahezu zwei Dezennien zum eisernen Bestande des Wiener Hofburgtheaters gehörte, das allerdings in *Adolf Sondheimal* eine unvergleichlichen, genialen Darsteller des *Fox* besaß, neben dem sein Berliner Genosse *Liedtke* nicht bestehen vermochte. Derartige Lässigkeiten hat die Leitung der Berliner Hofbühne seit den fünfziger Jahren her leider recht viele auf dem Schuldkonto.

Das zweite historische Lustspiel *Gottschall's*, „*Die Diplomaten*“, hat sie allerdings bald nach seinem Erscheinen auf die Szene gebracht, aber anscheinend ohne den erwarteten Erfolg. Wir fragen uns vergebens, was diesem Stücke, das dem ersten an Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung nichts nachgibt und in den Gestalten des päpstlichen Diplomaten *Alberoni*, der noch ein besserer Koch als Politiker ist, des humorreichen, allzeit aufgeräumten, aber in der Liebe weit mehr als in der Staatskunst glücklichen niederländischen Gesandten *Ripperda*, der mit dem unglückseligen Entwurf zu einem holländisch-spanischen Handelsvertrag überall abfällt, der Schauspielkunst zwei höchst dankbare Aufgaben stellt — wir fragen uns, was diesem Stücke den Weg zur Bühne versperrt. Die lieblich-neckische *Donna Juana*, deren Liebespiel mit *Ripperda* von anmutigster Schalkhaftigkeit und Laune blüht, kann es ebenso wenig sein wie ihre zeremoniöse, in der spanischen Hofetikette gänzlich auf- und untergegangene alte Tante *Orsina*. Wir vermuten, daß die Achillesferse des Werkes bei der Königin *Elisabeth* zu suchen ist, der es nicht an überschwenglichen und unwahrscheinlichen Zügen fehlt, die namentlich in der großen Szene mit „Spaniens düsterm, melancholischem König,“ dem dritten *Philipp*, abschwächend wirken mögen. Ob durch eine Umarbeitung Wandel zu schaffen und so der eigentliche Kern des Stückes für die Bühne zu retten wäre, ist eine Frage, deren Beantwortung in erster Linie dem Dichter selbst anheimgestellt werden muß.

Glauben wir, daß den „*Diplomaten*“ unter obiger Voraussetzung der Bühnenerfolg nicht fehlen würde, so gilt das allerdings kaum von dem dritten Lustspiele „*die Welt des Schwindels*“, in welchem der Dichter „eine Kritik des Materialismus auf Grund der sinnlich-lüppigen Zeit der Regentschaft, des *Lav'schen* Papierschwindels und der Goldmacherkunst“ beabsichtigt. So geistreich das Ganze ist und so wirksam einzelne Szenen erscheinen mögen, so überwiegt doch das phantastische Element derart, daß die Realität der Bühne dem Eindruck des Stückes leicht gefährlich werden könnte, und auf Grund dieser oder ähnlicher Erwägungen ist es denn wohl auch nirgend auf den Brettern erschienen.

Neuerdings hat *Gottschall*, wohl um zu zeigen, daß er gegebenen Falles auch in den Sätteln des *Moser* und *Schönthan* gerecht sein kann, einige leichtere Lustspiele resp. Schwänke verfaßt, von denen namentlich „*Ein Vater auf Kündigung*“ in Folge des originellen Grundgedankens und seiner heiteren und fecken Durchführung Erfolg gehabt hat. Hierher gehört auch „*der Vermittler*“ und das flotte „*Schulröschchen*“, das nach einer gleichnamigen Erzählung des Verfassers dramatisiert ist.

Wir kommen nunmehr zu den großen historischen Dramen des Dichters, die mit den Lustspielen in zwölf Bänden gesammelt vorliegen. Es sind „*Mazepa*“, „*der Rabob*“, „*Katharina Howard*“, „*König Karl XII.*“, „*Herzog Bernhard von Weimar*“, „*Amy Robsart*“, „*Arabella Stuart*“ und das Schauspiel „*Auf roter Erde*.“ Die größten Bühnenerfolge hat von allen diesen „*Katharina Howard*“ zu verzeichnen. Es ist nicht unsere Absicht, diese Dramen sämtlich im einzelnen zu analysieren; der Mangel an theatralischer Wirkung, der sich bei der Aufführung derselben hier und da einzustellen pflegte, dürfte nicht sowohl in dem

Stoffe, den Charakteren, oder der dichterischen Ausführung, als in einem gewissen Bruche der Komposition, welche sich im Akte der Peripetie, also dem vierten, einzustellen pflegt, zu suchen sein. Es ist bei Gottschall nicht selten, daß noch an dieser Stelle das Interesse von einer bisher stark in den Vordergrund gerückten Gestalt auf eine andere übertragen wird. So scheint es uns wenigstens im „Mazepa“ mit Lodoiska und Matrena, im „Rabob“ mit Lady Arabella und Sittah zu sein. Zudem haben die Gottschall'schen Frauengestalten — nur diese! — von einzelnen glänzenden Ausnahmen, wie Katharina Howard und Matrena abgesehen, einen gewissen schablonenhaften Zug, sowohl nach der naiven wie nach der leidenschaftlichen Seite hin, der sie alle wie in einer Form gegossen erscheinen läßt. Der Dichter selbst ist sich dessen wohl bewußt, wenigstens finden wir in einem Briefe an — irren wir nicht — Max Waldau, den leider zu früh gestorbenen und zu früh vergessenen Verfasser der „Cordula“, einer Graubündtner Alpenfage, und mehrerer hochbedeutender Romane, das Geständnis: „Die Frauen werden stets der schwache Punkt in meinem Leben bleiben wie in meinen Stücken.“ Die Äußerung stammt aus der Sturm- und Drangperiode des Dichters, und im Leben ist es sicherlich anders gekommen als er pessimistisch voraussetzte. Aber für die „Stücke“ gilt das Prognostikon im großen und ganzen. Reife, leidenschaftliche, üppige Frauen gelingen ihm besser als die kindlich naiven, jugendlichen Mädchengestalten — selbst in „Pitt und Fox“ stellt die stolze Herzogin von Devonshire, welche die Wähler der City mit Küßen für ihren Kandidaten Fox gewinnt, die kleine lustige Harriet in den Schatten. Auch liegt über fast allen jugendlichen Liebesjzenen der Gottschall'schen Stücke ein gewisser kühler Hauch, wie teilweise auch in den späteren Dramen Schiller's; für anmutige, von den zarten Blüten süßer, inniger Empfindung umrankte Liebespoesie findet unseres Dichters Veier nur selten echte Töne, und eine Perdita, eine Miranda, eine Julie oder ein Gretchen und Klärchen zu schaffen, liegt nicht in seiner Macht.

Die Stoffe für seine Dramen wählt Gottschall mit Vorliebe aus der englischen Geschichte. „Amy Robsart“, das in Leipzig mit Josephine Wessely nachhaltigen Erfolg errang, behandelt in Anlehnung an Scott's Roman „Kenilworth“, die Geschichte Leicester's, der heimlich mit Amy vermählt, nach der Hand der Königin und dem englischen Throne strebt. Der Ehrgeiz ist das bewegende und vernichtende Element dieser Tragödie. Ähnliches gilt von „Arabella Stuart“, obwohl diese halb unfreiwillige Kronprätendentin weniger durch eigenes Verschulden als durch den eigentümlich gefügten Zwang der Verhältnisse zu Grunde geht. Der „Rabob“ behandelt eine tragische Episode aus dem Leben des Lord Clive, des schlachtenberühmten Eroberers von Ostindien, dessen Seele unter dem Fluche einer dunklen, durch den Drang nach Golde veranlaßten That leidet. Dies Stück zeichnet sich vor allen andern durch den Glanz der Sprache aus, und auch die Handlung ist lückenlos und ohne Bruch bis zum Ende geführt. Nur fragt sich, ob die Einführung des Indiers Matali ein glücklicher Griff war — solch' erotische, in braune Trikots gesteckte Bösewichte machen auf der Bühne nur gar zu leicht einen nichts weniger als tragischen Eindruck, der die vom Dichter beabsichtigte Wirkung völlig aufhebt. Das bühlenwirksamste aller dieser Stücke ist und bleibt „Katharina Howard“, eine durchaus originell durchgeführte Liebestragödie im großen Stil, in welcher neben der Heldin namentlich die mit feinsten psychologischer Vertiefung gezeichnete Gestalt König Heinrich's VIII. bedeutsam hervortritt.

Zum hohen Norden führen uns Mazepa und „König Karl XII.“ „Mazepa“ ist eine gewaltige Tragödie von dem großen historischen Wurfe des „Wallenstein.“ Minder vollkommen erscheint trotz außerordentlicher Schönheit im einzelnen — man denke an das Erscheinen Karl's unter den komplottierenden Offizieren und den Ritt über den gefrorenen Wettersee, sowie an die großartigen Szenen des Grafen Horn, — das zweite Werk; über der Katastrophe lagert eine gewisse Dunkelheit, und der Dichter macht uns nicht klar, ob der König einer gerechten oder irrthümlichen Rache zum Opfer fällt. Sein Verhältnis zu Hedwig scheint uns in allzu dunkle Schleier gehüllt. Wird in den Schlußakten in dieser Hinsicht mehr Klarheit geschaffen, so wüßten wir nicht, was einer bedeutenden Wirkung dieses Werkes auf der Bühne entgegenstehen sollte. „Mazepa“ läßt sich zur Aufführung bringen, wie er geht und steht — irren wir nicht,

hat er auch in Dresden mit Künstlern wie Dawison und Frau Beyer-Bürck durchschlagenden Erfolg erzielt.

Deutsche Stoffe behandeln zum Ende „Bernhard von Weimar“ und „Auf roter Erde.“ Das erstere ist über viele Bühnen gegangen; und der Konflikt, in welchem der Held untergeht, da er, um dem Vaterlande die Glaubens- und Gewissensfreiheit zu retten, mit dem sogenannten „Erbfeinde“ ein Bündnis schließt, ist ein wiederum echt tragischer. Gottschall läßt Bernhard an Gift sterben, das Richelieus Tücke ihm gemischt; es ist das keine historisch bewiesene Thatsache, aber die Tragödie würde ohne diesen Ausgang keine Tragödie mehr sein, und ein einfacher Schlagfluß, wie ihn etwa Grabbe in seinem Heinrich VI. kurz entschlossen zu Hilfe nimmt, wäre denn doch ein gar zu naives Mittel. Hervorgehoben zu werden verdient in diesem Werke übrigens die herrliche Episode des Johann von Werth, und auch die Einfügung der allerdings sehr abgeblähten Grimmelshausen'schen Gestalten Simplicius und Courage war eine glückliche Idee. Noch tiefer ist ein ähnlicher Konflikt wie im „Bernhard“ in dem Schauspiel „Auf roter Erde“ erfaßt, es ist der Konflikt „zwischen dem Patriotismus und dem Heimatsgefühl auf der einen, der Begeisterung für neue, weltbewegende Ideen, die ein Import des Auslandes sind, auf der anderen Seite.“

Die Grundsätze, welche Gottschall bei seinem dramatischen Schaffen befolgt hat, spricht er in seiner „Litteraturgeschichte“ aus: „Ohne dichterische Begeisterung, vollgiltigen Gedankengehalt, einheitlichen tragischen Konflikt keine echte Tragödie; ohne Humor und Witz und schlagenden Grundgedanken kein echtes Lustspiel.“ Das sind die Ansichten des Ästhetikers, denen der Dichter nach Kräften gerecht zu werden suchte.“

Werfen wir nun zum Schlusse noch einen Blick auf Gottschall's Thätigkeit als Romanschriftsteller, so fällt auch hier zunächst die Fülle des Geschaffenen ins Auge. Sein erster Roman „Im Banne des schwarzen Adlers“ erschien im Jahre 1875, und seither hat der Dichter sieben große Romane in einundzwanzig starken Bänden veröffentlicht. Auch hier beweist er sich überall als durch und durch moderner Autor, der stets an die geistigen, kulturellen und politischen Wandlungen und Entwicklungen der neuen Zeit anknüpft.

Von all diesen Werken ist das erste — „Im Banne des schwarzen Adlers“ (4. Auflage in 1 Bände, Breslau, Trewendt) bisher auch das erfolgreichste geblieben, und das nicht ohne zureichende Gründe. Denn, von etlichen episodischen Einschreibungen abgesehen, ist er in der Komposition weitaus am geschlossensten und straffsten gehalten, und der Stoff war so glücklich gegriffen, daß schon darin eine Bürgschaft des Erfolges lag. Einzelne Kapitel des Romanes zeigen uns Gottschall's Begabung von ihrer glänzendsten Seite; vor allen die Flötenphantasie Friedrichs in Rheinsberg und jene großartige Schilderung der Schlacht bei Mollwitz, eines der lebendigsten, wahrsten, fast möchte man sagen, körperlichsten Schlachtengemälde, welche die Weltlitteratur besitzt, und dem in seiner Eigenart ebenbürtig nur Grabbe's berühmte Schilderung der Schlacht bei Belle-Alliance in den „hundert Tagen“ zur Seite gestellt werden kann. Die breite Ausmalung psychologischer Vorgänge, die jede Faser und jeden Nerv aufdeckende Seelenanatomie ist Gottschall's starke Seite nie gewesen, doch ist das Charakterbild des jugendlichen Friedrich jedenfalls mit großer Schärfe, Feinheit und Sicherheit ausgeführt.

Gottschall's zweiter Roman „Welke Blätter“ führt uns mitten in die politische Bewegung der vormärzlichen Periode und zwar in deren geistiges Zentrum Königsberg. Es sei vorweg bemerkt, daß sich gerade gegenüber diesem Werke sehr wesentliche Bedenken bezüglich des Mangels einer geschlossenen Komposition erheben lassen; der zweite Teil mit der mysteriös-romantischen Gestalt des Bernsteinhändlers hängt nur durch ganz lose Fäden äußerlicher Handlung mit dem ersten zusammen und hat mit diesen innerlich auch nur die Grundidee des Werkes gemein, welche auf eine Illustrierung des Sazes hinausläuft: „Niemand kann seine Vergangenheit überwinden. Ungeahnt richtet sie sich auf wie ein Gespenst und greift vernichtend in unser Leben ein.“

Von großer Bedeutung und dem lebendigsten Interesse ist dagegen der erste Teil des Romans, der mit dem Tode Eva's, der schönen Bernsteinfee, einer der anmutigsten, lieblichsten und am



tiefften verinnerlichten Frauencharaktere, welche dem Dichter je gelungen sind, seinen Abschluß findet. Der Mann, der stets die „welken Blätter“ rascheln hören muß, ist ein ostpreußischer, den modernen liberalen Ideen huldigender Rittergutsbesitzer, dem indes ein Gespenst der Vergangenheit auf den neuen Bahnen, die er, dem Zug des Zeitalters folgend, einschlagen will, überall hemmend und zerstörend in den Weg tritt. Blanden hat sich als junger Mensch mit den Muckern und Schwärmern eingelassen und in den berüchtigten Zirkeln der Seelenbräute eine nichts weniger als passive Rolle gespielt. Und jetzt, da er die liebliche Eva mit inniger, reiner und starker Liebe ans Herz ziehen will, stellt sich heraus, daß Eva's Mutter, das schöne, stolze, unglückliche Weib, einst Blandens „Seelenbraut“ gewesen. Nicht als ob Eva dessen Tochter wäre — aber die Erinnerung an die im moralischen Sinne sündhaften Beziehungen zu ihrer Mutter, das Erscheinen dieser Mutter in der friedlichen Idylle des ostpreußischen Bade- und Strandlebens, scheuchen Blanden von Eva zurück, und diese giebt sich im innersten Herzen getroffen selbst den Tod in den Wellen des baltischen Meeres.

Man sieht, der Grundzug des Romans ist ein durchaus tragischer. Doch die Gestalt des wackern ostpreußischen Gutsbesizers von Wegen, mit seiner köstlichen Liebeswerbung zwischen Schnee und Eis, wirft hier und dort einen freundlichen Sonnenstrahl auf das düstere Bild, ebenso wie die Familie des Königsberger Philosophieprofessors Taute mit seinen sieben Töchtern. Unter der Maske dieses Professors birgt sich ebenso ein bekannter Vertreter der Herbart'schen Philosophie, wie für die originelle Kraftgestalt des Dr. Kuhl die wesentlichsten Züge dem vor wenigen Jahren in Stuttgart verstorbenen genialen oder wenigstens genialischen Dichter Albert Dulk entlehnt sind. Wer dessen Leben und namentlich die Geschichte seiner seltsamen Doppel-ehe kennt, einer Ehe, die mit Zustimmung beider in Frage kommenden Frauen aufs glücklichste und harmonischste bis zum Ende geführt wurde, mag an den Andeutungen und Schilderungen Gottschall's ein besonderes Interesse nehmen, ein Interesse, das durch die geistreichen Ausführungen Kuhl's über einfache, doppelte und univervelle Liebe und was derartige Paradoxen mehr sind, ohnehin gefesselt wird.

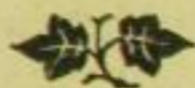
Doch am nachhaltigsten geschieht dies durch den ersten Teil des Romans überhaupt. Der Dichter führt uns in jene Periode, wo Johann Jacoby's „Vier Fragen“ als Sturmvoegel der konstitutionellen Reformbewegung vom Pregelstrande aus über Deutschland geflattert waren. Wir werden in jene berühmte „Fleckneipe“ in Königsberg geführt, in welcher die zum Teil noch sehr jugendlichen Führer und Vorkämpfer jener Bewegung ihre bis tief in die Nacht währenden, keineswegs nur der Politik gewidmeten „Sitzungen“ abhielten — die Gestalt Wilhelm Jordan's, der damals für den Dienst der Freiheit „Glocke und Kanone“ goß, bis er sich später zum „deutschen Marinemat“ abklärte, tritt dabei neben Dr. Kuhl besonders in den Vordergrund; der Dichter der „Nibelungen“ ist als „Dr. Schönerer“ aufgeführt — ein Komparativ, der eines gewissen Anfluges von Ironie nicht zu entbehren scheint. Über Dulk selbst fällt übrigens Gottschall, wie nebenher angeführt sein möge, in seiner Litteraturgeschichte eines jener knappen, prägnanten, schlagkräftigen Urteile, in denen er Meister ist; er sagt: „Dulk ist ebenfalls eine dieser Kraftnaturen, deren Talent keine andere Offenbarung kennt als die Explosion.“ Wir wissen in der That nicht, wie man den immerhin merkwürdigen Mann nach jeder Richtung hin schärfer charakterisieren könnte.

Als dritten in der Reihe seiner großen Romane ließ Gottschall im Jahre 1880 das drei Bände umfassende „Goldene Kalb“ erscheinen, dessen Aufgabe darin bestehen sollte, die Jagd nach Gold, die materialistische Genußsucht, welcher der größte Teil der modernen Kulturwelt teils verfallen ist, teils zu verfallen droht, in einem breit angelegten, alle Kreise der Gesellschaft umfassenden Gemälde zu schildern. Es geschieht dies durchweg mit einem starken Anfluge pessimistischer Ironie, und die unleugbare Thatsache, daß der Dichter zur Erreichung seines Zieles die Farben überaus lebendig aufträgt, die Charaktere bis zu ihren äußersten und schroffsten Konsequenzen entwickelt und die Situationen und Konflikte auf das schärfste zuzuspitzen und auf die äußerste Höhe zu treiben sucht, hat ihm von mancher Seite den Vorwurf zugezogen, daß er den Boden der realen Wirklichkeit in diesem Werke allzuhäufig verlassen und keinen

Roman, sondern ein Märchen, ein „Märchen im Frack“ geschaffen, wie er es ja selbst später in seinem „König Pharao“ in dichterisch-humoristische Form gegossen hat, und wie es u. a. auch Hamerling in einzelnen Gefängen seines „Homunculus“ vorgezeichnet haben mag. Gottschall selbst giebt (Litteraturgesch. IV S. 286) diesen Vorwurf bedingungsweise zu, hebt indes hervor, daß in der Gestalt des Helden selbst, wie in den beiden weiblichen Hauptcharakteren u. a. m. ein künstlerisch und ethisch ausreichendes Gegengewicht gegen die Vertreter der materialistischen Erwerbs- und Genußsucht und der pessimistischen Philosophie der Verzweiflung geschaffen sei. Jedenfalls ist gerade dieser Roman ein Werk von großem Wurf und hoher geistiger Bedeutung, aus dessen überquellender Gedankenfülle viele unserer „Jüngsten“ ihre Bettelsuppen reichlich würzen können.

Wir müssen uns versagen, auf die übrigen Romane des Dichters näher einzugehen — sie alle: „Die Erbschaft des Blutes“; „Das Fräulein von St. Amaranthe“; „Die Papierprinzessin“ und zuletzt „Verschollene Größen“ zeigen denselben funkelnden Reichtum an Geist und dieselbe Tendenz, die großen Ideen, welche die moderne Welt beleben, in plastischen Gestalten zu verkörpern und lebendig werden zu lassen.

Und dieser durch und durch moderne Zug, der durch alle Werke Gottschall's geht und in je weiterem Abstände je deutlicher hervortreten wird, ist uns Bürgschaft dafür, daß seine Schöpfungen, wie sie durchaus im Boden unserer Zeit wurzeln, auch von der Zukunft den charakteristischsten und bedeutungsvollsten poetischen Ausgestaltungen dieser Zeit zuzurechnen sein werden.



## Litterarische Berichte.

**Das Leben Mirabeaus** von Alfred Stern.  
2 Bde. Berlin 1889. Verlag v. Siegfried Cronbach.

Die deutsche Geschichtsforschung hat sich verhältnismäßig nur wenig an der hundertjährigen Erinnerungsfeier der französischen Revolution beteiligt. In dieser Thatsache allein liegt schon ein sprechendes Zeugnis, wie weit wir uns von dem jeden Widerspruch ausschließenden Enthusiasmus für dieselbe entfernt haben, von welchem noch die Generation vor uns erfüllt war. Mittlerweile sind wir versöhnlicher geworden in der Beurteilung der Zustände, welche die Revolution bekämpft hat, und skeptischer gegen den Hochsinn der Demagogen und Tonangeber, welche sie gemacht haben. Keinem der letzteren ist namentlich in Deutschland so viel Sympathie entgegengebracht worden als Mirabeau, von welchem man mit Recht meinte, daß er der Revolution nur insoweit ergeben sich widmete, als dieselbe den alten Feudalismus und die durch einen sinnlosen und verkommenen Absolutismus verrotteten Zustände in Staat und Gesellschaft beseitigte, daß er aber von dem Augenblicke an, da dies geschehen war, sich auf die Seite der monarchischen und überhaupt der erhaltenden Ideen stellte, daß er das Königtum aus dem feudalen Boden, in welchem es wurzelte, herausziehen wollte, sofort aber

es zu stützen bereit war, sobald seine Wurzeln in dem konstitutionellen Erdreich befestigt waren, daß aber ein tragisches Geschick ihn im Höhepunkt seines Einflusses von der Bühne des Lebens abrief. So schwer auf ihm die Greuel seiner Jugend lasteten, wie fleckenvoll und ungerichtet seine Lebensbahn auch gewesen ist, was niemandem verborgen war, so herrschte doch gemeinhin die Ueberzeugung, daß, wenn es überhaupt noch eine Möglichkeit gab, das Ausfluten der Revolution zu hindern und sie zu einer fruchtbaren Wirkung einzudämmen, sie einzig und allein in der Hand Mirabeau's lag. Das war nicht lediglich die Meinung der Apologeten der Revolution, sondern gerade derjenigen, welche in ihr eine aus tausend Quellen entsprungene Verirrung und zeitweilige Verwirrung einer ganzen Generation fanden. Diese weit verbreitete und bis zur Tradition entwickelte Anschauung ist aber keineswegs die des in Rede stehenden Biographen. Mit Hilfe eines überreichen Materials, für das ihm das Pariser, Berliner und Berner Archiv und insbesondere mehrere französische Gelehrte Beiträge geliefert haben, und mit unverkennbarer Geschicklichkeit in der Verwendung desselben sucht der Verfasser diese Tradition zu zerbröckeln und das leuchtende Bild so zu sagen seiner Deckfarben zu entkleiden. Die grauenhafte und widerwärtige Geschichte seiner

Jugend wird hier fast ganz auf seine eigene Verschuldung zurückgeführt und gestaltet sich beinahe zu einer sogenannten „Rettung“ seines Vaters, des bekannten „Menschenfreunds“. Licht und Schatten sind hier sichtlich unter einem subjektiven Vorurteil verteilt, denn von jenen Momenten, die dem Vater den Ausruf abnötigen: „er ist der Dämon des Unmöglichen — er verdient es, daß ich ihn mit Vertrauen behandle“, ist so wenig als möglich die Rede. Vor seiner parlamentarischen Rolle wie innerhalb derselben gab es für jeden der schweren und groben Fehler und Makel seines Charakters ein Gegengewicht in seiner wunderbaren Begabung, in seiner Kunst der Behandlung der Menschen, in seiner blitzenden Geistesfülle, in der titanenhaften Uebergewalt, in dem Zauber seiner Beredsamkeit, in der durchweg elektrischen Natur dieser auserwählten Erscheinung. Man kann nicht sagen, daß der Verfasser nicht hier und da auch davon spricht, aber das ist ihm offenbar Nebensache, ihm sind die Schatten und Rehrseiten wichtiger. Wenn man das, was der Verfasser über Mirabeau aufzubringen gewußt hat, durch ein Sieb schlägt, bleibt doch nur der Bummel, der lieblose Egoist, der Schuldenmacher, der Roué, der Schwindler, der sich die geistigen Produkte anderer zueignet, anderer Leute Manuskripte vorliest und für seine Reden ausgiebt — und merkwürdiger Weise dennoch damit eine unvergleichliche Wirkung hervorbringt, der Streber und Stellenjäger, der Heuchler und Betrüger aller Parteien, der Weiberverführer, der Schlemmer — kurzum der Mann, an dem jede Schande klebt, und — den man dennoch im Pantheon beisezte. Es ist, als wollte der Verfasser sich das Motto jenes Pamphletisten aneignen, der über seinen Nachruf Mirabeau's die Worte setzte: „Die Maske fällt, der Mensch bleibt, der Hero's verschwindet.“ Das mag gut sein für einen Pamphletisten, aber doch nicht genug für den Historiker. Es genügt doch keineswegs, das groteske Mißverhältnis zwischen „dem Menschen“, d. h. der Individualität nach moralischem Maßstab und der Meinung über ihn in der Welt dargethan zu haben. Dem Historiker kann doch nicht erlassen bleiben, diesen Witz der Weltgeschichte auch aufzulösen und in seinen Anlässen zu erläutern. Angesichts des Uebermaßes von Anstrengung, die der Verfasser macht, die „Menschlichkeit“ seines Gegenstandes — wir wagen nicht mehr zu sagen seines „Helden“ — hervorzukehren, möchte wohl überhaupt die Frage aufzuwerfen sein, ob es Amt der Geschichte ist, sich auch um die Elemente der Menschlichkeit bei historischen Persönlichkeiten zu kümmern, welche mit der Substanz ihrer geschichtlichen Bedeutung in gar keiner Verbindung stehen. Conventional ist es ja, so viel als die Archive nur bergen, ans Tageslicht zu bringen, und mancher Historiker Ruhm ist es ja, selbst die Frage nach der Farbe der Kleider u. dgl. be-

antworten zu können. Aber das alles hat mit den wahren Aufgaben der Geschichte wenig gemein. Es ist erstaunlich, wie vielerlei wir aus dem vorgenannten Buche über Mirabeau erfahren, aber wüßten wir nicht, welche erstaunliche Wirkung er auf seine Zeitgenossen und auf die späteren Anschauungen ausgeübt hat, aus dem Buche würden wir es nicht lernen. Ursache und Wirkung bleiben gesondert, unverbunden hingestellt. In den wichtigsten und interessantesten Augenblicken der unvergleichlichen Laufbahn Mirabeau's werden wir mit einigen geschickt gesetzten Worten und Wendungen abgespeist. Wie armselig ist doch, um nur ein Beispiel anzuführen, das ganze Verhältnis Mirabeau's zu Preußen behandelt. Wohl an zwanzig Mal werden wir daran erinnert, daß und wie viel an den Schriften über Preußen Mauvillon Anteil habe, aber von den beiden Büchern selbst, von ihren Grundlagen, von ihrem Verhältnis zur Wirklichkeit, von ihren Absichten, von ihrer Aufnahme glaubt der Verfasser nicht weiter reden zu sollen. Ein wahrhaft erstaunlicher — man möchte fast sagen polizeilicher Fleiß ist darauf verwendet, festzustellen, welche Unterlagen für Mirabeau's Reden die Dumont, die Roveray, die Reybaz, Clavière u. a. geliefert haben. Aber sicherlich hätte kein Hahn danach gefräht, wenn diese Herrn ihre Aufsätze selber vorgelesen hätten. Ein gewisses Etwas muß wohl schon Mirabeau hinzugefügt haben, wenn er damit eine vor Leidenschaft fiebernde Versammlung nach seinem Willen lenken und fortreißen konnte. Der Verfasser deutet an, daß es das schauspielerische Talent des Mannes war. Ein Schauspieler, der seinen Beruf verfehlt hat — das ist ungefähr der Eindruck, den die umfassende Forschung unseres Autors über Mirabeau zurückläßt, über den wir andern die Meinung hatten, daß er eine der imposantesten Offenbarungen des französischen Genies gewesen ist. Zum Glück giebt es in der Geschichte ein nie verjährendes Recht der Appellation und einen niemals abgeschrittenen Instanzenzug. C.

**Die christlichen Dogmen, ihr Wesen und ihre Entwicklung.** Rede, gehalten den 4. Nov. 1889 in der Aula der protestantisch-theologischen Fakultät zu Paris von Prof. Sabatier, in deutscher Uebersetzung, mit Anmerkungen und einem Nachwort herausgegeben von Moritz Schwalb, Dr. theol. Prediger an der reformierten Kirche St. Martin zu Bremen. Leipzig 1890. Verlag von Otto Wigand.

Der alte und berechtigte Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen hat auch in der gebildeten Welt das weitverbreitete Vorurteil hervorgerufen, daß unsere westlichen Nachbarn nicht bloß auf dem Schlacht-, sondern auch auf dem wissenschaftlichen Felde tief unter uns stehen. Wenn wir Deutschen wohl im allge-

meinen mit Recht die größere Tiefe des Gemüths und den Ruhm einer gründlicheren Forschung und Bildung für uns beanspruchen, so müssen wir doch auch gerecht und objektiv genug sein, denjenigen Werken französischer Wissenschaft, in denen jene Werke sich ebenfalls zeigen, unsere Anerkennung nicht zu versagen. Eine solche zwingt uns entschieden die in der Uebersetzung vorliegende Rede des Pariser Professor Sabatier ab, welche in klarer und maßvoller Darstellung wissenschaftlich und dabei allgemein verständlich die zwei Gedanken behandelt, daß die Dogmen der christlichen Kirche sich ändern, und daß dies nach einer geschichtlichen Nothwendigkeit geschieht, um darauf die Frage zu beantworten, was die heutige Dogmatik zu dieser Neugestaltung der Dogmen thun könne und müsse. Es wird nur wenige Punkte geben, in denen wir dem Verfasser nicht beistimmen könnten, und wo dies doch geschieht, wird es nur von dem verschiedenen religiösen Standpunkte herühren, ohne daß wir die von des Verfassers Standpunkt ausgehenden Erörterungen als wissenschaftlich unrichtig oder oberflächlich hinstellen müßten. Die Uebersetzung von Schwalb ist sprachlich eine vortreffliche und zeigt sich dadurch als ein Kunstwerk; weniger dankbar aber als für dieses entschieden gelungene Unternehmen sind wir dem Uebersetzer für seine Anmerkungen (mit Ausnahme der auf Seite 21 und 27) und ebenso für sein Nachwort; denn diese Kritik des uns schon durch seinen Vortrag, „Menschenverehrung und Menschenvergötterung“ bekannten Theologen erinnert mehr an den Sarkasmus eines Heine als an den Ernst eines Lessing und berührt oft recht unangenehm. Die Rede selbst aber ist einer aufmerksamen Lektüre entschieden wert. C. S.

**Wolf Goethe.** Ein Gedenkblatt von Otto Mejer. Weimar 1889. Verlag von Hermann Böhlau.

Wer jetzt nach Weimar kommt und in die offenen Hallen und Räume des Goethehauses tritt, wird der zwei Männer sicher gedenken, welche bei ihrem Leben dieses geweihte Haus fast ängstlich verschlossen hielten, durch ihren letzten Willen aber es den Händen übergaben, welche die besten waren, es mit den darin gehäuften Schätzen dem ganzen Volke und der ganzen Welt aufzuschließen. Goethes Geschlecht erlosch mit seinen Enkeln Wolfgang und Walther. Ueber den einen von ihnen hat ein Jugendfreund, der jetzige Präsident des Konsistoriums zu Hannover, Dr. D. Mejer, ein Jurist von gutem Namen, ein dankenswertes Gedenkbüchlein veröffentlicht. Es sind Erinnerungen aus persönlichem Verkehr und Mittheilungen aus dem Briefwechsel. Sechszwanzig Jahre hat D. Mejer mit Wolf Goethe in guter Freundschaft gelebt. Sein Urtheil ist also auf genaue Kenntniß gestützt. Und er urtheilt: „W. G. war ein groß angelegter Mensch von umfassender Bildung, von weitem Gesicht-

freise, von eigenen Gedanken, vom vornehmsten Charakter — treu, wahr, arbeitsam —. Wäre nicht die schmerzende Last seiner Krankheit und die glänzende seines Namens auf ihm gewesen, so würde er nach menschlichem Ermessen ein bedeutender Mann geworden sein. — — Er war seines Großvaters nicht glücklicher, aber nicht unwürdiger Enkel.“ Das Büchlein ist gut und anmutig geschrieben. Es wird den Goethefreunden willkommen sein. Q

**Uebersetzungen des Bibliographischen Büreaus zu Berlin.** Band 1. Madame de Sévigné von Gaston Boissier, Mitglied der französischen Akademie. Aus dem Französischen übersezt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Karl Seefeld. Einzige autorisierte deutsche Ausgabe. Mit einem Portrait der M. de S. Berlin 1890 Kommissionsverlag von J. Fontane.

Vorliegender Band enthält die Uebersetzung des 80. Bandes der bei Hachette in Paris erscheinenden Sammlung: Les grands écrivains français (Madame de Sévigné, par G. Boissier<sup>1)</sup>). Ueber den Wert dieser Biographie hat sich der hervorragende französische Kritiker Félix Hémon in sehr anerkennenswerter Weise und sehr eingehend ausgesprochen in der Revue critique, 1888, Tome XXV, p. 147—149. Wer sich eine gründliche und gleichzeitig anziehende Belehrung über die berühmte Briefschreiberin und die im ganzen so sympathische und echt französische Frauengestalt verschaffen will, kann zu keiner zuverlässigeren Darstellung greifen. Es ist hier überflüssig, die einzelnen Faktoren hervorzuheben, welche der Frau von S. eine so eigenartige Stellung in der französischen Litteratur verschafft haben; alles dies ist allgemein bekannt, auch kann dies die besondere Aufgabe des Referenten bei Besprechung der Uebersetzung des Boissier'schen Buches nicht sein. Bei jeder mit litterarischen Ansprüchen auftretenden Uebersetzung verlangen vier Fragen ihre Erledigung: 1. Hat das Original litterarischen, wissenschaftlichen oder praktischen Wert? 2. Ist die Uebersetzung gut oder wenigstens brauchbar? 3. Ist die Herausgabe einer Uebersetzung ein wirkliches Bedürfnis? So sehr Ref. geneigt ist und sich für berechtigt hält, die beiden ersten Fragen zu bejahen, eben so entschieden glaubt er die dritte verneinen zu müssen. Was für Leser mag Herr Seefeld wohl eigentlich im Auge gehabt haben? Die Boissier'sche Monographie kann nur für hochgebildete Kenner und Freunde der französischen Sprache und Litteratur wirkliches In-

<sup>1)</sup> Dem mit Recht hochgeschätzten Verfasser des bekannten Buches: Cicéron et ses amis. Mit Anspielung darauf bemerkt Félix Hémon, daß das Buch der Mme de Sévigné auch recht wohl den Titel führen könnte: Mme de Sévigné, sa famille et ses amis.

teresse haben. Solche werden unbedingt das Original vorziehen und gern den geringen Preis von 2 Frank's dafür zahlen, selbst wenn, was zu bezweifeln, der Preis der Uebersetzung noch niedriger sein sollte. Es giebt sehr viele französische und englische Werke, welche den breitesten Volksschichten, welche die Originalsprachen nicht verstehen, in Verdeutschungen dargeboten zu werden verdienen und auf Leser rechnen können. Zu diesen Werken können wir das Buch Boissiers nicht rechnen. Es mag zugegeben werden, daß jeder Gebildete, auch wenn er der französischen Sprache unkundig ist, von dem Buche geistigen Vortheil und Genuß haben kann, aber es wird einem solchen schwerlich einfallen, sich mit einem seinem geistigen Standpunkt so fern liegenden Gegenstande zu beschäftigen. Er wird seine geistigen Bedürfnisse mit einem ihm näher liegenden Lesestoffe unzweifelhaft weit passender befriedigen. Leider mit nur zu großem Rechte spricht man von der in Deutschland grassierenden „Uebersetzungsseuche“; dieser Krankheit verdanken ihr Dasein nicht nur zahlreiche Uebersetzungen aus dem Bereiche der Schandlitteratur, sondern auch solche von anerkannt gediegenen Werken, welche deshalb völlig zwecklos erscheinen, weil sie sich nur an ein Publikum wenden können, welches unbedingt die Originale vorziehen wird. Melchior de Vogüé führt in einem Aufsätze der Revue des Deux Mondes (1886, III, 311) ein hübsches Wort von Buschkin an, welcher die Uebersetzer „die Vorspannpferde der Zivilisation“ nennt. Dieser Ausspruch ist in mehrfacher Hinsicht durchaus treffend, jedenfalls auch in sofern, als „Vorspann“ in sehr vielen Fällen entbehrlich ist. Wie gesagt, Ref. muß die zivilisatorischen Vorspanndienste des Uebersetzers in diesem besonderen Falle für entbehrlich erklären. Doch soll ihm die Anerkennung nicht vorenthalten werden, daß sich seine Uebersetzung gut liest und von stilistischer Gewandtheit zeugt. In wie weit sie dem Original genügend gerecht wird, könnte nur durch eine Vergleichung mit dem Original ermittelt werden; in Ermangelung desselben sah sich Ref. außer Stande, diesem Teil seiner Aufgabe zu genügen. Ziemlich zahlreiche Fußnoten geben diejenigen Sach-erklärungen, welche zum vollen Verständnis des Textes notwendig oder wünschenswert erschienen. Druck und Ausstattung sind gut.

W. B.

**Immanuel Kant** und seine Lehre. Von **Kuno Fischer**. Zwei Bände. Dritte neu bearbeitete Auflage. Heidelberg 1889. Verlag von Karl Winter.

Eine Darstellung Kant's war vor etwa 20 Jahren leichter als heute. Die Schwierigkeiten haben sich vermehrt, weil man teils von neuem Kant's Lehren, den Gang seiner Beweise nachgeprüft, teils einzelne seiner „Theorien“ dargestellt hat (vermutlich, weil Kant's eigene Schriften nicht ausreichend schienen), teils end-

lich weil man die geschichtliche Entwicklung von Kant's Gedanken und die Entstehung einzelner Schriften erforscht hat. Einem weiteren Leserkreise liegt jedoch nur daran, Kant's Lehren kennen zu lernen, mögen sie geworden sein, wie sie wollen. Merkwürdigerweise ist nun noch jetzt — nach 100 Jahren — zum Teil darüber Streit, wie einzelne Werke nach ihrem Hauptzwecke zu deuten seien. Also sei Kant nicht viel wert, weil zu dunkel? Dagegen muß man sagen, daß die Geisteswissenschaften die Entscheidung im allgemeinen schwieriger machen als die Naturwissenschaften. Außerdem sind die Schriftsteller, welche keine „breiten Bettel-suppen“ liefern, sondern eine erhebliche Anstrengung des Denkens fordern, einerseits zwar freilich im Nachteil, andererseits aber wirken sie doch tiefer und dauern länger, sodaß das Echo der Nachwelt unverloren bleibt. Hierbei wird auch durch die Erfahrung am besten die Meinung widerlegt, als ob alle Philosophie eigentlich überflüssig sei. Denn wenn die Schriften einiger Philosophen (wie z. B. Platos und Kant's) Jahrhunderte hindurch immer wieder den Gegenstand eifriger Beschäftigung bilden, so ist dies nur aus einem wirklichen Bedürfnis der Menschen zu begreifen. In zwei Bänden erhält hier der Leser eine bequeme und eingehende Darstellung der Kant'schen Lehren, und mancher, der Kant nur zum Teil kannte, wird erstaunt und erfreut sein über die seltene Reichhaltigkeit des größten deutschen Philosophen. Der Verfasser nimmt natürlich in der Darstellung und Deutung Kant's (über manches ist, wie oben bemerkt wurde, noch Streit) einen scharf bestimmten Standpunkt ein. Dies ist gewiß eine notwendige und löbliche Eigenschaft des Geschichtschreibers. Nicht dasselbe scheint dem Ref. zu behaupten von einigen polemischen Ausführungen (I. 50, 546, 554, 556, 565), welche dem Ansehen der Wissenschaft und ihrer Vertreter wohl nur schaden können. Scheint dem Verfasser die „Kant-Philologie“ mitunter kleinlich, so kann er sich trösten mit dem jetzigen Zustande mancher andern Philologie, z. B. derjenigen, welche es mit der deutschen Litteratur zu thun hat. Über die Gliederung des Werkes müssen folgende Andeutungen genügen. Im ersten Bande schildert das erste Buch (bis S. 284) in 16 Kapiteln die Entstehung der kritischen Philosophie. Auf den ersten 120 Seiten werden wir u. a. über die neuere Philosophie vor Kant, über Kant's Leben und Persönlichkeit, über die Gruppierung seiner Werke und den allgemeinen Gang seiner Entwicklung unterrichtet. Das zweite Buch bildet die Grundlegung der kritischen Philosophie. Der zweite Band (das Vernunftsystem auf der Grundlage der Vernunftkritik) zerfällt in drei Bücher; das erste ist der Metaphysik der Natur und der Sitten gewidmet; das zweite der Kant'schen Religionslehre und dem Streit zwischen Satzung und Kritik, das dritte der Kritik der Urteilskraft.

B.

## Eingeladene Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten).

- Abel, Curt, die neue Generation.** Dramatisches Zeitbild in fünf Aufzügen. 8. (C. F. Conrad's Buchh., Berlin.)
- Balan, C., Duell und Ehre.** 8. (Walthers & Apolant, Berlin.)
- Behrmann, Georg, Eine Maienfahrt durch Griechenland.** 8. (Lukas Gräfe, Hamburg.)
- Benjchlag, Dr. Willibald, Die evangelische Kirche als Bundesgenossin wider die Sozialdemokratie.** 8. (Walthers & Apolant, Berlin.)
- Bulthaupt, Heinrich, Der verlorene Sohn.** Schauspiel in vier Akten. 8. (Schulze'sche Hofbuchh., Oldenburg.)
- Cauer, Dr. Eduard, Geschichtstabellen.** Dreissigste Auflage, besorgt von Dr. Paul Cauer. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Delff, Dr. H. K. Hugo, Das vierte Evangelium.** 8. (C. F. Delff, Husum.)
- Eggers, Karl, Briefwechsel zwischen Rauch und Nietzschel.** Erster Band. 8. (F. Fontane, Berlin.)
- Encyklopädie der Naturwissenschaften,** herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. — Erste Abtheilung, 64. und 65. Lief., enthält Handbuch der Botanik. Lief. 26. und 27. (Schlusslieferung). — Dritte Abtheilung, 4. Lief., enthält Handbuch der Physik. Lief. 4. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Goldschmidt, Moritz, Brenneffeln.** Epigrammatisches Unkraut. 8. (Gebrüder Knauer, Frankfurt.)
- Handbuch der Botanik,** herausgegeben von Prof. Dr. A. Schenk. IV. (Schluss-) Band. Lex. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Handbuch der Physik,** herausgegeben von Prof. Dr. A. Winkelmann, unter Mitwirkung von Prof. Dr. F. Auerbach, Prof. Dr. F. Braun, Dr. S. Czapski, Prof. Dr. K. Exner, Prof. Dr. W. Feussner, Dr. L. Grätz, Prof. Dr. H. Kayser, Prof. Dr. F. Melde, Prof. Dr. A. Oberbeck, Dr. J. Pernet, Prof. Dr. Fr. Stenger, Dr. K. Waitz. Lex. 8. — Vierte Lieferung. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Hart, Julius, Homo sum!** Ein neues Gedichtbuch. 8. (Baumert & Ronge, Großhain.)
- Hildebrandt, Martin, Ohne Bismarck.** 8. (Adolph Hein, Berlin.)
- Jaenicke, Dr. Hermann, Lehrbuch der Geschichte.** II. Teil: Mittelalter und Neuzeit. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Krones, Dr. Franz Ritter von, Tirol 1812 bis 1816 und Erzherzog Johann von Oesterreich.** 8. (Wagner'sche Buchhandlung, Innsbruck.)
- Magnus, Dr. Hugo, Culturgeschichtliche Bilder aus der Entwicklung des ärztlichen Standes.** 8. (J. U. Kern's Verlag, Breslau.)
- Meinrad, Armin, Eine Fahrt in's Neue Deutschland.** 8. (Aug. Gotthold's Verlag, Kaiserlautern.)
- Morison, James Cotter, Menschheitsdienst.** Versuch einer Zukunftsreligion. 8. (Carl Reißner, Leipzig.)
- Neubürger, Emil, Edle Menschen und Thaten.** 8. (A. Mahlau, Frankfurt.)
- Planck, Dr. Hermann, Das Lateinische in seinem Recht als wissenschaftliches Bildungsmittel.** 8. (C. G. Kunze's Nachf., Wiesbaden.)
- Ruß, Dr. Karl, Allerlei sprechendes gefiedertes Volk.** 8. (Creutz'sche Verlagsbuchhandlung, Magdeburg.)
- Schmid, Dr. Anton, Die deutsche Litteratur in der Klemme.** 8. (Herm. Weißbach, Weimar.)
- Schwarzkopf, Gustav, Moderne Typen.** Novellistische Studien. 8. (Adolf Bonz & Co., Stuttgart.)
- Seifert, Dr. W., Gemeinfaßliche Geschichte der elektrischen Fernverständigung.** 4. (Gustav Fock, Leipzig.)
- Sybel, Heinrich von, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.** Viertes Band. 8. (H. Oldenbourg, München.)
- Wachenhufen, Hans, Aus bewegtem Leben.** 1. Lief. 8. (H. Schulz & Co., Straßburg.)
- Weitbrecht, Carl, Sonnenwende.** Neue Dichtungen. 8. (Adolf Bonz & Co., Stuttgart.)
- Zopf, Prof. Dr. Wilh., Die Pilze.** Lex. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

11 JUN. 9

Eph. lit.













